THÜNEN

Jugendliche Zukunftsorientierungen in ländlichen Mittelstädten

Zur Rolle des alltäglichen (sozial-)räumlichen Kontexts beim Übergang von der Hauptschule in den weiteren Ausbildungsweg

Tobias Mettenberger

Thünen Report 50

Bibliografische Information:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikationen in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter www.dnb.de abrufbar.

Bibliographic information:
The Deutsche Nationalbibliothek (German National Library) lists this publication in the German National Bibliography; detailed bibliographic data is available on the Internet at www.dnb.de

Bereits in dieser Reihe erschienene Bände finden Sie im Internet unter www.thuenen.de

Volumes already published in this series are available on the Internet at www.thuenen.de

Zitationsvorschlag – *Suggested source citation:*
Mettenberger T (2017) Jugendliche Zukunftsorientierungen in ländlichen Mittelstädten : Zur Rolle des alltäglichen (sozial-)räumlichen Kontexts beim Übergang von der Hauptschule in den weiteren Ausbildungsweg. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut, 345 p, Thünen Rep 50, DOI:10.3220/REP1498642282000

Die Verantwortung für die Inhalte liegt bei den jeweiligen Verfassern bzw. Verfasserinnen.

The respective authors are responsible for the content of their publications.

THÜNEN

Thünen Report 50

Herausgeber/Redaktionsanschrift – *Editor/address*

Johann Heinrich von Thünen-Institut
Bundesallee 50
38116 Braunschweig
Germany

thuenen-report@thuenen.de
www.thuenen.de

ISSN 2196-2324
ISBN 978-3-86576-170-5
DOI:10.3220/REP1498642282000
urn:nbn:de:gbv:253-201706-dn058773-3

Jugendliche Zukunftsorientierungen in ländlichen Mittelstädten

Zur Rolle des alltäglichen (sozial-)räumlichen Kontexts beim Übergang von der Hauptschule in den weiteren Ausbildungsweg

Tobias Mettenberger

Thünen Report 50

Dissertation, eingereicht an der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

Tobias Mettenberger
Thünen-Institut für Ländliche Räume
Bundesallee 50
38116 Braunschweig
Telefon: 0531.596-5513
E-Mail: tobias.mettenberger@thuenen.de

Thünen Report 50

Braunschweig, Juli 2017

Danksagung

Ohne ihre Protagonisten würde es diese Studie nicht geben. Deshalb danke ich zuerst all den Schülern aus Borken, Coesfeld und Olpe, deren Geschichten im Mittelpunkt meiner Arbeit stehen. Während meiner Feldaufenthalte in Westfalen traf ich auf sehr unterschiedliche, aber immer freundliche und ehrliche Persönlichkeiten, die mit einer großen Portion Motivation und einem starken Interesse an den Interviews und Go Alongs teilnahmen. So waren es spannende und vor allem auch schöne Tage in den Schulen, Straßen und Schnellrestaurants der Untersuchungsstädte. Ein zweites herzliches Dankeschön soll an die Lehrerinnen und Lehrer gerichtet sein, die mein Vorhaben tatkräftig und interessiert unterstützten. So boten sich mir an allen teilnehmenden Schulen schnell Ansprechpartnerinnen und -partner an, die mir unkompliziert und flexibel bei der Durchführung meiner empirischen Arbeit vor Ort halfen.

Ein herzlicher Dank gilt meiner Doktormutter, Talja Blokland. Sie führte mich bereits während des Masterstudiums an mein zukünftiges Promotionsprojekt heran, unter anderem durch die Einladung in ihr Doktorandenkolloquium. Von da an gab mir Talja den Freiraum, mein eigenes Forschungsinteresse zu entwickeln und umzusetzen. Zugleich kritisierte und lenkte sie mich, wenn es nötig war, und half mir so dabei, das Puzzle Stück für Stück zusammenzusetzen. Ebenso möchte ich auch Susanne Frank herzlich danken, die mein Promotionsprojekt als Zweitgutachterin mit großem Engagement und Interesse unterstützte. Insbesondere ihre umfassenden, detaillierten und konstruktiven Reaktionen auf meine erste Entwurfsfassung halfen mir sehr dabei, meinen Text weiterzuentwickeln und meine Arbeit fertigzustellen.

Meine Arbeit wurde durch ein Stipendium des Instituts für Landes- und Stadtentwicklungsforschung (ILS) in Dortmund für den Zeitraum von drei Jahren finanziell gefördert. Dies gab mir die seltene Möglichkeit, mich ohne finanzielle Sorgen und über einen langen Zeitraum ganz meinem Promotionsprojekt widmen zu können. Darüber hinaus war es der intensive und sehr herzliche Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen, aus dem ich Vieles – nicht nur – für meine Arbeit mitnahm. Eine besondere Bedeutung hatte dabei das Doktorandenkolloquium, mit seiner produktiven und zugleich fröhlichen Atmosphäre. Produktiv und fröhlich, so erlebte ich auch das Forschungsfeld ‚Sozialraum Stadt', in dem ich und meine Arbeit angesiedelt waren. Besonders dankbar bin ich dabei meinen beiden Mentoren, Jörg Plöger und Ralf Zimmer-Hegmann, die nicht nur wissenschaftlich, sondern auch menschlich tolle und erfreulich fußballsachverständige Bezugspersonen für mich waren.

Einen besonders spannenden, schönen und auch produktiven Teil meiner Promotionszeit dufte ich als Gastwissenschaftler an der University of Roehampton in London verbringen. Durch die intensive und herzliche Betreuung von Professor John Eade und seiner Kolleginnen und Kollegen am ‚Social Sciences Department' fühlte ich mich schnell als Teil ihres Teams. Dabei zeigte mir John Eade für meine Arbeit relevante Kolloquia und Forschungsgruppen in ganz London. Darüber hinaus gab mir das Department die Gelegenheit, im Rahmen seiner ‚Brown Bag Lectures' über mein Projekt zu sprechen und dadurch in einen spannenden Dialog mit Wissenschaftlern und Praktikern zu treten.

Schon während meines Masterstudiums an der Humboldt-Universität bekam ich von Talja Blokland die Gelegenheit, am Doktorandenkolloquium des Lehrbereichs Stadt- und Regionalsoziologie teilzunehmen. Da ich dieser Gruppe bis zur Fertigstellung meiner Dissertation erhalten bleiben sollte, begleitete sie mich durch alle Phasen des Promotionsprojekts mit wertvollen und kreativen Ideen, Hinweisen und Kritiken. Ein besonderer Dank gilt in diesem Zusammenhang Christine Barwick, die ihre Doktorarbeit, genau wie ich, als Stipendiatin des Dortmunder ILS schrieb. Während gemeinsamer Zugfahrten, Bürotage und Kneipenabende sprachen wir viel über unsere Promotionsprojekte und den Rest der Welt. Vor allem aber war es Christine, die mich im Herbst 2010 auf das Stipendienprogramm des ILS aufmerksam machte, wodurch alles Weitere seinen Lauf nehmen konnte.

Einen entscheidenden Beitrag zum Abschluss dieser Arbeit haben meine Schwester Laura und meine Verlobte Sylvia, als kritische und sorgfältige Korrekturleserinnen geleistet. Sie gingen meinen Entwurf Kapitel für Kapitel durch und halfen mir dadurch, kleine und größere Unstimmigkeiten auszubessern.

Nach der Fertigstellung meiner Dissertation begann ich im Sommer 2015 meine Arbeit am Thünen-Institut für Ländliche Räume in Braunschweig. Dort begegnete ich nicht nur vielen netten Kolleginnen und Kollegen, sondern auch einem großen Interesse an meinem Promotionsprojekt. So wurde ich unter anderem unterstützt und ermuntert, meine Doktorarbeit in der Reihe „Thünen Report“ zu veröffentlichen. Ein großer Dank gilt in diesem Zusammenhang Katrin Jahn aus dem Schreibbüro, die Zeit und Nerven investierte und mein Manuskript für die Veröffentlichung formatierte.

Ein ganz großes Dankeschön verdienen meine Großtante Brigitte und mein Großonkel Gerd aus Bochum. Während meiner mit der dreijährigen Laufzeit des Dortmunder Stipendiums verbundenen multilokalen Lebensphase fand ich bei ihnen nicht nur eine Unterkunft, sondern auch ein zweites Zuhause. Die vielen schönen gemeinsamen Feierabende und Frühstücke mit den Beiden werden auf jeden Fall eine der starken und schönen Erinnerungen an meine Promotionszeit bleiben, auch weil sie meine Forschung mit großem Interesse verfolgten und oftmals besser als ich selbst wussten, wann ich zu welchen Terminen in Borken, Coesfeld oder Olpe verabredet war.

Last but not least möchte ich denen danken, die mich seit vielen Jahren durch mein Studium und mein Leben begleiten und mich bei all dem unterstützen, was mir Freude macht und mir wichtig ist: meinen Geschwistern Nils, Stella und Laura, meiner Verlobten Sylvia und meinen Eltern Christoph und Ulrike. Ihnen möchte ich diese Arbeit widmen.

Kurzfassung

Diese Studie befasst sich mit männlichen Jugendlichen, die in ländlichen, prosperierenden Mittelstädten leben und am Übergang von der Hauptschule in den weiteren Ausbildungsweg stehen. Sie stellt die Frage, welche Rolle der nahräumliche Kontext für die Zukunftsorientierungen dieser Schüler spielt.

Um die Bedeutung des nahräumlichen Kontexts für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen herauszuarbeiten, betrachtet die Studie sozialräumliche Einbindungen in ihrer infrastrukturellen, sozialen und symbolischen Dimension. Beim Blick in die infrastrukturelle Dimension wird deutlich, dass bei einem großen Teil der Befragten die positiven Bewertungen der Freizeitangebote und der Lebensqualität dazu beitragen, dass die Zukunftsplanungen auf den Wohnort und seine regionale Umgebung ausgerichtet werden. Nur für wenige Befragte stehen hingegen Defizite und Einschränkungen im Vordergrund, die dazu führen, dass manche von ihnen mittelfristig lieber an einem anderen Ort leben möchten. Bezüglich der für Ausbildung und Beruf entscheidenden Infrastrukturen bilden fast ausschließlich Unternehmen aus dem näheren regionalen Umfeld die wichtigen und aus Sicht der Jugendlichen vielversprechenden Anlaufpunkte für bereits laufende und zukünftig geplante Bewerbungen. Neben den Freizeitangeboten und Ausbildungsmöglichkeiten sind es vor allem die bestehenden sozialen Kontakte und Freundschaften, aufgrund derer die Planungen der meisten Jugendlichen auf das Vorortbleiben gerichtet sind.

Neben diesen bedeutenden emotionalen Bezugspunkten bietet der lokale Kontext in seiner sozialen Dimension weitere, für die Zukunftsorientierungen der Befragten relevante Ressourcen: Insbesondere der engere Freundes-, Familien- und Verwandtschaftskreis, aber auch lockerere Verbindungen zu Lehrern, älteren Jugendlichen und Erwachsenen bieten Hilfestellung in wichtigen Fragen rund um die Schule, die Ausbildung und im Privaten. Geringe Bedeutung haben hingegen durch bloße räumliche Nähe bedingte, zufälligere Kontakte, etwa in der Nachbarschaft.

In den Analysen zur symbolischen Dimension der lokalen Einbindungen wird deutlich, dass viele Befragte sich an ihren Wohnorten uneingeschränkt zuhause und den Menschen dort zugehörig fühlen. Darüber hinaus bietet die Auseinandersetzung mit den Menschen vor Ort den Jugendlichen Gelegenheit, sich an deren Lebensmodellen und Verhaltensweisen zu orientieren, eigene Identifikationen herauszubilden und sich dadurch in zentralen Aspekten der Zukunftsorientierung zu positionieren. Diese Positionierungen und Identifikationen entwickeln sich nicht nur über Empfindungen der Zugehörigkeit und Ähnlichkeit, sondern auch durch Mechanismen der symbolischen Abgrenzung und Vorurteilsbildung gegenüber bestimmten Gruppen.

Grundsätzlich zeigen die Ergebnisse der Studie aber auch, dass einzelne Jugendliche ganz unterschiedliche Sichtweisen auf ihren alltäglichen lokalen Kontext und die dortigen Zukunftsmöglichkeiten entwickeln. Hierfür sind sowohl Unterschiede in den Herkunftsmilieus und Peer Groups, als auch verschiedene Alltagsgestaltungen und Aktionsräume ursächlich.

Schlüsselwörter: Jugendliche, Ausbildung, Wohnstandortentscheidungen, Alltagswelten, Soziale Netzwerke

Abstract

The study deals with male youths living in rural, prospering, medium-sized towns, who are facing the transition from school to further training or education. It addresses the question what kind of role the local context plays for their future orientation.

For researching the importance of the local context for the youths and their orientation towards the future, this study investigates socio-spatial embedding in its infrastructural, social and symbolic dimension. Focusing on the infrastructural dimension, it becomes apparent that for a large part of the participants, positive assessments of the leisure time facilities and the quality of life strengthen the plans to stay at the places of residence or in the nearer surroundings. For only a few of the respondents, deficits or constraints prevail, so some of them would prefer to live somewhere else in the medium-term. Concerning the infrastructure relevant for training and professional career, companies in the nearer surroundings are almost exclusively seen as potential addresses for ongoing and future applications. In addition to the leisure time facilities and career options, particularly social contacts and friendships are crucial for preferences to stay at the home town.

In addition to those emotional reference points, the local context in its social dimension bears further resources that are relevant for the participants' orientations towards their future: Especially the closer circles of friends, family and relatives, but also loose connections to teachers, older youths and adults give support in important questions about school, education and private issues.
The analysis on the symbolic dimension of local embedding makes clear that many of the participants feel absolutely at home at their places of residence and have a sense of belonging to the people in their towns. Furthermore, the youths' interactions with people in their everyday life give them the opportunity to follow the model of other people and to orientate on their behavioural patterns. This helps them shaping their own identification and positioning themselves regarding crucial future orientation aspects. However, positioning and identification does not only develop trough feelings of belonging and similarity, but as well trough mechanisms of symbolic differentiation and prejudices against several groups.

Generally, the study results show that young individuals develop very heterogeneous perspectives on their everyday local contexts and on the future possibilities linked to those places. Causes for that variety are differences concerning the original social background and peer groups, as well as diverging everyday life structures and action spaces.

Key words: youths, education, selection of residential location, everyday worlds, social networks

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen V

Verzeichnis der Tabellen VI

Zusammenfassung ix

1 Einleitung 1

2 Theoretische Einbettung des Forschungsinteresses 9

2.1 Jugendliche Zukunftsorientierungen 9
2.1.1 Jugend als soziologischer Gegenstand 9
2.1.2 Aufwachsen in Kontexten – Sozialökologische Entwicklungsmodelle 11
2.1.3 Relevante Kontexte für die persönliche, schulische und berufliche Entwicklung Jugendlicher 13
2.1.4 Relevante Kontexte am Übergang von der Hauptschule in darauf folgende Ausbildungsphasen 15

2.2 Die Gebietseffekte-Perspektive: Dimensionen der Einbindung in den (sozial-)räumlichen Kontext 18
2.2.1 Erklärungen in der physisch-materiellen Dimension 20
2.2.2 Erklärungen in der sozialen Dimension 21
2.2.3 Erklärungen in der symbolischen Dimension 25
2.2.4 Gebietseffekte: Unterscheidung zwischen Ebenen 27
2.2.5 Blinde Flecken und Grenzen des Konzepts der Gebietseffekte 29

2.3 Ressourcen lokaler Kontexte und deren Nutzung durch die Individuen 34

2.4 Jugendliche Raumaneignungen 39

2.5 Der analytische Blickwinkel: Die soziale Konstruktion von Räumen und lokalen Bezügen 42
2.5.1 Relationalität 44
2.5.2 Raum und Handlung: Strukturierung von Räumen – Strukturierung durch Räume 44
2.5.3 Räume und Orte 47

2.6 Zwischenfazit 48

3 Konzeption und Methodik der empirischen Studie 53

3.1 Kriterien der Fallauswahl und Umsetzung des Samplings 53
3.1.1 Auswahl der Untersuchungsgruppe 53
3.1.2 Auswahl der Untersuchungsstädte 55
3.1.3 Feldzugang über die Schulen 63
3.1.4 Theoretisches Sampling innerhalb der teilnehmenden Klassen 64

3.2 Erhebungs- und Auswertungsverfahren 67

3.2.1 Triangulation der Verfahren 67
3.2.2 Kurzfragebögen 69
3.2.3 Zeitbudgetpläne 69
3.2.4 Leitfadeninterviews 70
3.2.5 Netzwerkgeneratoren 73
3.2.6 Go Alongs 74

3.3 Kritische Methodenreflektion 76
3.3.1 Fehlende Möglichkeiten der Betrachtung im zeitlichen Verlauf 76
3.3.2 Fehlender empirischer Vergleich mit anderen Gebietstypen oder Personengruppen 77
3.3.3 Bewusster Verzicht auf eine direkte Wohnortfokussierung 77
3.3.4 Sprachliche Grenzen bei den befragten Jugendlichen 78
3.3.5 Vorstrukturierte Situation in der Schule 78
3.3.6 Grenzen der objektivierenden Verfahren *Zeitbudgetpläne* und *Netzwerkanalyse* 79

4 Die Jugendlichen und ihre Zukunftspläne 81

4.1 Die Übergangssituation nach Klasse 9: Rahmenbedingungen und Möglichkeiten 81
4.1.1 10A oder 10B – Zwei Optionen für ein weiteres Jahr an der angestammten Schule 81
4.1.2 Nach dem Verlassen der Hauptschule 82

4.2 Die Zukunftsorientierungen der Befragten: Ziele für Beruf und Ausbildung 83
4.2.1 Bisherige Schullaufbahnen: Erfolge und Misserfolge 83
4.2.2 Berufspraktische Erfahrungen und Orientierungshilfen 86
4.2.3 Kurzfristige Ziele: Was nach Schuljahresende kommt 87
4.2.4 Mittelfristige Zukunftspläne: Ausbildungswünsche und Berufsziele 88
4.2.5 Blicke in die Zukunft – Vielfacher Optimismus und gelegentlicher Pessimismus 91

4.3 Zwischenfazit 97

5 Infrastrukturelle Nutzungsmöglichkeiten als Ressourcen der jugendlichen Zukunftsorientierungen 99

5.1 Die jugendlichen Alltagswelten – Tagesabläufe und Aktionsräume 101
5.1.1 Tagesgestaltungen nach Schulschluss 101
5.1.2 Aktionsräume 106
5.1.3 Was ist wie erreichbar? – Verkehrsmittelwahl und Determinanten der Alltagsmobilität 111
5.1.4 Zwischenfazit: Regional fokussierte Alltagswelten 113

5.2 Die Stadt als Freizeitort 113
5.2.1 Stärken und Defizite der lokalen Freizeitangebote 114
5.2.2 Geschäften und Einkaufszentren: Konsum, Zeitvertreib und abstrakte Bewertungen 124
5.2.3 Fußball- und Bolzplätze: Allgemein beliebter Hobby-Orte und lebendige Treffpunkte 129

5.2.4 Skateplätze und Skaterparks: Orte der Freizeitgestaltung und Distinktion einer bestimmten Gruppe 131
5.2.5 Zentrale Plätze und Stadtparks: Aufenthaltsorte, Treffpunkte, Aneignungen 134
5.2.6 Hinter Zäunen und Mauern – die Bedeutung versteckter Orte 137
5.2.7 Kneipen und Diskotheken: Orte zum Ausgehen und Feiern 139
5.2.8 Spezifische Infrastrukturen migrantischer Gruppen: Religion, Freizeit, Treffpunkte 141
5.2.9 Die Freizeitinfrastrukturen der Jugendlichen – Vergleich mit der Großstadt 143
5.2.10 Zwischenfazit: Lokal zentrierte Freizeitwelten mit heterogenen Funktionen 145

5.3 Die Stadt als Ausbildungsort 147
5.3.1 Pragmatische und lokal fokussierte Bewerbungsstrategien 147
5.3.2 Potenzielle Ausbildungsbetriebe und -Institutionen 150
5.3.3 Regionale Ausbildungschancen und deren Wahrnehmung durch die Jugendlichen 151
5.3.4 Die besuchten Schulen als Ausbildungsinfrastrukturen 156

5.4 Zwischenfazit: Die lokalen Ausbildungs- und Freizeitangebote als Ressourcen der Zukunftsorientierung 158

6 Nahräumliche soziale Kontakte als Ressourcen der Zukunftsorientierung 161

6.1 Soziale Kontakte als explizite Ressourcen der Zukunftsorientierung 165
6.1.1 Welche Personen werden als Zugänge zu expliziten Ressourcen genannt? 166
6.1.2 Familie und Verwandtschaft als explizite Ressourcen: Vertraute und (potenzielle) Vermittler 171
6.1.3 Freundschaften: Wichtige explizite Ressourcen in persönlichen Angelegenheiten 176
6.1.4 Erwachsenenkontakte: Ansprechpartner aus der Berufswelt 177

6.2 Implizite Ressourcen der Zukunftsorientierung 179
6.2.1 Befreundete Jugendliche als Träger impliziter Ressourcen 182
6.2.2 Familie und Verwandtschaft als implizite Ressourcen: In die Erwachsenenwelt einschleusen 187
6.2.3 Weitere Erwachsene als Träger impliziter Ressourcen – Kontakte ins Erwerbsleben 191
6.2.4 Schulische Ansprechpartner als implizite Ressourcen 196
6.2.5 Zwischenfazit I: Unterschiedliche Themen – Unterschiedliche Ansprechpartner 197
6.2.6 Zwischenfazit II: Die räumliche Struktur der impliziten und expliziten Ressourcen 198

6.3 Freunde, Familie Verwandte und die Rolle der Nachbarschaft: Eine genauere Betrachtung der alltagsrelevanten sozialen Netzwerke 200
6.3.1 Die Freundeskreise der Befragten: Sozial divers und lokal fokussiert 201
6.3.2 Familie und Verwandtschaft: Regionale und transnationale Strukturen 229

6.3.3 Nachbarschaftliche Kontakte zu Erwachsenen: Wenig und für Wenige bedeutend 238

6.4 Zwischenfazit: Soziale Kontakte als Ressourcen der Zukunftsorientierung und die Bedeutung räumlicher Nähe für deren Aktivierung 239

7 Die symbolische Dimension der lokalen Einbindung – Zugehörigkeit und Abgrenzung im städtischen Umfeld 245

7.1 Dazugehören und sich zuhause fühlen 245
7.1.1 Sich zuhause fühlen 251
7.1.2 Zuhause im Viertel, in der Stadt, in der Region: Alltägliche Bezugsgrößen 253
7.1.3 Dazugehörig fühlen 254

7.2 Die Anderen in der Stadt und deren Orte 258
7.2.1 Theoretischer Einschub: Symbolische Grenzziehungen 259
7.2.2 ‚Schlechte' Straßen und ihre Bewohner 262
7.2.3 Negativ bewertete Mikro-Orte erwachsener Personen 283
7.2.4 Negativ bewertete Orte anderer Jugendlicher 285
7.2.5 Abgrenzung gegenüber Jugendlichen von bestimmten Schulen 294
7.2.6 Großstadtvergleiche als symbolische Grenzziehungen 296

7.3 Zusammenfassung und Zuspitzung 299

8 Fazit 303

8.1 Heterogene Bezüge in den lokalen Kontext 304

8.2 Die strukturierenden Wirkungen multipler kontextueller Einbindungen und habitueller Prägungen 307

8.3 Räumliche Bezugsgrößen der Alltagspraktiken und Zukunftsorientierungen 308

8.4 ‚Wir in der Stadt' – eine wahrgenommene Gemeinschaft und ihre Außenseiter 309

8.5 Denkanstöße für die Nachbarschaftseffekteforschung 311

Literaturverzeichnis 315

Verzeichnis der Abbildungen

Abbildung 1:	Unterschiedliche Gebietstypen in Nordrhein-Westfalen mit grün eingefärbten ländlich-geprägten Landkreisen auf Grundlage der ZEFIR-Kategorisierung (ILS 2006: 34)	58
Abbildung 2:	Arbeitslosenquoten nach Kreisen und Kreisfreien Städten in NRW auf Grundlage von Zahlen der Bundesagentur für Arbeit. Stand 30.06.2011 (G.I.B. 2011: 32)	59
Abbildung 3:	„A-Faktor“ und „Wohlstandsfaktor“ in den Kreisen und Kreisfreien Städten in NRW (ILS 2006: 33)	60
Abbildung 4:	Übergangsquoten in nordrhein-westfälischen Städten und Gemeinden unterschiedlicher Größe (Geographische Kommission für Westfalen 2006: 237)	61
Abbildung 5:	Übergangsquoten in die Hauptschule, Gesamtschule und das Gymnasium in der Region Westfalen. (Geographische Kommission für Westfalen 2006: 236)	62
Abbildung 6:	Anteil der Schüler nach Schulformen (%) im Jahr 2009. Die Landkreise Borken, Coesfeld und Olpe im Vergleich mit den größten Städten Nordrhein-Westfalens, Köln, Dortmund und Düsseldorf (Bertelsmann-Stiftung o.J.)	63
Abbildung 7:	Berücksichtigung unterschiedlicher Aspekte des Forschungsinteresses durch den Einsatz verschiedener Erhebungsverfahren	68

Verzeichnis der Tabellen

Tabelle 1:	Übersicht der Studienteilnehmer	66
Tabelle 2:	Schematische Darstellung der Ressourcendimensionen	164
Tabelle 3:	Explizite Ressourcen bergende Kontakte: Genannte Personen, sortiert nach Personengruppe und Wohnort (n=268)	167
Tabelle 4:	Anzahl der Befragten, die Kontakte aus den jeweiligen Personengruppen als explizite Ressourcen benannt haben (n=39)	170
Tabelle 5:	Explizite Ressourcen in den unmittelbar auf die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten in Schule, Ausbildung, und Beruf bezogenen Fragen. Zuordnung der Nennungen zu unterschiedlichen Personengruppen (n=135)	171
Tabelle 6:	Maximale Distanz zwischen den Wohnorten der Befragten und jenen der von ihnen als Träger „expliziter Ressourcen“ benannten Verwandten. Anzahl der Befragten, deren entsprechende Kontakte einen bestimmen Radius nicht überschreiten (n=39)	176
Tabelle 7:	Träger impliziter Ressourcen: Genannte Personen, sortiert nach Personengruppe und Wohnort (n=93)	180
Tabelle 8:	Anzahl der Befragten, die Kontakte aus den jeweiligen Personengruppen als Träger impliziter Ressourcen benannt haben (n=39)	182
Tabelle 9:	Kennenlernen der als Freunde kategorisierten Kontakte. Zeitpunkte und Wege (n=304)	206
Tabelle 10:	Schulstati und –Abschlüsse in den Freundeskreisen. Anzahl der Befragten, die über Kontakte in die jeweiligen Gruppen verfügen (n=39)	209
Tabelle 11:	Wege des Kennenlernens von Freunden der Befragten, welche die Realschule oder das Gymnasium besuchen oder abgeschlossen haben (n=102)	210
Tabelle 12:	Bildungsabschluss der Eltern der Befragten und Tätigkeiten der Eltern bei den Freunden der Befragten. Zuordnung aller genannten freundschaftlichen Kontakte (n=304)	212
Tabelle 13:	Freunde der befragten Jugendlichen nach ethnischer Herkunft, Anzahl der Nennungen (n=304)	213
Tabelle 14:	Ethnische Struktur der Befragten-Netzwerke (Befragten-Gesamtnetzwerke der Untersuchungspersonen, Zahl der jeweiligen Netzwerktypen) (n=39)	214

Tabelle 15: Maximale Distanz zwischen den Wohnorten der Befragten und jenen der von ihnen benannten Verwandten. Anzahl der Befragten, deren entsprechende Kontakte einen bestimmen Radius nicht überschreiten (n=39) 234

Zusammenfassung

**Jugendliche Zukunftsorientierungen in ländlichen Mittelstädten -
Zur Rolle des alltäglichen (sozial-)räumlichen Kontexts beim Übergang von der Hauptschule in den weiteren Ausbildungsweg**

Die vorliegende Studie befasst sich mit männlichen Jugendlichen, die in ländlichen, prosperierenden Mittelstädten leben und am Übergang von der Hauptschule in den weiteren Ausbildungsweg stehen. Sie stellt die Frage, welche Rolle der nahräumliche Kontext für die Zukunftsorientierungen dieser Schüler spielt. Damit knüpft sie an zahlreiche deutsche und internationale Forschungsarbeiten an, die analysieren, inwiefern das Wohnumfeld den Alltag und die Lebenschancen Jugendlicher beeinflusst. Im Gegensatz zu einem großen Korpus an Studien, der sich mit so genannten „Nachbarschaftseffekten“ auseinandersetzt, geht es in dieser Arbeit weniger darum, die Effekte bestimmter Wohnumfelder auf die Lebensbedingungen ihrer Bewohner zu messen und im Vergleich zu quantifizieren. Stattdessen wird der Fokus auf die Mikro-Ebene der individuellen Alltagswelten gerichtet und rekonstruiert, durch welche nahräumlichen, aber auch globalen Raumbezüge den Jugendlichen Ressourcen zugänglich werden. Auch mit ihrem räumlichen Schwerpunkt bietet die vorliegende Studie eine Ergänzung zu den vorliegenden Beiträgen, die sich insbesondere mit einem bestimmten Gebietstypus beschäftigen: Den als solchen ausgemachten Problemquartieren der Großstädte. Demgegenüber sind ressourcenstarke Räume sowie generell kleine oder mittelgroße Städte vergleichsweise selten Gegenstand empirischer soziologischer Forschungen zu Fragen des Wohnumfelds, insbesondere in Deutschland. Dabei ist davon auszugehen, dass es auch in diesen vermeintlich weniger problematischen Gebieten unterschiedliche Ressourcenzugänge und Benachteiligungen bestimmter Gruppen gibt.

Vor diesem Hintergrund richtet die vorliegende Arbeit ihren Blick auf ländlich gelegene, prosperierende Mittelstädte, mit dem Ziel, die alltäglichen Raumbezüge der befragten Jugendlichen zu rekonstruieren und herauszuarbeiten, inwiefern sie für die individuellen Zukunftsorientierungen relevante Ressourcen zugänglich machen. Dementsprechend wird die folgende Forschungsfrage gestellt:

> *Welche Rolle spielen die umgebenden (sozial-)räumlichen Kontexte ländlich gelegener, prosperierender Mittelstädte für die Entwicklung jener Zukunftsorientierungen angehender Hauptschulabsolventen, die für deren weitere Laufbahn in Schule, Ausbildung und Beruf maßgeblich sind?*

Diese Forschungsfrage wird anhand der folgenden Unterfragen konkretisiert:

> *Inwiefern sind für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen relevante Ressourcen in das Umfeld dieser Nachbarschaften, Städte oder in anderweitige (sozial-)räumliche Kontexte eingebunden?*

Wie sehen die subjektiven Perspektiven der Jugendlichen auf ihren Alltag, ihre Zukunftsaussichten und die dabei relevanten Einbindungen in den (sozial-)räumlichen Kontext aus? Wie also nehmen die Befragten ihre Position, ihre Chancen und die sich ihnen gegenüber auftuenden Hindernisse innerhalb ihres lokalen sozialen Umfelds wahr?

Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten lassen sich zwischen den Jugendlichen bezüglich ihrer Zukunftsorientierungen, der auf diese bezogenen Handlungsstrategien und der (sozial-) räumlichen Einbindungen feststellen?

Zur theoretischen Einbettung dieser Forschungsfragen wird zunächst die Lebensphase „Jugend" mit den in ihr stattfindenden Prozessen der persönlichen und professionellen Entwicklung konzeptionell präzisiert. Daraufhin richtet sich der Blick auf die verschiedenen sozialen Kontexte, in welche die jugendlichen Alltagsgestaltungen eingebunden sind. Aus diesen Überlegungen wird abgeleitet, welche Arten von Ressourcen Jugendlichen bei der Entwicklung ihrer Zukunftsorientierungen hilfreich sein können und welche Hemmnisse sich ihnen dabei möglicherweise auftun. Angesichts des Forschungsinteresses dieser Arbeit wird daraufhin ein engerer Fokus auf die (sozial-)räumlichen Kontexte der Alltagsgestaltung gerichtet. Diese Auseinandersetzung mit sogenannten „Gebietseffekten" ermöglicht es zum einen, die darin enthaltenen Erklärungsmodelle zu nutzen, um die für die Zukunftsorientierungen von Jugendlichen relevanten (sozial-)räumlichen Einbindungen zu präzisieren und zu kategorisieren. Zum anderen zeigt sie aber auch konzeptionelle Engführungen und einen aus ihnen hervorgehenden Bedarf an komplementären Analysen. Dieser entsteht insbesondere dadurch, dass die entsprechenden Studien einen bestimmten Gebietstypus – benachteiligte Großstadtquartiere – fokussieren und die dortigen Entwicklungen auf der Strukturebene der aggregierten Merkmale bestimmter Bevölkerungsgruppen betrachten. Damit geht eine bestimmte konzeptionell-methodischen Vorgehensweise einher: Mittels quantitativer Analysen werden ausgewählte negative ‚Outcomes' gemessen, deren Entstehungsprozesse hingegen weniger reflektiert und detaillierte Erklärungen vernachlässigt. Die vorliegende Studie möchte diesem Forschungsstand eine komplementäre Analyse auf der Mikro-Ebene hinzufügen, indem sie den Fokus auf die Alltagspraktiken der Subjekte lenkt und mithilfe eines qualitativen Designs jene Bezüge in den lokalen Kontext rekonstruiert, die für die Zukunftsorientierungen der befragten Schüler eine Bedeutung haben.

Die empirische Studie wurde in Borken, Coesfeld und Olpe durchgeführt: Drei ländlich gelegene Mittelstädte in Nordrhein-Westfalen mit stabiler wirtschaftlicher Situation und einer im Landesvergleich niedrigen Arbeitslosenquote. Somit wurde ein zu den viel beforschten ressourcenschwachen Großstadtquartieren äußert gegensätzlicher Gebietstypus in den Blick genommen. Dort wurde der Feldzugang über die am Ort ansässigen Hauptschulen hergestellt. Insgesamt wurden 39 qualitative Interviews mit männlichen Jugendlichen im Alter von 14 bis 16 Jahren geführt. Darin eingebettet waren egozentrierte Netzwerkanalysen, mit denen die wichtigen Ratgeber und Ansprechpartner der Studienteilnehmer charakterisiert und im (sozial-)räumlichen Kontext lokalisiert wurden. Darüber hinaus erhielten die Jugendlichen die Aufgabe, mithilfe von Zeitbudgetplänen ihre individuellen Aktivitäten und Aktionsräume für den Zeitraum einer „gewöhnlichen" Woche zu protokollieren. Abschließend wurden Mitgeh-Interviews („Go Alongs" nach

Margarethe Kusenbach) durchgeführt, bei denen die Schüler in kleinen Gruppen für sie wichtige Orte in „ihrer Stadt“ zeigten und darüber hinaus in einem ungezwungenen Rahmen über ihren Alltag und ihre Zukunftspläne erzählen konnten.

Um die Bedeutung des lokalen Kontexts für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen herauszuarbeiten, betrachtet die Studie sozialräumliche Einbindungen in ihrer infrastrukturellen, sozialen und symbolischen Dimension. Beim Blick in die **infrastrukturelle Dimension** wird deutlich, dass bei einem großen Teil der Befragten die **positiven Bewertungen der Freizeitangebote und der Lebensqualität** dazu beitragen, dass die Zukunftsplanungen räumlich auf den Wohnort und seine regionale Umgebung ausgerichtet werden. Bei einigen Schülern treten aber auch negative Bewertungen der lokalen Freizeit- und Ausbildungsmöglichkeiten zutage. Mit Blick auf die Freizeitangebote ausgemachte Defizite stützen in einigen Fällen den Wunsch, in Zukunft an einem interessanteren Ort, zumeist einer größeren Stadt, zu leben. Zugleich wird hinsichtlich der Freizeit- und Ausbildungsinfrastrukturen deutlich, dass die Bewertungen der Jugendlichen zum einen durch eine gewisse Indifferenz und zum anderen durch einen ausgeprägten Pragmatismus gekennzeichnet sind. Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass die individuellen Standortperspektiven sehr stark dadurch geprägt werden, dass die Befragten gerne auch weiterhin ihre Freunde und ihre Familien um sich herum wissen möchten. Einen Fortzug unmittelbar nach dem Schulabschluss zieht, schon allein aus pragmatischen Gründen, kaum einer der Jugendlichen in Erwägung. In einem Punkt lässt sich eine sehr deutliche Schlussfolgerung ziehen: Die infrastrukturellen Nutzungen und Bezüge der Jugendlichen weisen einen signifikanten nahräumlichen Fokus auf. Ob (potenzielle) Ausbildungsbetriebe oder Freizeitorte, die meisten relevanten Plätze befinden sich am Wohnort oder in dessen näherem Umland.

Neben den Freizeitangeboten und Ausbildungsmöglichkeiten sind es vor allem die bestehenden sozialen Kontakte und Freundschaften, aufgrund derer die Planungen der meisten Jugendlichen auf das Vorortbleiben gerichtet sind. Neben diesen bedeutenden **emotionalen Bezugspunkten** bietet der lokale Kontext in seiner **sozialen Dimension** weitere, für die Zukunftsorientierungen der Befragten relevante Ressourcen: Insbesondere der engere Freundes-, Familien- und Verwandtschaftskreis, aber auch lockerere Verbindungen zu Lehrern, älteren Jugendlichen und Erwachsenen bieten **Hilfestellung in wichtigen Fragen rund um die Schule, die Ausbildung und im Privaten**. Geringe Bedeutung haben hingegen durch bloße räumliche Nähe bedingte, zufälligere Kontakte, etwa in der Nachbarschaft. Beim genaueren Hinsehen lassen sich große Unterschiede zwischen verschiedenen Alltagsbereichen beobachten. Während Freunde generell als wichtige Ansprechpartner und Unterstützer in emotionalen Angelegenheiten fungieren, werden sie bei den unmittelbar auf Schule, Ausbildung und Beruf bezogenen Fragen nur selten als Träger relevanter Ressourcen benannt. Hier sind es vielmehr Eltern, ältere Geschwister und Verwandte, aber auch lockerere Verbindungen zu Lehrern, älteren Jugendlichen und Erwachsenen, die von den Befragten angeführt werden. Auffällig ist, dass sich die in Zukunftsfragen relevanten Ansprechpartner und Ratgeber weitaus stärker im näheren Wohnumfeld der Jugendlichen konzentrieren, als die alltagsrelevanten sozialen Netzwerke in ihrer Gesamtstruktur. Dafür sind zwei Gründe maßgeblich: Zum einen sind regelmäßige Alltagskontakte dafür ausschlaggebend, dass

jene Personen, die die Jugendlichen während ihrer Ausbildungslaufbahn begleiten, entsprechende Tipps geben können und ansprechbar sind. Zum anderen sind es primär Menschen aus der Wohnortnähe, welche die lokalen Ausbildungsmöglichkeiten detailliert kennen oder persönlichen Kontakt zu hilfreichen Ansprechpartnern, etwa aus den Betrieben, haben. Zugespitzt formuliert kann somit in zweifachem Sinne von einer Bedeutung des lokalen räumlichen Kontexts als einem Generator sozialer Kontakte gesprochen werden: Zum einen haben die dargestellten empirischen Befunde gezeigt, dass regelmäßige und vielfache ‚Face-to-face'-Kontakte in vielen Fällen dafür wichtig sind, dass eine Netzwerkperson als Ressourcenzugang bedeutsam wird. Zum anderen sind es konkrete „Foci", die als Treffpunkte und als Orte der Kommunikation zwischen den Angehörigen verschiedener sozialer Gruppen dafür entscheidend sind, dass bestimmte implizite und explizite Ressourcen wirksam werden. Setzt man diese empirischen Ergebnisse zur sozialen Dimension in Bezug zu den Debatten des Gebietseffekte-Diskurses, wird darüber hinaus deutlich, dass sowohl die Nachbarschaft als (kleinräumiger) residentieller, als auch die Schule als institutioneller Kontext nur bedingt segregierend wirken, da die Jugendlichen in vielfältige, darüber hinausgehende Beziehungen eingebunden sind.

In den Analysen zur **symbolischen Dimension** der lokalen Einbindungen wird deutlich, dass viele Befragte sich an ihren Wohnorten **uneingeschränkt zuhause und den Menschen dort zugehörig fühlen**. Auch dies trägt dazu bei, dass die meisten der befragten Schüler gerne weiterhin in der Region bleiben möchten. Darüber hinaus bietet die Auseinandersetzung mit den Menschen vor Ort den Jugendlichen Gelegenheit, sich an deren Lebensmodellen und Verhaltensweisen zu orientieren, eigene Identifikationen herauszubilden und sich dadurch in zentralen Aspekten der Zukunftsorientierung zu positionieren. Dabei zeigt sich, dass die meisten Befragten an die Erwartungen der Erwachsenen angepasste Zukunftspläne und Lebensentwürfe verfolgen, wie sie sowohl in der eigenen Familie als auch im lokalen Umfeld beobachtet werden. Diese Positionierungen und Identifikationen entwickeln sich nicht nur über Empfindungen der Zugehörigkeit und Ähnlichkeit, sondern auch durch **Mechanismen der symbolischen Abgrenzung und Vorurteilsbildung** gegenüber bestimmten Gruppen, insbesondere Einkommensschwachen, deviant Handelnden und Angehörigen ethnischer Minderheiten. Diese als „anders" kategorisierten Personen werden von den Befragten mit bestimmten Orten in Verbindung gebracht; mit ‚schlechten' Straßen und Wohnlagen sowie mit bestimmten Schulen und öffentlichen Plätzen. Dabei wird Bezug auf die immer gleichen Kategorien genommen: Rauchen, Alkohol trinken, fehlender Arbeitswille, abweichende beziehungsweise destruktive Verhaltensweisen. In den Vorstellungen der Jugendlichen grundsätzlich wahrgenommenen Dichotomien zwischen guten und schlechten Verhaltensweisen werden folglich in den Wahrnehmungen bestimmter städtischer Orte und an ihnen lokalisierter Personen gespiegelt. Zugleich werden solche, merklich durch andere Kontexte wie die Medien oder das Elternhaus geprägten, allgemeinen Sichtweisen durch die konkreten nahräumlichen Erfahrungen bestätigt und konkretisiert.

Zusammengefasst zeigt sich, dass das städtische Umfeld keineswegs allen befragten Jugendlichen die gleichen Ressourcen bietet. Dies ist zunächst in der Heterogenität der rekonstruierten Alltagswelten begründet. Sie kommt in unterschiedlichen Herkunftsmilieus und Peer Groups sowie

auch in den verschiedenen Alltagsgestaltungen und Aktionsräumen der einzelnen Studienteilnehmer zum Ausdruck. Es wäre folglich wenig zielführend, den städtischen Raum und die in ihm vermeintlich ‚objektiv' vorhandenen und beobachtbaren infrastrukturellen Angebote, sozialen Kontaktmöglichkeiten und symbolischen Außenwirkungen zum Ausgangspunkt einer Analyse der für die Studienteilnehmer relevanten Ressourcen – und auch Constraints – zu machen. Vielmehr ist es ein breites Spektrum unterschiedlicher, an verschiedenen Orten verankerter Lebenswelten und Sichtweisen, aus dem sich die Bedeutung, welche das Wohngebiet, die Stadt oder die Region als Ressourcenzugänge für die schulische und berufliche Laufbahn sowie für die persönliche Entwicklung der einzelnen Jugendlichen haben, ergibt.

1 Einleitung

‚It takes a village to raise a child' lautet eine im anglo-amerikanischen Sprachraum gebräuchliche Redewendung. Neben der Familie, den Freunden und dem schulischen Umfeld hätten demnach auch weitere Personen aus der lokalen Umgebung einen Einfluss darauf, wie sich ein Kind oder Jugendlicher entwickelt und welche Chancen in Schule, Ausbildung und Beruf sich ihm im weiteren Lebensverlauf bieten. In der Alltagswelt wie auch in den wissenschaftlichen Diskursen steht eben jene Vorstellung im Raum, dass nahräumliche Kontexte für den Verlauf der Jugendphase prägend sind. Wie aber lässt es sich erklären, dass solche (sozial-)räumlichen Kontexte Ressourcen bergen, die sich auf die Lebenssituation und Entwicklungsperspektiven einzelner Jugendlicher auswirken? In welchen alltäglichen Situationen und Praktiken ergibt sich eine Relevanz jener Ressourcen? Diesen übergeordneten Fragen möchte ich mich mit meiner Arbeit in einigen Aspekten annähern. Sie richtet ihren Fokus auf männliche Jugendliche, die das letzte Jahr der Hauptschule besuchen, somit kurz vor ihrem Übergang in eine Ausbildung, Berufstätigkeit oder einen weiterführenden Schulbesuch stehen und sich folglich mit richtungsweisenden Entscheidungen, Möglichkeiten und Einschränkungen bezüglich ihrer Zukunftsorientierungen konfrontiert sehen. Somit nehme ich eine spezifische Gruppe von Heranwachsenden in den Blick, deren Ausbildungsweg durch besondere Herausforderungen geprägt ist und der zugleich eine gesteigerte Aufmerksamkeit in den wissenschaftlichen und öffentlichen Debatten zuteil wird (z. B. Trautwein et al., 2007; Wellgraf, 2012). Mit ländlich gelegenen und zugleich ökonomisch prosperierenden Mittelstädten wählte ich für meine Studie einen räumlichen Kontext, der in diesem thematischen Zusammenhang bislang kaum beforscht wurde.

Zahlreiche deutsche und internationale Forschungsarbeiten gehen der hier aufgeworfenen Frage nach, inwiefern das Wohnumfeld den Alltag und die Lebenschancen Jugendlicher beeinflusst. Der Fokus ist dabei nur allzu oft ausschließlich auf einen bestimmten Gebietstypus gerichtet: die als solche ausgemachten Problemquartiere der Großstädte. In größtenteils dort durchgeführten Studien wird die These entwickelt und überprüft, dass derartige sowohl durch eine räumliche Ballung benachteiligter Haushalte als auch durch eine defizitäre infrastrukturelle Ausstattung geprägte Gebietskontexte die Lebenssituation ihrer Bewohner im Allgemeinen (Atkinson und Kintrea, 2001; Farwick, 2001; Musterd et al., 2003) und jene der Jugendlichen im Besonderen negativ beeinflussen (Booth und Crouter, 2001; Elliott et al., 2006; Jencks und Mayer, 1991; Oberwittler, 2007b). Das Interesse gilt somit so genannten ‚Gebiets-, Quartiers-, Nachbarschafts- oder (sozial-)räumlichen Kontexteffekten'.

Eine derartige Untersuchung von Nachbarschaftseffekten ist meine Studie nicht. Im Folgenden wird es weniger darum gehen, die Effekte bestimmter Wohnumfelder auf die Lebensbedingungen ihrer Bewohner zu messen und im Vergleich zu quantifizieren. Ebenso wenig ist es beabsichtigt, die Ergebnisse der Forschung zu Nachbarschaftseffekten in Frage zu stellen und sie empirisch zu widerlegen. Vielmehr sollen die in meiner Arbeit entwickelten Überlegungen vorhandene Erklärungen von Nachbarschaftseffekten ergänzen, indem der Fokus auf die Mikro-Ebene der individuellen Alltagswelten und der sie prägenden Raumbezüge gerichtet wird. Aus dieser Perspekti-

ve wird die Frage erörtert, durch welche räumlichen Bezüge und Einbindungen für die Zukunftsorientierungen der einzelnen Studienteilnehmer relevante Ressourcen wirksam werden und inwiefern folglich von einer Wirkung der Kontexte, Nachbarschaft, Stadtteil oder Stadt gesprochen werden kann. Das Konzept der Gebietseffekte bildet somit weder einen starren theoretischen Rahmen der Untersuchung noch einen Gegenstand der Kritik, sondern vielmehr einen Ausgangspunkt, um vieldimensionale Phänomene in ihren räumlich-kontextuellen Einbindungen zu konzipieren und empirisch zu untersuchen: Angelehnt an die Triade einer sozialen, einer physisch-materiellen und einer symbolischen Dimension der Gebietseffekte (z. B. Farwick, 2001; Häußermann und Kronauer, 2009) wird der Fokus in meiner Studie (1) auf gegenwärtige und geplante infrastrukturelle Nutzungen, (2) die lokalen Einbindungen sozialer Kontakte beziehungsweise Netzwerke sowie (3) auf Wahrnehmungen und Interpretationen der gebauten und sozialen Umwelt gerichtet. Dabei erläutere ich anhand meiner empirischen Materialien, welche räumlichen Bezüge sich in den untersuchten sozialen Phänomenen spiegeln und welche Bedeutung bestimmte Gebietskontexte für die Alltagsgestaltungen und Zukunftsorientierungen der Jugendlichen haben.

Eine Reihe empirischer und konzeptioneller Forschungslücken waren dafür ausschlaggebend, dass ich meine empirische Untersuchung im Kontext ländlich gelegener, ökonomisch prosperierender Mittelstädte ansiedelte. Wie bereits dargelegt, sind kleine oder mittelgroße Städte insgesamt vergleichsweise selten Gegenstand empirischer, soziologischer Forschungen, insbesondere in Deutschland (Hannemann, 2004: 42) und mit Blick auf (sozial-)räumliche Kontexteffekte (Schader-Stiftung, 2011: 155f.). Stadtsoziologische Studien sind größtenteils in den Großstädten angesiedelt, während sich die ‚Agrarsoziologie' oder auch die ‚Soziologie des ländlichen Raumes' auf dörfliche Lebenswelten konzentriert (Hannemann 2004: 31f.). Kleine und mittlere Städte stellen folglich einen blinden Fleck zwischen den Foci der hiesigen soziologischen Forschung dar. Sieht man von bestimmten Stadttypen mit besonderen Entwicklungspfaden, wie zum Beispiel schrumpfenden Städten (z. B. Bude et al., 2011; Hannemann, 2004), oder bestimmten Themenaspekten, wie zum Beispiel dem lokalen Vereinsleben (z. B. Hanhörster und Weck, 2011) oder der Integration migrantischer Bevölkerungsgruppen (Alisch und May, 2011; Schader-Stiftung, 2011), ab, existieren im deutschsprachigen Raum äußerst wenige Studien, welche die Bedeutung klein- und mittelstädtischer Kontexte für das Leben ihrer Bewohner untersuchen (wie z. B. zu Kleinstädten Hannemann, 2004). Dies lässt sich zunächst darauf zurückführen, dass den meisten kleineren Städten in einem vergleichsweise geringen Maße soziale Probleme attestiert werden. Sie werden anscheinend häufig als integrative Sozialräume betrachtet, in denen soziale Ungleichheiten und daraus hervorgehende benachteiligte Stadtviertel bei weitem nicht so ausgeprägt sind wie in den Großstädten. Folglich wird auch die Frage, inwiefern das Wohnumfeld das Leben seiner Bewohner (negativ) beeinflussen kann, primär als eine großstädtische betrachtet.

An dieser Stelle möchte ich mit meiner Untersuchung ergänzend anknüpfen, indem ich meinen Fokus auf ländliche Mittelstädte und die dortigen jugendlichen Lebenswelten lenke: Inwiefern und aus welchen Gründen bieten diese (sozial-)räumlichen Kontexte tatsächlich förderliche Lebensbedingungen für die einzelnen Heranwachsenden? Welche lokalen Ressourcen tragen also

gegebenenfalls dazu bei, dass die jungen Menschen dort bessere Handlungsoptionen und Zukunftsperspektiven haben, als in jenen anderen Gebietstypen, die in den bisher zum Thema vorliegenden Studien betrachtet wurden? Können tatsächlich alle jugendlichen Bewohner von diesen lokalen Ressourcen profitieren, oder ist der Zugang zu ihnen durch soziale, symbolische oder auch physische Grenzen beschränkt? Mit Blick auf diese Fragen bieten (benachteiligte) großstädtische Quartiere wichtige Bezugsgrößen für die folgenden empirischen Analysen. Gleichwohl ist es im Rahmen meiner Studie weder beabsichtigt noch möglich, eine systematische Vergleichsperspektive einzunehmen. Dafür wären entweder eine eigene komparative empirische Analyse in unterschiedlichen Gebietstypen oder aber bereits vorliegende, umfassende und konzeptionell sehr ähnliche Studien aus solchen räumlichen Vergleichskontexten vonnöten. Da auf beides nicht zurückgegriffen werden kann, werde ich es zumindest versuchen, ausgewählte empirische Erkenntnisse zu den Ergebnissen geeigneter ‚Großstadtstudien' in Bezug setzen.

Auch unter einem anderen, wenngleich ähnlichen, Gesichtspunkt sind die vorliegenden Forschungen zu (sozial-)räumlichen Kontexteffekten durch eine gewisse Einseitigkeit geprägt. Gebietseffekte werden generell in deutlich benachteiligten Nachbarschaften verortet (Small und Newman, 2001). Dies lässt sich unter anderem auf die empirischen Designs zurückführen, mit denen ebenjene Effekte gemessen werden. Die Lebensbedingungen in offenbar benachteiligten Gebieten mit einem hohen Anteil ressourcenarmer Haushalte werden anhand bestimmter ‚Outcomes' mit jenen in durch ressourcenreichere Haushalte geprägten Wohnlagen verglichen. Aus diesem Verfahren hervorgehend werden den benachteiligten Quartieren negative Kontexteffekte zugeschrieben, den sozial durchmischten Gebieten im Vergleich dazu positive Effekte. Dies, so eine Grundannahme meiner Argumentation, muss jedoch keineswegs heißen, dass in sozial homogen-strukturierten, ressourcenarmen Gebieten eindimensional benachteiligende Prozesse wirken und Hemmnisse generiert werden. Schließlich können auch diese Kontexte manchen Bewohnern Möglichkeiten für eine ‚positive' individuelle Entwicklung bieten (mit Blick auf Jugendliche: Pott, 2002). Ebenso wenig erscheint es plausibel, dass Wohnumfelder mit einem hohen Anteil ressourcenreicher Milieus einseitig für die einzelnen Individuen positive Effekte hervorbringen, beispielsweise mit Blick auf die Außenseiterpositionen dort lebender statusniedriger Personen. In diesem Sinne möchte ich mit meiner Studie die These unterfüttern, dass es eine Vielzahl in das Wohnumfeld eingebetteter Zusammenhänge in unterschiedlichen Dimensionen des Alltags sind, aus denen heraus für die individuellen (Zukunfts-)Orientierungen bedeutsame Ressourcen – oder auch Hemmnisse – hervorgehen. So soll mir der Blick in die, zu den großstädtischen Problemquartieren in mehrfacher Hinsicht konträr strukturierten, wirtschaftlich prosperierenden und damit durch einen geringen Anteil ressourcenarmer Haushalte geprägten Mittelstädte eine differenzierte Perspektive auf jene Prozesse und Mechanismen eröffnen, in denen Ressourcen (sozial-)räumlicher Kontexte wirksam werden können.

Darüber hinaus ließe sich argumentieren, dass Mittelstädte, ähnlich wie Christine Hannemann es für den Typus der Kleinstadt beschreibt (2004: 310f.), im Vergleich mit großstädtischen Gebieten durch den vergleichsweise kleinräumigen Charakter ihrer sozialen und baulichen Strukturen geprägt sind. Angehörige unterschiedlicher sozialer Gruppen lebten demnach in relativ geringer

räumlicher Distanz zueinander und begegnen sich in gemeinsam genutzten infrastrukturellen Einrichtungen und öffentlichen Räumen, wie etwa in den innerstädtischen Einkaufszonen. Somit eignen sich diese räumlichen Kontexte besonders, um die von den verschiedenen Individuen in ihren Alltagspraktiken hergestellten Raumbezüge in ihrer Heterogenität zu analysieren. In diesem Sinne möchte ich die vielen Studien zu (sozial-)räumlichen Kontexteffekten implizit zugrunde liegende Annahme eines den Wohnstandort gewissermaßen konzentrisch umgebenden ‚Containers' des lokalen Kontexts kritisch hinterfragen. Deshalb werde ich nicht die unmittelbare Nachbarschaft der Wohnstandorte oder alternativ die Schulen als Ausgangspunkte meiner Analyse nehmen, sondern jene Settings, die den Alltag der Jugendlichen tatsächlich prägen. Da somit zur Disposition gestellt wird, ob und, wenn ja, in welcher Hinsicht die kleinräumige Wohnlage die lokalen Raumbezüge prägt, werde ich Jugendliche aus ganz unterschiedlichen Wohnlagen und ‚Nachbarschaften' (wie z. B. aus der Kernstadt und den umliegenden Dörfern, aus Mehrfamilienhaussiedlungen und Einfamilienhausgebieten) in die empirische Studie einbeziehen.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen verfolge ich mit meiner Arbeit das übergeordnete Ziel, die alltäglichen Raumbezüge der befragten Jugendlichen zu rekonstruieren und herauszuarbeiten, inwiefern sie für die individuellen Zukunftsorientierungen relevante Ressourcen zugänglich machen.

So soll für meine weitere Argumentation die folgende Forschungsfrage leitend sein:

> *Welche Rolle spielen die umgebenden (sozial-)räumlichen Kontexte ländlich gelegener, prosperierender Mittelstädte für die Entwicklung jener Zukunftsorientierungen angehender Hauptschulabsolventen, die für deren weitere Laufbahn in Schule, Ausbildung und Beruf maßgeblich sind?*

Diese Forschungsfrage lässt sich anhand der folgenden Unterfragen konkretisieren:

> *Inwiefern sind für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen relevante Ressourcen in das Umfeld dieser Nachbarschaften, Städte oder in anderweitige (sozial-)räumliche Kontexte eingebunden?*
>
> *Wie sehen die subjektiven Perspektiven der Jugendlichen, auf ihren Alltag, ihre Zukunftsaussichten und die dabei relevanten Einbindungen in den (sozial-)räumlichen Kontext, aus? Wie also nehmen die Befragten ihre Position, ihre Chancen und die sich ihnen gegenüber auftuenden Hindernisse innerhalb ihres lokalen sozialen Umfelds wahr?*
>
> *Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten lassen sich zwischen den Jugendlichen bezüglich ihrer Zukunftsorientierungen, der auf diese bezogenen Handlungsstrategien und der (sozial-)räumlichen Einbindungen feststellen?*

Zur Beantwortung dieser Fragen ist systematisches Hintergrundwissen bezüglich der Alltagspraktiken und Tagesabläufe der befragten Jugendlichen sowie hinsichtlich ihrer Einbindung in soziale Netzwerke und Institutionen (wie zum Beispiel die Schule, Vereine, Freizeitgruppen, Nebenjobs) notwendig. Der soziale und gebaute Raum der Stadt bildet dabei einen ‚Möglichkeits- und Hemmnisgenerator', der bestimmte Handlungen, Nutzungen und soziale Kontakte ermöglicht, andere hingegen erschwert. Um die in meiner Studie fokussierten (sozial-)räumlichen Einflüsse zu verstehen, ist es somit notwendig, ein Bild davon zu erhalten, wie die Jugendlichen ihre Stadt nutzen, welche Orte in ihrem Alltag eine Rolle spielen und welchen Menschen sie dort begegnen.

Die empirische Untersuchung wurde in insgesamt drei Städten durchgeführt, die dem Typus der ländlich gelegenen und ökonomisch prosperierenden Mittelstadt entsprechen. Olpe, Borken und Coesfeld liegen abseits der in Nordrhein-Westfalen zentralen Agglomeration Rhein-Ruhr und zeichnen sich unter anderem durch die niedrigsten Arbeitslosenquoten (auf Landkreisebene gemessen) im gesamten Bundesland aus. Die parallele Durchführung der Datenerhebung in drei Städten des gleichen Typus half mir dabei, die gewonnenen Erkenntnisse zu fundieren und es zu vermeiden, lediglich die spezifische Realität einer einzelnen Stadt abzubilden. Über jeweils ein oder zwei Hauptschulen in den genannten Städten wurde der Zugang zur Untersuchungsgruppe der für meine Studie interessanten Jugendlichen hergestellt. Den Prämissen eines theoretischen Samplings folgend, habe ich dort die einzelnen Untersuchungspersonen ausgewählt, wie im Methodenkapitel detaillierter erläutert wird.

Meine weitere Argumentation ist folgendermaßen aufgebaut: Im anschließenden *Kapitel 2* wird ein theoretischer Rahmen für die empirische Untersuchung entwickelt und dabei zugleich der Forschungsstand in den relevanten Diskursen aufgearbeitet. Den Ausgangspunkt bildet eine Auseinandersetzung mit theoretischen Annahmen und empirischen Erkenntnissen der Jugendsoziologie, der sozialen Arbeit und angrenzender Disziplinen, welche für ein genaueres Verständnis von Entwicklungsprozessen und Zukunftsorientierungen der in dieser Studie im Mittelpunkt stehenden Jugendlichen dienlich sind. Hierbei liegt mein Fokus auf der Frage, welchen Kontexten Einflüsse auf die persönliche und professionelle Entwicklung der jungen Menschen zugeschrieben werden. Dadurch wird die Brücke zum Konzept der Gebietseffekte geschlagen, das in seinen Grundzügen rekonstruiert wird. Dies geschieht insbesondere vor dem Hintergrund der Fragen, in welchen Zusammenhängen (sozial-)räumliche Kontexte die Handlungsstrategien und Zukunftsperspektiven von Jugendlichen beeinflussen können und welche Dimensionen lokaler Einbindungen vor dem Hintergrund meines Forschungsinteresses relevant sind. Dabei wird der Gebietseffekte-Ansatz in zweifacher Hinsicht zu einem Bezugspunkt für die vorliegende Studie: Zum einen wird die in ihm entwickelte Unterscheidung zwischen einer physisch-infrastrukturellen, einer sozialen und einer symbolischen Dimension lokaler (sozial-)räumlicher Kontexte dafür genutzt, die für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen bedeutsamen räumlichen Bezüge zu operationalisieren, zu kategorisieren und systematisch darzustellen. Zum anderen bietet mir die These der Nachbarschaftseffekte einen Ausgangspunkt, um meine dazu komplementäre, auf die Mikro-Ebene der Alltagspraktiken und Wahrnehmungen fokussierte, Perspektive zu entwickeln und aus ihr heraus die individuellen Ressourcenzugänge und -Nutzungen zu verstehen. Dazu werde ich in

einem nächsten Schritt die in meiner Analyse des empirischen Materials wesentlichen Kategorien der Ressourcen und Ressourcennutzung einführen, anhand derer ich die Verbindung zwischen der Strukturebene des lokalen Kontexts und der Mikro-Ebene der in diesen Kontext bestehenden individuellen Bezüge entwickele. In Anlehnung an Bourdieus Konzepte der Kapitalsorten und Raumprofite sowie an die Vorstellung von der Stadt als einer Ressourcenmatrix, wie sie von Alan Harding und Talja Blokland entwickelt wurde, argumentiere ich, dass die lokale Umgebung einer Stadt, Gemeinde oder Nachbarschaft die Lebensbedingungen, subjektiven Orientierungen und Entwicklungsmöglichkeiten all ihrer Bewohner keineswegs in gleicher oder ähnlicher Art und Weise beeinflusst. Vielmehr sind die Ressourcenzugänge der Einzelnen durch deren soziale Positionen, aber auch durch deren individuellen Bedürfnisse und Geschmäcker geprägt. Somit sind nicht nur strukturelle Restriktionen, sondern auch die ‚Agency' der Individuen zu betrachten, wenn man die für die Zukunftsorientierungen relevanten Bezüge in den lokalen (sozial-)räumlichen Kontext nachvollziehen möchte. Um genauer zu verstehen, wie jene Bezüge in Nutzungen, Interaktionen und Wahrnehmungen konstituiert werden, werde ich, angelehnt an Arbeiten von Henri Lefebvre (1991 [1974]), Doreen Massey (1994) und insbesondere Martina Löw (2001), ein sozialkonstruktivistisch und praxistheoretisch fundiertes Raumverständnis entwickeln, das für meine Interpretation der empirisch beobachteten Zusammenhänge wesentlich ist.

Daraufhin werde ich in *Kapitel 3* die Konzeption meiner empirischen Studie sowie die in ihr zum Einsatz kommenden Erhebungs- und Auswertungsverfahren darstellen. Die Auswahl der Untersuchungsstädte sowie die Definition der Untersuchungsgruppe werden erläutert und das Studiendesign in forschungstheoretische Überlegungen eingebettet. Auf dieser Grundlage wird auf die im Feld zur Anwendung gekommenen Erhebungsverfahren eingegangen: schriftliche Kurzbefragungen mit standardisierten Fragebögen, leitfadengestützte Interviews, systematische Netzwerkanalysen auf der Basis von Namensgeneratoren, Sozialraumbegehungen in kleinen Gruppen – so genannte ‚Go Alongs' – sowie das Ausfüllen von Zeitbudgetplänen. Daraufhin werde ich die angewandten Verfahren der Datenauswertung und die Verknüpfung der aus den unterschiedlichen Erhebungsverfahren stammenden Daten beschreiben. Abschließend erfolgt eine kritische Reflektion der von mir gewählten methodischen Zugänge, mit der die Erkenntnisgrenzen meiner empirischen Arbeit erläutert werden.

Die Ergebnisse meiner empirischen Studie werden in den darauf folgenden Kapiteln präsentiert. Zunächst werden in *Kapitel 4* die teilnehmenden Jugendlichen vorgestellt. Dabei wird gleichermaßen auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der (Aus-)Bildungsbiographien eingegangen, indem die bisherigen Schullaufbahnen, die zum Befragungszeitpunkt aktuellen Übergangssituationen und insbesondere die Zukunftspläne und -orientierungen der Schüler beschrieben werden.

Um anhand meines empirischen Materials die Bedeutung lokaler Ressourcen für jene Zukunftsorientierungen herauszuarbeiten, werde ich in den folgenden drei Kapiteln unterschiedliche Dimensionen (sozial-)räumlicher Einbindungen betrachten. Neben der Nutzung und Bewertung *infrastruktureller* Angebote in den Bereichen Ausbildung und Freizeit durch die Jugendlichen (Ka-

pitel 5) werden die *sozialen* Netzwerke der Schüler im Hinblick auf ihre räumliche Struktur und die entscheidenden Settings der Interaktionen analysiert (Kapitel 6). Darüber hinaus gilt mein Interesse symbolischen Prozessen der Positionierung und Grenzziehung und den darin zum Tragen kommenden Zuschreibungen gegenüber bestimmten Orten und den dort lokalisierten Personen (Kapitel 7).

Somit widmet sich ein erstes zentrales empirisches Kapitel (*Kapitel 5*) den Nutzungen der und den Sichtweisen auf die für die persönliche und professionelle Entwicklung relevanten Infrastrukturen. Hierbei werden sowohl die im Alltag frequentierten Freizeitinfrastrukturen als auch für die weitere Laufbahn relevanten Berufs- und Ausbildungsstätten fokussiert. Während erstere für viele Teilnehmer mit dafür ausschlaggebend sind, ob sie am Ort bleiben oder ihre Zukunft lieber woanders verbringen möchten, sind letztere wesentliche Bezugsgrößen im Entscheidungsprozess für oder gegen bestimmte Ausbildungswege. Somit können beide Infrastrukturtypen für die individuellen Zukunftsorientierungen wesentliche Ressourcen bergen. Dieses Kapitel dient zugleich als eine Grundlage für die im Folgenden dargestellten empirischen Auswertungen. So werden jene alltagsrelevanten Orte identifiziert, die als Settings und Generatoren soziale Kontakte fungieren (Kapitel 6) und auch als Bezugspunkte von Identifikationen und Abgrenzungen (Kapitel 7) relevant werden.

Mit Blick auf eine zweite Dimension der lokalen Einbindung wird in *Kapitel 6* der Frage nachgegangen, inwiefern lokale, aber auch überregionale soziale Bezugspersonen den Jugendlichen Ressourcen für die Entwicklung in Schule, Ausbildung und Beruf bieten können. Dabei werden sowohl ‚implizite' als auch ‚explizite' Ressourcen betrachtet. Im ersten Fall wird die Frage nach jenen Personen gestellt, die den Jugendlichen im Alltag zur Seite stehen und Ratschläge geben. Wie lassen sich diese Personen charakterisieren? Inwiefern können sie den Befragten hilfreich sein? Über welche Themen wird sich mit diesen Personen ausgetauscht? Wie werden die von diesen Bezugspersonen kommenden Informationen und Ratschläge von den Jugendlichen aufgenommen? Explizite Ressourcen hingegen bezeichnen in diesem Zusammenhang Personen, die von den Befragten gezielt angesprochen und somit als Ressource aktiviert oder die als potenzielle Ansprechpartner in Erwägung gezogen werden. Auch diese Kontakte werden hinsichtlich der oben genannten Aspekte näher charakterisiert. Mit Blick auf diese aus sozialen Beziehungen hervorgehenden Ressourcen wird stets die räumliche Dimension der sozialen Netzwerke in Betracht gezogen, indem analysiert wird, an welchen Orten die Bezugspersonen wohnhaft sind und an welchen konkreten Settings sich entscheidende Kontakte lokalisieren lassen. Im zweiten Teil des Kapitels werde ich drei besonders signifikante Detailphänomene näher betrachten: erstens die heterogenen, zahlreiche Realschüler und Gymnasiasten einschließenden Freundschaftsnetzwerke der meisten Befragten, zweitens die Verwandtschaftsnetzwerke migrantischer Jugendlicher, die gleichermaßen durch lokale Ballungen in den Untersuchungsregionen und transnationale Verbindungen in die Herkunftsländer geprägt sind sowie drittens die äußerst geringe Bedeutung bloßer nachbarschaftlicher Wohnortnähe für das Zustandekommen und die Pflege relevanter sozialer Beziehungen.

Mein drittes zentrales empirisches *Kapitel 7* fokussiert die symbolische Dimension der lokalen Einbindungen. Dabei zeige ich, wie die individuellen Wahrnehmungen der gebauten und sozialen Umwelt durch Empfindungen der Zugehörigkeit auf der einen und Phänomene symbolischer Abgrenzung auf der anderen Seite geprägt werden. Ich lege dar, wie die Jugendlichen auf dieser Grundlage Ressourcen für ihre Selbstpositionierungen und Identitätskonstruktionen aktivieren. Dabei wird verdeutlicht, dass es in allen drei Untersuchungsstädten bestimmte kleinräumige Settings und die an ihnen anzutreffenden Personenkreise sind, welche die Sichtweisen der Befragten auf ihr Umfeld wesentlich prägen, so zum Beispiel bestimmte Wohnlagen, Freizeitorte und Schulen.

Im abschließenden *Kapitel 8* mündet meine Argumentation in einer zusammenfassenden Bewertung der Frage, inwiefern die vieldimensionalen Einbindungen der Jugendlichen in die (sozial-) räumlichen Kontexte der Untersuchungsstädte Zukunftsorientierungen prägen und das städtische Umfeld diesbezüglich relevante Ressourcen bergen kann. Darüber hinaus wird der Bogen zurück zu der am Beginn meiner theoretischen Überlegungen stehenden Strukturebene gespannt und erläutert, welche Implikationen meine Forschungsergebnisse für die Erklärungsmodelle (sozial-)räumlicher Kontexteffekte haben.

2 Theoretische Einbettung des Forschungsinteresses

Ziel dieses Kapitels ist es, auf Grundlage des theoretischen und empirischen Forschungsstands eine konzeptionelle Vorstellung davon zu entwickeln, inwiefern aus den lokalen (sozial-)räumlichen Kontexten des Alltags Ressourcen für die jugendlichen Zukunftsorientierungen hervorgehen können und wie sich die in diesem Zusammenhang bedeutsamen individuellen und kollektiven Raumbezüge modellieren lassen. Die Auseinandersetzung mit den hierfür relevanten Diskursen erlaubt es nicht nur, die Analyseperspektive konzeptionell zu schärfen. Sie offenbart zugleich konzeptionelle und empirische Forschungslücken, zu deren Schließung die vorliegende Studie einen Beitrag leisten möchte. Mit dieser Absicht werden, wie in der Einleitung dargelegt, zunächst Arbeiten betrachtet, in denen die Lebensphase Jugend, die Zukunftsorientierungen der Heranwachsenden und der Übergang von der Schule in die Ausbildung näher beleuchtet werden.

2.1 Jugendliche Zukunftsorientierungen

2.1.1 Jugend als soziologischer Gegenstand

Auf den ersten Blick existiert ein breites Spektrum an soziologischen Arbeiten, das sich speziell mit Jugendlichen und ihrer Rolle in der Gesellschaft befasst. Folglich sind die dabei implizit oder explizit zugrunde gelegten Definitionen der Lebensphase Jugend keineswegs eindeutig (Scherr, 2009: 17ff.). Grundlegend ist jedoch die Vorstellung, dass Jugend als eine Phase des Übergangs, von der Kindheit ins Erwachsenenalter, zu betrachten ist. Deren Anfang wird zumeist mit dem Beginn der Pubertät gleichgesetzt und somit mit einem biologischen Veränderungsprozess in Verbindung gebracht. Das Ende der Jugendphase markiert der Eintritt in das Erwachsenenleben, der durch das Erreichen persönlicher Selbstständigkeit, der Loslösung vom Elternhaus oder die Gründung einer Familie gekennzeichnet sein kann (Evans, 2008: 1664). In diesen Merkmalen spiegelt sich bereits die Mehrdimensionalität jener Entwicklungsprozesse, welche die Jugend als Transition konstituieren. Dieser Gedanke prägt auch die folgende Definition Ferchoffs:

> *„Sie fängt mit der (inzwischen zeitlich vorgelagerten) Pubertät (körperliche, psychische und sozio-kulturelle Reifungsprozesse) an und endet, wenn man nicht nur juristische, nicht nur biologische und nicht nur psychologische, sondern auch soziologische Maßstäbe angelegt, mit dem Eintritt in das Berufsleben und/oder mit der Heirat. Zumeist wurde und wird Jugend als eine bestimmte Altersphase mit vielen differenzierten, teilweise ‚entritualisierten Teilübergängen' (…) und mit vor allem nach hinten ausgedehnten, unscharfen Rändern bezeichnet – in der Regel von 13 bis ca. 25 Jahren." (Ferchoff, 1999: 68, zitiert nach Winkler, 2005: 36)*

Dieses Zitat spiegelt nicht nur die oben dargestellten Kriterien für den Beginn und das Ende der Lebensphase Jugend, sondern enthält zugleich eine Begründung, weshalb gerade der Übergang in

die Erwachsenenphase nur schwer einem bestimmten Lebensjahr zuzuordnen und individuell variabel ist. Darüber hinaus werden zwei intensiv miteinander verwobene Dimensionen, in denen sich während der Jugend bedeutsame Veränderungen vollziehen, aufgezeigt: die persönliche Entwicklung und die Laufbahn durch Schule und Ausbildung. Dies bedeutet, dass sich Jugendliche zeitgleich mit multiplen Herausforderungen konfrontiert sehen, wie auch Scherr argumentiert:

> *„Einerseits unterliegen Jugendliche Qualifizierungszwängen und verfügen nicht über die gleichen Rechte wie Erwachsene; sie sind ökonomisch abhängig und gelten als erziehungsbedürftig. Andererseits werden Jugendliche nicht mehr wie Kinder behandelt, ihnen wird zugestanden und zugemutet, über bestimmte Aspekte ihrer Lebensführung selbst zu bestimmen und über Zeiten und Räume zu verfügen, die nicht von Erwachsenen beaufsichtigt werden." (Scherr, 2009:20, zitiert nach Plöger, 2012: 15)*

Scherr sieht somit ein wesentliches Charakteristikum der Jugendphase in einer grundlegenden Ambivalenz zwischen gesellschaftlichen Zwängen auf der einen und wachsenden Gestaltungsspielräumen auf der anderen Seite. So betont er mit seiner Kategorie der Qualifizierungszwänge die auch in meiner Studie zentralen Anforderungen in den Bereichen Schule und Ausbildung, beschreibt aber die Jugendphase zugleich als einen Prozess des Loslösens aus den die Kindheit prägenden Erwachsenenbindungen, wie sie in der Regel primär zu den (Stief-)Eltern bestehen. Durch letzteren wird unter anderem neu zur Disposition gestellt, inwiefern die einzelnen Jugendlichen die Werte und Normen ihres Umfelds aufnehmen oder aber dazu alternative Orientierungen entwickeln (Winkler, 2005: 39). Somit schwindet im Jugendalter zugleich auch die Bedeutung der Eltern als Behüter und Beschützer, beispielsweise gegenüber negativen Einflüssen der Nachbarschaft (Ingolsby et al., 2006).

Die Lebensphase Jugend ist somit sowohl für die persönliche als auch für die schulische und berufliche Entwicklung der Individuen entscheidend und durch Prozesse geprägt, die für die spätere Positionierung in der (Erwachsenen-)Gesellschaft wesentlich sind. Hurrelmann beschreibt in diesem Zusammenhang vier unterschiedliche Herausforderungen (2007: 27-34, zitiert nach Plöger, 2012: 16): So sei erstens der Erwerb von für den – in der vorliegenden Studie zentralen – beruflichen Werdegang relevanten Kompetenzen wesentlich. Zweitens sei die Loslösung vom Elternhaus und gleichzeitige Intensivierung von selbstgewählten Beziehungen, insbesondere zu den Gleichaltrigen, der so genannten Peer Group, entscheidend. Drittens würden Jugendliche damit beginnen, einen eigenen Lebensstil zu entwickeln, was unter anderem in Konsummustern und der bedürfnisorientierten Nutzung von Freizeitangeboten zur Geltung käme. Außerdem sei die Jugendphase für die Entwicklung individueller Werte- und Normensysteme und somit die Positionierung der jeweiligen Personen in ihrer sozialen Umgebung wesentlich.

Diese Überlegungen zeigen, dass die Jugendphase durch Entwicklungsprozesse in unterschiedlichen Dimensionen geprägt wird, die letztlich zur Positionierung des Individuums in der Arbeitswelt im Speziellen und der Gesellschaft im Allgemeinen führen. Folglich ist davon auszugehen, dass all diese Aspekte miteinbezogen werden müssen, wenn man die jugendlichen Zukunftspla-

nungen und die auf sie bezogenen Strategien präzise verstehen möchte. Alle vier genannten Dimensionen nach Hurrelmann finden Eingang in die Konzeption meiner empirischen Untersuchung und formen die für meine empirischen Analysen zentrale Kategorie der ‚Zukunftsorientierungen'. Neben der dargestellten Bezugnahme auf persönliche, schulische und berufliche Entwicklungsprozesse sind soziologische Konzeptionen der Jugendphase durch Vorstellungen von Kontextualität geprägt, gemäß denen die Individuen durch heterogene und sich im Laufe der Zeit verändernde Einbindungen in ihre Umwelt geprägt werden. Hierauf wird nun der Fokus gerichtet.

2.1.2 Aufwachsen in Kontexten – Sozialökologische Entwicklungsmodelle

Einen bis heute grundlegenden Beitrag zu den sozialwissenschaftlichen Debatten rund um die Lebensphase Jugend liefert Urie Bronfenbrenner mit seinem sozial-ökologischen Modell der menschlichen Entwicklung (1979). Darin wird die Vorstellung geprägt, dass Kinder und Jugendliche über eine individuelle biologische Ausstattung verfügen, diese sich jedoch in einer kontinuierlichen Wechselwirkung mit der aus verschiedenen Kontexten bestehenden Umwelt entwickeln würde. Auch untereinander würden sich die verschiedenen Kontexte gegenseitig beeinflussen. Bronfenbrenners Ansatz wird folglich deshalb als ökologisches Modell bezeichnet, weil die Umwelt der Individuen als ein komplexer, durch vielfältige Prozesse verwobener Gesamtzusammenhang, vergleichbar mit einem Ökosystem, modelliert wird (Woolfolk-Hoy, 2008: 92). Während die biologische Ausstattung der Schüler im Rahmen meiner Studie nicht weiter in den Vordergrund gerückt wird, soll die Vorstellung von für die individuellen Entwicklungspfade relevanten, multiplen und miteinander verwobenen Kontexten ein wesentlicher Ausgangspunkt der folgenden empirischen Analysen sein.

Bronfenbrenners Modell basiert auf der These, dass Individuen in ein komplexes ökologisches Gesamtsystem eingebunden sind. Möchte man ihre persönliche Entwicklung genauer analysieren, ist es folglich notwendig, diese in Zusammenhang mit vielfältigen kontextuellen Einbindungen zu untersuchen. Jene Wechselwirkungen modelliert Bronfenbrenner als eine „reziproke Interaktion" (1994: 38) zwischen dem Individuum und den es umgebenden Objekten, Personen und Symbolen. Folglich wird davon ausgegangen, dass sowohl der Einzelne durch die ökologischen Systeme als auch diese Systeme durch den Einzelnen geprägt werden. Somit wird zwar die Vorstellung einer für die individuellen Entwicklungen wirkmächtigen Struktur entwickelt. Diese ist jedoch keinesfalls statisch, sondern durch die Handlungen der Individuen geprägt und modifiziert. Darüber hinaus greift Bronfenbrenner mit seiner Bezugnahme auf Objekte, Personen und Symbole eine Dreidimensionalität auf, die auch in meiner Studie dazu beitragen wird, die alltagspraktischen Bezüge der befragten Schüler in die sie umgebenden Kontexte zu systematisieren und zu analysieren.

Weitergehender und für die Konzeption der vorliegenden Arbeit nicht minder relevant ist jedoch eine weitere, für die Argumentation Bronfenbrenners charakteristische Unterscheidung zwischen

fünf ökologischen Teilsystemen, die gemeinsam das so genannte Gesamtsystem konstituieren würden (Bronfenbrenner, 1994: 39ff.). Die Perspektive des in der Entwicklung befindlichen Individuums einnehmend, spricht Bronfenbrenner zunächst von einem dieses unmittelbar umgebenden *Mikro-System* (1) (1994: 39f.). Damit werden jene Kontexte und in ihnen anzutreffenden Personen kategorisiert, mit denen der Einzelne im Alltagsgeschehen ‚face-to-face' konfrontiert ist. Somit lassen sich hier die Familie, die Peer Group, die Schulklasse oder der Kreis der Arbeitskollegen zuordnen. Prozesse in denen das Individuum in Wechselwirkung mit diesem System tritt, können an einem bestimmten Ort – an dem das Individuum sich selbst befindet – lokalisiert werden. Eine andere Konstellation bezüglich der relevanten Settings ergibt sich mit Blick auf die von Bronfenbrenner konzipierten *Exosysteme* (2) (1994: 40). Diese sind dadurch definiert, dass sie mehrere Settings umfassen; darunter mindestens eines, an dem das fokussierte Individuum nicht selbst präsent ist. Mit Blick auf Heranwachsende können beispielsweise die Beziehungen, welche die Eltern an ihren Arbeitsplatz pflegen, in dieser Art und Weise für die Entwicklung bedeutsam werden. Auch soziale Beziehungen innerhalb einer nachbarschaftlichen Gemeinschaft werden von Bronfenbrenner hier zugerechnet. Somit wird deutlich, dass nicht nur die unmittelbaren Kontaktpersonen eines Jugendlichen für dessen Entwicklung relevant sein können. Auch mittelbare Verbindungen, beispielsweise über die beschriebenen Bezugspersonen der Eltern, können in diesem Zusammenhang von Bedeutung sein. Als *Meso-Systeme* (3) (ebd.) werden jene Kontexte und auf sie bezogenen Prozesse kategorisiert, die an mindestens zwei Settings lokalisiert sind beziehungsweise an denen zwei Mikro-Systeme in Verbindung miteinander treten. Mit Blick auf Jugendliche kann hier das Verhältnis zwischen den Systemen Familie und Schule und somit zwischen Eltern und Lehrkräften genannt werden. *Makro-Systeme* (4) sind demgegenüber weitaus umfassender und stehen dementsprechend in Wechselwirkung mit einer größeren Zahl von Individuen (ebd.). Sie lassen sich laut Bronfenbrenner auch als Kulturen beziehungsweise Subkulturen konzeptionieren und basieren auf gemeinsamen Bezüge zu Wertsystemen, Wissensbeständen, materiellen Ressourcen, Bräuchen oder Lebensstilen. Als eine fünfte Kategorie von entwicklungsrelevanten Kontexten definiert Bronfenbrenner so genannte *Chronosysteme* (5) (ebd.: 40f.). Mit dieser Kategorie geht er über die Unterscheidungen verschiedener Größenordnungen und unterschiedlicher Distanzen zum Individuum hinaus und bezieht komplementär die zeitliche Dimension in seine Analyse mit ein: Sowohl die jeweiligen Individuen als auch die sie umgebenden Systeme würden sich im Lauf der Zeit verändern, so die zentrale Annahme. Folglich sei bei der Analyse stets auch den jeweiligen zeitlichen Kontexten und den sie prägenden Ereignissen, wie etwa Wirtschaftskrisen, Rechnung zu tragen.

Bronfenbrenners Konzeption und Unterscheidung verschiedener für die persönliche und somit auch jugendliche Entwicklung relevanter ökologischer Systeme liefert eine hilfreiche Grundlage dafür, die im Folgenden relevanten Einbindungen der Studienteilnehmer analytisch zu modellieren und auf dieser Grundlage systematisch zu erfassen. Sie schärft den Blick für die verschiedenen Aspekte der kontextuellen Einbindungen eines Individuums. Diese sind nicht nur gleichermaßen als Beziehungen zu Objekten, Personen und Symbolen zu betrachten. Sie sind auch als Zusammenhänge auf verschiedenen Ebenen zu denken, die unmittelbar oder auch eher mittelbar auf das Individuum wirken können. Folglich sind, wenngleich der methodische und analytische

Fokus meiner Studie bewusst auf diese gerichtet wurde, nicht nur die unmittelbaren Praktiken und Interaktionen der jeweiligen Individuen zu betrachten, sondern auch Situationen in deren mittelbarem Umfeld, wie zum Beispiel in den sozialen Netzwerken der Eltern. Darüber hinaus gibt Bronfenbrenner Hinweise auf die räumliche Dimension dieser kontextuellen Einbindungen, indem er beispielsweise die nachbarschaftliche Community als ein Meso-System kategorisiert. In meiner weiteren Argumentation wird jener räumliche Aspekt in Überlegungen zu (sozial-)räumlichen Kontexten näher präzisiert. Dabei werde ich zeigen, dass – in den Kategorien Bronfenbrenners bleibend – unterschiedliche ökologische Systeme zugleich eine räumliche Dimension in sich tragen, da sie durch das Prinzip der räumlichen Nähe und die physisch-materiellen, sozialen und symbolischen Gegebenheiten der näheren geographischen (städtischen) Umgebung geprägt werden.

2.1.3 Relevante Kontexte für die persönliche, schulische und berufliche Entwicklung Jugendlicher

Betrachtet man die Entwicklung eines Jugendlichen aus soziologischer Perspektive, rückt die Frage nach den gesellschaftlichen Einflussfaktoren, welche diesen Prozess beeinflussen, in den Mittelpunkt. Die Entwicklung und Orientierung des Individuums wird somit in Bezug zu sozialen Kontexten gesetzt und als in diese eingebettet betrachtet. Bevor weiter unten vertiefte Überlegungen zur Konzeption und zu den Wirkprozessen eines in dieser Studie im besonderen Fokus stehenden (sozial-)räumlichen Kontexts erfolgen, soll zunächst ein Einblick in die verschiedenen Arten der für Jugendliche und ihre Alltagswelten relevanten kontextuellen Einbindungen gegeben werden. Einen geeigneten Ausgangspunkt hierfür bietet eine breit angelegte empirische Studie, die von Delbert S. Elliott und anderen in Denver und Chicago durchgeführt wurde (Elliott et al., 2006). Mit einem Mix aus quantitativen und qualitativen Erhebungsverfahren gingen die U.S.-amerikanischen Forscher der Frage nach, wie es Jugendlichen aus benachteiligten Nachbarschaften gelang, eine erfolgreiche Ausbildungslaufbahn einzuschlagen und welchen Einfluss verschiedene Kontexte auf diese Entwicklung haben. Dabei wurde ein vergleichsweise breites Spektrum an Aspekten als relevante Bestandteile der individuellen Entwicklungspfade betrachtet (Elliott et al., 2006: 58ff.). In der Ergebnisdarstellung wird eine erfolgreiche Entwicklung der Jugendlichen beispielsweise daran festgemacht, welche prosozialen Kompetenzen und Verhaltensweisen auf der einen und Distanzierungen von problematischen Verhaltensweisen auf der anderen Seite herausgebildet werden. Ebenso wird analysiert, inwiefern die Jugendlichen den Übergang in Erwachsenenrollen erfolgreich bewältigen. Auch die Herausbildung persönlicher Kompetenzen wird mit einbezogen. Diese Aspekte jugendlicher Entwicklung werden als ‚Outcomes' modelliert, deren kausale Abhängigkeit von den Einflüssen verschiedener Kontexte in einem Mehrebenen-Modell statistisch messbar ist. Da das Interesse von Elliott und seinen Mitautoren auf Nachbarschaften gerichtet ist, liegt der Fokus wie auch in meiner Studie auf der räumlichen Dimension. Nichtsdestotrotz werden weitere Kontexte genauer modelliert, welche einen Einfluss auf die Entwicklung Jugendlicher haben können und zugleich mit dem räumlichen eng verwoben sind.

So schenken Elliott und seine Mitautoren dem *familiären Umfeld* ihrer Untersuchungspersonen besondere Beachtung (2006: 161ff.): Insbesondere in jüngeren Lebensjahren stellten Eltern in der Regel die wesentlichen Sozialisationsinstanzen dar und beeinflussten somit die Entwicklung ihrer Kinder maßgeblich. Dabei würde die Erziehung stark durch die dem Elternhaus zur Verfügung stehenden Ressourcen, aber auch durch die dort relevanten Normen und Wertvorstellungen geprägt. Vor diesem Hintergrund werden die Familien der befragten Jugendlichen anhand von vier Charakteristika untersucht: der zur Verfügung stehenden sozialen und ökonomischen Ressourcen (Einkommen und sozialer Unterstützungsnetzwerke), der familiären Dysfunktionalität (persönlicher Probleme und devianter Verhaltensweisen der Eltern), der Erziehungspraktiken (Vorgabe von Regeln und Erwartungen, Förderung von eigenverantwortlichem Handeln, Vermittlung von Wärme und Geborgenheit, Engagement) und der familientypischen Werte und Einstellungen. Auf dieser Grundlage setzen die Wissenschaftler die Erklärungsrelevanz des familiären in Bezug zu jener des räumlichen beziehungsweise nachbarschaftlichen Kontexts. Sie zeigen zwei wesentliche Bezüge auf: Zum einen seien auch die Eltern den Effekten des nachbarschaftlichen Kontexts ausgesetzt, was sich wiederum in der Erziehung ihrer (jugendlichen) Kinder niederschlagen würde. Zum anderen könnten sich Effekte des familiären und des nachbarschaftlichen Umfelds gegenseitig kompensieren.

Außerdem wird der *Peer Group* (Elliott et al., 2006: 203ff.) als wesentlichem Bestandteil des sozialen Umfelds besondere Aufmerksamkeit zuteil. Mit Beginn der Pubertät würde diese stärker als jedes andere Interaktionssetting jugendliche Verhaltensweisen prägen. Ob eine Peer Group positive Effekte auf jugendliche Verhaltensweisen hat, hinge wesentlich davon ab, welche Rolle prosoziales und deviantes Verhalten innerhalb der Gruppe spielten, wie intensiv die Bindung einer Person in die Gruppe wäre und wie viel Zeit mit ‚riskanten' Gruppenaktivitäten verbracht würde. Auch hier stellen die Autoren wiederum die Bezüge zu den Effekten anderer Kontexte her, wenn sie beispielsweise argumentieren, dass sowohl die soziale Zusammensetzung der Nachbarschaft als auch die in der Familie verbreiteten Werthaltungen einen Einfluss darauf hätten, welche Peer-Kontakte in welcher Weise prägend wirken.

Darüber hinaus wird von den Autoren in diesem Zusammenhang auch auf den *schulischen Kontext* (ebd.) verwiesen, der ebenfalls dafür entscheidend sei, zu welchen Personen wichtige Peer-Kontakte aufgebaut werden. Schulen fungierten somit als wichtige Settings, die den Jugendlichen ein gewisses soziales Umfeld vorgeben und sie sowohl mit positiven als auch mit devianten Verhaltensweisen anderer Heranwachsender in Kontakt bringen würden. Darüber hinaus seien aber auch die verschiedenen Facetten der Unterrichtsqualität (Respekt vor den Lehrern, Möglichkeiten sich zu beteiligen, Regelhaftigkeit und Fairness, positives Lernklima) dafür entscheidend, dass die Schule einen bestimmten Einfluss auf die jugendliche Entwicklung nimmt.

Die Bedeutung des schulischen Kontexts für die Sozialisation Jugendlicher wird auch von vielen weiteren Forschern als überaus groß hervorgehoben (z. B. Kauppinen, 2008; Kirk, 2009; Oberwittler, 2007b). Allein die Tatsache, dass die Heranwachsenden einen großen Teil ihres Alltags dort verbringen und neben den Unterrichtsinhalten auch die Beziehungen zu Lehrern und Mitschülern

die Entwicklung prägen, legt es nahe, diesen Kontext ins Zentrum der Analyse zu stellen. So plädieren auch in den raumwissenschaftlich geprägten Diskursen Wissenschaftler dafür, im Zusammenhang mit der Entwicklung Jugendlicher nicht die Nachbarschaft, sondern die Schule konzeptionell in den Mittelpunkt zu rücken (Ditton und Krüsken, 2006; Rutter, 1979). Hierauf reagierte ich mit der strategischen Entscheidung, für mein Sample nicht die jugendlichen Bewohner einer bestimmten Nachbarschaft, sondern Personen, die gemeinsam eine Schule oder eine Schulklasse besuchen auszuwählen. Somit unterscheiden sich derartige Perspektiven von anderen Studien, in denen die Schulen als Teil des nachbarschaftlichen Kontexts betrachtet und nicht gegenüber diesem abgegrenzt werden.

An dieser Stelle wird eine generellere konzeptionelle Problematik sichtbar. Auch die von Elliott und Mitautoren vorgenommene theoretische Reflektion verschiedener für die jugendliche Entwicklung relevanter Kontexte zeigt deutlich, dass es mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, diese analytisch voneinander abzugrenzen, da sie sich wechselseitig beeinflussen und zugleich gemeinsame Elemente aufweisen. Wenn weiter unten die Wirkungsprozesse und alltagsweltlichen Bedeutungen des (sozial-)räumlichen Kontexts theoretisch hergeleitet werden, wird sich zeigen, dass sich diese wesentlich mit bereits beschriebenen anderen Kontexten überschneiden. So konstituiert sich im Falle Jugendlicher die Bedeutung der lokalen Umgebung unter anderem durch nahräumliche Peer Group-Kontakte, den Alltag in der Schule und die Beziehung zu in geringer Entfernung und vielfach im Haushalt lebenden Familienmitgliedern und Verwandten. Die räumliche Dimension der kontextuellen Einbindungen kann somit auch als eng mit den oben genannten Dimensionen verwoben gedacht werden: Familiäre Beziehungen, Peer Group-Kontakte, schulische Gegebenheiten und andere kontextuelle Aspekte sind wesentliche Bestandteile auch jener durch räumliche Nähe konstituierter Möglichkeitsstrukturen, die für die Entwicklung individueller Zukunftsorientierungen wesentlich sein.

2.1.4 Relevante Kontexte am Übergang von der Hauptschule in darauf folgende Ausbildungsphasen

Stellt die Jugend insgesamt eine entscheidende Übergangsphase im Lebensverlauf dar, so beinhaltet sie zugleich einzelne Zeitpunkte und Ereignisse, die als besondere und konkrete Weichenstellungen die Biographien der Individuen prägen. Für die Schüler aus meiner Studie ist der Übergang von der Hauptschule in die darauf folgenden Ausbildungsschritte eine besonders bedeutende Passage dieser Art. An diesem Punkt entscheidet es sich, ob die Jugendlichen in eine betriebliche oder schulische Berufsausbildung wechseln, einen weiteren und höheren schulischen Abschluss anstreben oder andere Wege (wie zum Beispiel den Wehrdienst) einschlagen (vgl. ausführlicher in Kapitel 4). Für den Einzelnen bedeutet dies, Entscheidungsspielräume zu haben, gleichermaßen jedoch auch Entscheidungszwängen ausgesetzt zu sein (Harring und Böhm-Kasper, 2011: 43). Die individuellen Wahlmöglichkeiten sind dabei zumindest teilweise von den schulischen Leistungen abhängig, beispielsweise mit Blick auf den Zugang zu weiterführenden Schulen und Hochschulen. Darüber hinaus jedoch ist davon auszugehen, dass es aus den be-

schriebenen kontextuellen Einbindungen hervorgehende Eindrücke, Erfahrungen und Empfehlungen sind, welche die einzelnen Entscheidungen, welcher Weg nach dem Abschluss der Hauptschule eingeschlagen werden soll, prägen.

Harring und Böhm-Kasper (2011: 49ff.) beleuchten in ihrer empirischen Studie die sich an diese Überlegungen anschließende Frage, inwiefern der nahräumliche Kontext förderliche und hemmende Bedingungen für den Erwerb eines höheren Schulabschlusses bietet. Dabei entwickeln sie nicht nur hinsichtlich der Forschungsfrage, sondern auch mit der Auswahl der Untersuchungsgruppe und der Untersuchungsregion einen ähnlichen Fokus wie meine Studie. So werden Jugendliche rund um den Zeitpunkt des Hauptschulabschlusses befragt, die ebenfalls in – wenngleich etwas größeren und in einer Agglomeration gelegenen – nordrhein-westfälischen Städten zur Schule gehen. Mit einer multivariaten statistischen Analyse und vertieft durch eine Reihe qualitativer Interviews zeigen Harring und Böhm-Kasper, dass diverse soziale Kontexte Einfluss auf die Bildungssituation, die Bildungseinstellungen und die Bildungsaspirationen von Hauptschülern haben. In die Operationalisierung mit aufgenommen werden dabei jene kontextuellen Dimensionen, die auch von Elliott und seinen Mitautoren in den Blick genommen werden: Familie, Peers, Lehrkräfte und die Institution Schule (Harring und Böhm-Kasper, 2011: 49f.).

Auf Grundlage ihrer Operationalisierung entwickeln Harring und Böhm-Kasper eine Vorstellung davon, in welchen Zusammenhängen Personen und Institutionen aus den jeweiligen Kontexten die Entscheidungen für oder gegen einen höheren Bildungsabschluss beeinflussen. Diese bilden die Grundlagen für die in ihrem standardisierten Fragebogen zur Bewertung stehenden Aussagen (ebd.: 50): Auf die Schule blickend wird analysiert, welche Bildungsambitionen und welche Bilder von der Institution Schule bei den Jugendlichen vorherrschen, wie das Sozialklima und das Schüler-Lehrer-Verhältnis sind und welche Unterstützungsleistungen der Lehrenden von den Schülern wahrgenommen werden. Mit Fokus auf die Familie wird beispielsweise betrachtet, welche Bildungsorientierungen dort vorherrschen, welche Unterstützungsleistungen und Erwartungshaltungen von Seiten der Eltern an die Jugendlichen herangetragen werden und über welche Kenntnisse zu schulischen Belangen diese verfügen. Bezüglich der Peer-Kontakte wird auf schulische Unterstützungsleistungen und Hilfestellungen, aber auch auf Einflüsse hinsichtlich der Wahl weiterführender Schulen eingegangen. All diese inhaltlichen Aspekte fanden in die Konzeption meiner Studie ebenfalls Eingang; unter anderem beim Design des in den qualitativen Interviews angewandten Leitfadens und bei der Auswertung des Datenmaterials (vgl. Kapitel 3).

Eine weitere an dieser Stelle relevante und umfassende Studie zu den Übergängen von der Hauptschule in die darauf folgenden Ausbildungs- und Berufsphasen hat das Deutsche Jugendinstitut im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung durchgeführt (BMBF, 2008). Indem bundesweit Hauptschülerinnen und Hauptschüler in regelmäßigen Abständen zum Verlauf ihres persönlichen Übergangs befragt wurden, konnten repräsentative Längsschnittdaten gewonnen werden, die gleichermaßen Aufschluss darüber geben, welche Pläne Jugendliche für die Zeit nach ihrem Hauptschulabschluss entwickeln und welche Wege sie dann tatsächlich in den Folgejahren einschlagen. Dabei konnte nicht nur überprüft werden, inwiefern es den Heranwach-

senden gelingt, ihre Ausbildungsabsichten zu realisieren. Ebenso ließen sich kontextuelle Faktoren benennen, die einen erfolgreichen Übergang erleichtern oder aber erschweren.

Die Autoren entwickeln so genannte Erfolgs- und Risikokonstellationen, in denen für einen gelungenen Übergang relevante Einflüsse bestimmt werden und auf deren Basis sie Prognosen für den weiteren Ausbildungs- und Berufsweg geben. So benennen sie eine Reihe von Aspekten, die im Zusammenspiel „günstige Bedingungen" (BMBF, 2008: 13) konstituierten und nehmen dabei zugleich Bezug auf die von mir oben herausgearbeiteten, für die jugendliche Entwicklung relevanten Kontextbedingungen. Hinsichtlich des Elternhauses werden das Aufwachsen mit beiden Elternteilen, mittlere oder höhere berufliche Positionen der Elternteile, ein hohes Anregungspotenzial und die Unterstützung bei der Bewältigung schulischer Anforderungen genannt. Letzteres sei wesentlich davon abhängig, inwiefern die Eltern mit den Institutionen des Ausbildungssystems und der deutschen Sprache vertraut sind. Mit Blick auf die am Übergang befindlichen Jugendlichen selbst werden gute Schulleistungen, klare Bildungsziele, aber auch Kenntnisse zu den Wegen des Erreichens dieser Ziele und somit strategische Planungen als bedeutend eingestuft. An anderer Stelle werden in weiteren förderlichen Faktoren eine „Vielfalt von Potenzialen" vermutet (BMBF, 2008: 13). So zeigen die Ergebnisse der Studie, dass viele Jugendliche ein aus ihrer Perspektive gutes Verhältnis zu Schule und Lehrern haben und letztere als wichtige Ratgeber betrachten. Als demgegenüber noch relevantere Berater würden von vielen Befragten aber die Eltern genannt. Darüber hinaus sei ein großer Teil der Jugendlichen in gut in sozialen Gleichaltrigen-Netzwerken integriert und in Vereinen engagiert. Als Belastungen werden neben dem Fehlen der oben genannten positiven Faktoren auch persönliche Erfahrungen des Scheiterns an schulischen Anforderungen, gesundheitliche Beeinträchtigungen sowie düstere und unkonkrete Zukunftsaussichten, aber auch Probleme mit Justiz und Polizei angeführt (BMBF, 2008: 13). Die Autoren argumentieren, dass sich für eine Minderheit der von ihnen befragten jungen Menschen fehlende Ressourcen, Benachteiligungen und Belastungen bündeln würden. Insbesondere werden dabei Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund sowie Heranwachsende aus Spätaussiedlerfamilien in den Blick genommen. Unter verschiedenen konkreten Gesichtspunkten werden für diese Gruppen erschwerte Übergangsbedingungen und vergleichsweise geringere Chancen zur Realisierung ihrer ursprünglichen Zukunftspläne nachgewiesen. Auch diese, durch einen klaren anwendungsorientierten Fokus geprägte BMBF-Studie zeigt somit, dass mit Blick auf den Übergang aus der Hauptschule heraus und die auf die weitere Laufbahn bezogenen Planungen und Entwicklungen nicht nur ein breites Spektrum kontextueller Einflüsse in Betracht gezogen werden muss, sondern auch, dass die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen, wie ich bereits weiter oben erläuterte, auf ganz unterschiedlichen Ebenen zu betrachten sind: von den konkreten Entscheidungen für bestimmte Ausbildungsangebote und -institutionen, bis zu den abstrakteren Orientierungen an bestimmten Werthaltungen und Bildungsvorstellungen.

Wie den in diesem Unterkapitel betrachteten Studien, wird auch meiner empirischen Analyse die Annahme zugrunde gelegt, dass sich unterschiedliche Kontexte wechselseitig beeinflussen und in dieser Kombination prägend auf die individuellen Entwicklungen wirken. Auch der im Mittelpunkt meiner Studie stehende räumliche ist in Zusammenhang mit anderen Kontexten zu betrachten,

aus welchen sich dieser letztlich in weiten Teilen konstituiert. Dies wird unter anderem im von Jürgen Friedrichs konzeptionierten Modell der Nachbarschaftseffekte deutlich (Friedrichs, 2013: 14ff.). In diesem wird das Wohngebiet einer Makro-Ebene zugeordnet, von der aus es auf die der Mikro-Ebene zugeordneten Bewohner wirkt. ‚Dazwischen' jedoch existiert für Friedrichs eine Meso-Ebene mit vielfältigen Strukturen, Prozessen und Mechanismen, auf die ich im folgenden Unterkapitel näher eingehen werde.

2.2 Die Gebietseffekte-Perspektive: Dimensionen der Einbindung in den (sozial-)räumlichen Kontext

Aus den bislang vorgestellten Analysen ergeben sich folglich umfassende Hinweise darauf, welche Ressourcen die jeweiligen lokalen Kontexte Jugendlichen für die Entwicklung ihrer Zukunftsorientierungen bieten können. Für eine breitere, aber zugleich systematische Annäherung an diesen Aspekt erscheint jedoch die Bezugnahme auf einen anderen Diskurs gewinnbringend. Auf der These der ‚Nachbarschafts-, Quartiers- oder Gebietseffekte' basierende Analysen nehmen ebenfalls die Ressourcen, welche den Bewohnern ausgewählter Gebiete für verschiedene Aspekte ihrer Alltagsgestaltung zur Verfügung stehen, in ihr Blickfeld (vgl. zum Überblick: van Ham et al., 2011). Dabei ist der Fokus in der Regel auf als ressourcenschwach kategorisierte Gebiete und die auf ihre Bewohner wirkenden, negativen Effekte gerichtet. Folglich geht ein Großteil der Studien von der Grundannahme aus, dass ein durch einen hohen Anteil sozial benachteiligter beziehungsweise ressourcenarmer Haushalte geprägtes Wohnumfeld die Entwicklungschancen und den Ressourcenzugriff einzelner Bewohner negativ beeinträchtigt (vgl. z. B. Buck, 2001; Farwick, 2001; Musterd et al., 2003).

Studien, die sich explizit mit Nachbarschaftseffekten auseinandersetzen, zielen in der Regel darauf ab, klar definierte Kausalzusammenhänge nachzuweisen und somit bestimmte Entwicklungen der Individuen auf die Einflüsse des lokalen Kontexts zurückzuführen. Zumeist handelt es sich dabei um quantitative und vergleichende Untersuchungen, in denen dieselben Zusammenhänge parallel in (vermutlich) ressourcenreicheren und ressourcenärmeren Gebieten untersucht werden. Einen Schwerpunkt der Forschung bilden dabei Studien, in denen die persönliche, schulische und berufliche Entwicklung Jugendlicher in den Blick genommen wird. Somit wird zumeist argumentiert, dass ein ressourcenarmes lokales Umfeld die Zukunftschancen der in ihm aufwachsenden Kinder und Heranwachsenden einschränkt beziehungsweise negativ beeinflusst (z. B. Jencks und Mayer, 1991; Booth und Crouter, 2001; Ingoldsby et al., 2006).

Die Annahme oder der empirische Nachweis derartiger Effekte legen die Frage nahe, auf welche konkreten Prozesse, Mechanismen und Zusammenhänge diese zurückzuführen sind. Für die entsprechenden Erklärungen von Gebietseffekten werden vielfach qualitative Untersuchungen dafür genutzt, relevante Aspekte zu rekonstruieren, wenngleich auch hier quantitative Verfahren anwendbar sind (Galster, 2008: 28). Ob durch derartige empirische Studien oder durch theoretisch-konzeptionelle Überlegungen: Der Nachbarschaftseffekte-Diskurs bietet meiner Studie nützliche

Anknüpfungspunkte, um eine Vorstellung von den für das Forschungsinteresse relevanten Zusammenhängen zu gewinnen und diese systematisch zu kategorisieren. Im Folgenden werde ich deshalb die Nachbarschaftseffekte-Literatur hinsichtlich der in ihr entwickelten Erklärungsmodelle analysieren. Ein besonderes Augenmerk ist dabei auf die Kategorisierungen der vielfältigen potenziell relevanten Zusammenhänge gerichtet, da mir diese dabei helfen werden, meine empirischen Analysen systematisch darzustellen. Schließlich behandeln letztere keine Gebietseffekte im engeren Sinne, jedoch (sozial-)räumliche Einbindungen und aus ihnen hervorgehende Ressourcen, wie sie für die jugendlichen Zukunftsorientierungen relevant sind. Somit gehe ich davon aus, dass die Zusammenhänge, in denen der lokale Kontext den Jugendlichen bei der Entwicklung und Umsetzung ihrer Zukunftsorientierungen nützlich oder hinderlich ist, jenen ähnlich sind, die in der Literatur für die Genese von Gebietseffekten verantwortlich gemacht werden.

Die generelle Annahme, dass lokale Wohnumfelder einen Einfluss auf die Möglichkeiten und Restriktionen haben, mit denen sich die Bewohner in ihrem Alltag konfrontiert sehen, wirft unmittelbar die Frage auf, wie derartige Effekte erklärt werden können. Damit verbunden sind wiederum Überlegungen, in welcher Art und Weise (sozial-)räumliche Kontexte für die Alltagspraktiken der Bewohner relevant werden können beziehungsweise welche Aspekte lokaler Einbindungen für meine Analyse wichtig erscheinen. Dieser offensichtlichen Komplexität und Mehrdimensionalität des Phänomens wird sich in einer großen Zahl konzeptioneller Beiträge durch Typisierungen und analytische Unterscheidungen angenähert. Eine verbreitete und auch der Ergebnisdarstellung meiner Studie zugrunde liegende Vorgehensweise ist es dabei, zwischen verschiedenen Dimensionen zu unterscheiden, in denen die lokale Umgebung die Alltagspraktiken ihrer Bewohner prägt. Ein entsprechender Erklärungsansatz wird unter anderem in den Arbeiten Andreas Farwicks (2001) unter Bezugnahme auf so genannte „Armutsquartiere“ systematisch entwickelt. Farwick nimmt die physisch-materiellen Strukturen der Gebiete als Ausgangspunkt und erläutert, wie zwischen unterschiedlichen Dimensionen unterschieden werden kann, in denen diese einen Einfluss auf die menschlichen Handlungen und Wahrnehmungen nehmen. In der daraus entstehenden Typologie der „möglichen Einflussfaktoren von Armutsquartieren auf soziales Handeln“ (Farwick, 2001: 151) werden die folgenden drei Dimensionen unterschieden: Als ein *physisch-materielles Artefakt* (1) verfügte das Gebiet über eine bestimmte Sachausstattung, durch welche die Handlungsmöglichkeiten der Menschen vor Ort geprägt werden. Sein besonderes Interesse richtet Farwick dabei auf Einrichtungen der sozialen Infrastruktur, wie zum Beispiel Freizeit- oder Bildungseinrichtungen. Diese würden nicht nur für die Versorgung verschiedenartigster individueller (und kollektiver) Bedürfnisse maßgeblich sein. Ebenso fungierten sie als Foci bestimmter sozialer Kontakte, wie etwa flüchtiger Begegnungen zwischen Nachbarn. Somit ist zugleich die zweite der von Farwick konzipierten Dimensionen eingeführt – jene des Gebiets als einer *materiell-physischen Determinante sozialer Beziehungen* (2). Dem liegt die Annahme zugrunde, dass räumliche Nähe bestimmte soziale Kontakte vereinfacht und wahrscheinlicher macht. Naturgemäß kann in diesem Zusammenhang ein breites Spektrum ganz unterschiedlicher Beziehungen betrachtet werden, wie ich an verschiedenen Stellen meiner weiteren Argumentation noch ausführlicher erläutern werde. Beispielsweise weisen flüchtige nachbarschaftliche Kontakte ganz anderer Charakteristika als systematische Netzwerkbeziehungen zu Verwandten, Freunden und

Bekannten auf (ebd.: 152). Eine dritte relevante Dimension sieht Farwick in den *symbolischen Codierungen* (3), mit denen die materiellen Strukturen eines Gebiets versehen sind und welche die Sichtweisen der sowohl vor Ort als auch in der Ferne befindlichen Menschen auf dieses lokale Setting prägen. Mit seiner grundsätzlichen Idee einer physisch-materiellen, einer sozialen und einer symbolischen Dimension von Gebietskontexten lässt sich Andreas Farwick einer langen Reihe von Wissenschaftlern zuordnen, die in ihren Arbeiten ähnliche Unterscheidungen verwenden (z. B. Häußermann, 2008; Häußermann und Kronauer, 2009; Kapphan, 2002; Keller, 1999). Als Zwischenfazit soll an dieser Stelle festgehalten werden, dass nicht die physisch-materielle Struktur eines Gebiets direkt den Alltag der Menschen vor Ort beeinflusst, sondern dass sie mittelbar, über Zusammenhänge in den verschiedenen Dimensionen, die für einzelne Personen relevanten Möglichkeiten und Einschränkungen prägt.

Die These der Gebietseffekte ist für die Konzeption meiner empirischen Studie in zweifacher Hinsicht von Bedeutung: Erstens helfen mir die im Folgenden anhand der Erklärungsmodelle von Nachbarschaftseffekten genauer dargestellten Dimension des (sozial-)räumlichen Kontexts dabei, die für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen bedeutsamen räumlichen Bezüge zu kategorisieren und systematisch darzustellen. In diesem Sinne strukturieren sie auch meine drei zentralen empirischen Kapitel (Kap. 5-7). Zweitens bietet mir die überwiegend auf der Strukturebene argumentierende Nachbarschaftseffekte-Literatur einen Ausgangspunkt, um eine komplementäre, auf die Mikro-Ebene der Alltagspraktiken und Wahrnehmungen fokussierte Perspektive zu entwickeln.

Im Folgenden werden die unter anderem von Farwick entwickelten Dimensionen lokaler Kontexte als Ausgangspunkt genommen, um jene Erklärungsansätze von Nachbarschaftseffekten zu rekonstruieren, die hilfreich sind, um die für meine Analyse relevanten (sozial-)räumlichen Einbindungen genauer zu verstehen. Dabei wird auf ein relativ breites Spektrum von Zusammenhängen eingegangen. So werden nicht nur die häufig thematisierten Aspekte des sozialen Lernens und der infrastrukturellen Gebietsausstattung betrachtet. Ebenso wird auf den räumlichen Aspekt sozialer Netzwerke und auf die symbolischen Außenwirkungen der sozialen und gebauten Umwelt eingegangen.

2.2.1 Erklärungen in der physisch-materiellen Dimension

Das Konzept der Gebietseffekte wird vorwiegend zur Analyse offenbar benachteiligter, ressourcenarmer Stadtviertel, in Deutschland zumeist innerstädtischer Altbauquartiere oder peripherer Großwohnsiedlungen (Kronauer und Vogel, 2004), angewandt (Small und Newman, 2001). Folglich ist eine Defizitperspektive vorherrschend. Diese spiegelt sich auch in den verbreiteten Analysen der physisch-materiellen, infrastrukturellen Dimension und den daraus hervorgehenden Erklärungsmodellen wider. Die Wohngebiete sozial benachteiligter Gruppen seien durch eine qualitativ minderwertige Ausstattung gekennzeichnet, so die diskursprägende Grundannahme (Häußermann und Siebel, 2004: 168ff.; Kapphan et al., 2002: 23). In diesem Sinne sprechen beispiels-

weise die U.S.-amerikanischen Autoren Eliott et al. in ihren konzeptionellen Überlegungen von einer „Neighbourhood Deterioration“ (2006: 50). Als im analytischen Kontext der Gebietseffekte relevante Infrastruktur werden die Wohnanlagen der Untersuchungspersonen, vor allem aber öffentliche und privatwirtschaftliche Einrichtungen, wie etwa Geschäfte, öffentliche Verwaltungen, Bildungs- und Freizeitangebote, in den Blick genommen (Kingston et al., 2009; Kozol, 1991; Ohlin und Cloward, 1969; Wilson, 1987). Die Frage, welche infrastrukturellen Einrichtungen für einzelne Gebietsbewohner alltagsrelevant sind und genutzt werden, ist eng mit einer Analyse der jeweiligen Aktionsräume verbunden. So fließt in viele Argumentationen die empirisch belegte Erkenntnis ein, dass sich im Falle statusniedriger Personen die Aktionsräume und damit verbunden auch die infrastrukturellen Nutzungen überdurchschnittlich stark im näheren Wohnumfeld konzentrieren (Farwick, 2007: 48; Hamm, 2000: 177; Herlyn et al., 1991: 132ff.) beziehungsweise dass überdurchschnittlich viel Zeit dort verbracht wird (Friedrichs und Blasius, 2000: 77ff.). Meine Studie ist nicht in solch einem ressourcenarmen (Großstadt-) Gebiet, sondern in einem räumlich, ökonomisch und sozial anders strukturiertem Kontext angesiedelt. Die teilnehmenden Jugendlichen wohnen in ländlich gelegenen, ökonomisch prosperierenden Mittestädten und stammen überwiegend nicht aus ressourcenschwachen Haushalten. Folglich sind die obigen Grundannahmen zur Disposition zu stellen und divergierende empirische Erkenntnisse zu vermuten. Nichtsdestotrotz bieten mir die existierenden Studien zur physisch-materiellen Dimension der Gebietseffekte wichtige Anknüpfungspunkte, um eine Vorstellung von den in meiner empirischen Untersuchung relevanten lokalen Bezügen zu bekommen.

Mit Blick auf mein Forschungsinteresse an den Zukunftsorientierungen der ausgewählten Jugendlichen werden sich die infrastrukturellen Nutzungsmöglichkeiten in unterschiedlichen Zusammenhängen als relevant erweisen. So wird sich zum einen zeigen, dass die Freizeitangebote vor Ort einen wesentlichen Einfluss darauf haben, ob die einzelnen Jugendlichen am Ort bleiben oder mittelfristig woanders hinziehen möchten (vgl. Kap. 5.2). Die Vorstellungen von den und das Wissen über die vor Ort existierenden Möglichkeiten der schulischen und beruflichen Ausbildung prägen die Planungen für die nach dem Schulabschluss beabsichtigten Laufbahnen (vgl. Kap. 5.3). Darüber hinaus stellen infrastrukturelle Einrichtungen Foci sozialer Begegnungen (Feld, 1981; ausführlicher in Kapitel 5) dar, die bestimmte Kontakte ermöglichen oder vereinfachen. Somit hat der nahräumliche Kontext die Funktion eines Generators sozialer Interaktionen. Hierauf wird im Folgenden eingegangen.

2.2.2 Erklärungen in der sozialen Dimension

Der sozialen Dimension zuordenbare Erklärungen von Gebietseffekten basieren auf der grundsätzlichen Überlegung, in welcher Weise lokale soziale Kontakte Ressourcen oder Constraints für die Alltagsgestaltung der Gebietsbewohner bergen. Folglich liegt der Fokus auf den verschiedenen Formen zwischenmenschlicher Interaktionen und der Frage, inwiefern es die sozialen und baulichen Gegebenheiten des lokalen Umfelds sind, die bestimmte Arten von Kontakten befördern oder aber erschweren. Zu den denkbaren Zusammenhängen, in denen soziale Kontakte ei-

nen positiven oder negativen Einfluss auf die Alltagsgestaltungen und Orientierungen der Individuen haben, existieren eine Vielzahl von Grundannahmen und unterschiedlicher Modellvorstellungen. Grundsätzlich kann zwischen zwei dominanten Argumentationssträngen unterschieden werden (Häußermann und Kronauer, 2009: 164): Zum einen wird von Sozialisationseffekten gesprochen, die beispielsweise aus nachbarschaftlichen Interaktionen oder aber auch aus Beobachtungen im öffentlichen Raum heraus entstehen können. Zum anderen werden die Möglichkeiten zur Mobilisierung des so genannten Sozialkapitals betrachtet, welche ihre lokalen sozialen Netzwerke den Gebietsbewohnern bieten. Somit wird deutlich, dass zur Erklärung von Nachbarschaftseffekten ein breites Spektrum in ihren Wesen sehr verschiedener Kontakte betrachtet wird, die sich beispielsweise hinsichtlich ihrer Intensität und Regelmäßigkeit stark voneinander unterscheiden.

Sozialisationseffekte

Ein vergleichsweise altes, häufig hervorgebrachtes und zugleich kontrovers diskutiertes Erklärungsmuster von Nachbarschaftseffekten basiert auf der Vorstellung, dass Stadtbewohner in ihrem näheren Wohnumfeld sozialisiert würden. Argumentationen, die sich mit derartigen Sozialisationseffekten – oftmals auch kritisch – auseinandersetzen, rekurrieren zumeist auf die bis heute diskursprägenden Arbeiten des U.S.-amerikanischen Stadtforschers Oscar Lewis (insb. 1969). Lewis hat aus seinen empirischen Arbeiten die Annahme abgeleitet, dass eine räumliche Konzentration von Armut zu einer Übernahme und Verstärkung abweichender Normen und Verhaltensweisen führe, woraus sich für die einzelnen Bewohner wiederum eine weitere Verschlechterung der Lebenssituation ergäbe. Dazu, wie genau solche Prozesse des sozialen Lernens und der Verhaltensübernahme vonstatten gehen, gibt es unterschiedliche Erklärungsmodelle (z. B. Bandura, 1977; Auletta, 1982; Lewis, 1969; Kasarda, 1990; Anderson, 1990). So kann beispielsweise eine einseitige Wahrnehmung und Beobachtung der Verhaltensweisen anderer Menschen in den Blick genommen werden. Alternativ lassen sich aber auch wechselseitige Interaktionen zwischen Individuen betrachten (Friedrichs und Blasius, 2000: 24).

In manchen Modellen wird angenommen, dass Verhaltensweisen überwiegend von Personen aus der eigenen Peer Group und somit einem bestimmten Segment der (lokalen) Bevölkerung übernommen werden. In anderen Argumentationen wird hingegen von einem Modell der kollektiven Sozialisation ausgegangen, gemäß dem eine größere Bandbreite in der lokalen Umgebung verfügbarer Rollenmodelle die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen beeinflusst (Häußermann und Kronauer, 2009: 169). Somit wird deutlich, dass ganz unterschiedliche soziale Kontakte, sowohl gefestigte als auch flüchtige, der Ausgangspunkt relevanter Situationen sein können. Auch in diesem Zusammenhang kommt die bereits erwähnte Grundannahme zum Tragen, dass sich insbesondere bei ressourcenarmen Personengruppen ein großer Teil des Alltags im Wohnumfeld abspielt und folglich von einem bedeutenden „Lernraum“ (Farwick, 2001: 167f.; Friedrichs und Blasius, 2000: 169f.) oder gar einer sich dort herausbildenden „Subkultur“ (Häußermann und Kronauer, 2009: 164) gesprochen werden kann. Jene Prozesse werden insbesondere vor dem Hintergrund einer Minderung der Chancen zur Arbeitsmarktintegration (Häußermann und Siebel, 2004: 28f.), aber auch im Kontext devianter Verhaltensweisen (Friedrichs und Blasius, 2000) oder delinquenter Delikte (Oberwittler, 2003; 2007a; 2007b) problematisiert.

Auch wenn dies aufgrund des methodischen Rahmens nur bedingt möglich ist (siehe Kapitel 3 und 6), werde ich auch in meiner empirischen Analyse derartige Aspekte des sozialen Lernens und der Übernahme von Normen und Verhaltensweisen rekonstruieren, insbesondere mit Blick auf die engen Beziehungen der Jugendlichen und dem damit verbundenen direkten Austausch im Familien-, Verwandtschafts- und Freundeskreis (Kapitel 6). Aber auch im – in meiner Studie der symbolischen Dimension zugeordneten – Zusammenhang mit der Beobachtung als abweichend bewerteter Verhaltensweisen im öffentlichen Raum lassen sich für das Forschungsinteresse wesentliche Phänomene beobachten. Allerdings handelt es sich dabei in den meisten Fällen weniger um Prozesse des sozialen Lernens im die Gebietseffekte-Literatur prägenden Sinne einer Übernahme dieser Verhaltensweisen, sondern vielmehr um bewusste Distanzierungen und eigene Positionierungen in Abgrenzung zu den entsprechenden anderen Personen (Kapitel 7). Somit werden meine empirischen Befunde demonstrieren, dass die Wahrnehmung bestimmter positiver oder negativer Verhaltensmuster im lokalen Umfeld nicht zwangsweise dazu führt, dass diese, wie es die im Themenfeld der Gebietseffekte zumeist angewandten Erklärungen implizieren, von den Jugendlichen übernommen werden. Ebenso trifft es zu, dass die bei anderen Personen erlebten Verhaltensmuster von den Schülern reflektiert werden und daraus bewusste Entscheidungen zu einem anderen – ‚besseren' – Handeln hervorgehen. Somit zeigt sich, dass die Befragten ihre Eindrücke zielgerichtet und aktiv verarbeiten und somit ‚Agency', im Sinne einer Entscheidung- und Handlungsmacht (Lange, 2008), an den Tag legen. Definiert man soziales Lernen im allgemeinen Sinne als „Vermittlung und Reflexion von Erfahrung mit Menschen und Sachangelegenheiten, von Wissen und Kenntnissen über Strukturen und Funktionen gesellschaftlich-historischer Handlungsfelder sowie Umsetzung von Erfahrungen und Wissen, in Verhalten, Handlungsstrategie und Zukunftsentwürfe" (Böhm, 2006: 27), lassen sich auch derartige Distanzierungen darunter subsumieren. Vor diesem Hintergrund werde ich zeigen, dass es Beobachtungen mit bestimmten Orten in Verbindung gebrachter Erwachsener und Jugendlicher sind, aus denen entsprechende Reflexions- und Abgrenzungsprozesse hervorgehen (Kapitel 7).

Soziale Netzwerke als Stützstrukturen

Ausgehend von Arbeiten wie jenen von Gluckman (1958) und Hannerz (1969) hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ein immer größeres soziologisches Interesse an der Frage entwickelt, inwiefern Individuen durch ihre sozialen Kontakte Zugang zu für sie wertvollen Informationen und Unterstützungsleistungen erlangen und inwiefern folglich diese Kontakte selbst wertvolle Ressourcen beziehungsweise soziales Kapital darstellen. Diese Überlegungen flossen auch in die Erklärungsmodelle von Gebietseffekten ein, wenngleich sie in diesem Zusammenhang nicht jene Aufmerksamkeit erfahren, die etwa dem Aspekt der nahräumlichen Sozialisation zuteil wird.

Mittlerweile existieren eine Vielzahl unterschiedlicher Definitionen und Konzeptionen von Sozialkapital (vgl. ausführlicher in Kap. 6). Dabei kann zunächst zwischen Ansätzen unterschieden werden, die individuelles Sozialkapital fokussieren, indem sie die sozialen Netzwerke einzelner Personen betrachten (z. B. Bourdieu, 1986; Coleman, 1988; Portes, 1998; Lin, 2000; 2001) und solchen, welche die Beziehungen innerhalb einer ‚Community' als Ganzer in den Blick nehmen und Sozialkapital auf einer kollektiven Ebene ansiedeln (Putnam, 2000). In – für meine Arbeit primär

relevanten – Modellen individuellen Sozialkapitals werden nicht die Beziehungen selbst als Ressource definiert. Sie eröffneten vielmehr einen Zugang zu wertvollen Ressourcen (Bourdieu, 1986: 248; Portes, 1998: 5). Dabei werden eine Reihe von Anlässen und Situationen in den Vordergrund gerückt, welche die Relevanz derartiger Ressourcen verdeutlichen: So werden vor allem Unterstützungsleistungen – wie etwa bei schulischen Problemen – und die Weitergabe von Informationen fokussiert. Letztere wird insbesondere im Kontext der Arbeitsplatz- und Ausbildungssuche analysiert – davon ausgehend, dass derartige Ressourcen für die Chancen des Einzelnen entscheidend sein können (Granovetter, 1973; Blasius et al., 2008: 88; Häußermann, 1997: 23; 2003: 157). Analytisch unterschieden wird dabei in erster Linie zwischen so genannten ‚starken Beziehungen' zu im Alltag nahestehenden Personen und so genannten, für den Transfer bestimmter Ressourcen besonders wertvollen, ‚schwachen Beziehungen' zu nur gelegentlich kontaktierten Menschen (Granovetter, 1973). Mit dieser Unterscheidung geht bei Putnam (2000) die Annahme einher, dass die in starken Beziehungen zueinander stehenden Personen anhand unterschiedlicher sozialer Kriterien – wie etwa dem sozio-ökonomischem Status, dem Milieu, der Ethnizität – ähnlich sind, während die im Rahmen schwacher Beziehungen gepflegten Kontakte eher zwischen in diesen Gesichtspunkten unterschiedlichen Personen stattfänden.

Mit Blick auf die im Kontext der Gebietseffekte fokussierten ressourcenschwachen Personen wird vor allem ein Fehlen ‚schwacher' Beziehungen problematisiert, da die Kontakte ins lokale Wohnumfeld zu einem großen Teil zu ebenfalls ressourcenschwachen Personen bestünden und somit wechselseitige Unterstützungsleistungen erschwert würden (Farwick, 2001: 156). Ein weiterer Grund für den Wert schwacher Kontakte liegt darin, dass Personen aus unterschiedlichen alltäglichen Umfeldern Zugang zu unterschiedlichen Informationen und Informationsquellen haben und somit den Wissensstand der Einzelnen multiplizieren können. Die Suche nach Arbeits- oder Ausbildungsplätzen in den Blick nehmend, fokussieren manche Autoren die Rolle ‚starker Beziehungen', während andere die eben beschriebenen ‚schwachen Kontakte' in den Blick nehmen. Während in weiten Teilen des Diskurses die Position dominiert, das vor allem letztere aus den oben genannten Gründen hilfreich sind, um beruflich ‚voranzukommen' (Lin und Dumin, 1986), heben andere Arbeiten hervor, dass ‚starke Beziehungen' den Zugang zu verfügbaren Jobs im näheren sozialen und räumlichen Umfeld eröffnen können – weniger karrierefördernden, aber für den Einzelnen unter Umständen genauso nützlichen Arbeitsgelegenheiten (Elliott, 1999; Kleit, 2001; 2002). In diesem Sinne unterscheidet Briggs (1998) zwischen Sozialkapital, das dazu beiträgt aufzusteigen und solchem, das dabei hilft, zurechtzukommen. In meiner Auswertung und Interpretation des empirischen Materials (Kapitel 6) werde ich ausgiebig darauf eingehen, inwiefern die Jugendlichen durch verschiedene Arten ‚starker' und ‚schwacher' Beziehungen Zugang zu für ihre Zukunftsorientierungen relevanten Bezugspersonen haben. Dabei werden weitere theoretische Überlegungen und Erklärungen in die Argumentation eingeflochten werden.

2.2.3 Erklärungen in der symbolischen Dimension

Bei der Erklärung von Gebietseffekten wird der symbolischen Dimension bislang eine deutlich geringere Beachtung geschenkt, als etwa der nahräumlichen Sozialisation oder der infrastrukturellen Quartiersausstattung. Gleichwohl plädierte in den letzten Jahren eine Reihe von Forschern dafür, sich auch mit diesem Aspekt verstärkt auseinanderzusetzen (z. B. Wacquant, 2008). Aus der oben beschriebenen problemzentrierten Perspektive werden in den entsprechenden Erklärungsansätzen primär Stigmata und negative Zuschreibungen betrachtet, mit denen städtische Gebiete versehen werden können. Somit wird insbesondere die Grundannahme geprägt, dass ressourcenschwache Gebiete unter einer negativen Außenwirkung zu leiden hätten, wie sie beispielsweise durch die Diskurse der Bevölkerung, der Medien oder der politischen Akteure geprägt wird (Keller, 1999: 98). In den entsprechenden dominanten Wahrnehmungen würden Merkmale der baulichen Struktur mit vermeintlichen Charakteristika der dort lebenden Personen verknüpft. Somit beziehen sich die Images eines Gebiets nicht nur auf dessen physisch-materielle Gestalt, sondern ebenso auf die dort sichtbaren, in einem besonderen Maße dort wahrgenommenen oder auch nur dort vermuteten Personengruppen. Mit Blick auf ressourcenarme Gebiete wird beispielsweise davon ausgegangen, dass Angehörige benachteiligter Gruppen für Außenstehende in einem besonderen Maße sichtbar wären (Vascovics, 1982: 219). Jene Zuschreibungen konstituieren ein von Vielen geteiltes negatives Gesamtbild; das Gebiet würde mit einem Stigma im Sinne Goffmans (1967) versehen, seine Bevölkerung sei Prozessen „territorialer Stigmatisierung“ (Wacquant, 2008) ausgesetzt.

In meiner Studie ist der Fokus nicht gezielt auf benachteiligte Quartiere gerichtet, sondern auf sozio-ökonomisch heterogene und vergleichsweise besser gestellte Lebenswelten. Somit gehe ich davon aus, dass die vorherrschenden Wahrnehmungen der Gebiete und ihrer Bewohner nicht nur durch negative, sondern ebenso durch positive Assoziationen geprägt sind. Folglich erscheint es mir wenig zielführend, meine Analyse, wie in der Gebietseffekte-Literatur üblich, auf Negativbilder und territoriale Stigmata zu beschränken. Vielmehr soll ein breites Spektrum an Gebietswahrnehmungen rekonstruiert werden, wie sie die befragten Jugendlichen selbst entwickeln oder von anderen Personen vermittelt bekommen.

Aus dem Gebietseffekte-Diskurs übertragen lassen sich jedoch grundsätzliche Überlegungen dazu, wie ein territoriales Stigma oder – allgemeiner gedacht – ein Gebietsimage zustande kommt. Häußermann und Siebel (2004: 170) sowie Keller (1999: 98) unterscheiden zwischen vier unterschiedlichen gebietsbezogenen Aspekten, die für entsprechende Außenwirkungen entscheidend sein können: Neben den bereits erwähnten baulichen und sozialen Strukturen werden hier die geographische Lage sowie die historische Entwicklung genannt.

Jenen gewissermaßen außerhalb des Gebiets entwickelten (Negativ-)Wahrnehmungen werden in der Literatur unmittelbare Konsequenzen für den Alltag der Menschen vor Ort zugeschrieben. Beispielsweise werden Akte der Diskriminierung auf den Lehrstellen-, Arbeits- und Wohnungsmärkten angeführt, aufgrund derer die Bewohner benachteiligter Gebiete in den Bewerbungs-

prozessen deutlich benachteiligt würden (Häußermann und Kronauer, 2009: 168; Kapphan et al., 2002: 25). Darüber hinaus wird die These entwickelt, dass die Außenwahrnehmung einen Einfluss darauf habe, wie die Bewohner ihre eigene Position sowie ihr gebautes und soziales Umfeld wahrnehmen (Farwick, 2001: 168; Vascovics, 1982: 218). Somit werden der Umgang mit Stigmatisierungserfahrungen und daraus hervorgehende Strategien thematisiert. Dabei kann es beispielsweise zu einem passiven Erdulden der negativen Zuschreibungen und einer damit verbundenen Übertragung des Fremdbilds auf das Selbstbild kommen (Farwick, 2001: 169). Auch ist es denkbar, dass ein negatives Empfinden der eigenen Lebenssituation hervorgerufen oder verstärkt wird (Häußermann und Kronauer, 2009: 168) oder aber, dass es zu einem verstärkten sozialen Rückzug einzelner Personen kommt (Vascovics, 1982: 218). Ebenso ist es aber möglich, dass ein negatives Image des Wohnumfelds einen in gewisser Weise positiven, aktivierenden Effekt auf die Alltagsgestaltungen und Zukunftsorientierungen einzelner Personen hat, wie Andreas Pott (2002) am Beispiel eines ressourcenarmen Dortmunder Stadtteils und dort lebender Gymnasiasten zeigt. Für einige der von ihm befragten Schüler bietet das offenbar problembehaftete lokale Umfeld eine spezielle Motivation für die eigene Laufbahn in Ausbildung und Beruf, etwa in Sinne eines Erfahrungshintergrundes für die bewusste Abgrenzung gegenüber dem ressourcenarmen Herkunftsmilieu oder auch als ein Feld der persönlichen und beruflichen Profilbildung (Pott, 2002: 241ff.; 409ff.). Um die Frage zu beantworten, inwiefern städtische Gebiete mit den ihnen anhaftenden Symboliken Ressourcen für individuelle Lebensgestaltungen beinhalten, ist folglich ein genauer Blick darauf nötig, welche Reaktionen einzelne Personen aus ihren Wahrnehmungen des lokalen Umfelds heraus entwickeln. Diese können sowohl durch Aspekte der Identifikation als auch solche der symbolischen Abgrenzung geprägt sein (vgl. Kapitel 7).

Meine empirische Studie möchte die lokalen Einbindungen der befragten Jugendlichen analysieren und nimmt dabei auch die symbolische Dimension in ihren Fokus. Dafür bieten die hier rekonstruierten Annahmen aus dem Gebietseffekte-Diskurs hilfreiche Ausgangspunkte. Wie weiter oben dargelegt wurde, ist jedoch davon auszugehen, dass in den für diese Studie ausgewählten Gebieten nicht nur negative, sondern in wesentlichen Teilen auch positiv konnotierte Wahrnehmungen der lokalen Umwelt ausgeprägt sind, weshalb mir eine über Stigmatisierungsprozesse hinaus gehende, offenere Herangehensweise angemessen erscheint. In den zitierten Arbeiten aus dem Gebietseffekte-Diskurs wird herausgearbeitet, in welcher Art und Weise die einzelnen Gebietsbewohner ihre Umgebung und den darin situierten Alltag sehen und wie diese Sichtweisen durch die symbolischen Zuschreibungen anderer – sowohl gebietsinterner als auch gebietsexterner – Personen geprägt werden. Dieses Zusammenspiel von Fremd- und Selbstbildern ist auch für meine Studie relevant. So wird gezeigt werden, wie die Befragten ihr lokales Umfeld wahrnehmen und welchen Einfluss die bei anderen (Bezugs-)Personen vorherrschenden Sichtweisen und Bilder darauf haben. In Bezug auf mein Forschungsinteresse an den Zukunftsorientierungen der Jugendlichen ist es besonders interessant herauszuarbeiten, wie Wahrnehmungen der lokalen, sozialen und gebauten Umwelt in symbolische Positionierungen und Selbstbilder, in Zuordnungen zu bestimmten Gruppen und Orten sowie in symbolische Grenzziehungen gegenüber anderen Gruppen und Orten einfließen. Ich werde darstellen, wie sowohl positive als auch negative Sichtweisen auf die lokale Umwelt die Zukunftsorientierungen verschiedener Studienteil-

nehmer mit prägen (vgl. Kap. 7). Auch mit Blick auf diese symbolische Dimension der lokalen Einbindungen stellt sich gleichwohl die Frage nach dem relevanten räumlichen Rahmen und den für die einzelnen Untersuchungspersonen tatsächlich relevanten Settings. Während in den meisten Gebietseffekte-Studien das Wohnquartier als Ganzes die zentrale Referenzgröße bildet, beleuchtet meine Arbeit jene Orte (und an ihnen anzutreffende Personengruppen) näher, denen von den Jugendlichen eine besondere Bedeutung zugeschrieben wird. In diesem Sinne werden – auch mit Blick auf die Wahrnehmungen – nicht das lokale Umfeld per se, sondern ganz unterschiedliche Settings in verschiedenen Größenordnungen betrachtet. So wird zum einen gezeigt, dass es die Städte in ihrer Gänze sind, die von vielen der Jugendlichen einem bestimmten Image gemäß wahrgenommen werden. Zum anderen sind es aber auch ganz bestimmte kleinräumige Orte, wie etwa vermeintlich ‚schlechte' Straßen oder bestimmte Treffpunkte im öffentlichen Raum, welche die Wahrnehmungen und Deutungen der Befragten prägen.

2.2.4 Gebietseffekte: Unterscheidung zwischen Ebenen

Neben der skizzierten Unterscheidung verschiedener Dimensionen von Nachbarschaftseffekten zeigt der existierende Forschungsstand eine weitere Möglichkeit, entsprechende Aspekte zu kategorisieren, die für das Konzept meiner empirischen Studie ebenfalls von Bedeutung ist. Als einflussreicher Autor in den gegenwärtigen Diskursen schlägt der U.S.-amerikanische Stadtforscher George Galster (2008) vor, zwischen unterschiedlichen Ebenen zu unterscheiden, auf denen sich jene sozialen Prozesse abspielen, die letztlich empirisch quantifizierbare Nachbarschaftseffekte hervorrufen. Er grenzt dabei ebenfalls drei in ihrem Wesen unterschiedliche Kategorien voneinander ab: *Endogene Nachbarschaftseffekte* lägen dann vor, wenn die Werte und Einstellungen von Personen innerhalb des Gebietes die Denkweisen und Handlungen anderer Personen prägen (Galster, 2008: 5). Wenn es hingegen die äußerlich sichtbaren Charakteristika bestimmter im Gebiet anzutreffender Personen sind, welche die Einstellungen und Handlungsweisen anderer Bewohner beeinflussen – etwa indem sie Hinweise auf Ethnizität, religiöse Zugehörigkeit oder regionale Herkunft geben –, könne von *exogenen Nachbarschaftseffekten* gesprochen werden (ebd.: 7). Während sich die diesen beiden Kategorien zugeordneten Prozesse vorrangig gebietsintern lokalisieren ließen, wären die so genannten *korrelierenden Nachbarschaftseffekte* primär auf gebietsexterne Prozesse, wie etwa eine mediale Stigmatisierung oder eine infrastrukturelle Vernachlässigung durch die Stadtpolitik, zurückführen (ebd.: 6).

Eine weitere, den Diskurs zu den Gebietseffekten durch theoretische und empirische Beiträge prägende Figur ist Robert J. Sampson. Auch in einer von ihm entwickelten Konzeption wird zwischen drei Dimensionen der Nachbarschaftseffekte unterschieden: *Social Capital and Collective Efficacy* (1), *Institutions and Public Control* (2), sowie *Routine Activities* (3). Anders als etwa in den oben aufgezeigten Verbindungen zwischen Überlegungen zur sozialen Dimension der Gebietseffekte und solchen zur Ressource Sozialkapital wird hier jedoch der Fokus weniger auf individuelle Situationen gerichtet, in denen einzelne Personen ihre Kontakte nutzen. Vielmehr wird in Verknüpfung mit dem Konzept der *Collective Efficacy* davon ausgegangen, dass ein gewisser Grad an

Vertrautheit unter den Bewohnern einer Nachbarschaft zu einem gemeinsamen Engagement für das lokale Umfeld führt, woraus unter anderem Mechanismen sozialer Kontrolle hervorgerufen und verstärkt werden (Sampson, 2001: 9f.). Dieses Phänomen wird insbesondere im Hinblick auf Jugendliche und deren Verhaltensweisen in öffentlichen sowie sichtbaren halb-öffentlichen und privaten Räumen thematisiert. Benachteiligende Nachbarschaften wären folglich dadurch gekennzeichnet, dass derartige Mechanismen dort wenig ausgeprägt seien und folglich deviantes und kriminelles Verhalten einfacher möglich wäre. Somit wird von Sampson nicht nur eine alternative Kategorisierung von Nachbarschaftseffekten, sondern auch ein im Rahmen des Dimensionen-Modells nur am Rande thematisierter, erklärender Mechanismus konzeptionell aufgearbeitet. Einen zweiten Aspekt der Gebietseffekte fasst Sampson unter dem Term *Institutions and Public Control* (ebd.: 10): Hier ist der Blick auf staatliche Institutionen und Infrastrukturen sowie deren Vernetzung untereinander gerichtet. Dabei werden sowohl das Netzwerk der gebietsinternen Institutionen im Sinne horizontaler, als auch die Verknüpfung mit außerhalb gelegenen Einrichtungen im Sinne vertikaler Integration betrachtet. Somit kommt eine gebietsexterne, überlokale Ebene ins Spiel, wie sich anhand der konzeptionellen Integration übergeordneter Verwaltungsinstanzen verdeutlichen lässt.

Dies kann in der These abstrahiert werden, dass die für manche Gebietseffekte maßgeblichen Prozesse durch gebietsexterne Akteure und Institutionen geprägt werden. Als einen dritten Aspekt der Nachbarschaftseffekte thematisiert Sampson so genannte *Routine Activities* (ebd.: 11). Damit ist sein Fokus wiederum auf die Mikro-Ebene der alltäglichen Praktiken, Situationen und Interaktionen gerichtet. Auf das konkrete Beispiel Jugendlicher Alltagswelten eingehend, schildert er, wie soziale Kontakte zu gleichaltrigen Peers und Erwachsenen durch Kontextspezifika, wie dem Zeitpunkt oder auch dem Ort der Treffen, beeinflusst werden. Somit entwickelt Sampson ähnliche Vorstellungen vom städtischen Raum und in ihm lokalisierter kleinräumiger Foci als Generatoren sozialer Kontakte, wie sie schon weiter vorne dargestellt wurde. In diesem Sinne argumentiert er, dass infrastrukturelle Einrichtungen wie Bars, Einkaufszentren, Bushaltestellen oder ‚nicht überwachte' Spielplätze die Orte jener Kontakte wären, die für die Nachbarschaftseffekte generierenden Prozesse wesentlich sind (ebd.). Sampson plädiert dafür, gerade jenen an bestimmten Foci stattfindenden Mikro-Prozessen besondere Beachtung zu schenken, zugleich aber die Verbindung zu den beiden anderen dargestellten Aspekten herzustellen, um Nachbarschaftseffekte – oder genereller gedacht die Genese (sozial-)räumlicher Ressourcen oder Constraints – genauer zu verstehen. So schreibt er:

> *„(…) it [the ecology of routine actitivities, TM] holds considerable promise as an explanatory* mechanism*, especially in combination with the socio demographic and collective action features just discussed". (Sampson, 2001: 11)*

Diese von Galster und Sampson vorgenommenen Unterscheidungen zeigen abermals, dass es ein breites Spektrum an sozialen Mechanismen und Zusammenhängen ist, das in Betracht gezogen werden muss, um die Genese von Nachbarschaftseffekten zu verstehen. Dabei ist nicht nur verschiedenen Dimensionen Rechnung zu tragen. Ebenso gilt es sich zu vergegenwärtigen, dass sich

die relevanten Situationen und Prozesse auf verschiedenen Ebenen beziehungsweise an verschiedenen Orten ereignen. Für ein präzises Verständnis bestimmter Phänomene, wie etwa der Entstehung eines territorialen Stigmas, kann es folglich primär entscheidend sein, die Wahrnehmungen und Handlungen außerhalb des Gebiets lokalisierter Personen zu rekonstruieren. Jene Überlegung ist auch im Hinblick auf die Forschungsfrage meiner Untersuchung entscheidend. Schließlich können auch jene Situationen, in denen die Ressourcen des (sozial-)räumlichen Kontexts im Zusammenhang der jugendlichen Zukunftsorientierungen wirksam werden, maßgeblich durch gebietsexterne Einflüsse geprägt werden. Wie ich bereits weiter oben erläutert habe, hat meine Studie jedoch in konzeptioneller und methodischer Hinsicht einen klaren Fokus. Sie wählt den Zugang über die alltagsweltliche Mikro-Ebene und die einzelnen Jugendlichen in den Untersuchungsstädten. Dies erschwert es mir in gewisser Weise, die Rolle weiterer, gegebenenfalls gebietsextern lokalisierter Personen und somit Konstellationen, die Galster im Zusammenhang mit korrelierenden Nachbarschaftseffekten kategorisieren würde, zu rekonstruieren. Jedoch lassen sich Hinweise auf derartige Zusammenhänge zumindest in Teilen auch aus der Perspektive der befragten Jugendlichen ableiten.

2.2.5 Blinde Flecken und Grenzen des Konzepts der Gebietseffekte

Das Konzept der Gebietseffekte bietet für eine nahezu unüberschaubare Anzahl an Studien den Ausgangspunkt, um die Einflüsse des Wohnumfelds auf die individuellen Lebensbedingungen zu messen und zu erklären. Zugleich werden auch dessen blinde Flecken und konzeptionelle Schwächen in einem breiten Diskurs und mit Blick auf ganz unterschiedliche Aspekte diskutiert (vgl. als Überblick: Lee, 2001). Für die konzeptionelle Rahmung meiner Studie lohnt auch der Blick auf diese Argumente. Schließlich lassen sich daraus die Potenziale der von mir angewandten, offenen und auf die Alltagspraktiken und Wahrnehmungen der Subjekte fokussierten Herangehensweise ableiten. Zugleich zeigt sich dabei, dass der räumliche Kontext prosperierender kleinerer Städte für solch ein Vorhaben in besonderem Maße geeignet erscheint.

In einem wesentlichen Punkt kann die bisher durchgeführte Gebietseffekte-Forschung als einseitig bewertet werden. Gebietseffekte werden generell in (extrem) benachteiligten Nachbarschaften verortet (Goetz, 2011; Small und Newman, 2001). Dies lässt sich unter anderem auf die empirischen Designs zurückführen, mit denen eben jene Effekte gemessen werden. Die Lebensbedingungen in (vermutlich) benachteiligten Gebieten mit einem hohen Anteil ressourcenarmer Haushalte werden anhand bestimmter Outcomes mit jenen in vermeintlich besser gestellten, sozial durchmischten Quartieren verglichen. Aus diesem Verfahren hervorgehend, werden den benachteiligten Quartieren negative Kontexteffekte zugeschrieben, den sozial durchmischten Gebieten im Vergleich dazu positive Effekte. Dies muss jedoch keineswegs heißen, dass in ressourcenarmen Gebieten eindimensional benachteiligende Kräfte wirken und dadurch Constraints generiert werden. Ebenso wenig erscheint es plausibel, dass Wohnumfelder mit einem hohen Anteil ressourcenreicher Milieus einseitig positive Effekte hervorrufen. Vielmehr soll in meiner Studie die These vertreten werden, dass eine Vielzahl an partiell in das Wohnumfeld eingebettete Zusam-

menhänge in unterschiedlichen Dimensionen für die jugendlichen Zukunftsorientierungen relevante Ressourcen – oder auch Constraints – generieren. Mit Blick auf einen entsprechenden, vom Gebietstypus unabhängigen, theoretischen Erkenntnisgewinn erscheint die Untersuchung mittelstädtischer, ökonomisch prosperierender Kontexte und ihrer Rolle für die Lebensbedingungen und Entwicklungsperspektiven jugendlicher Bewohner adäquat. Schließlich eignet sich dieses Untersuchungsfeld besonders, um die alltagsweltliche Bedeutung lokaler Kontexte aus einer Perspektive zu betrachten, welche die vielerorts verwendeten Modelle von Gebietseffekten in einigen Aspekten ergänzen kann. Mit Blick auf die folgenden vier Gesichtspunkte möchte meine Studie einen Perspektivwechsel gegenüber der Gebietseffekte-Forschung vornehmen und so einen komplementären Forschungsbeitrag leisten.

Der sozialräumliche Kontext als Container

Studien im Themenfeld der Gebietseffekte erklären in der Regel den Wohnort der Untersuchungspersonen zum Ausgangspunkt der Analyse (Dangschat, 2007: 45; 2008: 127). Diese strategische Fokussierung impliziert die Grundannahme, dass sich das alltägliche Leben der ausgewählten Personen auch tatsächlich weitestgehend in deren Wohnumfeld abspielt, da nur unter dieser Bedingung ein lokaler Kontext wirken kann.[1] Kritiker dieser Annahme fordern hingegen, die tatsächlichen Aktionsräume und darin relevanten Bezüge zu Orten und Personen zum Ausgangspunkt der Analyse zu machen (Kronauer und Vogel, 2004). Meine Studie möchte sich dieser Sichtweise anschließen und sieht in der kleinräumig strukturierten Mittelstadt ein prädestiniertes Anwendungsfeld für ein entsprechendes Konzept, da hier sowohl in sozialer als auch in baulicher Hinsicht unterschiedliche Gebietstypen auf engerem Raum zusammenliegen als in den weitläufigeren Großstädten (Hannemann, 2004: 43) und sich der Alltag einzelner Bewohner vermutlich nicht auf ihre kleinräumigen Wohnumfelder, sondern auf gemeinsame oder auch ganz unterschiedliche Orte und Situationen im gesamten Stadtgebiet bezieht. Somit eignen sich die in meiner empirischen Untersuchung betrachteten kleineren Städten besonders, um zu zeigen, dass die Vorstellung eines räumlichen ‚Containers', welcher die Alltagswelten der verschiedenen Bewohner umschließt und deren Handlungsmöglichkeiten in ähnlicher Art und Weise strukturiert, für derartige Forschungsanliegen nicht zielführend ist. Der für die Untersuchungspersonen relevante (sozial-)räumliche Kontext, basierend auf den Orten sozialer Kontakte, den infrastrukturellen Nutzungen und den Wahrnehmungen der eigenen Umgebung, lässt sich folglich nur auf Grundlage einer Rekonstruktion der Aktionsräume, Alltagspraktiken, der räumlichen Strukturen sozialer Netzwerke und lokalen Verknüpfungen von Wahrnehmungsprozessen analysieren. Bereits hier ist die Annahme impliziert, das sich im Kontext des Wohnorts ganz unterschiedliche Alltagswelten überschneiden oder auch ohne wechselseitige Bezugspunkte überlagern (siehe ausführlicher in Kapitel 2.4). Die zentrale Frage nach der Größenordnung, ob der im Alltag der Individuen relevante Sozialraum nun die Nachbarschaft, der Stadtteil, die Gesamtstadt oder ein noch weiterer Zusammenhang ist, wird damit nicht konzeptionell vorab definiert, sondern empirisch adressiert. Es

[1] Bestimmte Aspekte und Zusammenhänge ausgenommen, wie zum Beispiel auf der symbolischen Ebene anzusiedelnde Phänomene der Stigmatisierung aufgrund einer bestimmten Adresse.

ist davon auszugehen, dass die vielfältigen Raumbezüge der Individuen zu ganz unterschiedlichen, territorial dispers lokalisierten Orten bestehen und zugleich selektiv sind. Mit Blick auf solche Alltagswelten sind Wohnquartiere, Städte und andere räumliche Einheiten zum einen als an ihren Außengrenzen permeabel und zum anderen als in ihrer inneren Struktur fragmentiert zu betrachten (Hanhörster und Barwick, 2013).

Konzentration sozialer Benachteiligung als Ausgangspunkt

Die gängige Perspektive auf die Gebietseffekte impliziert die Annahme, dass primär ein durch einen hohen Anteil sozial benachteiligter Haushalte geprägter (sozial-)räumlicher Kontext die Individuen vor Ort benachteiligten Effekten aussetzt. Eine kleinräumige soziale Durchmischung und die nahräumliche Präsenz sozial besser gestellter Bevölkerungsgruppen werden hingegen als Faktoren bewertet, die sich positiv auf die Lebenschancen der einzelnen, insbesondere der ressourcenschwachen, Gebietsbewohner auswirken. Somit wird die Annahme zugrunde gelegt, dass räumliche Nähe soziale Nähe hervorruft oder befördert und sich damit an die so genannte ‚Kontakthypothese' angelehnt (Häußermann und Siebel, 2001: 73, kritisch dazu: Blokland und van Eijk, 2010). Gleichermaßen kann jedoch im Sinne der so genannten ‚Konflikthypothese' das Argument hervorgebracht werden, dass die räumliche Nähe unterschiedlicher Milieus Konflikte evoziert sowie Prozesse sozialer, symbolischer und (klein-)räumlicher Abgrenzung befördert (Häußermann und Siebel, 2001: 73f.). Angehörige ressourcenarmer Milieus könnten demnach dort mit den größten Herausforderungen konfrontiert sein, wo sie die Minderheit darstellen und ihr Kontext durch besser gestellte Gruppen geprägt wird, wie zum Beispiel in den in dieser Studie fokussierten wohlhabenden Städten.

Da im Rahmen des Gebietseffekte-Diskurses jedoch primär die Konzentration sozialer Benachteiligung in bestimmten Stadtteilen problematisiert wird, erscheint es mir auch mit Blick auf diesen Aspekt lohnenswert, eine komplementäre Analyse in durch ressourcenreichere Gruppen geprägten Gebieten durchzuführen. Wenngleich meine Studie keine ‚Effekte' dieser (sozial-)räumlichen Kontexte messen kann, ermöglicht ihr qualitatives empirisches Material doch einen Einblick in soziale Abgrenzungsprozesse, durch welche der Ressourcenzugang für bestimmte Individuen erschwert werden kann, so dass ohnehin bereits ressourcenarme Gruppen zusätzlich benachteiligt werden.

Mechanismen und Zusammenhänge vor Ort als Black Boxes

Viele Studien, die sich unter dem Schlagwort der Gebietseffekte verorten, konzentrieren sich auf die statistische Messung von bestimmten Effekten der Benachteiligung bestimmter Bevölkerungsgruppen. Derartige Arbeiten untersuchen zum Beispiel, ob die Wohnortkonzentration benachteiligter Bevölkerungsgruppen auf der individuellen Ebene zu einer längeren Verweildauer in sozialen Transfersystemen (Farwick, 2001), zu einer Herausbildung abweichender Denkweisen und Normen (Friedrichs und Blasius, 2000) oder zu einer erhöhten Neigung zu kriminellen Aktivitäten (Oberwittler, 2007b) führt. Lässt sich unter der Bedingung einer systematischen Kontrolle von Individualvariablen oder „Lageeffekten" (Kronauer und Vogel, 2004) nachweisen, dass ‚dieselbe' Personengruppe in einem benachteiligten Quartier negativere Outcomes aufweist als in

einem besser gestellten Stadtviertel, so kann von einem Gebietseffekt gesprochen werden. Unbeleuchtet bleibt bei solch einem Vorgehen jedoch, durch welche Zusammenhänge, Mechanismen und Prozesse diese benachteiligenden oder privilegierenden Outcomes hervorgerufen werden beziehungsweise auf welchen Wegen der (sozial-)räumliche Kontext auf seine Bewohner wirkt und somit zu einer Ressource oder einem Hemmnis der Lebensbewältigung werden kann. Folglich muss zwischen Studien, welche die Existenz von Nachbarschaftseffekten nachweisen und solchen, welche diese Effekte erklären, unterschieden werden (Doff, 2010: 6). Theoretische Überlegungen und empirische Ergebnisse geben, wie oben dargestellt, einen Hinweis darauf, dass für letztere soziale Prozesse in ganz unterschiedlichen Dimensionen von Relevanz sein können, wie etwa infrastrukturelle Nutzungsmöglichkeiten, nahräumliche soziale Kontakte oder die Symbolik bestimmter Orte. Mit Blick auf die Heterogenität der sozialen Prozesse und die Ambivalenz sowohl positiver als auch negativer Effekte, scheint es evident, Analysen nicht auf die am meisten benachteiligten Sozialräume zu beschränken. Vielmehr ist es vielversprechend, auch andersartig strukturierte, auf den ersten Blick mit vielfältigen Möglichkeitsstrukturen ausgestattete, Gebiete zu betrachten, um zu verstehen, auf welchen Wegen und für welche Gruppen verschiedene Kontexte Ressourcen oder auch Hemmnisse bergen können.

Der Gebietseffekt als Amalgam vielfältiger (nicht-räumlicher) Kontexteffekte

Blickt man auf die Vielfalt und Komplexität der Zusammenhänge und Mechanismen, aus denen Gebietseffekte hervorgehen, wird deutlich, dass der (sozial-)räumliche Kontext in seiner Wirkkraft nicht einfach gegenüber anderen Kontexten isoliert werden kann (vgl. insbesondere Elliott et al., 2006; Lee, 2001: 39f.). So nehmen beispielsweise Interaktionen und soziale Netzwerke eine Schlüsselrolle im Theoriegebäude zur Erklärung von Kontexteffekten ein. Aber auch mediale Diskurse und lokale staatliche Institutionen (wie etwa Schulen oder Anlaufstellen der öffentlichen Verwaltung) können für die Erklärung relevante Kontextfaktoren darstellen. Möchte man also den Einfluss des (sozial-)räumlichen Kontexts auf einen bestimmten Aspekt individueller Entwicklung erklären, sollte der Fokus ebenso auf den anderen in diesem Zusammenhang relevanten Kontexte liegen. Hierauf möchte ich in meiner Studie ein besonderes Augenmerk richten.

Quantitative Studien zu Nachbarschaftseffekten rücken vielfach zunächst einen räumlichen Kontext in ihren Vordergrund, wenn sie die Lebenssituationen in verschiedenen Gebieten anhand bestimmter ‚Outcomes', wie etwa der Verweildauer in sozialen Transfersystemen (Farwick, 2001), miteinander vergleichen. Daraufhin wird, zur Erklärung dieser Outcomes, der Blick vielfach in jene Kontextdimensionen gerichtet, durch die der (sozial-)räumliche Kontext letztlich erst relevant wird, wie etwa die sozialen Netzwerke, die Peer Groups oder die Ausbildungsinfrastrukturen. In meiner Studie hingegen wird die offene, qualitative Herangehensweise dafür genutzt, die für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen relevanten Raumbezüge in ihrer Bandbreite zu betrachten und sie so detailliert zu rekonstruieren. Dabei wird zunächst analysiert, welche wohnortnahen oder entfernteren Settings wichtige Bezugspunkte in der physisch-infrastrukturellen, der sozialen oder der symbolischen Dimension darstellen. Auf dieser Grundlage wird die Frage erläutert, welche Bedeutung der lokale oder regionale Kontext im Zusammenhang mit den jugendlichen Zukunftsorientierungen hat. Durch diese an den Alltagspraktiken der Jugendlichen

orientierte Vorgehensweise wird ein zu undifferenziertes Verständnis räumlicher Einflüsse vermieden. Die Relevanz des nahräumlichen Kontexts wird somit nicht vorausgesetzt, sondern vielmehr empirisch überprüft.

Zusammenfassend kann die These formuliert werden, dass sich in der Forschung zum Themenfeld Gebietseffekte ein primär auf negative Outcomes in den am stärksten benachteiligten Nachbarschaften gerichteter Blickwinkel auf der einen und eine empirische Fokussierung auf das Messen negativer Outcomes auf der anderen Seite wechselseitig bedingen. Zudem liegen vielen der vorliegenden Studien enge Vorannahmen zu den Einflüssen sozialräumlicher Kontext zugrunde, welche den Fokus der empirischen Untersuchungen auf einen bereits festgelegten Gebietsausschnitt sowie oftmals auch auf vordefinierte Wirkmechanismen, wie etwa bestimmte Prozesse sozialen Lernens, nachbarschaftlicher Unterstützung oder territorialer Stigmatisierung, beschränken. Sowohl die territoriale Dispersität der räumlichen Bezüge, welche die Individuen in ihrem Alltag ausbilden, als auch die Vielfalt der der diesen Bezügen zugrunde liegenden alltäglichen Phänomene werden ausgeblendet, wodurch viele Fragen offen bleiben.

Meine Studie bietet keine klassische Untersuchung von Gebietseffekten, die die Einflüsse unterschiedlicher Wohnumfelder auf bestimmte Outcomes misst und im Vergleich zueinander bewertet. Auch beansprucht sie es nicht, die entsprechenden Studien mit ihren Analyseverfahren und Ergebnissen anzuzweifeln oder zu wiederlegen. Vielmehr soll die aus der Gebietseffekte-These hervorgehende Perspektive durch die vorliegende Arbeit ergänzt werden, indem ich meinen Fokus auf die Mikro-Ebene der individuellen Lebenswelten, Alltagspraktiken und Zukunftsorientierungen lenke. In diesem Sinne werden eine Reihe für diese Orientierungen relevanter Aspekte – wie etwa Freizeitwünsche, entscheidende Ansprechpartner und Ratgeber sowie symbolische Identifikationen und Abgrenzungen – beleuchtet. Dabei wird jeweils die Frage erläutert, welche Bedeutung der lokale beziehungsweise regionale sowie auch entfernter liegende (sozial-)räumliche Kontexte in den entsprechenden Zusammenhängen haben. In einer anderen Hinsicht ist das Konzept der Nachbarschaftseffekte, wie bereits erwähnt, für die Analyseperspektive meiner Studie unmittelbar prägend: Die Unterscheidung zwischen einer physisch-infrastrukturellen, einer sozialen und einer symbolischen Dimension des (sozial-)räumlichen Kontexts wird von mir übernommen, um die für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen relevanten räumlichen Bezüge systematisch zu analysieren und darzustellen.

Wie dargelegt, analysiert die Nachbarschaftseffekte-Forschung städtische Gebiete primär auf der Strukturebene, indem sie bestimmte Merkmale der Bevölkerungen misst, vergleicht und bewertet. Die vorliegende Studie beabsichtigt es hingegen, ihren Blick vorrangig auf die Mikro-Ebene der Alltagspraktiken, Interaktionen und individuellen Wahrnehmungen zu richten. Somit gilt es eine Brücke zu schlagen und zu überlegen, in welcher Weise Individuen in ihrem Handeln Bezüge in den bis hierhin beschriebenen (sozial-)räumlichen Kontext herstellen. Bevor ich zu diesem Zweck die Perspektive sozialkonstruktivistisch und praxistheoretisch fundierter Raumkonzepte einführe, soll zunächst die Ideen dem städtischen Kontext inhärenter Ressourcen und ihrer Nutzung durch die Individuen entwickelt werden. Dabei lässt sich eine erste Verbindung zwischen

den Ebenen herstellen, indem gezeigt wird, dass es von den individuellen Nutzungen, Bedürfnissen und Möglichkeiten abhängig ist, welche Aspekte des (sozial-)räumlichen Kontexts in welcher Hinsicht bedeutsam werden.

2.3 Ressourcen lokaler Kontexte und deren Nutzung durch die Individuen

Der Fokus auf die Mikro-Ebene der Alltagspraktiken, Nutzungen, Wahrnehmungen und der aus ihnen hervorgehenden mehrdimensionalen Einbindungen in den (sozial-)räumlichen Kontext legt nahe, nicht, wie im Gebietseffekte-Diskurs üblich, von eindimensional und zumeist im negativen Sinne wirkenden Effekten eben jenes Kontexts zu sprechen. Vielmehr wird von einem breiten Spektrum an relevanten Zusammenhängen ausgegangen, in denen die lokale Umgebung für die Individuen und ihre Zukunftsorientierungen wichtig sein kann. Um diese Idee zu entwickeln, möchte ich an dieser Stelle die Kategorie der räumlich eingebetteten ‚Ressourcen' einführen, die in der weiteren Argumentation ein wesentlicher Baustein sein wird.

Um sich einem für die vorliegende Studie adäquaten Ressourcenbegriff zu nähern, lohnt zunächst der Blick in die Sozialtheorie Pierre Bourdieus und auf das in ihrem Rahmen entwickelte Kapitalkonzept (Bourdieu, 1982; 1992), in dem Ressourcen zunächst auf der individuellen Ebene modelliert werden. In seiner Sozialtheorie geht Bourdieu von einer klassenförmig strukturierten Gesellschaft aus. Unterschiede zwischen den Klassen gingen aus einer unterschiedlichen Ausstattung ihrer Angehörigen mit verschiedenen Kapitalarten hervor. Kapital wird von Bourdieu als Verfügungsgewalt über Ressourcen definiert (Schwingel, 1995: 81). Dabei wird zwischen drei Kapitalformen unterschieden: dem ökonomischen, dem kulturellen und dem sozialen Kapital. Ökonomisches Kapital bezeichnet Formen des materiellen Besitzes, die in der Regel direkt in Geld umgetauscht werden können (Bourdieu, 1982: 185). Kulturelles Kapital hat verschiedene Aspekte (ebd.: 185ff.): Inkorporiertes kulturelles Kapitel wird persönlich, durch Lernen und Bildung erworben und dabei zu einem Bestandteil der Person selbst, zu ihrem Habitus, definiert als „ein dauerhaft wirksames System von (klassenspezifischen) Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata (…), das sowohl den Praxisformen sozialer Akteure als auch den mit dieser Praxis verbundenen alltäglichen Wahrnehmung konstitutiv zugrunde liegt" (Schwingel, 1995: 67). Objektiviertes kulturelles Kapital bezeichnet kulturelle Güter, wie etwa Gemälde und Skulpturen und ähnelt somit dem ökonomischen Kapital. Institutionalisiertes kulturelles Kapital besteht aus Titeln, wie Schul- und Universitätsabschlüssen, die ihren Inhabern einen bestimmten Bildungsstand und somit auch deren inkorporiertes kulturelles Kapital zertifizieren. Bourdieus Verständnis von sozialem Kapital wurde in Kapitel 2.2.2 bereits angerissen. Es wird durch die Zugehörigkeit des Individuums zu einer bestimmten Gruppe konstituiert (Bourdieu, 1982: 191ff.). Bourdieus Konzeption der Kapitalsorten zeigt, dass der Ressourcenzugang der Individuen im Zusammenhang mit ihren Handlungsmöglichkeiten und Voraussetzungen steht und somit durch ihre habituell strukturierte Dispositionen geprägt wird. Demzufolge ist auch für meine Studie die Frage danach, welche Ressourcen ein bestimmter lokaler Kontext insgesamt enthält, nicht zielführend. Vielmehr

soll analysiert werden, wie es den Jugendlichen mit ihren jeweiligen individuellen Voraussetzungen gelingt, über die für sie jeweils relevanten Ressourcen zu verfügen und inwiefern diese Ressourcen in den (sozial-)räumlichen Kontext der Wohn- und Schulorte eingebunden sind.

Inwiefern etwa eine bestimmte infrastrukturelle Nutzungsmöglichkeit, eine mithilfe einer bestimmten Bezugsperson erhaltene Information oder ein im lokalen Umfeld gewonnener Eindruck eine für die individuellen Zukunftsorientierungen relevante Ressource darstellt, wird somit weniger aus einer objektivierenden Beobachterperspektive als primär mit Blick auf die Relevanzstrukturen der Befragten betrachtet. Somit werden die Zukunftsorientierungen der Teilnehmer auch nicht als positiv oder negativ, zielführend oder weniger zielführend, bewertet, wenn erläutert wird, inwiefern diese durch die jeweiligen Einbindungen in der physisch-materiellen, sozialen und symbolischen Dimension des lokalen Kontexts geprägt werden. Komplementär dazu wird an einigen Stellen von Constraints oder Hemmnissen gesprochen, wenn die Jugendlichen entweder einen Mangel selbst benennen (beispielsweise mit Blick auf bestimmte Freizeitangebote) oder aber im Vergleich zwischen den Befragten deutlich wird, dass manche offenbar über einen Ressourcenzugang verfügen, der anderen verwehrt bleibt (beispielsweise mit Blick auf die Kontakte zu relevanten erwachsenen Informationsgebern).

Zur Bedeutung des Raumes für den Ressourcenzugang der Jugendlichen habe ich gezeigt, dass der lokale Kontext sowohl in der physisch-materiellen als auch in der sozialen und symbolischen Dimension die Entwicklungsmöglichkeiten seiner Bewohner beeinflussen und somit Ressourcen, wie auch Constraints oder Hemmnisse, bergen kann. Diese Überlegungen überschneiden sich deutlich mit jenen, die Pierre Bourdieu in seinem in enger Verbindung zur Kapitaltheorie stehenden Konzept der Raumprofite zum Ausdruck bringt (1991; 2005a). Mit diesem zeigt er, wie die Kapitalausstattung und der Ressourcenzugang der Individuen unter anderem durch deren Position im physischen Raum bestimmt werden. Raumprofite können auf unterschiedliche Qualitäten des Ortes rekurrieren (Bourdieu, 2005a: 120): Unter *Lokalisierungsprofiten* (1) werden sowohl die territoriale Nähe beziehungsweise Ferne zu gesellschaftlich wertvollen Gütern und infrastrukturellen Einrichtungen als auch das gesellschaftliche Ansehen der Adresse subsumiert. *Okkupations- beziehungsweise Besetzungsprofite* (2) beziehen sich auf die wahrgenommenen Ausmaße der angeeigneten Fläche und die damit verbundene territoriale Distanzierung gegenüber anderen Individuen. *Ökonomische Vorteile* (3) ergeben sich aufgrund der aus der Aneignung des Raumes resultierenden wirtschaftlichen Rendite, zum Beispiel in Form von Mieteinnahmen. Im Zusammenhang mit den jugendlichen Zukunftsorientierungen sind unter anderem die zuerst genannten Lokalisierungsprofite relevant; kommen doch in ihnen Bezüge zu allen weiter oben modellierten Dimensionen der lokalen Einbindungen zum Tragen: Die Nähe zu begehrten Gütern bietet den Kern der physisch-materiellen Dimension, jene zu begehrten Personen das Wesen der sozialen Dimension. Die den Lokalisierungsprofiten zugeordneten ‚Positions-, beziehungsweise ‚Rangprofite' stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit den skizzierten Einbindungen in der symbolischen Dimension. Schließlich werden die Zuschreibungen, die bestimmten Personengruppen entgegengebracht werden, vielfach unter Bezugnahme auf ‚deren' Orte entwickelt, wie mein empirisches Material zeigen wird.

Entscheidend aus der Perspektive Bourdieus ist, dass Raumprofite nicht durch die bloße physische Distanz, sondern durch die ihr von der Gesellschaft zugeschriebene Bedeutung entstehen (Dirksmeier, 2009: 131). In seinen Ausführungen stellt Bourdieu den expliziten Bezug zwischen seinen Konzepten der Raumprofite und der oben beschriebenen Kapitalarten her. So schreibt er:

> *„Man hat jeweils das Paris (oder die Stadt in der man wohnt) entsprechend seinem eigenen ökonomischen, aber auch kulturellen und sozialen Kapital." (Bourdieu, 1991: 32)*

Demzufolge ist es von der einer Person individuell zur Verfügung stehenden Kapitalausstattung abhängig, inwiefern diese von den Möglichkeiten, welche der lokale Kontext bietet, profitiert und über die dortigen Ressourcen verfügen kann. An dieser Stelle liefert Bourdieu einen wichtigen Grundgedanken für die Analyse meines empirischen Materials, aber auch für das im weiteren Verlauf der Argumentation dargestellte Raumkonzept Martina Löws. In diesem ist die Vorstellung durch individuelle oder gruppenspezifische Ressourcen geprägter Möglichkeiten zur Schaffung von Räumen ein zentraler Bestandteil.

Talja Blokland und ihre Mitautorinnen stellen in einem Sammelband die empirischen Ergebnisse eines Forschungsprojekts mit dem Titel „Ressourceful Cities" vor. Im einleitenden konzeptionellen Kapitel entwickeln sie das ihren Analysen zugrunde gelegte Verständnis von Ressourcen. Dabei wird der Ressourcenbegriff in Abgrenzung zu vermeintlich ähnlichen Kategorien, wie auch Bourdieus Kapitalsorten, abgegrenzt und präzisiert. So wird, angelehnt an Mike Savage und Mitautoren, der Unterschied zwischen ‚Assets' (deutsch: vorteilhafte Eigenschaften) und Ressourcen hervorgehoben (Blokland et al., 2016: 7f.): Während die Akkumulation ersterer, zum Beispiel im Fall der Geldvermehrung, damit einherginge, dass sich die agierenden Individuen einen relativen Vorteil gegenüber anderen verschaffen, sei dies beim Zugang zu Ressourcen, wie etwa bei Verbesserungen des individuellen Gesundheitsstatus, nicht zwangsläufig der Fall. Weiter wird das Ressourcen-Konzept von jenem der ‚Opportunities' angegrenzt, wie es von Albert O. Hirschmann geprägt wurde (ebd.: 8):

Letzteres würde Blokland und ihren Mitautorinnen zufolge auf der Idee basieren, dass es, unter anderem auch in den Städten, persistente soziale Strukturen und so auch überdauernde Sets an Gelegenheiten gibt. Demgegenüber basiert das von Talja Blokland und ihren Mitautorinnen entwickelte Ressourcenkonzept auf der Vorstellung von einer Stadt, die dynamisch und ständig im Entstehen begriffen ist. So werden nicht nur gefestigte und überdauernde Beziehungsnetzwerke, sondern insbesondere auch die flüchtigen, immer wieder neu zustande kommenden, Alltagskontakte fokussiert (ebd.: 8f.). Eine weitere Abgrenzung nehmen Blokland und ihre Mitautorinnen gegenüber einer Konnotation des Kapitalbegriffs vor, wie sie insbesondere im Sozialkapital-Diskurs geprägt wurde (ebd.: 9ff.): Im Zusammenhang mit der Akkumulation von Kapital würde der Focus oftmals auf der Verfügbarkeit bestimmter Assets, wie etwa persönlicher Kontakte zu statushohen Personen, liegen. Der Frage, inwiefern und in welchen Bereichen die Individuen diese Zugänge tatsächlich nutzbar machen können, würde hingegen wenig Beachtung geschenkt. So würde zum Beispiel selten genauer betrachtet, ob Kontakte zwischen statushöheren und status-

niedrigeren Personen tatsächlich auch zu einem Ressourcenaustausch führen, von dem letztere profitieren (ebd.: 9f.). Hier soll der Ressourcenbegriff zur kritischen Präzisierung beitragen, indem er jene Aspekte fokussiert, die in alltäglichen Praktiken aktiviert und dadurch den Individuen hilfreich werden.

Die von Talja Blokland und ihren Mitautorinnen vorgenommenen Abgrenzungen zeigen, dass Ressourcen ihrem Verständnis zufolge nicht statisch bei einer bestimmten Person oder in einer bestimmten Stadt vorhanden sind. Vielmehr ist es von der jeweiligen Situation abhängig, welche Ressourcen eine Person für sich aktivieren kann und welche Rolle der städtische Kontext dabei spielt. Ebenso müssen Ressourcen kein allgemein vorhandenes, begrenztes Gut, das folglich die Konkurrenz verschiedener Menschen hervorruft. Sie haben einen individuellen Charakter, so dass eine Person für sich wichtige Ressourcen aktivieren kann, ohne dass diese einer anderen genommen werden.

Im Zusammenhang dieser Überlegungen bauen Blokland und Mitautorinnen ihren Ressourcenbegriff auf Amartya Sens Konzept der Capabilities auf (ebd.: 11f.). Die Capabilities einer Person bezögen sich darauf, ob es ihr gelingt, die ihr wichtigen Dinge umzusetzen und ob sie über die dazu notwendigen Mittel, Werkzeuge und Erlaubnisse verfügt. Auch Sen betonte Blokland und ihren Mitautorinnen zufolge, dass sich aus den einer Person zur Verfügung stehenden Mitteln (wie etwa Geld, aber auch Wissen oder sozialen Kontakten) nicht unmittelbar auf deren Capabilities schließen ließe, da dieselben Mittel verschiedenen Personen unterschiedliche Möglichkeiten eröffnen könnten. Somit wird der Blick zugleich auf die individuellen Orientierungen, Relevanzen und Handlungsstrategien, mit denen einzelne Personen im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten agieren und sich verwirklichen, gerichtet. Dabei wird angelehnt an die weiter oben angerissene Sozialtheorie Bourdieus davon ausgegangen, dass die Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen durch dessen Habitus und dessen Dispositionen geprägt werden. In diesem Sinne werden die folgenden Definitionen von Capabilities und Ressourcen formuliert:

> *„Capabilities is used for having something and put it in use (a valuable combination of human functionings), being able to do something (physical, mental condition, environmental diversities, non-personal resources, relative position) and, in addition to either one of these, and indispensable, having the means, instruments, or permissions to do so. Resources are these means, instruments, and permissions, structured by habitus and dispositions. Resources can become capabilities when they can be used to achieve a human functioning that the person involved holds for valuable. They are created through the social infrastructure of practices, fluid encounters and durable engagements." (Blokland et al., 2016: 15).*

Dieser Definition entsprechende Ressourcen und Capabilities können auf unterschiedliche Art und Weise in die physisch-materielle, die soziale oder die symbolische Dimension des lokalen (sozial-)räumlichen Kontexts eingebunden sein, wie es auch schon die Auseinandersetzung mit den Raumprofiten nach Bourdieu gezeigt hat. So ließen sich beispielsweise die Möglichkeiten dazu, sich in den nahräumlichen Infrastrukturen persönliche Freizeitbedürfnisse zu erfüllen, an

lokalen Settings anzutreffende Personen um Rat bezüglich der Zukunftsplanung zu fragen oder sich durch die Aktivitäten der vor Ort anzutreffenden Menschen inspirieren zu lassen mit diesen beiden aufeinander bezogenen Kategorien erfassen.

Welche Konzeption von städtischen Kontexten ist also zu solch einem Ressourcenbegriff adäquat? In ihrer Vorstellung von der Stadt als einer Ressourcen-Matrix blicken Alan Harding und Talja Blokland (2014) auf die Alltagspraktiken der Bewohner und heben die Heterogenität und Interkonnektivität der individuellen Lebenssituationen hervor. Sie gehen davon aus, dass im engen lokalen Rahmen der Städte ganz unterschiedliche Formen horizontaler und vertikaler sozialer Differenzierung zugleich zum Tragen kommen und dadurch die sozialen Positionen und Handlungsmöglichkeiten der Einzelnen geprägt werden. Die Stadt würde den Menschen vor Ort folglich ein Feld für deren Praktiken geben, in dem Ressourcen kreiert und zugänglich gemacht werden können (Harding und Blokland, 2014: 215). In den entsprechenden Analysen sollte deshalb nicht nur in den Blick genommen werden, wie sich die Individuen Ressourcen zur Erfüllung ihrer Bedürfnisse nutzbar machen und sie dadurch zu Capabilities werden lassen. Zugleich müsse das Interesse jenen Prozessen gelten, in denen bestimmte Stadtbewohner durch ihre Praktiken den Ressourcenzugang anderer Personen einschränken (ebd.), wenngleich dies, wie oben gezeigt, nicht bei allen Aktivierungen von Ressourcen relevant ist. Somit wird eine relationale Perspektive auf soziale Ungleichheiten und die diesbezügliche Bedeutung (sozial-)räumlicher Kontexte zugrunde gelegt. In diesem Sinne fassen Harding und Blokland ihre konzeptionellen Überlegungen wie folgt zusammen:

> *„We can think of the city, then, as a matrix of resources, where positions and locations coincide, and where intersectionality means, that different constellations of class, race/ethnicity, gender and age as well as residential combined influence, yet never determine, the abilities of urban residents to make a life of their own liking." (Harding und Blokland, 2014: 216)*

Somit wird der Bezug zum weiter oben entwickelten Ressourcenbegriff deutlich. Als Ressourcen werden auch von Harding und Blokland jene Faktoren gesehen, die es den Stadtbewohnern und anderen Individuen ermöglichen, ein Leben nach ihrem Geschmack und ihren Bedürfnissen zu führen. Der Zugang zu solchen Ressourcen ist stark durch die aus verschiedenen Mustern sozialer Differenzierung hervorgehende soziale Position des Einzelnen – weiter oben sprechen Blokland und Mitautorinnen vom Habitus und von Dispositionen – geprägt. An diese Überlegung anknüpfend werde ich in meiner empirischen Analyse ein besonderes Augenmerk auf den sozialen Hintergrund der Schüler, in seinen verschiedenen Dimensionen (u.a. Berufe und Bildungsabschlüsse der Eltern, Lebensstile, familiäre Migrationsgeschichten) richten. Im Sinne einer relationalen Perspektive werden aber – insbesondere in Kapitel 7 – gleichermaßen die Beziehungen verschiedener Gruppen zueinander und die in ihnen konstituierten sozialen und symbolischen Grenzziehungen betrachtet. Im weiteren Verlauf meiner Erzählung werde ich anhand des empirischen Materials zeigen, dass die Jugendlichen bei der Entwicklung ihrer jeweiligen Zukunftsorientierungen Ressourcen kreieren und als Capabilities aktivieren, die unmittelbar aus den jeweiligen sozialen Positionen, zugleich aber auch aus den lokalen Lebensbedingungen hervorgehen. Wenngleich in

meiner Studie, wie auch in der Vorstellung Hardings und Bloklands, die Stadt als ein lokales Konglomerat heterogener sozialer Strukturen betrachtet wird, gilt mein Interesse insbesondere auch jenen Bedeutungen, welche die Jugendlichen ihrer gebauten Umwelt und den dort vorfindbaren infrastrukturellen Einrichtungen zuschreiben. Auch diese Zusammenhänge bergen Ressourcen, die es den Befragten ermöglichen, ein Leben nach ihren Wünschen zu führen. In diesem Zusammenhang wird das im Folgenden skizzenhaft dargestellte Konzept so genannter ‚Raumaneignungen' relevant.

2.4 Jugendliche Raumaneignungen

Wie weiter oben dargelegt wurde, gehen viele Forscher davon aus, dass Jugendliche verglichen mit anderen gesellschaftlichen Gruppen in einem besonderen Maße durch Gebietseffekte beeinflusst werden. Dem liegt unter anderen die Annahme zugrunde, dass die Heranwachsenden wesentliche Sozialisationserfahrungen im nahräumlichen Kontext ihres Wohnumfelds machen. Auch in der Forschungsliteratur aus dem Bereich der Sozialen Arbeit wird diese Idee, dass Jugendliche intensiv in ihrem lokalen Umfeld eingebunden sind, aufgenommen. Verglichen mit der Gebietseffekte-Perspektive ist der Fokus dabei aber ein anderer: In einem großen Korpus von Arbeiten werden unter dem Schlagwort der ‚Raumaneignung' Prozesse beschrieben, in denen Jugendliche Bezüge zu bestimmten Orten herstellen und diese Orte in ihren Praktiken gestalten und verändern (z. B. Alisch und May, 2013; Deinet, 2011; Kilb, 2007; May, 2006; Reutlinger, 2003; grundlegend: Leontjew, 1983). Räume anzueignen bedeutet dabei nicht nur, dass diese zu einem bestimmten, vordefinierten Zweck genutzt werden, wie etwa der Bolzplatz zum Fußballspielen oder das Einkaufszentrum für Besorgungen in den Geschäften. Vielmehr gilt das besondere Interesse den kreativen Prozessen, in denen Jugendliche vorhandene Arrangements auf ihre ganz eigene Art nutzen (Deinet, 2011: 50f; Kilb, 2007: 264), beispielsweise einen Gebäudevorplatz zur Skateanlage umfunktionieren oder eine Stelle im Park zum Ort gemeinsamer Musik-Sessions werden lassen. Jugendliche Raumaneignungen haben oft auch eine deutliche symbolische Komponente: Indem eine bestimmte Gruppe an einem bestimmten Ort regelmäßig präsent ist, dort ihren Lebens- und Kleidungsstil offen zur Schau stellt oder die physischen Gegebenheiten umgestaltet (etwa durch Graffiti), zeigt sie, dass dies ‚ihr' Platz ist und kann damit zugleich suggerieren, dass andere Gruppen dort nicht erwünscht sind (Deinet, 2011: 51; May, 2006: 82).

Jugendliche Raumaneignungen vollziehen sich dabei keineswegs gleichförmig und sind in einem hohen Maße individuell geprägt. Auf der Grundlage existierender Forschungen lassen sich zudem eine Reihe gruppenspezifischer Unterschiede herausstellen. So wird beispielsweise zwischen ‚zeitstrukturierten' und ‚raumstrukturierten' Mustern des Heranwachsens unterschieden (May, 2006: 81ff.; Zeiher und Zeiher, 1998): Erstere beziehen sich auf jugendliche Alltagswelten, in denen die Freizeit durch bestimmte Termine geprägt ist, die an den dafür vorgesehenen Orten stattfinden, wie etwa der Musikschule oder dem Sportverein. Für diese oftmals aus ökonomisch privilegierten Haushalten stammenden Jugendlichen sind somit vornehmlich private und institutionalisierte Räume relevant. ‚Raumstrukturiertes' Heranwachsen hingegen vollzieht sich in einer

Alltagswelt, die durch typischerweise im näheren Wohnumfeld gelegene, öffentliche und halböffentliche Orte geprägt ist. Dabei wird die Freizeit in großen Teilen im Kreise der Clique verbracht, so dass viele Raumbezüge kollektiv entwickelt und damit verbundene Erfahrungen geteilt werden.

Darüber hinaus zeigen sich mit Blick auf die für Jugendliche typischen alltagsweltlichen Raumbezüge deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede. So demonstrierten empirische Studien, dass sich Mädchen weitaus seltener im öffentlichen Raum aufhalten als Jungen, einen deutlich kleineren Aktionsraum aufweisen und häufiger feste Termine wahrnehmen und somit eher der Vorstellung des zeitstrukturierten Aufwachsens entsprechen (Rauschenbach und Wehland, 1989: 142). Auch mit Blick auf die ethnische Dimension lassen sich Unterschiede feststellen. So haben zum Beispiel Untersuchungen gezeigt, dass ein Teil der Mädchen mit Migrationshintergrund unter vergleichsweise restriktiven Bedingungen aufwächst und sich ihr Alltag folglich stark auf den elterlichen Haushalt fokussiert (Plöger, 2012: 22f.).[2]

Mit Blick auf divergierende Prozesse und Muster der Raumaneignung sind nicht nur Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen von Heranwachsenden, sondern auch die jeweils spezifischen Kontextbedingungen unterschiedlicher Gebietstypen relevant (Lindner und Kilb, 2005; Müller, 1983). Insbesondere wird hierbei zwischen Städten und Gemeinden unterschiedlicher Größe differenziert. So sprechen zum Beispiel Werner Lindner und Rainer Kilb von vier verschiedenen Gebietstypen, die Jugendlichen jeweils unterschiedliche Nutzungsmöglichkeiten eröffnen würden: Metropolitan Ballungsräumen, großstädtischen Verdichtungsräumen, den Einzugsbereichen mittlerer und kleinerer Großstädte sowie ländlich-provinziell geprägter Regionen (Lindner und Kilb, 2005: 363; Kilb, 2007: 265).

Neben diesen gruppen- und gebietsspezifischen Unterschieden haben jüngere Forschungen generelle Entwicklungstrends aufgezeigt, welche die Raumaneignungen der Jugendlichen kennzeichnen. Besondere Bedeutung haben dabei die vielerorts von einer gewissen Besorgnis begleiteten Fragen, inwiefern neue Informations- und Kommunikationstechnologien die Alltagswelten der Individuen beeinflussen und ob es in diesen Zusammenhang zu einem Bedeutungsverlust physischer Nahräume zugunsten virtueller Welten kommt (Böhnisch, 2002). Manche empirische Studien zeigen jedoch auch, dass diesbezügliche Befürchtungen nicht zutreffen müssen und dass die virtuelle Vernetzung von Personen tendenziell dazu beiträgt, Kontakte in der realen Welt aufrechtzuhalten und Aktivitäten im physischen Nahraum zu koordinieren (Rainie et al., 2011; Wagner et al., 2013; Wellman, 2001; mit Fokus auf Jugendliche: Bauerschuster et al., 2011). Eine zweite, Bedenken hervorrufende, Entwicklung ist in diesem Zusammenhang das voranschreiten-

[2] Andere Studien betonen hingegen, dass migrantische Mädchen mittlerweile weitaus selbstbewusster und eigenständiger seien, als es die in weiten Teilen der Öffentlichkeit vorherrschenden Bilder implizieren würden. Entsprechende Unterschiede zu autochthonen Gleichaltrigen seien in vielen Fällen kaum noch feststellbar. So zeichnen beispielsweise Reinders und Mitautoren auf Grundlage einer Befragung zwölf- bis siebzehnjähriger Hauptschülerinnen (und auch Hauptschüler) türkischer Herkunft das Bild einer neuen, von den Vorstellungen des Elternhauses weitaus emanzipierteren Generation (Reinders et al., 2008).

de Verschwinden potentieller jugendlicher Aneignungsräume. Öffentliche und halb-öffentliche Räume seien in einem immer stärkeren Maße durch Nutzungsregeln und bauliche Strukturen geprägt, welche im Widerspruch zu jugendlichen Bedürfnissen stünden (Malone, 2002; Robinson, 2000).

Ein weiterer mit den Aneignungen und Nutzungen städtischer Räume in Verbindung stehender und auch im Zusammenhang mit den Gebietseffekten diskutierter Forschungsgegenstand sind Wahrnehmungen des alltäglichen städtischen Umfelds durch Jugendliche (Lynch, 1977). Studien haben unter anderem beleuchtet, dass städtische Kontexte aus der Sicht von jungen Menschen sowohl positiv besetzte Orte als auch negativ wahrgenommene Plätze beinhalten. Erstere können wichtige Ressourcen für – in Kapitel 7 empirisch beleuchtete – persönliche Identifikationen bieten, letztere mit negativen Erfahrungen, wie Kriminalität oder ethnischen Spannungen, verknüpft sein (Robinson, 2000).

Diese Arbeiten und Argumentationen rund um die Idee der jugendlichen Raumaneignung ergänzen in mehrfacher Hinsicht die aus dem Konzept der Gebietseffekte hervorgehenden Studien. Während letztere primär auf die benachteiligenden Lebensbedingungen in einem städtischen Gebiet und somit auf Handlungseinschränkungen schauen, heben erstere die Handlungsspielräume und kreativen Gestaltungspotenziale der Jugendlichen hervor. Somit schärft der Ansatz der ‚Raumaneignung' den Blick dafür, dass Heranwachsende Bezüge in ihre Umwelt aktiv und gemäß ihren Wünschen und Bedürfnissen herstellen. Mit Blick auf die Zukunftsorientierungen kann dies unter anderem bedeuten, dass verschiedene Jugendliche die lokalen Ausbildungs- und Freizeitmöglichkeiten auf ganz unterschiedliche Art und Weise für sich nutzbar machen und dies die Entscheidungen beeinflusst, ob sie vor Ort bleiben und was sie dort später einmal tun möchten. Folglich ist davon auszugehen, dass vielfach erst die individuellen Praktiken und Orientierungen Aufschluss darüber geben, inwiefern und mit welchen Motiven die Jugendlichen bestimmte Aspekte ihrer Umwelt in ihrem Alltag bedeutend werden lassen.

Mit dem Interesse an Raumaneignungen wird der Blick auf die Mikro-Ebene der Subjekte und ihrer Alltagspraktiken gerichtet. In dieser Hinsicht entsteht ein komplementärer Fokus zu den weiter vorne rekonstruierten Gebietseffekte-Analysen. Schließlich rücken diese in der Regel die strukturellen Handlungseinschränkungen in den Vordergrund. Sie prägen somit implizit die Annahme, dass alle Jugendlichen in einem Gebiet denselben Kontextbedingungen auf gleiche Weise ausgesetzt sind. Dem gegenüber lassen sich Ansätze wie die oben beschrieben Konzepte der Raumaneignung stellen, welche von einer aktiven Auseinandersetzung der Jugendlichen mit ihrer Umwelt ausgehen (vgl. auch: Oberwittler, 2013; Hurrelmann, 1983; Magnusson und Stattin, 2006) und ihnen „Agency", sprich Entscheidung- und Handlungsmacht, zuschreiben (Lange, 2008). In diesem Zusammenhang lässt sich auch der Ansatz Hardings (2010) einordnen, der von einer „kulturellen Heterogenität" der jugendlichen Alltagswelten spricht: Die Individuen würden sich hinsichtlich ihrer Kontakte zu Gleichaltrigen, Freizeitbeschäftigungen, Freizeitorte und kulturellen Handlungsmuster deutlich unterscheiden (Oberwittler, 2013: 65). Möchte man diesen Annahmen analytisch Rechnung tragen, rücken komplementär zu den strukturellen Restriktionen

die Aktivitätsfelder (Wikström, 2010; Wikström et al., 2012) und Aktionsräume (Plöger, 2012) der Jugendlichen in den Vordergrund (vgl. empirisch in Kapitel 5). Um solche individuellen (teilweise aber auch eher gruppenspezifischen) lokalen Bezüge in ihrer Mehrdimensionalität und Vielfalt systematisch betrachten zu können, ist es hilfreich, relationale, praxistheoretisch fundierte und sozialkonstruktivistische Raumkonzepte zur Schärfung der analytischen Perspektive zu nutzen.

2.5 Der analytische Blickwinkel: Die soziale Konstruktion von Räumen und lokalen Bezügen

Wie ich anhand der konzeptionellen Anknüpfung an die Diskurse zu Gebietseffekten und jugendlichen Raumaneignungen erläuterte, legt meine Arbeit ihren Fokus auf die Alltagspraktiken der ausgesuchten Heranwachsenden und analysiert, welche Bezüge in den lokalen Kontext für die Zukunftsorientierungen relevante Ressourcen bergen. Jene entscheidenden Bezüge können in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen entstehen: infrastrukturellen Nutzungen, sozialen Interaktionen an bestimmten Orten, Wahrnehmungen von ausgewählten baulichen Strukturen und Personen, Interpretationen und Gedanken über die lokale Umwelt. Somit ist es wesentliches Ziel meiner empirischen Forschung, die Bedeutungen, die bestimmte gebaute und soziale ‚Elemente' des lokalen Umfelds für die Untersuchungspersonen haben, zu rekonstruieren. Um diese Analyse konzeptionell zu rahmen und die gewonnenen empirischen Erkenntnisse systematisch zueinander in Bezug zu setzen, bietet es sich an, einen genaueren Blick auf relationale und praxistheoretische Raumkonzepte zu werfen, denen in den letzten Jahren eine verstärkte sozialwissenschaftliche Beachtung zuteil wurde.

Für lange Zeit spielte die Kategorie des Raumes kaum eine Rolle in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung (Schroer, 2006: 17ff.). Auch die Stadtsoziologie, deren Forschungsgegenstand vermeintlich durch einen Fokus der räumlichen Dimension sozialer Phänomene abgrenzbar wäre, vernachlässigte zunächst weitestgehend die Frage, welch ein konzeptionelles Verständnis von Raum für die disziplinären Erkenntnisprozesse gewinnbringend sein könnte (Krämer-Badoni, 2003). Anstelle dessen waren die meisten Argumentationen durch die implizite Vorstellung eines „Container-Raumes" geprägt (Schroer, 2006: 176). In dieser waren Räume gewissermaßen „Umweltbedingungen" (Läpple, 1991a: 165), ein externer Rahmen sozialer Prozesse und folglich für den Analyseprozess kaum relevant.[3] Diese „Raumblindheit" (Läpple, 1991a: 163) habe jedoch vielfach zu Analysen geführt, welche aus Sicht der Kritiker entweder *raumdeterministische* oder aber *sozialdeterministische* Engführungen bergen. Raumdeterministische Interpretationen implizieren die Vorstellung einer ubiquitären Wirkkraft der physisch-materiellen beziehungsweise bau-

[3] Diese Perspektive steht sinnbildlich für eine die soziologische Debatten für lange Zeit beherrschende positivistische Sichtweise. Durch sie geprägte Arbeiten zielten darauf ab, möglichst allgemeingültige und somit von spezifischen Kontextbedingungen unabhängige wissenschaftliche Erkenntnisse zu generieren. Somit wurde der Anspruch formuliert, Deutungen zu entwickeln, deren Gültigkeit sich weder auf einen besonderen räumlichen, noch auf einen bestimmten zeitlichen beziehungsweise historischen Kontext beschränkt.

lichen Raumhülle auf die sich in ihr vollziehenden sozialen Prozesse und somit auf die Handlungen und Wahrnehmungen der Individuen (Kessl und Reutlinger, 2007: 21ff.). Die sich daraus ergebenden Reduktionismen kritisiert der Sozialgeograph Benno Werlen wie folgt:

> *„Da die traditionellen Raumbegriffe lediglich auf die Repräsentation ausgedehnter, körperlicher Gegebenheiten zugeschnitten sind, erlangen die physisch-materiellen/biologischen Gegebenheiten bei der sozialräumlichen Analyse von Situationen des Handelns eine reduktionistische Überbetonung." (2005: 18)*

Demgegenüber gehen sozialdeterministische Deutungsmuster von einer einseitigen Wirkkraft gesellschaftlicher Entwicklungen aus. Räumliche beziehungsweise materiell-bauliche Strukturen sind aus dieser Perspektive lediglich Ausdrucksformen oder Spiegelbilder sozialer Prozesse und somit für die wissenschaftlichen Erklärungen wenig relevant (Holzinger, 2007: 64). Die lokale Rahmung von Forschungsvorhaben ist lediglich dahingehend von Bedeutung, dass sie die Möglichkeit eröffnet, die Auswirkungen gesellschaftlicher Makro-Phänomene auf der Mikro-Ebene, an einem konkreten Setting beobachten zu können (kritische Auseinandersetzungen hierzu: Krämer-Badoni, 1991: 1ff; Saunders, 1987: 15f.).

Diese starre analytische Trennung zwischen dem räumlichen Kontext auf der einen und den sich in ihm vollziehenden sozialen Prozessen auf der anderen Seite wurde in einer seit den 1990er Jahren deutlich wachsenden Zahl soziologischer Beiträge zusehends in Frage gestellt. Dieses seitdem verstärkte Interesse[4] an einer theoretisch-konzeptionellen Auseinandersetzung mit der Raumkategorie wurde von Beobachtern als „Spatial Turn" (z. B. Döring und Thielmann, 2008: 7) oder auch als eine „Renaissance des Raumes" (z. B. Reutlinger, 2008: 71) bezeichnet. Mittlerweile liegen mehrere umfassende Konzeptionen der Raumkategorie vor, deren Gemeinsamkeit eine relationale, praxistheoretische und sozialkonstruktivistische Fundierung ist (Levebvre, 1991 [1974]); Läpple, 1991a; Löw, 2001; Werlen, 1997). Räume werden aus diesem Blickwinkel betrachtet durch die Subjekte, in den alltäglichen Nutzungen, Begegnungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen, geschaffen. Sie basieren somit auf jenen vieldimensionalen lokalen Bezügen, die auch das Forschungsinteresse meiner Studie wesentlich prägen. Im Folgenden wird der Fokus auf das von Martina Löw entwickelte Raumkonzept gelenkt. Dieses schließt in wesentlichen Gesichtspunkten an die Überlegungen Levebvres (1991 [1974]), Läpples (1991a; 1991b) und Werlens (1997) an und scheint dem Gegenstand der in meiner Studie durchgeführten empirischen Analysen angemessen. Die Rekonstruktion der zentralen Komponenten des Raumbegriffs Löws stellt eine Grundlage für die Gestaltung meiner Erhebungsinstrumente und die Auswertung meines empirischen Materials dar.

[4] So setzte sich auch zuvor schon ein gewisses Spektrum soziologischer Arbeiten mit Fragen des Raumes auseinander, darunter Beiträge von Simmel (1992 [1908)], Chombart de Lauwe (1977) und Elias (1994 [1984]).

2.5.1 Relationalität

Wie dargelegt, bieten die neueren Raumkonzepte einen Gegenentwurf zu jenen Ansätzen, in denen die Raumhülle und ihre sozialen Inhalte in strikter analytischer Trennung voneinander betrachtet werden. Gemäß einem relationalen Grundverständnis wird davon ausgegangen, dass sich der Raum erst durch eine bestimmte Anordnung und Verknüpfung vorhandener Elemente und somit auf Grundlage seiner Inhalte aufspannt (Löw et al, 2007: 51). Räume haben somit prozesshaften Charakter und befinden sich in ständiger Veränderung, oder, wie es von Norbert Elias ausgedrückt wird: „Jede Veränderung im Raum ist eine Veränderung in der Zeit, jede Veränderung in der Zeit ist auch eine Veränderung im Raum“ (Elias, 1994 [1984]: 74f.). Ein Unterschied zwischen den verschiedenen, diese Idee weiterentwickelnden Autoren zeigt sich darin, was jeweils genau unter jenen ‚Räume konstituierenden‘ Elementen verstanden wird: Während in naturwissenschaftlichen Perspektiven, wie auch bei Benno Werlen (1997), Dinge beziehungsweise Objekte fokussiert werden, subsumiert Martina Löw unter der von ihr definierten Kategorie im Raum angeordneter Elemente sowohl Dinge als auch Personen (2001: 154). Aus dem sozialwissenschaftlichen Blickwinkel heraus werden die Verknüpfungen zwischen den einzelnen Elementen weniger als eine physisch-materielle Struktur und vielmehr als soziale Konstruktionsprozesse verstanden. Somit sind es die Alltagspraktiken der Subjekte und die darin zum Ausdruck kommenden Bedeutungszuschreibungen, in denen bestimmte Elemente in spezifischen Verbindungen miteinander Relevanz erhalten (Läpple, 1991a: 197; 1991b: 41). Durch eine entsprechende Modellierung individueller Raumbezüge und Bedeutungszuschreibungen werden physisch-materielle beziehungsweise bauliche Strukturen durch den Fokus auf die ihnen von den Subjekten zugeschriebenen Bedeutungen in den Gegenstandsbereich der soziologischen Theorie integriert.

2.5.2 Raum und Handlung: Strukturierung von Räumen – Strukturierung durch Räume

Sowohl raumdeterministische als auch sozialdeterministische Perspektiven entwickeln eine Vorstellung von strukturell begrenzten Handlungsspielräumen der Individuen. Während es im ersten Fall physisch-materielle Gegebenheiten sind, welche die Entwicklungen auf der Mikro-Ebene individueller Alltagspraktiken bestimmen, sind im zweiten gesellschaftliche Verhältnisse die determinierende Kraft. Gleichwohl verstehen sich die zugrunde gelegten Raumkonzepte explizit als handlungstheoretisch beziehungsweise praxistheoretisch fundiert und richten somit ihren Fokus auf die Alltagsgestaltung der Subjekte. Die in diesem Zusammenhang modellierten Wechselwirkungen zwischen Struktur und Handlung sind in breitere theoretische Debatten eingebettet, wie sie unter anderem durch Giddens‘ Theorie der Strukturierung (1995 [1988]) und durch die Sozialtheorie Pierre Bourdieus (z. B. 2005b) geprägt wurden.

Sowohl Giddens als auch Bourdieu wenden sich mit ihren Konzepten gegen Ansätze, in denen entweder einseitig die Mikro-Ebene, mit den Handlungen und Alltagspraktiken der Subjekte, oder

aber die Makro-Ebene, mit den Handlungsspielräume prägenden und begrenzenden strukturellen Restriktionen, betrachtet wird. Sie plädieren vielmehr dafür, von einer dynamischen Verknüpfung zwischen diesen beiden Ebenen der sozialen Wirklichkeit auszugehen. Folglich wird zum einen angenommen, dass es erst die Handlungen der Subjekte sind, durch die sich gesellschaftliche Strukturen herausbilden. Zum anderen seien es aber wiederum jene Strukturen, die Handlungen und somit die Verhaltensweisen, aber auch die Wahrnehmungen der Individuen beeinflussen und in bestimmte Richtungen lenken würden. Diese strukturellen Einflüsse führten somit auch dazu, dass sich bestimmte Handlungsmuster verstetigen, wiederholen und auch in die körperlichen Abläufe einschreiben. Giddens spricht in diesem Zusammenhang von „Routinen“ (1995: 111), Bourdieu rekurriert auf die Kategorie des „Habitus“ (z. B. 2005; vgl. auch Kap. 2.3). Somit gehen die beiden Ansätze davon aus, dass Alltagspraktiken beziehungsweise Handlungen durch gesellschaftlich dominante Regeln und Institutionen, aber auch durch die Verteilung relevanter Ressourcen beeinflusst werden. Ein präzises Verständnis der Mikro-Ebene subjektiver Lebenswelten setzt demnach zugleich eine Analyse der prägenden strukturellen Rahmenbedingungen voraus.

Die Vorstellung in Wechselwirkung zueinander stehender Strukturen und Handlungen lässt sich in den Zusammenhang der bisher dargestellten raumtheoretischen Überlegungen integrieren. Schließlich sind auch hier die Ideen von im Handeln konstruierter Räume auf der einen und von gefestigten gesellschaftlichen Strukturen auf der anderen Seite charakteristisch. Auch Ansätze, die einen starken Fokus auf die Mikro-Ebene der räumlichen Ausprägungen individueller Alltagspraktiken haben, nehmen zugleich jene strukturellen Einflüsse in den Blick, welche die entsprechenden Prozesse in bestimmte Richtungen lenken. So argumentiert zum Beispiel Henri Levebvre in seinen marxistisch orientierten Überlegungen, dass es nicht einzelne Individuen, sondern die jeweiligen Gesellschaften seien, die bestimmte Räume hervorbringen würden. Darin käme die Vorstellung eines weitreichenden determinierenden Einflusses kapitalistischer Gesellschaftsstrukturen zum Ausdruck (Löw et al., 2007: 55). Gleichermaßen ist zu vergegenwärtigen, dass Räume, wie andere gesellschaftliche Strukturen auch, auf Handlungspraktiken zurückzuführen sind und deren Verstetigung wie auch Materialisierung darstellen können. In seiner Begründung einer handlungstheoretischen Sozialgeographie legt Werlen dar, wie räumliche Strukturen aus Handlungen hervorgehen und argumentiert zugleich, dass diese Struktur wiederum restriktiv auf die Handlungsspielräume der Individuen rückwirken würde:

> *„Räumliche Aspekte des Handelns können per se weder Ursachen noch Gründe des Handelns sein. Konsequenterweise können sie auch keinen erklärenden Status erlangen. Räumliche Konstellationen sind vielmehr unter Rückbezug auf die Handlungsweisen aus denen sie hervorgegangen sind, zu erklären. Daran anschließend ist zu fragen, welche Handlungsweisen sie ermöglichen und welche sie verhindern.“ (Werlen, 2005: 26)*

Martina Löw nimmt in ihrem Raumkonzept ganz ähnliche Überlegungen zur Dualität von Handeln und Struktur auf. So stellen räumliche Strukturen für sie eine Form gesellschaftlicher Strukturen dar, die somit durch dominante Normen, Institutionen und Ressourcenverteilungen ge-

prägt würden. Diese Überlegungen münden in der folgenden Konzeption sozialer Raumkonstruktionen:

> *„[...] die Konstitution von Räumen geschieht durch strukturierte (An-)Ordnungen von sozialen Gütern und Menschen an Orten. Räume werden im Handeln geschaffen, indem Objekte und Menschen synthetisiert und relational angeordnet werden. Dabei findet der Handlungsvollzug in vorarrangierten Räumen statt und geschieht im alltäglichen Handeln im Rückgriff auf institutionalisierte (An-) Ordnungen und räumliche Strukturen." (Löw, 2001: 204)*

Auf dieser Grundlage argumentiert Martina Löw, dass Räume durch zwei analytisch voneinander zu unterscheidende Prozesse, durch *Spacings* und *Syntheseleistungen,* konstituiert würden. Unter *Spacings* versteht sie das „Errichten, Bauen oder Positionieren" (2001:158) in einem bestimmten Territorium. Damit wird auf die materialistische Komponente des Raumbegriffs, aber auch auf die objektive, körperliche Dimension der Alltagspraktiken und somit auf Nutzungen, materielle Gestaltungen und Aktionsräume eingegangen. Das Platzieren wird als eine Handlung des Subjekts gesehen, in der materielle Objekte, aber auch andere Menschen positioniert werden (Löw, 2001: 158). Eine Platzierung kann somit beispielsweise das Errichten eines Gebäudekomplexes oder auch das Treffen mit einer befreundeten Person sein. Aber auch symbolische Neu-Markierungen bereits existierender materieller Arrangements werden als Spacings kategorisiert. Somit lässt sich etwa die jugendliche Aneignung eines öffentlichen Raumes durch Graffiti aus dieser Perspektive betrachten. Als *Syntheseleistungen* hingegen werden jene sowohl emotionalen als auch kognitiven Wahrnehmungs- und Deutungsprozesse verstanden, in denen die Individuen die von ihnen platzierten Objekte und Personen zu Räumen verknüpfen (ebd.: 59). Somit wird der Fokus auf Sinn- und Bedeutungszuschreibungen und die – zum Beispiel von Giddens hervorgehobene – subjektive Dimension der Handlungen beziehungsweise Alltagspraktiken (Hamedinger, 1998: 210f.) gerichtet. Martina Löw unterscheidet idealtypisch zwischen drei Arten von Syntheseleistungen (2001: 199f.): Sie können erstens abstrakte *Vorstellungen* darstellen, wie sie unter anderem den wissenschaftlichen Raumtheorien oder den Modellen der Architektur und Raumplanung zugrunde lägen. Zweitens – und im Rahmen meiner Studie vielleicht am entscheidendsten – lassen sich in diesem Zusammenhang auch die alltäglichen räumlichen *Wahrnehmungen* betrachten, welche durch eine unmittelbare und zeitgleiche Verknüpfung subjektiver Eindrücke gekennzeichnet sind. Drittens schließlich werden raumbezogene *Erinnerungen* als eine Form der Syntheseleistungen

kategorisiert: Auch sie würden sich auf Basis der kognitiven Verknüpfung – in der Vergangenheit – platzierter Elemente[5] strukturieren.

Durch jene Modellierung verschiedener Wechselspiele zwischen den Alltagspraktiken der Subjekte auf der einen und den verschiedenen Strukturdimensionen des lokalen Kontexts auf der anderen Seite zeigt der Ansatz Martina Löws – wie auch andere praxis- beziehungsweise handlungstheoretisch fundierte Raumvorstellungen –, dass die für den Einzelnen relevanten (sozial-) räumlichen Einbindungen äußerst vielfältiger Natur sein können. Die Bedeutung, die der (sozial-) räumliche Kontext für eine bestimmte Person hat, erschließt sich somit erst mit Blick auf deren Lebensbedingungen und Alltagsgestaltung. Oder wie es Kruse und Graumann in Bezug auf den weiter oben skizzierten Raumdeterminismus ausdrücken: „Nicht also physikalische Raumstrukturen als solche determinieren […] menschliches Verhalten, sondern die Bedeutungen und Wertigkeiten, die Menschen bestimmten Strukturen und Orten attribuieren, legen auch das ihnen entsprechende Verhalten nahe“ (Kruse und Graumann, 1978: 190; zitiert nach Schroer, 2006: 176f.). Mein Vorhaben, die Lebenswelt einer größeren Gruppe in ein und derselben Stadt lebender Jugendlicher zu analysieren, bedeutet somit zugleich, eine Vielzahl unterschiedlicher Räume zu betrachten. Diese Räume umfassen die lokalen Bezüge der Schüler in ihren unterschiedlichen Ausprägungen und Dimensionen. Meine empirische Analyse wird deshalb den Fragen nachgehen, welchen Orten im Sinne von Freizeit- und Ausbildungsinfrastrukturen, Treffpunkten und Trägern bestimmter Symboliken Bedeutungen zugeschrieben werden. Ein praxis- beziehungsweise handlungstheoretisch fundiertes Raumkonzept verdeutlicht in diesem Zusammenhang, dass Raumbezüge sowohl durch körperlicher Präsenz und physischen Veränderungen auf der einen als auch durch psychische, kognitive und emotionale Prozesse auf der anderen Seite entstehen können. Folglich müssen die Nutzungen und Wahrnehmungen, Begegnungen und Erfahrungen der einzelnen Teilnehmer Ausgangspunkte meiner Analyse sein, damit ich so die jeweils relevanten Elemente des lokalen Kontexts bestimmen kann.

2.5.3 Räume und Orte

Räume werden aus der hier entwickelten relationalen, praxistheoretisch fundierten Sichtweise als Produkte menschlicher Handlungen und somit als Ergebnisse der alltagspraktischen Wahr-

[5] Durch das oben rekonstruierte Modell einer Dualität von Raum führt Martina Löw die Wirkmächtigkeit sozialer Struktur in ihr Konzept ein. Damit einher geht auch die Vorstellung von einer durch Normen, Institutionen und gesellschaftliche Ressourcenverteilungen geprägten materiellen Struktur. Aber nicht nur an dieser Stelle spielt der physisch-materielle Kontext eine wesentliche Rolle in Löws Theoriegebäude. Eine weitere zentrale analytische Kategorie ist jene der Atmosphären. Mit ihr wird die „spürbare unsichtbare Seite“ einer „an materiellen Sachverhalten festgeschriebenen Figuration“ (Löw, 2001: 205) erfasst. Atmosphären sind somit wahrnehmbare Außenwirkungen, die aus dem symbolischen Gehalt physisch-materieller Elemente hervorgehen. Beispielsweise können hier bestimmte Arrangements genannt werden, die von vielen Personen als ‚Angsträume‘ wahrgenommen werden, wie etwa dunkle öffentliche Unterführungen. Wenngleich Raumwahrnehmungen zu einem gewissen Grad durch individuelle sowie durch gruppenspezifische Dispositionen geprägt werden, sind es somit zugleich auch solche unmittelbaren Wirkungen des physisch-materiellen Kontexts, welche diese auf eine bestimmte Art konfigurieren.

nehmungen, Nutzungen und Verhaltensweisen von Individuen oder sozialen Gruppen konzipiert. Sie sind folglich geographisch dispers und werden durch den Filter subjektiver Bedeutungszuschreibungen generiert. Mit Blick auf den urbanen Alltag ist demnach von der Handlungsrelevanz einer Vielzahl unterschiedlicher kleinräumiger Settings auszugehen. Um letztere analytisch von der Kategorie des ‚Raums' abzugrenzen, führt Martina Löw ihren Begriff des ‚Ortes' ein. Ein Ort stellt für sie „einen Platz, eine Stelle, konkret benennbar, meist geographisch markiert" dar (2001: 199).

Im Gegensatz zu Räumen seien Orte als ein konkretes Ensemble platzierter physisch-materieller Objekte und Menschen für das Subjekt unmittelbar als eine Einheit wahrnehmbar. Ausdruck dessen sei die Bezeichnung mit einem Namen, oftmals verbunden mit einer Betonung persönlicher Bezüge, wie beispielsweise mit dem Ausdruck „mein Kiez" (ebd.: 200). Orte seien gleichermaßen das Ziel und das Resultat der Spacing-Prozesse (ebd.: 198): Die Platzierung von Elementen würde die Existenz von Orten, im territorialen Sinne, voraussetzen. Zugleich erhielten die Orte ihren Charakter aber durch die dort platzierten Objekte und Menschen. Die Konstitution von Orten ist somit das Resultat subjekt- beziehungsweise gruppenspezifischer „Lokalisierungen" (ebd.: 200). In ihr spiegelt sich die Bedeutung bestimmter lokaler Fixpunkte innerhalb der subjektiven Raumkonstitutionen wider. Mit der Kategorie des Ortes fügt Löw ihrem Raumbegriff somit ein komplementäres Konzept hinzu (Manderscheid, 2004: 36).

Solche Orte, die durch die handelnden Menschen zu Räumen verknüpft werden, können sich sowohl innerhalb als auch außerhalb der jeweiligen als Ausgangspunkt der Analyse gewählten räumlichen Einheit (wie zum Beispiel des Wohnquartiers) befinden. Im Umkehrschluss erscheint es naheliegend, die Handlungsrelevanzen und subjektiven Bedeutungen einzelner innerhalb dieses Rahmens lokalisierbarer Orte oder Settings differenziert zu betrachten. Schließlich ist der analytische Fokus auf die heterogenen subjektiven Bedeutungen objektiv vorhandener Strukturen gerichtet (wie zum Beispiel infrastruktureller Einrichtungen, einzelner Straßenzüge, öffentlicher Plätze). Diese perspektivische Wendung kann unter anderem ein präziseres Verständnis der individuellen Alltagsrelevanzen des Wohn- oder auch des Schulumfelds ermöglichen: Die physischen, sozialen und symbolischen Strukturen solcher räumlichen Kontexte werden weder für alle Jugendlichen dieselbe subjektive Bedeutung und Handlungsrelevanz haben noch konzentrieren sich alle Alltagspraktiken zwangsweise auf diese lokalen Umfelder. Folglich darf nicht von einer ubiquitären handlungsstrukturierenden Wirkung von ‚Raumhüllen', wie etwa der Nachbarschaft, der Stadt oder auch dem Schulgelände, ausgegangen werden.

2.6 Zwischenfazit

Ausganspunkt der in diesem Kapitel entwickelten Überlegungen war die Frage, wie sich jene Bezüge in den lokalen Kontext, aus denen Ressourcen für die Zukunftsorientierungen der von mir befragten Jugendlichen hervorgehen, präzise modellieren lassen. Zur Annäherung an eine Antwort wurde zunächst die Lebensphase Jugend mit den in ihr stattfindenden Prozessen der per-

sönlichen und professionellen Entwicklung konzeptionell präzisiert. Daraufhin richtete ich meinen Blick auf die verschiedenen sozialen Kontexte, in welche die jugendlichen Alltagsgestaltungen eingebunden sind. Es wurde gezeigt, dass eben jene Einbindungen eine wesentliche Bedeutung dafür haben, wie sich die Zukunftsorientierungen Heranwachsender sowie die auf sie bezogenen Strategien entwickeln und inwiefern dabei Zugänge zu Ressourcen bedeutsam sind. In der Folge wurde die Übergangssituation nach dem (Haupt-)Schulabschluss genauer dargestellt. Hieraus konnte abgeleitet werden, welche Arten von Ressourcen Jugendlichen bei der Entwicklung ihrer Zukunftsorientierungen hilfreich sein können und welche Hemmnisse sich ihnen möglicherweise auftun. Relevante Faktoren wurden in der Institution Schule und im Elternhaus sowie in den Peer-Kontakten und den individuellen schulischen Leistungen und Zukunftsorientierungen gesehen.

Als eine entscheidende, wenngleich heterogene und eng mit anderen verwobene, Kontextdimension wurde die (sozial-)räumliche herausgestellt. Mit physisch-infrastrukturellen Nutzungsmöglichkeiten, sozialen Beziehungen und symbolischen Bezugspunkten umfassen diese Aspekte, die ebenso als eigene Kontexte für sich stehen könnten. Wenn in meiner Arbeit vom (sozial-)räumlichen Kontext die Rede ist, werden diese Aspekte jedoch aus einem spezifischen und gemeinsamen Blickwinkel beleuchtet: Es wird analysiert, wo im geographischen Raum die jeweils relevanten Bezugspunkte lokalisiert sind und was dies für die Lebensgestaltungen und Ressourcenzugänge der Individuen bedeutet. Ein besonderes Interesse gilt dabei der Frage, welche Rolle ein lokaler Kontext im Sinne räumlicher Nähe dafür spielt, dass bestimmte Aspekte für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen relevant sind. Dieser lokale Kontext kann somit gleichermaßen als ein Amalgam anderer, für die persönliche Lebensgestaltung und Entwicklung bedeutender Kontexte betrachtet werden. Dies ist ein wichtiger Hintergedanke, wenn ich in den folgenden Kapiteln die Kategorie des ‚(sozial-)räumlichen Kontexts' zur wichtigen Bezugsgröße meiner Analysen mache.

Vor diesem Hintergrund fundierte ich die zentrale Grundannahme, dass das lokale Umfeld wesentliche Ressourcen für die jugendlichen Zukunftsorientierungen bergen kann. Um ein genaueres Verständnis davon zu entwickeln, in welchen Zusammenhängen jene Ressourcen wirksam werden, wurden Erklärungsmodelle analysiert, die im Themenfeld der Nachbarschafts-, Gebiets-, Quartiers-, sprich (sozial-)räumlichen Kontexteffekte angesiedelt sind. Anhand der in der Literatur verbreiteten Vorgehensweisen, verschiedene Dimensionen oder Ebenen voneinander zu differenzieren, wurde systematisch rekonstruiert, welche Aspekte und Zusammenhänge in den einschlägigen Arbeiten dafür verantwortlich gemacht werden, dass lokale – vielfach nachbarschaftliche – Kontexte die Lebenswelten und Handlungsmöglichkeiten ihrer Bewohner prägen.

Die diskursprägende Differenzierung zwischen einer physisch-materiellen, einer sozialen und einer symbolischen Dimension der Gebietseffekte habe ich als zielführend dafür bewertet, verschiedene Arten (sozial-)räumlicher Einbindungen voneinander zu unterscheiden, weshalb diese drei Dimensionen weiter unten zur Kategorisierung meiner empirischen Materialien und zur Gliederung der daraus hervorgehenden Kapitel 5-7 genutzt werden. Die Auseinandersetzung mit dem Gebietseffekte-Diskurs ermöglichte es mir somit zum einen, die darin enthaltenen Erklä-

rungsmodelle dafür zu nutzen, für die Zukunftsorientierungen von Jugendlichen relevante (sozial-)räumliche Einbindungen zu präzisieren und zu kategorisieren. Zum anderen zeigte sie aber auch konzeptionelle Engführungen und einen aus ihnen hervorgehenden Bedarf an komplementären Analysen. Dieser entsteht insbesondere dadurch, dass die entsprechenden Studien einen bestimmten Gebietstypus – benachteiligte Großstadtquartiere – fokussieren und die dortigen Entwicklungen auf der Strukturebene der aggregierten Merkmale bestimmter Bevölkerungsgruppen betrachten. Somit wird eine DefizitPerspektive eingenommen, aus der die lokalen Lebensbedingungen und aus ihnen hervorgehenden (negativen) individuellen Folgen analysiert werden. Damit geht eine bestimmte konzeptionell-methodischen Vorgehensweise einher: Mittels quantitativer Analysen werden ausgewählte negative ‚Outcomes' gemessen, deren Entstehungsprozesse hingegen weniger reflektiert und detaillierte Erklärungen vernachlässigt. Dies führt dazu, dass der (sozial-)räumliche Kontext als ein Container imaginiert wird, der die homogenen Alltagswelten seiner Bewohner in einer einheitlichen Art und Weise beeinflusst.

Dem möchte meine Studie eine komplementäre Analyse auf der Mikro-Ebene hinzufügen, indem sie den Fokus auf die Alltagspraktiken der Subjekte lenkt und mithilfe eines qualitativen Forschungsdesigns jene Bezüge in den lokalen Kontext rekonstruiert, die für die Zukunftsorientierungen der befragten Schüler eine Bedeutung haben. Diese offenere Herangehensweise ermöglicht es, ein breites Spektrum an Zusammenhängen, in denen Ressourcen zutage treten und genutzt werden, zu verstehen.[6] Somit werden primär Hinweise auf förderliche, aber auch solche auf hinderliche Effekte einbezogen. Darüber hinaus lassen sich auf diesem Wege jene räumlichen Bezüge nachzeichnen, welche tatsächlich für die Zukunftsorientierungen der Studienteilnehmer bedeutend sind, unabhängig davon, ob diese innerhalb oder außerhalb eines im Vorfeld durch den Forscher abgesteckten ‚Containers' bestehen. Darüber hinaus wird die Perspektive der verbreiteten Gebietseffekte-Studien in einem weiteren Gesichtspunkt ergänzt: Dadurch, dass die von mir ausgewählten Jugendlichen weder ausschließlich aus ressourcenschwachen Haushalten stammen noch größtenteils Bewohner benachteiligter Gebiete sind, habe ich mich bewusst gegen eine einseitige Fokussierung marginalisierter Milieus entschieden. Die vor diesem Hintergrund besonders interessanten Überschneidungen verschiedener Alltagswelten lassen sich ver-

[6] Mit meiner empirischen Studie möchte ich somit ausgewählte Aspekte aus dem Alltag der von mir befragten Jugendlichen rekonstruieren. Dabei betrachte ich sowohl die Wahrnehmungen und Praktiken der Individuen selbst als auch deren Bezüge in die soziale (und physische) Umgebung. Meine Analyse fokussiert folglich Zusammenhänge und kausale Mechanismen im Sinne Charles Tillys:
"Causal mechanisms are events that alter relations among some set of elements. Processes are frequent (but not universal) combinations and sequences of causal mechanisms. Social mechanisms are sometimes cognitive, involving changes in perception, consciousness, or intention. They are sometimes relational, involving shifts in connections among social units.They are also sometimes environmental, involving alterations in the surroundings of social units. Explanation then consists of locating robust cognitive, relational, and environmental mechanisms within observed episodes." (Tilly, 2001: 365).
In dieser Definition grenzt Tilly die Kategorie der *kausalen Mechanismen* zugleich von jener, im Kontext rekonstruktiver empirischer Studien vielfach gebrauchten, der *Prozesse* ab. Prozesse sind für ihn häufigere Kombinationen und Sequenzen bestimmter sozialer Mechanismen. Sie haben folglich einen übergeordneten und voraussetzungsvollen Charakter. An Tilly angelehnt verwende ich diesen Begriff folglich mit großer Vorsicht und spreche mit Blick auf die meisten Aspekte anstelle dessen von Zusammenhängen und Mechanismen, die im Alltag der Jugendlichen bedeutend sind.

mutlich im Kontext kleinerer Städte vergleichsweise gut studieren, da dort keine großflächigere residentielle Segregation zu beobachten ist und sich die jeweiligen individuellen Alltagswelten in einem gemeinsamen lokalen Rahmen vollziehen.

Die Arbeiten aus dem Themenfeld der Gebietseffekte bieten mir somit einen Orientierungsrahmen, in dem sich verschiedene Arten lokaler Einbindungen voneinander unterscheiden lassen. Darüber hinaus zeigen sie mögliche Zusammenhänge auf, in denen Ressourcen des lokalen Kontexts wirksam werden können. Gleichwohl haben die entsprechenden Arbeiten ihren Schwerpunkt größtenteils auf der Strukturebene, so dass die meiner empirischen Analyse zugrunde liegende Mikro-Perspektive aus ergänzenden konzeptionellen Überlegungen entwickelt wurde. Dabei wurde zunächst ein der empirischen Studie adäquater Ressourcenbegriff entwickelt.Dieser betont, dass es von den individuellen Verwirklichungsmöglichkeiten, aber auch von den jeweiligen Bedürfnissen abhängig ist, welche Ressourcen eine Person für sich nutzbar machen kann und möchte. Ressourcen selbst werden im Sinne von Mitteln, Instrumenten und Erlaubnissen definiert, die den Einzelnen zur Verfügung stehen. Diese können, auf unterschiedliche Art und Weise und für verschiedene Individuen ungleich zugänglich, in die lokalen Kontexte der Stadt eingebunden sein, so dass sich letztere als ‚Ressourcenmatrix' konzipieren lässt. Solch eine auf die individuellen Ressourcenzugänge ausgerichtete Perspektive unterstreicht die Notwendigkeit, die unterschiedlichen Alltagswelten der Jugendlichen in deren Heterogenität und Subjektivität zu betrachten. Um die dabei zentralen, aus individuellen Handlungen und Wahrnehmungen hervorgehenden, individuellen Bezüge in unterschiedliche räumliche Kontexte präzise zu erfassen, erwiesen sich – neben Konzepten jugendlicher Raumaneignungen – relationale, praxistheoretisch fundierte und sozialkonstruktivistische Raumkonzepte als gewinnbringend, insbesondere die Arbeiten von Martina Löw.

Diese Ansätze führen vor Augen, dass es gleichermaßen Nutzungen, Begegnungen und Vorstellungen sind, in denen der jeweils lokale und andere (sozial-)räumliche Kontexte für Individuen bedeutsam werden und somit einen Einfluss auf deren Alltagspraktiken, Wahrnehmungen und dadurch auch Zukunftsorientierungen nehmen können. Es lässt sich ableiten, dass die individuellen Raumkonstitutionen zum einen in hohem Maße subjektiv geprägt und zum anderen geographisch dispers sind. Auch wenn der theoretische und der daraus hervorgehende methodische Fokus meiner Studie auf den subjektiven Erzählungen zu den jeweiligen Lebenswelten und Alltagspraktiken liegen, können diese nur in Relation zu den strukturellen Kontextbedingungen verstanden werden. Deshalb ist es für mich unter anderem relevant, einen Fokus auf die familiären Hintergründe und sozialen Netzwerke der Jugendlichen, aber auch auf die infrastrukturellen Angebote der Untersuchungsstädte zu richten.

Nachdem ich mein Forschungsinteresse theoretisch eingebettet habe und meine Argumentation dabei weitestgehend auf einer räumlich abstrakten Ebene blieb, richte ich meinen Fokus im folgenden Kapitel auf die Konzeption und die methodische Umsetzung der empirischen Studie und somit in die konkreten Kontexte der von mir ausgewählten Untersuchungsstädte.

3 Konzeption und Methodik der empirischen Studie

In diesem Kapitel werde ich die Konzeption meiner empirischen Studie und die in ihr angewandten Erhebungs- und Auswertungsverfahren beschreiben, begründen und kritisch reflektieren. Ziel ist es somit darzulegen, weshalb ich meine Auswahl der Studienstädte und -teilnehmer sowie meine Entscheidung für die angewandten Methoden vor dem Hintergrund des Untersuchungsinteresses und der Forschungsfragen als zielführend erachtet habe. Zunächst wird dabei auf die der Untersuchung zugrunde liegende Fallauswahl eingegangen. Da meine Studie ihren Fokus auf die Ressourcen lokaler (sozial-)räumlicher Kontexte richtet, ist in diesem Zusammenhang nicht nur die Definition der Teilnehmergruppe, sondern auch die Entscheidung für einen bestimmten Typus von Untersuchungsstädten entscheidend. Deshalb werde ich im Folgenden nachzeichnen, wie die das Sample konstituierenden Städte und Jugendlichen ausgewählt wurden und auf welchem Wege der Feldzugang erfolgte. Daraufhin werde ich die konkreten, in meiner Studie angewandten, Erhebungs- und Auswertungsverfahren beschreiben sowie die damit einhergehende Operationalisierung der Forschungsfragen darlegen. Abschließend erfolgt eine kritische Reflektion des methodischen Vorgehens, indem ich die Erkenntnisgrenzen und blinden Flecken der angewandten Verfahren näher betrachte.

3.1 Kriterien der Fallauswahl und Umsetzung des Samplings

3.1.1 Auswahl der Untersuchungsgruppe

Im Zusammenhang mit den Zukunftsorientierungen Jugendlicher sind Phasen des Übergangs von besonderem Interesse. Wechsel von einem Abschnitt des Schul- und Ausbildungswegs in den nächsten veranlassen die Heranwachsenden zu einer Vielzahl an Überlegungen, Abwägungen und Entscheidungen, wie ich in Kapitel 2 erläuterte. Daher erschien es mir zielführend, Personen, die sich an solch einer Schwelle befinden, als Teilnehmer für meine Studie zu gewinnen. Ich entschied mich dafür, Jugendliche in der Endphase ihrer Hauptschullaufbahn zu betrachten.

Auch wenn es sich bei der Schulform Hauptschule mittlerweile in weiten Teilen Deutschlands um ein Auslaufmodell handelt, erschien mir die Beschäftigung mit Hauptschülern aus mehreren Gründen besonders interessant. So werden diese Jugendlichen, insbesondere im Vergleich mit Gymnasiasten, zu einem vergleichsweise frühen Zeitpunkt mit der Frage konfrontiert, welchen weiteren Weg sie nach ihrem (ersten) Schulabschluss einschlagen können. Alle Studienteilnehmer waren während der Interviews zwischen 14 und 16 Jahren alt. Hierdurch ergab sich eine besonders interessante Ausgangssituation: Die Befragten befanden sie sich inmitten ihrer Jugendphase und wiesen sowohl erwachsene als auch kindliche Züge auf, wurden – so die empirisch bestätigte Ausgangsannahme – einerseits durch das familiäre Umfeld und andererseits durch die Peers und weitere soziale Kontexte deutlich in ihrer Entwicklung geprägt (vgl. Winkler, 2005: 39). Mit Blick auf diese ‚jüngeren' Jugendlichen war somit davon auszugehen, dass die Zukunftsorientierungen und -planungen ein Stück weit weniger eigenständig, stärker durch das Umfeld beein-

flusst und unreflektierter sind, als dies bei älteren Heranwachsenden der Fall ist. Darüber hinaus erschienen mir die Zukunftsorientierungen von Hauptschülern weitaus deutlicher auf die Wohnregion und die dortigen Ausbildungs- und Lebensmöglichkeiten gerichtet, als beispielsweise jene der Gymnasiasten. Während letztere sich in vielen Fällen für die Bewerbung an entfernter liegenden Universitäten entscheiden, sind für Hauptschulabsolventen primär die lokalen Möglichkeiten der betrieblichen und schulischen Ausbildung relevant. Folglich ließen sich hier interessante Erkenntnisse bezüglich der Relevanz, die lokale Ressourcen für die Zukunftsplanungen der Jugendlichen haben, erwarten.

Ein weiterer, wesentlicher Grund für meine Entscheidung zugunsten der Hauptschüler war die Auseinandersetzung mit jenen öffentlichen und wissenschaftlichen Debatten, in denen die Hauptschule immer wieder als Problemfall und eine ihre Schüler benachteiligende Bildungsinstitution dargestellt wird (z. B. Trautwein et al., 2007; Wellgraf, 2012). In Kontrastierung zu diesen zumeist in sozial benachteiligten Gebieten größerer Städte lokalisierten Eindrücken und Befunden sollte in meiner Studie die alltägliche Realität der Hauptschüler unter vermutlich besseren Bedingungen näher betrachtet werden. In der Studienvorbereitung wurde deutlich, dass die Hauptschulausbildung in den von mir ausgewählten Untersuchungsstädten unter insgesamt vergleichsweise günstigen Vorzeichen steht: Eine fortbestehende Bedeutung der Hauptschule als von großen Teilen eines Schülerjahrgangs besuchte Regelschule und ein entspannter Ausbildungs- und Arbeitsmarkt für Hauptschulabsolventen erschienen mir dabei als besonders entscheidend. Neben diesen strukturellen Determinanten, so meine Annahme, sind jedoch auch stärker individuell ausgeprägte Kontextbedingungen und Handlungsorientierungen dafür relevant, dass es den einzelnen Schülern auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlichen Maße gelingt, sich die günstigen lokalen Ausgangsbedingungen zu Nutze zu machen und Ressourcen für ihre Zukunftsorientierungen und die auf diese bezogenen Strategien zu generieren (vgl. Kap. 2.3). Die vorliegende Studie geht somit der Frage nach, wodurch es manchen Jugendlichen möglich wird, von lokal vorhandenen Ressourcen zu profitieren, deren Nutzen sich anderen hingegen nicht erschließt.

Im unter anderem aus forschungspraktischen Gründen für die Durchführung meiner Studie prädestinierten Bundesland Nordrhein-Westfalen erreichen die Schüler nach erfolgreichem Abschluss der Klasse Neun den herkömmlichen Hauptschulabschluss. Danach besteht für sie die Möglichkeit, für ein weiteres Jahr an der Hauptschule zu bleiben und dort zusätzlich einen so genannten ‚Hauptschulabschluss nach Klasse 10' oder bei entsprechenden guten Leistungen den ‚mittleren Schulabschluss', beziehungsweise die Fachoberschulreife zu erwerben (vgl. Ministerium für Schule und Weiterbildung o. J.). In Ausnahmefällen kann die Schule trotz zehnjähriger allgemeiner Schulpflicht bereits nach Klasse Neun verlassen werden, so dass die Jugendlichen beispielsweise direkt eine schulische oder betriebliche Berufsausbildung aufnehmen können. Lange Vorläufe in den Auswahlverfahren vieler potenzieller Ausbildungsbetriebe setzen jedoch auch für den üblichen Fall des Besuchs der Klasse Zehn frühzeitige Bewerbungsaktivitäten der Schüler voraus. Auf diese formalen Aspekte und Optionen des Übergangs wird im folgenden Kapitel 4 näher eingegangen, das die teilnehmenden Jugendlichen mit ihren bisherigen schulischen

Werdegängen und ihren Zukunftsplänen vorstellt. Vor diesem Hintergrund erschien mir der Fokus auf Hauptschüler, die sich in der zweiten Hälfte des neunten Schuljahres befanden, als vielversprechend. Verzögerungen organisatorischer Art sollten dazu führen, dass einige Treffen mit den Studienteilnehmern erst während der ersten Hälfte der zehnten Klasse stattfinden konnten. Aufgrund der sehr individuellen und überwiegend kurzfristigen Zukunftsplanungen sollte dies jedoch nicht zu größeren Verzerrungen der gewonnenen Erkenntnisse führen.

In der Vorbereitungsphase zog ich es in Erwägung, meine Studie auf (männliche) Jugendliche mit – gegebenenfalls türkischem – Migrationshintergrund zu fokussieren. Bald traf ich aber die Entscheidung, dass solch ein Fokus wenig zielführend ist. Schließlich würde eine entsprechende Fallauswahl nur dann sinnvoll sein, wenn in der Tatsache zu einer bestimmten migrantischen Gruppe zu gehören eine wesentliche Determinante für die Homogenität der Handlungen und Wahrnehmungen der jeweiligen Individuen gesehen wird. Dies würde jedoch die Gefahr bergen, als Wissenschaftler eine Gruppe zu konstituieren, die es in der sozialen Wirklichkeit so nicht gibt. Vielmehr ist es in meiner Studie beabsichtigt, die Bandbreite der Alltagspraktiken und Einstellungen innerhalb einer realen Gruppe abzubilden. Deshalb entschied ich mich, wie schon erläutert, für die Betrachtung von Hauptschülern mit unterschiedlichen ethnischen Hintergründen.

Meine Studie befasst sich nicht mit weiblichen, sondern ausschließlich mit männlichen Schülern, da für die Altersgruppe der 14-16-Jährigen von großen geschlechtsspezifischen Unterschieden der Lebenswelten und Freizeitmuster ausgegangen werden muss (Nissen, 1998: 190). Zudem nahm ich an, dass es für mich als männlichen Forscher nur schwer möglich wäre, einen ebenso guten Zugang zu den adoleszenten Mädchen zu erhalten und eine offene und zugleich ernsthafte Gesprächsatmosphäre während der Interviews und Go Alongs herzustellen.

Die Gruppe der Studienteilnehmer, männliche Hauptschüler der neunten Klassen, kann anhand von mehreren wesentlichen Kriterien als homogen bezeichnet werden: Es handelt sich um männliche Jugendliche einer bestimmten Altersgruppe, die einen spezifischen Schultyp besuchen, der unter manchen Gesichtspunkten eingeschränkte Möglichkeiten für die weitere Laufbahn im Ausbildungssystem und der Berufswelt eröffnet und vielfach mit einem negativen Image belegt wird. Wie die Ergebnisse meiner Untersuchung bestätigen, kommt zudem ein überwiegend großer Teil dieser Jugendlichen aus nicht-akademischen Haushalten. Anders als in vielen anderen deutschen Regionen, setzen sich die in meine Studie einbezogenen Klassen jedoch nicht überwiegend aus migrantischen Jugendlichen zusammen.

3.1.2 Auswahl der Untersuchungsstädte

Ziel meiner Studie ist es, genauere Einblicke in den Alltag der Jugendlichen in kleineren, ländlich gelegenen, ökonomisch prosperierenden – und somit durch einen großen Anteil ressourcenreicherer Haushalte geprägten – Städten zu erhalten. Somit wird ein zu den in vielen Studien fokussierten großstädtischen Problemquartieren gegensätzlicher Gebietstypus, ein „Most Different

Case“ (della Porta, 2008), fokussiert. Zu Beginn meines Projekts zog ich es in Erwägung, die Lebenswelten der Jugendlichen in verschiedenen Gebietstypen vergleichend zu betrachten. Letztlich fiel meine Entscheidung aber darauf, die Untersuchung auf mehrere Städte des gleichen Typus zu konzentrieren, hierdurch meine empirischen Erkenntnisse zu verdichten und Fehlschlüssen vorzubeugen, die aus der Spezifik einer einzelnen Stadt und der dortigen Lebensbedingungen erwachsen könnten. Gegebenenfalls sichtbar werdende Unterschiede zwischen den drei Städten können so Anlass zur besonderen Reflektion geben. Gleichwohl ist es trotz diesem bewussten Fokus auf drei Orte nur schwer möglich, für alle Städte desselben Typus gültige Schlüsse zu ziehen.

Somit entschied ich mich dagegen, lediglich eine ländlich gelegene Stadt zu betrachten und dafür einen anderen Gebietstypus, wie etwa ein großstädtisches Quartier oder eine suburbane Siedlung, zum Vergleich in die empirische Untersuchung hinzuzuziehen. Jedoch ziehe ich in die Darstellung meiner empirischen Ergebnisse an verschiedenen Stellen andere vorliegende Studien vergleichend heran, um so Ergebnisse zu ähnlichen thematischen Aspekten aus anderen Gebietskontexten – wie etwa Großstadtquartieren – oder auch auf einer höheren Makro-Ebene – etwa deutschlandweit – kontrastieren zu können. Durch diese Vorgehensweise ist es mir in dieser Arbeit zumindest partiell möglich, eine vergleichende Perspektive einzunehmen.

Aus forschungspraktischen Gründen bot es sich an, die empirische Untersuchung in nordrhein-westfälischen Städten durchzuführen. Schließlich befand sich dort, neben Berlin, eine der beiden Institutionen, an denen meine Arbeit angesiedelt war. Die für die Datenerhebung erforderlichen regelmäßigen und spontanen Präsenzen im Feld und die zugleich beschränkten finanziellen Ressourcen machten es erforderlich, dass die Untersuchungsorte für Ein- oder Mehrtagestouren von einem meiner Arbeitsplätze in wenigen Stunden erreichbar waren. Außerdem war es wichtig, dass in allen in die Studie einbezogenen Städten ein einheitliches Schulsystem und daraus hervorgehend eine vergleichbare Übergangssituation anzutreffen sind. Somit lag es nahe, die ‚typgleichen‘ Orte aus einem gemeinsamen Bundesland auszuwählen. Die Möglichkeit, die empirische Phase von Berlin aus, etwa in Brandenburger Mittelstädten, durchzuführen, schied aus, da die außerhalb der Hauptstadt und ihres Speckgürtels gelegenen Regionen durch Prozesse der ökonomischen und demographischen Schrumpfung geprägt sind und somit nicht dem geforderten Kriterium der ökonomischen Prosperität entsprechen. Somit lag mein Fokus bei der Wahl der Untersuchungsstädte in Nordrhein-Westfalen. Mit Blick auf die relevanten Auswahlkriterien der Lage im ländlichen Raum, der mittleren Größe und der ökonomischen Prosperität kristallisierten sich drei Städte heraus, die sich besonders als Untersuchungsorte anboten und in denen sich dann auch der Feldzugang erfolgreich herstellen ließ: Borken, Coesfeld und Olpe.

Erste Eindrücke aus Borken, Coesfeld und Olpe

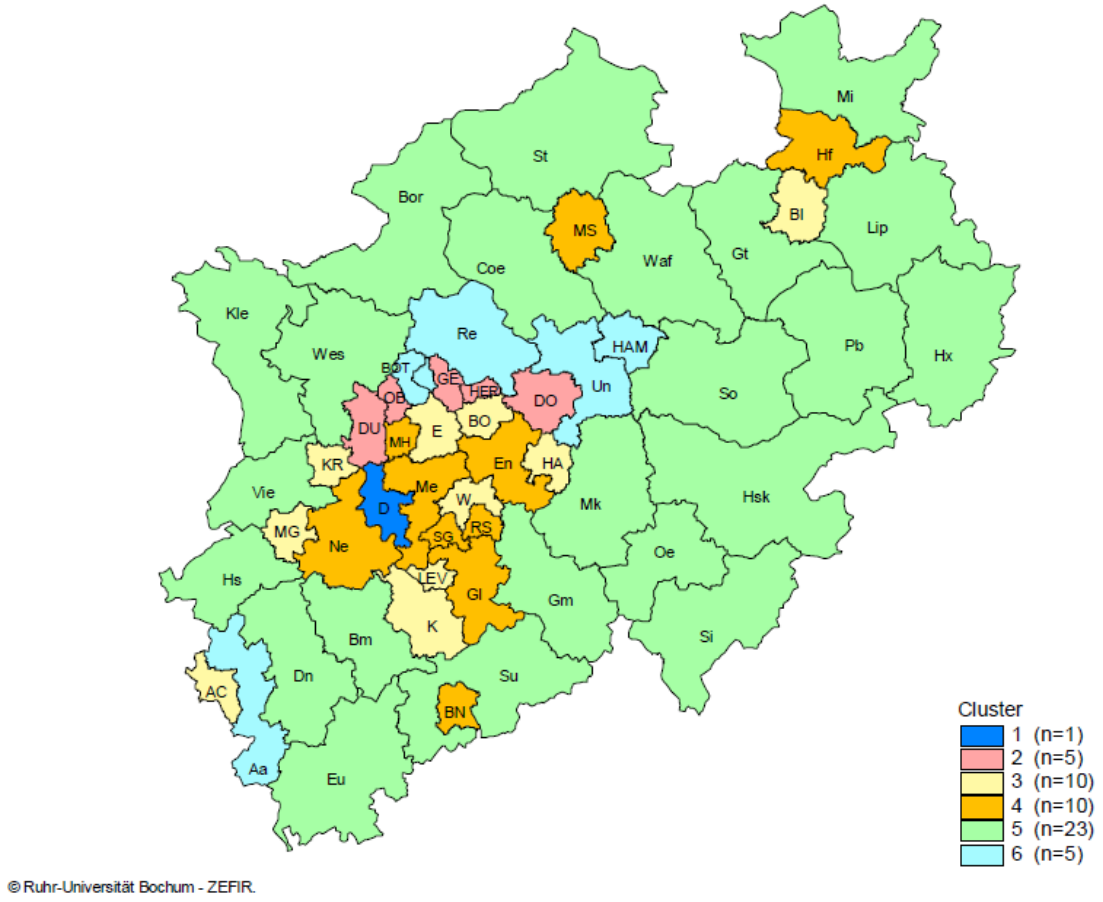
Kam ich in Borken, Coesfeld oder Olpe am Bahnhof an, setzte ich in der Regel zu Fuß meinen Weg zu den Schulen fort. Dieser führte mich in allen drei Städten durch deren Zentrum. Außer wenn gerade Wochenmarkt war, wirkten die Innenstädte werktags während des Vormittags noch relativ ruhig. Nachmittags dann jedoch konnte man immer mehr Menschen auf den Straßen sehen.

Im Mittelpunkt der Städte befinden sich jeweils größere öffentliche Plätze: die Marktplätze von Coesfeld und Borken und der Kurköllner Platz in Olpe (dort gibt es zusätzlich ebenfalls einen etwas kleineren Marktplatz, eher am Rande der Innenstadt), die von Geschäften, Restaurants und Cafés gesäumt werden. Von diesen Plätzen gehen jeweils mehrere Straßen ab, die ebenfalls durch aneinander gereihte zwei- bis viergeschossige Häuser, in deren Erdgeschossen sich Läden und Gastronomie befinden, geprägt sind. In Coesfeld und Borken sind große Teile dieser Straße Fußgängerzonen, in Olpe ist die Innenstadt weitestgehend mit dem Auto befahrbar. Auch mit Blick auf die bauliche und topographische Gestalt gibt es deutlich sichtbare Unterschiede zwischen Borken und Coesfeld auf der einen und Olpe auf der anderen Seite: Die ersten beiden Städte liegen im überwiegend flachen westlichen Münsterland, unweit der Grenze zu den benachbarten Niederlanden. Ihre Stadtzentren sind durch rote Backsteinfassaden geprägt. Olpe hingegen liegt etwa 115 Kilometer südwestlich, in der bewaldeten Mittelgebirgslandschaft des Sauerlands. Die älteren Gebäude sind in großen Teilen im regionaltypischen Fachwerkstil, mit durch offen liegenden, dunklen Balken durchsetzten weißen Fassaden, gestaltet. Außerhalb der Zentren, in ihren durch neuere Bauten geprägten Wohngebieten, hingegen ähneln sich Borken, Coesfeld und Olpe deutlich. Neben zahlreichen Einfamilienhäusern finden sich dort drei- bis fünfgeschossige Mehrfamilienhäuser und vereinzelt auch höhere Wohngebäude. Beim Gang durch die Städte ist schnell erkennbar, dass sie wichtige Anlaufpunkte für die Menschen aus dem ländlichen Umland darstellen. Die Parkplätze der großen Supermärkte sind zumeist mit Autos gefüllt, Regionalbuslinien führen aus den Zentren in die umliegenden kleineren Ortschaften und gewährleisten so unter anderem deren Anschluss an das Schienennetz. Passiert man mittags die zentralen Bushaltestellen und Bahnhöfe, fallen insbesondere die zahlreichen Schüler ins Auge, die darauf warten, nachhause ins Umland zu fahren. Darüber hinaus begegnet man in den Innenstädten vielen weiteren Jugendlichen, die dort nach oder zwischen den Unterrichtsstunden unterwegs sind.

Geographische Rahmendaten

Aufgrund ihrer Einwohnerzahlen entsprechen die drei von mir ausgewählten Orte dem Typus der Mittelstadt. Borken hat etwa 41.000, Coesfeld 36.000 und Olpe 25.000 Einwohner. Alle drei Städte nehmen die administrativen Funktionen von Kreisstädten wahr. Gemäß einer Kategorisierung des Zentrums für interdisziplinäre Regionalforschung (ZEFIR) der Ruhr-Universität Bochum liegen die drei entsprechenden Landkreise (Bor, Coe, Oe) im ländlich geprägten Raum, abseits der Agglomerationen.

Abbildung 1: Unterschiedliche Gebietstypen in Nordrhein-Westfalen mit grün eingefärbten ländlich geprägten Landkreisen auf Grundlage der ZEFIR-Kategorisierung

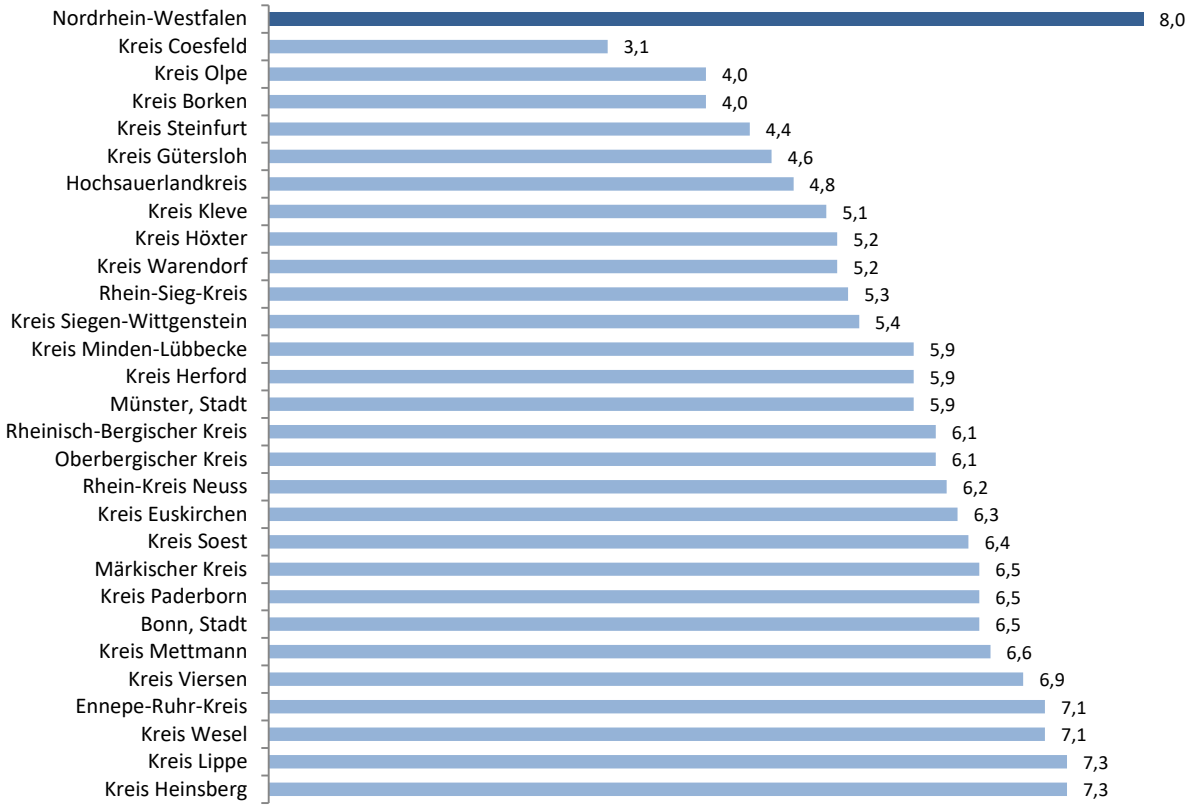


Quelle: ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung gGmbH (2006: 34).

Sozio-ökonomische Kontextbedingungen

Die Landkreise der Untersuchungsstädte hatten zum Zeitpunkt meiner Fallauswahl die niedrigsten Arbeitslosenanteile in ganz Nordrhein-Westfalen (G.I.B., 2011). Somit kann von einer vergleichbar günstigen ökonomischen Situation und von einer vergleichsweise entspannten Arbeitsmarktsituation gesprochen werden.

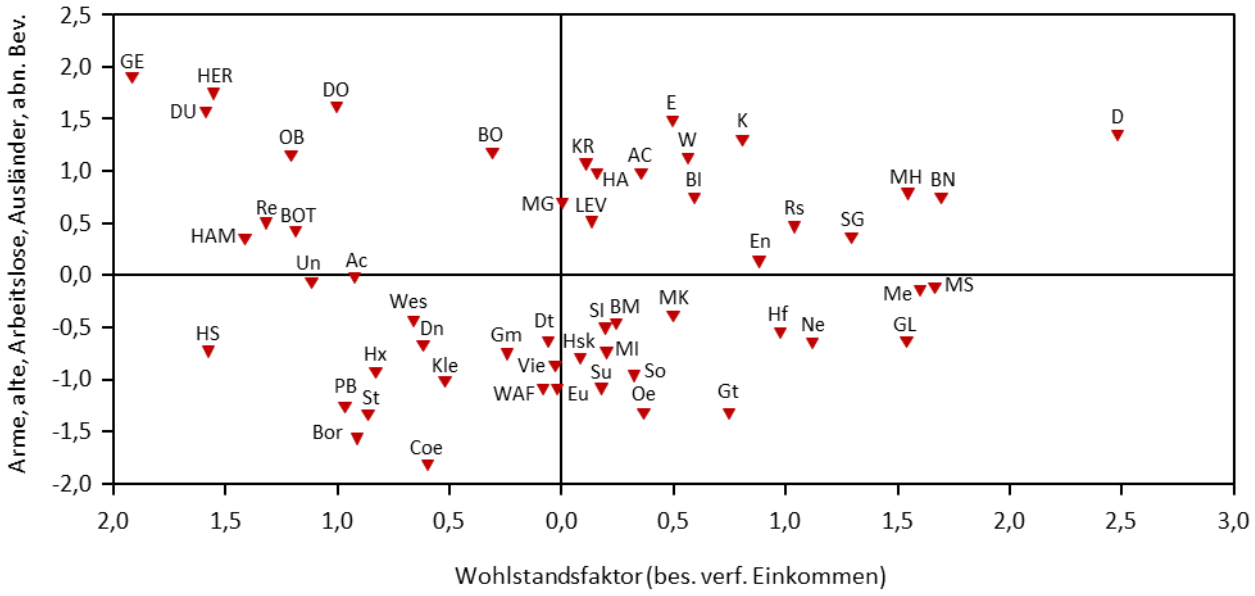
Abbildung 2: Arbeitslosenquoten nach Kreisen und Kreisfreien Städten in NRW auf Grundlage von Zahlen der Bundesagentur für Arbeit.
Stand 30.06.2011 (G.I.B., 2011: 32)



Quelle: G.I.B. – Gesellschaft für innovative Beschäftigungsförderung mbH (2011): Arbeitsmarktreport NRW 2011. 2. Quartalsbericht Juni.

Betrachtet man wie im folgenden Diagramm die so genannten „A-Gruppen“ („Arme, Alte, Arbeitslose und Ausländer“) an der Bevölkerung, wiesen die Landkreise Borken und Coesfeld im Jahr 2006 die niedrigsten Anteile auf, für Olpe gelten leicht darüber liegende, aber immer noch vergleichsweise sehr niedrige Werte (ILS, 2006: 33). Hinsichtlich des Wohlstandsfaktors zeigten sich die in den Städten der großen Agglomerationen (Rhein-Ruhr; Raum Bielefeld/Ostwestfalen; Münster) hohe Werte. Unter den ländlich geprägten Kreisen lässt sich für den Kreis Olpe ein vergleichsweise hoher Wohlstandsfaktor feststellen. Borken und Coesfeld haben wie viele andere ländlich geprägte Kreise leicht unterdurchschnittliche Werte. Für die Fallauswahl in der vorliegenden Studie sah ich jedoch die A-Gruppen gegenüber dem Wohlstandsfaktor als wichtigeren Orientierungswert an, da letzterer in einem starken Maße durch extrem hohe Einkommen beeinflusst wird. Geringe Werte mit Blick auf die A-Gruppen bei gleichzeitig moderatem Wohlstandsfaktor weisen hingegen auf eine breite Mittelschicht mit gesicherten Einkommen hin.

Abbildung 3: „A-Faktor“ und „Wohlstandsfaktor“ in den Kreisen und Kreisfreien Städten in NRW (ILS 2006: 33)



Quelle: ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung gGmbH (2006): Sozialraumanalyse. Soziale, demographische und ethnische Segregation in den nordrhein-westfälischen Städten.

Schulsituation in den Untersuchungsstädten

Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass in den kleineren Gemeinden Nordrhein-Westfalens mit unter 40 000 Einwohnern die Hauptschulen eine deutliche größere Bedeutung haben als in den größeren Städten. Hier wechselt durchschnittlich jedes vierte Grundschulkind auf die Hauptschule (Geographische Kommission für Westfalen, 2006: 237). In einigen dieser Gemeinden ist die Übergangsquote zur Hauptschule sogar noch bedeutend höher.

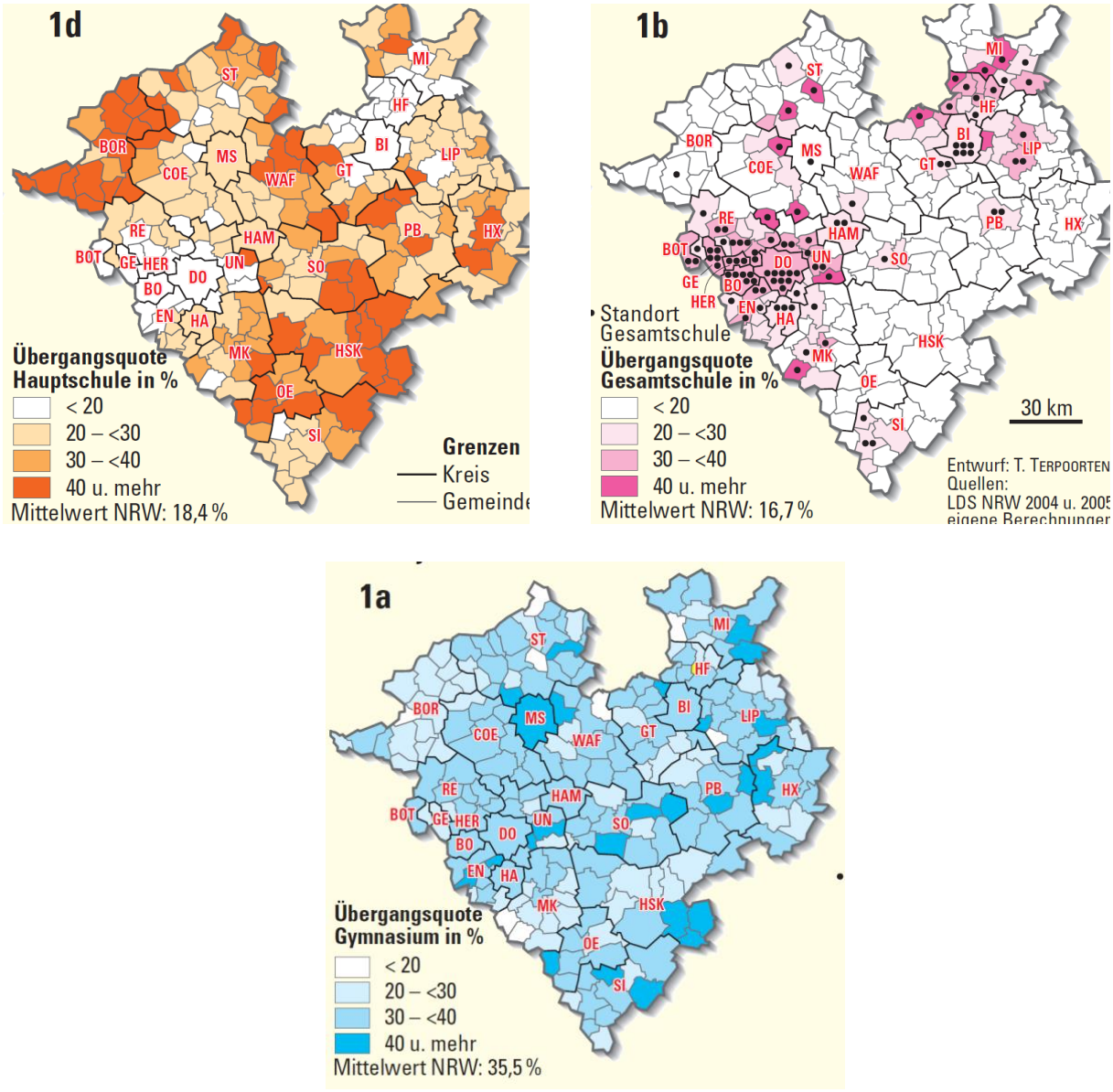
Abbildung 4: Übergangsquoten in nordrhein-westfälischen Städten und Gemeinden unterschiedlicher Größe (Geographische Kommission für Westfalen, 2006: 237)

	Übergangsquoten (%) zum/zur				
	Gymnasium	Gesamtschule	Realschule	Hauptschule	Sonstige
Gemeinden/Städte mit					
unter 40.000 Einwohner	32,4	8,6	34,4	23,9	0,7
40.000 bis 100.000 Einwohner	33,1	18,6	29,7	17,5	1,1
über 100.000 Einwohner	34,4	23,1	27,4	14,2	0,9
Westfalen gesamt	33,2	15,6	31,1	19,3	0,9
Nordrhein-Westfalen gesamt	**35,5**	**16,7**	**28,5**	**18,4**	**0,8**

Quelle: Geographische Kommission für Westfalen (2006): Bildungsdisparitäten in Westfalen. Schulübergänge und Abschlüsse.

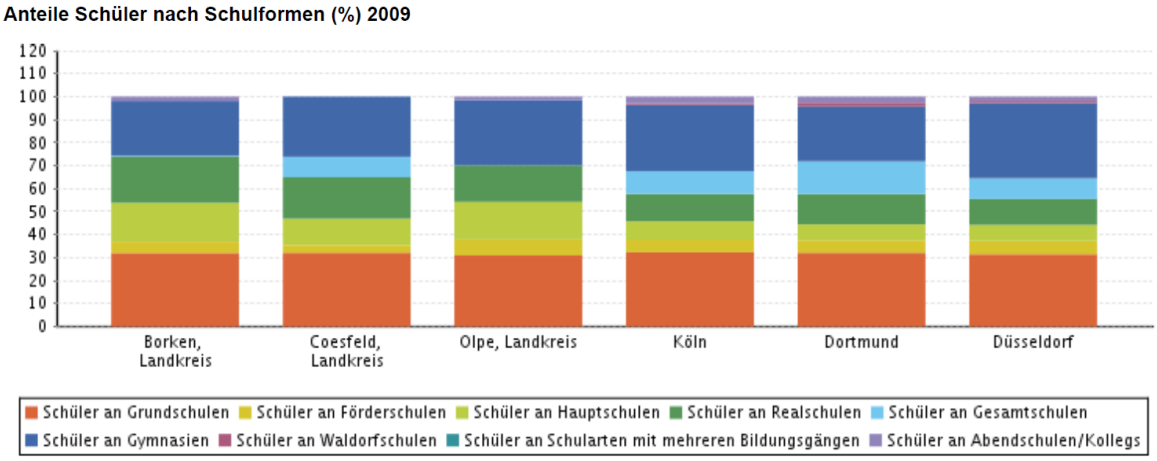
Darüber hinaus zeigt sich anhand der folgenden kartographischen Darstellungen, dass in den ländlichen Regionen Nordrhein-Westfalens grundsätzlich ein weitaus größer Anteil der Schüler die Hauptschule besucht als in den Agglomerationen (Geographische Kommission für Westfalen, 2006: 236; Bertelsmann-Stiftung o. J.). Betrachtet man die drei für meine Studie ausgewählten Landkreise, so zeigen sich in Borken und Olpe sehr hohe Übergangsquoten, in Coesfeld ein moderater Wert. Dies steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Rolle der Gesamtschulen in den jeweiligen Gebieten. In Borken und Olpe existieren keine Gesamtschulen, wodurch sich die große Resonanz der Hauptschulen erklären lässt. In Coesfeld, wo es eine Gesamtschule gibt, werden die Hauptschulen hingegen nur von einem moderaten Anteil der Jugendlichen besucht (Bertelsmann-Stiftung o. J.). Blickt man ergänzend auf die Übergangsquoten zum Gymnasium, zeigen sich für die Landkreise Coesfeld und Olpe moderate Werte. Im Landkreis Borken hingegen sind die Übergangsquoten niedrig. Hier ließe sich in gewisser Weise davon sprechen, dass die Hauptschule die „Regel-Schule“ darstellt.

Abbildung 5: Übergangsquoten in die Hauptschule, Gesamtschule und das Gymnasium in der Region Westfalen



Quelle: Geographische Kommission für Westfalen (2006: 236): Bildungsdisparitäten in Westfalen. Schulübergänge und Abschlüsse.

Abbildung 6: Anteil der Schüler nach Schulformen (%) im Jahr 2009. Die Landkreise Borken, Coesfeld und Olpe im Vergleich mit den größten Städten Nordrhein-Westfalens, Köln, Dortmund und Düsseldorf



Quelle: Bertelsmann-Stiftung (o.J.): Wegweiser Kommune.

3.1.3 Feldzugang über die Schulen

Nachdem die Untersuchungsgruppe und der potenzielle Teilnehmerkreis meiner Studie definiert waren, galten meine Überlegungen dem geeigneten Feldzugang. Da eine wesentliche Gemeinsamkeit der potenziell interessanten Jugendlichen der Besuch der Hauptschule war, lag es nahe, die Kontaktaufnahme über diese Schulen vorzunehmen. Darüber hinaus stützten forschungspraktische Überlegungen meine Entscheidung für diese Vorgehensweise, da es mit alternativen Strategien, wie etwa dem Weg über Sportvereine oder Jugendclubs, nicht möglich gewesen wäre, ein vergleichsweise großes Spektrum an Hauptschülern innerhalb des vorgegebenen zeitlichen Rahmens zu erreichen. Gleichwohl brachte der gewählte Feldzugang einige Nachteile mit sich. So zeichnete es sich ab, dass es mir auch auf diesem Wege mit Sicherheit nicht gelingen konnte, ‚alle' für meine Studie interessanten Hauptschüler zu erreichen. Jugendliche mit ausgeprägten Abwesenheitszeiten etwa konnten weitaus schwerer zur Teilnahme bewegt werden als andere. Eine generelle und vom konkret gewählten Feldzugang unabhängige Herausforderung stellte in diesem Zusammenhang auch die für eine Studienteilnahme erforderliche Einverständniserklärung der Eltern dar. Auch hier war vorab davon auszugehen, dass bei bestimmten Typen von Schülern und Eltern eher mit einem positiven Rücklauf gerechnet werden kann als bei anderen. Hierauf wurde dadurch reagiert, dass bei für meine Untersuchung besonders interessanten Schülern wiederholt und mit großem Engagement von Seiten der Lehrer nach ausbleibenden Einverständniserklärungen gefragt wurde.

In Coesfeld und Borken gab es zum Untersuchungszeitpunkt jeweils zwei Hauptschulen, in Olpe eine. In allen Schulen warb ich mit einem formalen Schreiben an die Direktion und einer anschließenden telefonischen Nachfrage um die Teilnahme. Mit Ausnahme von einer der beiden

Coesfelder Hauptschulen gelang es mir, von allen Schulen eine positive Rückmeldung zu erhalten, so dass die empirische Phase in Coesfeld und Olpe jeweils an einer und in Borken an zwei Schulen gestartet werden konnte.[7] An allen Schulen wurde meine Anfrage an eine oder mehrere der die neunten Klassen unterrichtenden Lehrkräfte weitergeleitet, die fortan meine Ansprechpartner waren. Insgesamt konnten ich neun Klassen in mein Projekt einbeziehen.

In Absprache mit diesen Lehrerinnen und Lehrern sowie den drei Direktorinnen beziehungsweise Direktoren gestaltete ich in allen teilnehmenden Klassen eine Schulstunde oder Doppelstunde. In dieser gab ich zunächst einen altersgerechten Einblick in die Arbeitsfelder eines Stadtforschers, um daraufhin mein Promotionsprojekt vorzustellen. Danach wurden die Schüler gebeten, einen Kurzfragebogen auszufüllen, in dem Sie Angaben zu diversen Aspekten rund um ihre Person, Familie, Alltagsgestaltung, Schullaufbahn und Zukunftspläne machten (vgl. ausführlicher Kapitel 3.2.1). Außerdem erhielten die Jugendlichen in Absprache mit ihren Lehrkräften die Aufgabe, für eine Woche ihre Tagesabläufe in einem so genannten ‚Zeitbudgetplan' festzuhalten (vgl. ausführlicher Kap. 3.2.2).

3.1.4 Theoretisches Sampling innerhalb der teilnehmenden Klassen

Auf Grundlage der Angaben aus den Kurzfragebögen und Zeitbudgetplänen konnte ich die für meine Studie interessanten Schüler erkennen und für das Sample auszuwählen. Sie wurden, die Einverständnis ihrer Eltern vorausgesetzt, dazu eingeladen, sich am weiteren Verlauf des Projekts zu beteiligen. Im Sinne eines „theoretischen Samplings" (Glaser und Strauss, 1998 [1967]) zielte ich darauf ab, ein möglichst breites Spektrum an das Feld prägenden Fallstrukturen abzubilden. Dies ermöglichte es, die jeweiligen Zukunftsorientierungen sowie die für sie relevanten lokalen Einbindungen auf ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin zu untersuchen. Somit sprach ich Jugendliche an, die anhand jener Kriterien, die im Zusammenhang mit dem Forschungsinteresse (gegebenenfalls) relevant erschienen, unterschiedliche ‚Gruppen' repräsentieren. So wurden Schüler mit verschiedenen ethnischen Hintergründen befragt, die aus Deutschland oder einer Reihe anderer Herkunftsländer stammten. Dabei berücksichtigte ich sowohl Angehörige der in den Klassen zahlenmäßig stark vertretenen Migrantengruppen, wie zum Beispiel Türkeistämmige oder russische Spätaussiedler, als auch Schüler aus numerisch kleineren ethnischen Gruppen. Darüber hinaus achtete ich bei der Auswahl der teilnehmenden Jugendlichen darauf, dass der in der Klasse vertretenen Bandbreite an elterlichen Berufen Rechnung getragen wird. So wurden Kinder von in akademischen und nichtakademischen Berufen tätigen, selbständig und angestellt beschäftigten Elternteilen befragt. Außerdem zog ich die Wohn- und Schulbiographien der Befragten in Betracht, so dass sowohl seit langer Zeit am Wohnort und der Schule verankerte Ju-

[7] Während meiner Feldphase waren die beiden Borkener Hauptschulen in einem Fusionsprozess begriffen, so dass es sich bald um eine Schule mit zwei Standorten handelte, die von einer gemeinsamen Verwaltung geführt wurde. So wurden in der 10. Klasse alle Schüler am kleineren Standort gebündelt unterrichtet, worauf in vielen Erzählungen intensiv Bezug genommen wurde.

gendliche als auch ‚Hinzukömmlinge' in mein Sample aufgenommen wurden. Auch mit Blick auf die Wohnorte der Teilnehmer versuchte ich, dem breiten Spektrum der vertretenen Fallstrukturen systematisch gerecht zu werden. So wurden sowohl Schüler aus der Kernstadt als auch solche aus den eingemeindeten dörflichen Ortsteilen berücksichtigt; in familieneigenen Einfamilienhäusern wohnende Jugendliche und solche, die in Mehrfamilienhäusern zur Miete leben. Diesbezüglich eine Vielfalt im Sample zu gewährleisten, war insbesondere deshalb von Bedeutung, da ich als räumlichen Rahmen meiner Studie die Stadt mit den ihr eingemeindeten Ortsteile als Ganze wählte und nicht etwa kleinräumigere, baulich und sozial homogenere Nachbarschaften.

Die Durchführung meines theoretischen Samplings erfolgte nicht nur auf Grundlage der zu Anfang der empirischen Phase ausgegebenen Kurzfragebögen und Zeitbudgetpläne. Ebenso ergaben sich im Zuge der empirischen Phase und der Auswertung erster Daten entscheidende Hinweise auf relevante Gesprächspartner. So waren es die Erzählungen im Rahmen der qualitativen Interviews, aber auch die Erkenntnisse aus den Netzwerkgeneratoren und Go Alongs, die meinen Blick quasi im Schneeballverfahren auf von den ersten Teilnehmern genannte, weitere Personen richteten. Insbesondere auf Grundlage der Daten aus der Netzwerkanalyse war es mir darüber hinaus möglich, gezielt Jugendliche aus verschiedenen Freundeskreisen in die Untersuchung einzubeziehen.

Insgesamt wählte ich 39 Schüler aus, mit denen ich leitfadengestützte Interviews, systematische Netzwerkanalysen und Stadtbegehungen in kleinen Gruppen, die so genannten ‚Go Alongs', durchführte. Sie sind in der folgenden Tabelle überblicksartig und anonymisiert aufgelistet.

Tabelle 1: Übersicht der Studienteilnehmer

Name (Pseudonym)	Alter	Interviewort	Interviewdatum	Migrationshintergrund	Wohnlage
Tim	15	Borken	2. Mai 2012	Lettisch	Umland
Juri	15	Borken	2. Mai 2012	Ukrainisch	Kernstadt
Carsten	15	Borken	3. Mai 2012	Polnisch	Kernstadt
Lars	15	Borken	3. Mai 2012	-	Umland
Kevin	14	Borken	3. Mai 2012	-	Kernstadt
Bastian	15	Borken	9. Mai 2012	-	Kernstadt
Sven	15	Borken	8. Mai 2012	-	Kernstadt
Andreas	16	Borken	8. Mai 2012	-	Kernstadt
Frank	15	Borken	30. August 2012	-	Umland
Dirk	15	Borken	30. August 2012	-	Kernstadt
Sergej	15	Borken	31. August 2012	Russisch, Kirgisisch	Kernstadt
Kaya	16	Borken	14. März 2013	Türkisch	Kernstadt
Arjun	16	Borken	14. März 2013	Indisch	Kernstadt
Milad	16	Borken	21. März 2013	Syrisch	Kernstadt
Michael	15	Olpe	24. Mai 2012	-	Umland
Ralf	15	Olpe	24. Mai 2012	-	Umland
Sri	14	Olpe	12. Juni 2012	Sri-lankisch	Umland
Peter	14	Olpe	12. Juni 2012	-	Umland
Serkan	15	Olpe	13. Juni 2012	Türkisch	Kernstadt
Marco	14	Olpe	13. Juni 2012	-	Kernstadt
Bülent	15	Olpe	14. Juni 2012	Türkisch	Umland
Victor	15	Olpe	20. Juni 2012	Russisch	Kernstadt
Moritz	16	Olpe	20. Juni 2012	Türkisch	Kernstadt
Jens	15	Olpe	6. September 2012	-	Umland
Maximilian	15	Olpe	6. September 2012	-	Umland
Stefan	16	Coesfeld	8. Februar 2012	-	Kernstadt
Roman	15	Coesfeld	8. Februar 2012	-	Kernstadt
Daniel	15	Coesfeld	21. März 2012	-	Kernstadt
Henning	15	Coesfeld	21. März 2012	-	Kernstadt
Thorsten	15	Coesfeld	21. März 2012	-	Kernstadt
Paul	15	Coesfeld	22. März 2012	-	Kernstadt
Adam	14	Coesfeld	23. März 2012	Polnisch	Kernstadt
Walter	15	Coesfeld	23. März 2012	Polnisch	Kernstadt
Johannes	15	Coesfeld	28. März 2012	-	Kernstadt
Dominik	14	Coesfeld	28. März 2012	-	Umland
Wladimir	15	Coesfeld	28. März 2012	Kasachisch	Kernstadt
Phillip	14	Coesfeld	28. März 2012	-	Kernstadt
Tiago	15	Coesfeld	25. Juni 2012	Brasilianisch	Kernstadt
Jörg	14	Coesfeld	25. Juni 2012	-	Kernstadt

Quelle: Eigene Darstellung.

3.2 Erhebungs- und Auswertungsverfahren

3.2.1 Triangulation der Verfahren

In meiner Untersuchung kommen eine Reihe aufeinander abgestimmter, qualitativ ausgerichteter Verfahren der Datenerhebung zum Einsatz. Diese Triangulation (Flick, 2008) verschiedener komplementärer Forschungsmethoden ermöglicht es, den verschiedenen Aspekten und Dimensionen meines Forschungsinteresses gleichermaßen Rechnung zu tragen und ein aussagekräftiges Gesamtbild in Antwort auf meine Forschungsfragen zu erhalten. Im Mittelpunkt meiner Studie stehen die qualitativen Einzelinterviews mit den teilnehmenden Schülern, in denen diese über ihre Alltagspraktiken, lokalen Einbindungen und Zukunftsorientierungen erzählen. Darüber hinaus kommen weitere Verfahren zum Einsatz, mit denen insbesondere der im theoretisch-konzeptionellen Teil entwickelten Grundannahme Rechnung getragen wird, dass ganz unterschiedlichen Dimensionen des (sozial-)räumlichen Kontexts für die Alltagspraktiken und Zukunftsorientierungen der Jugendlichen eine Relevanz haben. So zielen beispielsweise die von den Schülern ausgefüllten Zeitbudgetpläne vorrangig darauf ab, die Alltagsgestaltungen und daraus hervorgehenden Aktionsräume der Untersuchungspersonen zu rekonstruieren und somit infrastrukturelle Nutzungen und Mobilität im physischen Raum abzubilden. Die in die qualitativen Interviews integrierte systematische Netzwerkanalyse hingegen fokussiert die sozialen Beziehungen der Jugendlichen und die damit verbundene Bedeutung des lokalen städtischen Raumes im Sinne eines Generators sozialer Kontakte. Die abschließend in kleinen Gruppen durchgeführten Go Alongs nehmen wiederum Bezug auf die physisch-materielle Dimension mit den ihr zurechenbaren Aktionsräumen und alltagspraktischen Nutzungen. Darüber hinaus ermöglichen sie auch Einblicke in die symbolische Dimension des Raumes, da die Teilnehmer während der gemeinsamen Touren dazu animiert wurden, in Verbindung zu den aufgesuchten Orten ihre Sichtweisen auf das städtische Umfeld und die darin lokalisierten Menschen darzulegen und in der Kleingruppe zu diskutieren. Die unten aufgeführte tabellarische Darstellung zeigt detailliert, welche Aspekte des Forschungsinteresses schwerpunktmäßig durch die einzelnen Erhebungsverfahren erfasst wurden.

Abbildung 7: Berücksichtigung unterschiedlicher Aspekte des Forschungsinteresses durch den Einsatz verschiedener Erhebungsverfahren

Erhebungsverfahren Dimensionen des relevanten Wissens	Standardisierte Befragung per Kurzfragebogen	Ausfüllen der Zeitbudgetpläne	Durchführung qualitativer Leitfadeninterviews	Anwendung von Netzwerkgeneratoren	Go-Alongs in kleinen Gruppen
Möglichst standardisierte und vergleichbare Informationen zu den im Alltag der Jugendlichen relevanten Kontexten	Informationen zur Person und Familie Wohnsituation und Wohnbiographie Bisherige Schullaufbahn	Alltagsgestaltung Aktionsräume Soziale Kontakte im Alltag	Alltagsgestaltung Wohnsituation Größe des Freundeskreises und der Verwandtschaft Aktionsräume Alltagsgestaltung	Größe und Zusammensetzung der individuellen sozialen Netzwerke	
Rekonstruktion der individuelle Zukunftsorientierungen und auf sie bezogenenen Handlungsstrategien	Pläne für das kommende Jahr Berufswünsche		Bisherige Schullaufbahn und derzeitige Schulleistungen Anschlussoptionen für das folgende Jahr und Pläne für die Zeit nach der Hauptschule Berufswünsche und deren Hintergründe, berufspraktische Erfahrungen Einschätzung der Realisierbarkeit persönlicher Ziele Rolle von Bezugspersonen als Ansprechpartner, Ratgeber und Vermittler	Ansprechpartner (explizite Ressourcen) und Ratgeber (implizite Ressourcen) in für die Zukunftsorientierungen relevanten Fragen	Ergänzende offene Fragen zu den Zukunftsplänen und ihrer Realisierbarkeit
Rekonstruktion der Rolle des lokalen (sozial-)räumlichen Kontexts als Ressource für die Zukunftsorientierungen			Rolle des aktuellen Wohnorts bei der Zukunftsplanung Nutzung nahräumlicher sozialer Kontakte als Ansprechpartner, Ratgeber und Vermittler Sichtweisen auf das gebaute und soziale lokale Umfeld Wahrnehmung der Zukunftschancen vor Ort Vergleich mit und Abgrenzung gegenüber anderen Jugendlichen vor Ort Sichtweisen auf bestimmte Gebiete bzw. Mikro-Orte und die dort anzutreffenden Menschen	Räumliche Struktur der als Ressourcen relevanten Beziehungen Wohnorte der als Ressourcen bedeutsamen Personen Foci, an denen bedeutsame Personen getroffen werden Orte des Kennenlernens wichtiger Bezugspersonen Orte, der Pflege relevanter Beziehungen	Orte, die im Alltag der Jugendlichen bedeutsam sind Erfahrungen, Erlebnisse und Vorstellungen, die mit bestimmten Orten verbunden sind Vertiefung wesentlicher Aspekte aus den Leitfadeninterviews
Herausfiltern der Überschneidungen des (sozial-)räumlichen mit anderen Kontexten	Einbindung in Vereine und Organisationen Mediennutzung	Mediennutzung Soziale Kontakte Aktivitäten in Vereinen und Organisationen	Institutionelle Einbindungen (z. B. Sport- und Musikvereine) und deren individuelle Bedeutung für die einzelnen Jugendlichen Wahrnehmung jugendlicher Lebenswelten in den Medien und Bezug zur eigenen Lebenssituation	Alltägliche Bedeutung von Familie, Verwandtschaft, Freundeskreis (u. a. gemeinsame Aktivitäten, Gefühle der Verbundenheit)	

Quelle: Eigene Darstellung.

Im Folgenden werde ich die in meiner Studie angewandten Erhebungs- und Auswertungsverfahren darstellen. Dabei liegt der Fokus auf dem Arbeitsprozess der Operationalisierung, in dem die verschiedenen Aspekte meiner Forschungsfrage die Gestaltung der verschiedenen Erhebungsinstrumente prägten.

3.2.2 Kurzfragebögen

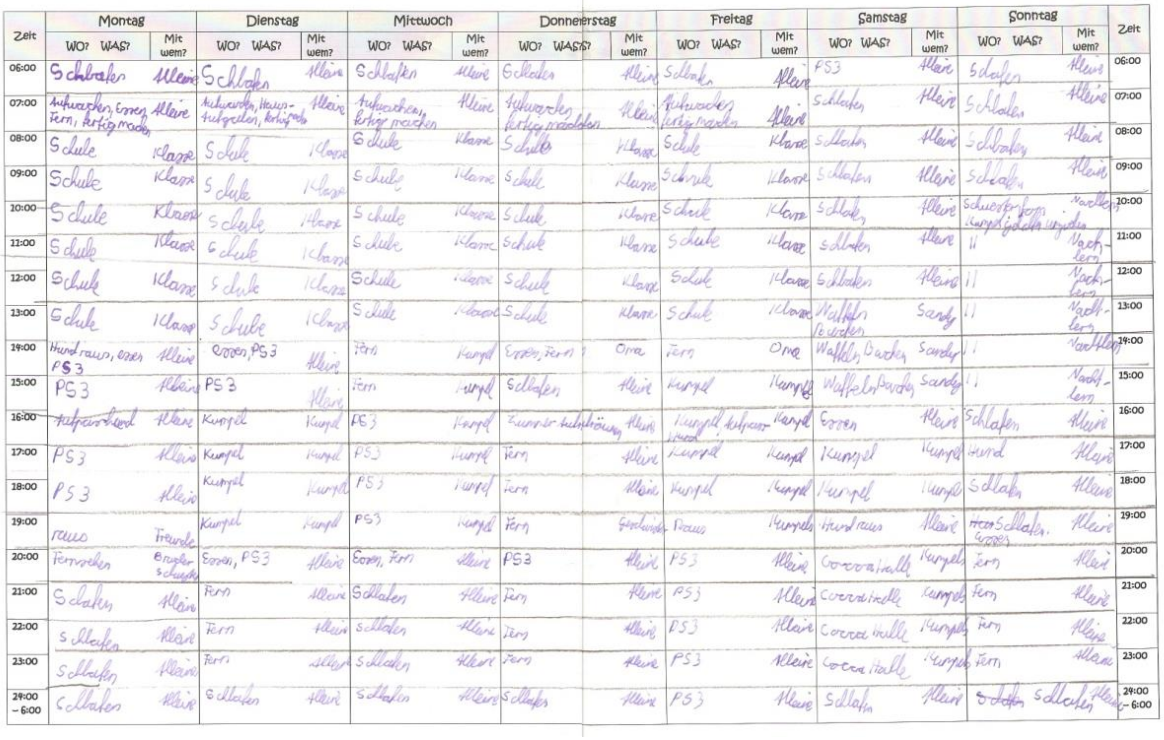
Wie bereits oben dargestellt, verteilte ich zu Beginn der empirischen Phase Kurzfragebögen an die Schüler, um diese besser kennenzulernen und erste Informationen zur Person und Biographie sowie zum sozialen Umfeld zu gewinnen. Diese Bögen wurden mit meiner und der Unterstützung der Lehrer im Unterricht ausgefüllt und von Jugendlichen, denen die Bearbeitungszeit nicht ausreichte, mit nachhause genommen. Neben dem Sampling meiner Studienteilnehmer dienten die Kurzfragebögen dazu, mich in einem nächsten Schritt mit den ausgewählten Personen vertraut zu machen und mich so auf die einzelnen qualitativen Interviews vorzubereiten. So wurden unter anderem Informationen zur Person und ihrer Alltagsgestaltung erhoben: Alter, Geburtsort, Freizeitaktivitäten und Vereinsmitgliedschaften. Darüber hinaus wurden Fragen zur Familie, das heißt zu den (Stief-)Eltern, ihren Berufen und Geburtsorten sowie zu den Geschwistern gestellt. Außerdem war die Wohnsituation der Jugendlichen Teil der Kurzfragebögen, indem der Wohnstandort in der Stadt, die Wohnform (Eigentum, Miete; Haus, Reihenhaus, Doppelhaushälfte, Wohnung) und die Wohnbiographie erfragt wurden. Zudem bat ich die Schüler, Angaben zu ihrer bisherigen Schullaufbahn zu machen. Abschließend wurden die Jugendlichen in zwei knappen Fragen nach ihren kurzfristigen und mittelfristigen Zukunftsplänen gefragt. Von den Schülern, die letztendlich an der Studie teilnahmen, liegt bei einigen kein Kurzfragebogen vor. Grund dafür ist, dass diese Personen erst während der empirischen Phase durch die Erzählungen anderer Teilnehmer für das Forschungsinteresse interessant und daraufhin angesprochen wurden. Folglich befanden sich unter ihnen auch Personen, die ihren Kurzfragebogen nicht fertigstellten oder zurückgaben.

3.2.3 Zeitbudgetpläne

Wie oben geschildert, erhielten die Schüler zu Beginn der Studie nicht nur die Aufgabe, die Kurzfragebögen auszufüllen, sondern darüber hinaus die Bitte, in Zeitbudgetplänen ihre Aktivitäten für den Zeitraum von einer ‚gewöhnlichen' Woche (keine Ferien und Feiertage) zu protokollieren (vgl. Strzoda und Zinnecker, 1997; Deinet und Krisch, 2010; Plöger, 2012). Neben der Beschreibung der einzelnen Elemente des Tagesablaufs sollte in diesen, Schulstundenplänen ähnlichen, Vorlagen vermerkt werden, an welchen Orten die Aktivitäten erfolgten und welche Personen jeweils dabei waren. Somit halfen mir die Zeitbudgetpläne dabei, die Alltagsgestaltung der Jugendlichen systematisch und übersichtlich zu erfassen. Neben Hinweisen auf die beliebten Freizeitaktivitäten, die Aktionsräume und die für die einzelnen Teilnehmer relevanten Orte bot mir dieses Vorgehen auch die Gelegenheit, erste Einblicke in die sozialen Netzwerke der Jugendlichen zu erhalten und darin wichtige Personen zu erkennen. Die Zeitbudgetpläne enthalten Hinter-

grundinformationen, die mir bei der Durchführung der qualitativen Interviews und den Interpretationen der Erzählungen hilfreich waren. Darüber hinaus werden sie illustrativ den in den nächsten Kapiteln folgenden Interpretationen des empirischen Materials beigefügt. Davon abgesehen erfolgte keine weitergehende Auswertung der ausgefüllten Zeitbudgetpläne.

Abbildung 8: Zeitbudgetplan des Coesfelder Schülers Paul (Pseudonym)



Quelle: Eigene Darstellung.

3.2.4 Leitfadeninterviews

Im Mittelpunkt meiner empirischen Untersuchung standen Leitfadeninterviews mit den teilnehmenden Schülern. Mit jenen 39 Jugendlichen, die ich auf Grundlage des theoretischen Samplings für die Studie ausgewählt hatte, vereinbarte ich Gesprächstermine. Mit meiner Entscheidung für leitfadengestützte, aber zugleich möglichst offen gehaltene Interviews (vgl. Flick, 2002; Lamnek,

2003; Witzel, 1989)[8] ging die Intention einher, die Schüler dazu zu bewegen, aus ihrer eigenen, subjektiven Perspektive über ihre Alltagsgestaltungen, Wohn- beziehungsweise Schulbiographien und Zukunftsorientierungen zu erzählen. Dabei zielte ich darauf ab, dass die in meiner Studie wesentlichen Bedeutungen des lokalen (sozial-)räumlichen Kontexts im Zuge dieser Erzählungen hervortreten und von den Jugendlichen entsprechende Deutungen entwickelt werden. In Ergänzung dazu wurden Fragen konzipiert, die direkter auf die aus dem Gebietseffekte-Diskurs abgeleiteten Dimensionen der (sozial-)räumlichen Einbindung abzielen. Wenngleich die Kraft jener Aussagen, die aus einer freien Erzählung der Jugendlichen heraus gemacht werden, als besonders stark bewertet werden muss, war es aufgrund der alters- und gruppenspezifischen erzählerischen Fähigkeiten der Befragten teilweise vonnöten, relativ spezifische Fragen zu konkreten Aspekten des Forschungsinteresses zu stellen, da sich die jeweiligen Teilnehmer mit dem freien Erzählfluss schwertaten.

Ich begann die Interviews mit einer offenen, erzählstimulierenden Frage. Die Jugendlichen sollten sich vorstellen, sie lernten im Urlaub einen Gleichaltrigen kennen und sollten diesem ihren Wohnort und das Leben dort beschreiben. Aus den auf diese Frage folgenden Erzählungen ergaben sich in den meisten Fällen Anknüpfungspunkte, um den weiteren Gesprächsverlauf zu gestalten. Ich führte die Interviews somit relativ frei, so dass die einzelnen Aspekte des Leitfadens in variierender Reihenfolge und – je nach den Erzählschwerpunkten der Interviewpartner – unterschiedlicher Intensität aufgegriffen wurden. In vielen Gesprächen trat dabei der gewünschte Fall ein, dass die Jugendlichen von sich aus zu zentralen Punkten des Leitfadens überleiteten und vielfach eigenständig die Verbindungen zwischen diesen herstellten. Formal in der Mitte der Interviews, in der Praxis aber flexibel gehandhabt, wurde beim thematischen Aspekt der sozialen Beziehungen das qualitative Interview durch eine systematische Analyse mithilfe so genannter Netzwerkgeneratoren (vgl. Kap. 3.2.4) ergänzt. Den im Leitfaden vorgesehenen Abschluss der Interviews bildete wiederum eine offene und auf eine fiktive Situation bezogene Frage, die einen ungezwungenen und kreativen Gesprächsausgang ermöglichte. Die Teilnehmer sollten sich in die Situation versetzen, Bürgermeister ihres Wohnorts zu sein und überlegen, was sie in dieser Funktion zugunsten der Jugendlichen vor Ort verbessern könnten.

[8] Qualitative Interviews stellen eine vergleichsweise ‚offene' Methode dar. Je nach konkretem Anwendungsfall variieren der Gesprächsablauf, die Art der gestellten Fragen und der Grad, zu dem die Befragung durch die Erzählung des Teilnehmers oder durch den Leitfaden des Interviewers strukturiert wird. Nichtsdestotrotz finden sich in der Literatur eine Reihe durch bestimmte Forscher geprägte, spezifische Interviewtypen. Wenngleich es nicht zielführend ist, die für meine Studie geführten Interviews starr an einem dieser Typen auszurichten, lassen sich am ehesten Gemeinsamkeiten mit dem „problemzentrierten Interview" nach Witzel (1989) feststellen. Dieses ist dadurch gekennzeichnet, dass im Vergleich mit sehr offen gehaltenen, narrativen Interviewvarianten eine stärkere Fokussierung auf ein bestimmtes Problem beziehungsweise Forschungsinteresse beibehalten wird und der Interviewer dementsprechend fokussierte Fragen und Nachfragen stellt. Somit ist beispielsweise keine klare Trennung zwischen einer möglichst unbeeinflussten Erzählphase und erst darauf einsetzenden Nachfragen vorgesehen. Anstelle dessen besteht die Möglichkeit, das Gespräch während seines Verlaufs auf das Forschungsinteresse (zurück) zu lenken.

Thematische Gestaltung des Leitfadens

Im Einzelnen basierte der angewandte Leitfaden auf unterschiedlichen Themenblöcken, die aus den verschiedenen Aspekten der Forschungsfrage und den dazu vorgenommenen theoretischen Überlegungen hervorgingen. Wie bereits erläutert, bat ich die Jugendlichen zu Beginn der Gespräche, ihre Wohnorte und die dort anzutreffenden Menschen zu beschreiben. Damit sollte unter anderem ein Eindruck davon gewonnen werden, was den Befragten vor Ort gut, und was weniger gut gefällt und inwiefern sie vor diesem Hintergrund gerne weiterhin dort wohnen bleiben möchten. Daraufhin wurde der räumliche Fokus enger, auf die Wohnsituation der Jugendlichen und deren unmittelbares nachbarschaftliches Umfeld gerichtet. Auch hier ließen sich Aspekte der Zufriedenheit und Unzufriedenheit, aber auch Einblicke in die materiellen Lebenssituationen der jeweiligen Familien gewinnen. Daraufhin regte ich die Befragten dazu an, die persönlichen emotionalen Verbindungen zu ihrer Stadt unter den Schlagwörtern des ‚Sich-zugehörig-' und ‚Sich-zuhause-Fühlens' zu reflektieren. Somit stand in diesem ersten Teil des Leitfadens die symbolische Dimension der lokalen Einbindungen im Vordergrund, wie sie in den konzeptionellen Vorarbeiten modelliert wurde.

In einem zweiten Teil wurde der Blick auf die soziale Dimension eben jener Einbindungen gerichtet. Dabei galt mein Interesse jenen Personen, mit denen die Jugendlichen im Alltag viel Zeit verbringen und welche als wichtige Ansprechpartner oder Ratgeber fungieren. Im Hintergrund standen dabei stets die Fragen nach der räumlichen Dimension dieser Beziehungen und somit nach den Orten, an denen die Bezugspersonen wohnen, kennengelernt wurden und getroffen werden. Wie erwähnt, griff ich dabei schwerpunktmäßig auf ergänzende, systematisierende Netzwerkgeneratoren zurück. Zudem wurden die Jugendlichen auch zu den sozialen Netzwerken ihrer Eltern gefragt, da ich darin, in Bezugnahme auf Bronfenbrenners Kategorie der ‚Exosysteme' (1994: 40; vgl. Kap. 2.1.3), ebenfalls wichtige Ressourcen für die Zukunftsorientierungen vermutete. Im nächsten Abschnitt wurde der Fokus auf die wesentlichen Aspekte der bisherigen und geplanten Ausbildungs- und Berufslaufbahn gerichtet. Die Jugendlichen wurden gebeten, von den positiven und negativen Aspekten der bisherigen Schulkarriere zu erzählen und zu schildern, welche Pläne sie für die unmittelbare und mittelbare Zukunft haben und welche Aspekte ihnen dabei wichtig sind. Weiter unten im Leitfaden wurde der Blick auf die Alltagsgestaltung der Schüler und die darin von ihnen aufgesuchten Orte gelenkt. Folglich lag mein Fokus auf den Aktionsräumen und infrastrukturellen Nutzungen und somit in der Dimension physisch-materieller Einbindungen. Dabei wurden nicht nur jene Plätze angesprochen, die von den Befragten selbst aufgesucht werden, sondern auch über die Orte ‚anderer' Jugendlicher und Personen, die von den Gesprächspartnern gemieden werden. Da ich berechtigterweise davon ausgegangen bin, dass ein Teil der Schüler sich im Interview eher weniger wortgewandt oder schüchtern geben würde, formulierte ich zu den eigentlichen Fragen des Leitfadens einige präzisierende und erläuternde Unterfragen, die gegebenenfalls ins Gespräch eingestreut werden konnten.

Auswertung der Interviews

Die Interviews wurden von mir digital aufgezeichnet und nach im Vorfeld festgelegten Regeln transkribiert. Die Auswertung des Datenmaterials erfolgte mithilfe eines mehrstufigen Codierver-

fahrens, angelehnt an die von Flick (2002) vorgeschlagene Vorgehensweise. Zunächst wurden die einzelnen Interviews, in kleinteiligen Sinneinheiten unterteilt, offen codiert. Daraufhin wurden die vergebenen Codes überprüft, modifiziert und in einem mehrstufigen Schema übergeordneten Kategorien zugeordnet. Diese Kategorien wurden zu den unterschiedlichen Dimensionen des Forschungsinteresses in Bezug gesetzt. Mit dem Fortgang der Codierarbeiten kristallisierten sich mit zunehmender Deutlichkeit die in vielen Erzählungen gleichermaßen relevanten Aspekte und daraus hervorgehende Codierungen und Kategorisierungen heraus. Dadurch ließ sich das Kategoriensystem im Auswertungsprozess kontinuierlich weiterentwickeln und präzisieren. Parallel zur Auswertung einzelner Interviews war es somit bald möglich, die verschiedenen Erzählungen in Bezug zueinander zu setzen und anhand unterschiedlicher Aspekte ähnliche oder unterschiedliche Fallstrukturen herauszuarbeiten. In der folgenden Darstellung der empirischen Ergebnisse tragen die Jugendlichen Phantasienamen, die ihnen zur Anonymisierung zugeteilt wurden.

3.2.5 Netzwerkgeneratoren

Den sozialen Kontakten und Bezugspersonen der befragten Jugendlichen messe ich im Kontext der vorliegenden Untersuchung besondere Bedeutung bei, da von einer großen Relevanz dieser sozialen Netzwerke, sowohl als Ressourcen hinsichtlich des Sozialkapitals als auch im Sinne von Sozialisationsinstanzen, ausgegangen wird. Ähnlich wie im Falle der Zeitbudgetpläne sollte mir deshalb an diesem Punkt ein ergänzendes Tool die systematische Erfassung und spätere Vergleichbarkeit wesentlicher Aspekte ermöglichen. Im Rahmen der Netzwerkanalyse (vgl. z. B. Mollenhorst et al., 2008) füllte ich zusammen mit den Jugendlichen in einem mehrstufigen Verfahren verschiedene Dokumente aus, wodurch wichtige Bezugspersonen benannt und die Beziehungen zu ihnen charakterisiert wurden.

In einem ersten Schritt stellte ich netzwerkgenerierende Fragen: Die Jugendlichen wurden nach jenen Personen gefragt, die in ihrem Alltag von besonderer Relevanz sind. Anhand einer Reihe konkreter Fragen wurden verschiedene Kategorien von Kontakten erfasst, so dass die Jugendlichen – bis zu einer bestimmten Höchstzahl – die jeweils für sie bedeutsamen Personen benennen konnten. Ausgehend von der Annahme, dass bestehende soziale Kontakte nicht gleichbedeutend mit dem Austausch von Ressourcen zwischen den jeweiligen Personen sind, fragte ich in einem zweiten Schritt gezielt danach, welche dieser oder welche anderen Personen den Jugendlichen in bestimmten Situationen hilfreich sind (‚tatsächlich wirksam gewordene Ressourcen') oder potenziell hilfreich sein könnten (‚potenzielle Ressourcen'). Dabei wurden sowohl Kontakte, die von den Befragten aktiv als Ansprechpartner genutzt oder in Erwägung gezogen werden (‚explizite Ressourcen'), als auch solche, die ihrerseits auf die Jugendlichen zugehen (‚implizite Ressourcen') (siehe ausführlicher in Kapitel 6) berücksichtigt. Nachdem die verschiedenen Netzwerkpersonen benannt worden waren, habe ich diese gemeinsam mit meinen Gesprächspartnern charakterisiert. So wurden beispielsweise das Alter, das Geschlecht, die Ethnizität, der Schulstatus beziehungsweise Schulabschluss, der familiäre Hintergrund (bei jugendlichen Kontaktpersonen), die Dauer der Beziehung und die Art des Kennenlernens erfasst. Dabei richtete ich einen besonderen

Fokus auf die räumliche Dimension der Netzwerke, indem zum einen die Orte des Kennenlernens und zum anderen die Wohnorte der Kontaktpersonen erfragt wurden. In einem letzten Schritt der systematischen Netzwerkanalyse wurden die Beziehungen zwischen dem Befragten und den Netzwerkpersonen charakterisiert. So fragte ich die Jugendlichen anhand einer Reihe vorgegebener Kategorien nach gemeinsamen Freizeitaktivitäten; aber auch danach, welche Personen sie am liebsten beziehungsweise am wenigsten mögen und in welchen Beziehungen Ethnizität und Bildungsstand übereinstimmen würden.

Durch die mehrstufige Netzwerkanalyse, in der ich zunächst die im Alltag wichtigen Kontaktpersonen und dann die in verschiedenen Situationen relevanten Ansprechpartner erfragte, ist es möglich, zwischen den Netzwerken der befragten Jugendlichen auf der einen und den darin enthaltenen Ressourcen auf der anderen Seite zu differenzieren. Schließlich impliziert der Kontakt zwischen zwei Personen keineswegs, dass durch diese Beziehung auch Ressourcen aktiviert werden. (vgl. Kap. 2.3).

Die mit der systematischen Netzwerkanalyse generierten Daten erlaubten es aufgrund geringer Fallzahlen und qualitativ orientierter Samplingstrategien nicht, statistisch valide Aussagen zu treffen. Nichtdestrotz möchte ich sie dazu nutzen, die Erzählungen der Jugendlichen in ‚objektivierten' und miteinander vergleichbaren Angaben zu den jeweiligen Beziehungsnetzwerken zu spiegeln. Die Auswertung erfolgt an Verfahren der deskriptiven Statistik angelehnt, mittels von Häufigkeitsverteilungen und Kreuztabellen, welche die Kontakte der Jugendlichen anhand für das Forschungsinteresse relevanter Kategorien differenziert darstellen.

3.2.6 Go Alongs

Zum Abschluss meiner empirischen Untersuchung führte ich in den drei Untersuchungsstädten jeweils gemeinsame Stadtbegehungen, so genannte „Go Alongs" (Kusenbach, 2003; 2008a; Travlou, 2003) durch. In kleinen Gruppen von zwei bis vier Schülern (d.h. drei bis vier Gruppen pro Stadt), erhielten die Jugendlichen die Möglichkeit, mir ihre alltägliche Umgebung und ihre Wege durch die Stadt zu zeigen. Bei Go Alongs handelt es sich um eine qualitative Erhebungsmethode, die durch verschiedene neuere theoretische Entwicklungspfade geprägt ist. Zum einen ist hier der so genannte ‚Mobility Turn' zu nennen, im Zuge dessen sich der Fokus vielfältiger sozialwissenschaftlicher Diskurse auf die Flüsse von Personen, Gütern oder Informationen richtete (Hall 2009). Zum anderen steht der Go Along in der Tradition der ‚Multi-Sided Ethnographies' (Hannerz 2003). In diesem Sinne wird nicht, wie in klassischen Ethnographien, das soziale Leben an einem bestimmten Ort detailliert betrachtet. Anstelle dessen wird eine bestimmte Gruppe an jene Orte begleitet, die in deren Alltag relevant sind. So handelt es sich um „(…) research that is not confined within one singe place. The sites are connected with one another in such ways that the relationships between them are as important for this formulation as the relationships within them" (Hannerz, 2003: 205).

Diese Go Alongs ergänzten in mehreren Aspekten meine anderen, zeitlich gesehen zuvor angewandten, Erhebungsverfahren. Ein zentrales Anliegen meines Dissertationsprojekts ist es, zu verstehen, welche Bedeutung einzelne Elemente oder Aspekte des lokalen städtischen Kontexts für die ausgewählten Jugendlichen haben. Somit bestand eine zentrale empirische Herausforderung darin, diese alltagsweltlichen Raumbezüge in ihrer Heterogenität und Subjektivität zu rekonstruieren. Die gemeinsamen, durch die Jugendlichen strukturierten Stadtbegehungen verschafften mir die Möglichkeit, für sie relevante Wege zu gehen und Orte zu besuchen und boten zugleich Gelegenheit, um über die subjektiven Bedeutungen dieser Wege, Orte und auch anderer städtischer Aspekte in einem offenen Rahmen zu sprechen.

Eine zweite wesentliche Überlegung, die zu meiner Entscheidung zugunsten der Go Alongs führte, bezog sich auf die Situationen und Settings der Gespräche mit den Jugendlichen. Wie erläutert wurde, fiel es einem Teil der Befragten schwer, in den innerhalb der Schule durchgeführten qualitativen Interviews eigenstrukturiert und offen über die für meine Studie relevanten Themenaspekte zu sprechen. Grenzen der sprachlichen Möglichkeiten, Schüchternheit und Unsicherheit trugen hierzu sicherlich ihren Teil bei. Vor diesem Hintergrund wurden mit den Go Alongs bewusst weniger formale und ungezwungenere Kommunikationssituationen geschaffen. Darüber hinaus sollte die Gruppensituation dazu beitragen, die Jugendlichen in einer alltagstypischen Konstellation zum Austausch zu animieren. Die Ergebnisse der systematischen Netzwerkanalyse erlaubten es mir dabei, die Gruppen weitestgehend so zusammenzustellen, dass sie ‚realen' Netzwerken entsprachen und dass sich die Mitglieder unter anderem von gemeinsamen Freizeitaktivitäten über den schulischen Kontext hinaus kannten.

In ihren konzeptionellen Überlegungen unterscheidet Margarethe Kusenbach zwischen zwei grundsätzlich unterschiedlichen Varianten des Go Alongs: „Trails" und „Tours" (Kusenbach, 2003: 463f.). Auf ersteren begleitet der Forscher die Teilnehmer auf ihren alltäglichen Wegen und nimmt somit am ‚tatsächlichen' Alltag teil. Bei letzteren ist die Begehung durch den Wissenschaftler initiiert und hat somit einen in gewisser Weise stärker experimentellen Charakter. Aus forschungspraktischen Gründen entschied ich mich in meiner Studie für die Variante der Tour. Jedoch machte ich dabei bewusst offene Vorgaben, um den Jugendlichen große Gestaltungsspielräume zu geben. So waren die Teilnehmer lediglich dazu aufgefordert, die Gruppe zum einen an Orte, an denen sie viel Zeit verbringen und zum anderen an Plätze, die sie gerne zeigen möchten, zu führen. So ergaben sich sehr unterschiedliche Touren, auf denen ganz verschiedene Orte angelaufen wurden. Einen gemeinsamen räumlichen Fixpunkt der meisten Go Alongs bildeten die Innenstädte und die dortigen Fußgängerzonen. Darüber hinaus verbrachte ich mit den Jugendlichen an sehr unterschiedlichen Settings gemeinsame Zeit: In einem Fast Food-Restaurant, einem Döner-Imbiss, einem Elektrofachmarkt und an vielen anderen Orten.

Die Auswertung der Go Alongs erfolgte nach ähnlichen Mustern wie jene der qualitativen Interviews. Unmittelbar nach den Touren protokollierte ich die Route, die gemeinsamen Erlebnisse und die auf der Tour geführten Gespräche schriftlich. Daraufhin wurden die Aufzeichnungen in einem zweiten Schritt überdacht, ergänzt systematisiert und mit ersten Interpretationen verse-

hen. Dabei war es mir bereits möglich, die Interpretationen in Bezug zu den Erkenntnissen aus den zu diesem Zeitpunkt bereits weitestgehend abgeschlossenen Interviews zu setzen. Die so entstandenen schriftlichen Dokumentationen erlaubten es, das Material zu codieren und damit zu den anderen Forschungsergebnissen in Bezug zu setzen.

3.3 Kritische Methodenreflektion

Während der Konzeption und Durchführung meiner empirischen Untersuchung wurde an verschiedenen Stellen deutlich, dass mit den angewandten Vorgehensweisen und Verfahren nicht allen Aspekten des Forschungsinteresses in idealer Art und Weise Rechnung getragen werden konnte. Im Folgenden möchte ich meinen Umgang mit den diesbezüglich wesentlichen Herausforderungen darlegen.

3.3.1 Fehlende Möglichkeiten der Betrachtung im zeitlichen Verlauf

Die empirische Studie wurde über den Zeitraum von etwa einem Jahr durchgeführt. In diesem begegnete ich den meisten der teilnehmenden Jugendlichen mehrere Male. Da zunächst ein Großteil der Interviews durchgeführt wurde und erst später, in einem zweiten Schritt die Go A-longs folgten, konnte ich die meisten Teilnehmer zweimal und in einem gewissen zeitlichen Abstand persönlich sprechen. Dadurch ließ sich bei einigen Jugendlichen beobachten, wie sich ihre Zukunftsplanungen über die Zeit veränderten, konkretisierten oder modifizierten. Gleichwohl blieb mein Wunsch offen, den weiteren schulischen, beruflichen aber auch persönlichen Werdegang der Teilnehmer zu verfolgen, um ein Bild davon zu erhalten, inwiefern die tatsächliche persönliche Zukunft den Vorstellungen und Einschätzungen zum Zeitpunkt der Befragungen entspricht. Auch hinsichtlich der Diskrepanz zwischen der subjektiven Wahrnehmung von Chancen und Hindernissen auf der einen und den ‚objektiv' bestehenden Möglichkeiten auf der anderen Seite erscheint die Perspektive einer Langzeituntersuchung gewinnbringend. Schließlich ist es zweierlei, ob ein Jugendlicher einen bestimmten Werdegang als erfolgversprechend und eine bestimmte Ressource als hilfreich erachtet und ob sich dies dann im weiteren zeitlichen Verlauf auch real umsetzen lässt. Letzteres ist vielfach von Faktoren abhängig, die der Heranwachsende – und auch seine erwachsenen Bezugspersonen – nur bedingt im Vorfeld abschätzen können und somit nur im Zuge einer Langzeituntersuchung empirisch erfassbar. Vor diesem Hintergrund muss sich die vorliegende Studie darauf beschränken, die Perspektive der Jugendlichen zu rekonstruieren und zu zeigen, welche Möglichkeiten und Hindernisse sie für ihre weitere persönliche, schulische und berufliche Entwicklung sehen und welche Orientierungen und Strategien sie vor diesem Hintergrund entwickeln.

Nichtsdestotrotz ist es eine offensichtliche Beschränkung, dass meine Studie die Alltagspraktiken und Zukunftsplanungen der ausgewählten Jugendlichen lediglich zu einem bestimmten Zeitpunkt, beziehungsweise während einer bestimmten limitierten Zeitspanne, betrachten kann[9]. Vor dem Hintergrund der begrenzten für das Promotionsprojekt zur Verfügung stehenden zeitlichen und finanziellen Ressourcen war es aber nicht möglich, die empirische Phase auszudehnen oder zu einem späteren Zeitpunkt ins Feld zurückzukehren. Eine entsprechende Erhebung muss so einer potenziellen Folgeuntersuchung vorbehalten bleiben.

3.3.2 Fehlender empirischer Vergleich mit anderen Gebietstypen oder Personengruppen

Wie ich bereits weiter oben dargelegt habe, habe ich in meine Studie bewusst darauf verzichtet, empirische Vergleiche mit anderen Gebietstypen oder mit anderen Personengruppen vorzunehmen. Anstelle dessen entschied ich mich dazu, mit männlichen Hauptschülern der Klassenstufe Neun eine bestimmte Personengruppe zu betrachten und diese dafür in ihrer Heterogenität und Bandbreite abzubilden. Der Vergleich mit einer anderen Schülergruppe, wie zum Beispiel mit Gymnasiasten, hätte Unterschiede in vielerlei Dimensionen zugleich offenbart (unter anderem den Altersunterschied während des Übergangs), so dass dieser mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre. Auch von einem Vergleich unterschiedlicher Gebietstypen habe ich, wie oben geschildert, bewusst abgesehen. Hauptgrund ist, dass es mir aufgrund der Vielzahl divergierender Faktoren nur schwer möglich erschien, bestimmte Unterschiede in den Lebensbedingungen der Untersuchungsgruppen auf den (sozial-)räumlichen Kontext zurückzuführen. Allein aufgrund der unterschiedlichen Bedeutungen, welche die Institution Hauptschule in verschiedenen Gebietskontexten hat, erschien es mir äußerst schwierig, ‚vergleichbare' Jugendliche aus unterschiedlichen Regionen gegenüberzustellen.

3.3.3 Bewusster Verzicht auf eine direkte Wohnortfokussierung

Anders als in vielen Studien im Themenfeld der (sozial-)räumlichen Kontexteffekte wählte ich für meine Studie nicht ein bestimmtes kleinräumiges Wohngebiet, sondern die Untersuchungsstädte in ihrer Ganzheit als räumlichen Rahmen für die Auswahl meiner Studienteilnehmer. In der empirischen Studie selbst rekonstruierte ich dann, welche räumlichen Rahmungen und Settings die im Alltag der Jugendlichen tatsächlich relevanten Bezugsgrößen bilden. Gleichwohl wurden die Schüler nach ihren Wohnsituationen und Wohnlagen gefragt und ihre diesbezüglichen subjektiven Sichtweisen rekonstruiert. So hatte ich die Möglichkeit, die Angaben und Deutungen der jugendlichen Bewohner verschiedener Teilgebiete miteinander zu vergleichen oder in Bezug zueinander

[9] Gleichwohl war es möglich, die Jugendlichen zu retrospektiven Erzählungen über ihren bisherigen Werdegang anzuregen. Dies wurde vorrangig im Rahmen der qualitativen Interviews, aber auch der Go Alongs und systematischen Netzwerkanalysen zu mehreren Aspekten gemacht.

zu setzen. Die Schulen wurden aus pragmatischen Gründen für den Feldzugang herangezogen, wodurch ihnen aber keineswegs bereits vorab die Bedeutung wesentlicher räumlicher Referenzgrößen zugeschrieben wurde. Somit handelt es sich bei der vorliegenden nicht primär um eine Studie ‚über Schulen', wenngleich die empirischen Ergebnisse zeigen, dass diese wichtige Orte und Bezugspunkte in den alltäglich von den Jugendlichen hergestellten Raumbezügen darstellen.

3.3.4 Sprachliche Grenzen bei den befragten Jugendlichen

Wie oben beschrieben, schien es für einen Teil der Jugendlichen ungewohnt, frei und ausgiebiger zu erzählen. Folglich stieß die von mir angewandte Methode des qualitativen Interviews in manchen Situationen an ihre Grenzen. Wie oben erläutert, war es deshalb notwendig, durch konkrete Nachfragen und ergänzende Erzählstimuli den Jugendlichen Anschlussmöglichkeiten und Sicherheit zu geben. Aufgrund der Schüchternheit eines Teils der Teilnehmer war es in einigen Situationen wichtig, dass ich aus einer zu zurückhaltenden Interviewerposition heraustrat. So zeigte ich den Befragten an manchen Stellen der Gespräche mit Kommentaren und kleine Erzählungen meinerseits bewusst, dass das von ihnen Erzählte für mich interessant ist und dass ich ihre Sichtweisen nachvollziehen kann. Insbesondere wenn es um aus der Sicht vieler Erwachsener deviante und teilweise verbotene Handlungen ging, zeigte sich bei einem Teil meiner Gesprächspartner während des Erzählens in einem gewissen Maße Unsicherheit und Unbehagen. In derartigen Situationen erschien es meinerseits notwendig, die in qualitativen Interviews übliche Distanz zu überwinden und den Jugendlichen zu signalisieren, dass ich ihre Schilderungen weder negativ wahrnehme oder verurteile noch als irrelevant erachte. Darüber hinaus kamen die Jugendlichen in mehreren Interviews auf sehr private Details zu sprechen, was mich ebenfalls dazu veranlasste, zeitweise aus meiner distanzierten Interviewerrolle herauszutreten und den Teilnehmern meine Empathie zu zeigen. Grundsätzlich versuchte ich, mich in jenen Interviewpassagen besonders neutral und zurückhaltend zu geben, in denen für das Forschungsinteresse wesentliche Aspekte thematisiert wurden. In anderen Gesprächspassagen, in denen für die Studie offenbar weniger relevante Gesichtspunkte besprochen wurden, nahm ich in manchen Interviews eine pro-aktivere Gesprächsrolle ein, wenn dies aus einem der oben beschriebenen Gründe nahe lag.

3.3.5 Vorstrukturierte Situation in der Schule

Sowohl meine erste Kontaktaufnahme als auch die qualitativen Einzelinterviews mit den Jugendlichen fanden in den Räumlichkeiten der jeweiligen Schulen statt. Somit waren die entsprechenden Interaktionssituationen in ein hochgradig formalisiertes Setting eingebunden. Demgegenüber stand mein Forschungsinteresse, welches über den jugendlichen Alltag in eben jenem formalisierten Setting hinausging und gerade auch die Freizeitgestaltung an nicht von Erwachsenen kontrollierten Orten ins Auge fasste. Folglich war ich bestrebt, den Jugendlichen zu zeigen, dass es sich bei der Studienteilnahme um keine schulische, sondern eine weitaus informellere Situation handelt. Vielfach bot es sich an, dies vor Gesprächsbeginn kurz zu erwähnen, insbesondere da

einige der Schüler von sich aus fragten, ob denn der Interviewtermin zum Unterricht gehöre. Auch vor diesem Hintergrund bot sich die oben beschriebene Vorgehensweise an, einzelne, für das Forschungsinteresse weniger relevante Interviewpassagen durch einen eher interaktiven Gesprächsstil aufzulockern. Darüber hinaus waren die Go Alongs eine wertvolle Gelegenheit, um die Jugendlichen in einem informelleren Setting und in einer vielfach den realen Freizeitgruppen ähnlichen Konstellation zu erleben. Wie dargelegt, zeigte sich ein Teil der Befragten in dieser Situation auch tatsächlich offener als in den Einzelinterviews, zum Beispiel hinsichtlich der Frage des persönlichen Alkoholkonsums.

3.3.6 Grenzen der objektivierenden Verfahren *Zeitbudgetpläne* und *Netzwerkanalyse*

Meine Studie verortet sich eindeutig im Spektrum der qualitativen Methodologie, indem sie versucht, die Alltagspraktiken und Zukunftsorientierungen der teilnehmenden Jugendlichen detailliert zu rekonstruieren. Gleichwohl wählte ich mit den Zeitbudgetplänen und insbesondere mit den Netzwerkgeneratoren systematisierende Verfahren, um standardisierte und vergleichbare Informationen zur Alltagsgestaltung und zu den sozialen Einbindungen der Teilnehmer zu erhalten. Wie skizziert, wurde die Netzwerkanalyse unter quantitativen Aspekten, in Häufigkeitsverteilungen und Kreuztabellen ausgewertet. Jedoch erlauben es diese Daten lediglich, systematische Aussagen zur Gruppe der an meiner Studie teilnehmenden Jugendlichen zu treffen. Durch Kriterien statistischer Validität zu rechtfertigende Verallgemeinerungen lassen sich hingegen nicht vornehmen. Dementsprechend liefern die vorliegenden quantifizierten Ergebnisse einen Ausgangspunkt für Folgeuntersuchungen, in denen unter anderem die Fallzahl und die Samplingstrategie den Gütekriterien quantitativer Forschung entsprechen.

Nachdem in diesem Kapitel die methodische Konzeption der empirischen Untersuchung erläutert wurde, richtet sich der Blick nun auf den Kern meiner Studie: In den folgenden vier Kapiteln werden die empirischen Ergebnisse dargestellt und interpretiert. Wie in der Einleitung skizziert, wird dabei analytisch zwischen drei Dimensionen lokaler Einbindungen unterschieden: der physischen beziehungsweise infrastrukturellen, der sozialen und der symbolischen. Jeder dieser Dimensionen ist ein Kapitel gewidmet. Bevor das Interesse diesen räumlichen Bezügen gilt, sollen jedoch zunächst die im Mittelpunkt meiner Studie stehenden Schüler vorgestellt werden. Dabei wird vertieft auf die zum Befragungszeitpunkt relevanten Übergangssituationen, aber auch auf die bisherigen Schullaufbahnen und Zukunftsorientierungen eingegangen.

4 Die Jugendlichen und ihre Zukunftspläne

Die folgenden Kapitel erzählen von den an meiner Studie teilnehmenden Jugendlichen mit ihren Orientierungen und Plänen für die weitere Laufbahn in Schule, Ausbildung und Beruf. Dabei wird gezeigt, welche Bedeutung der lokale Kontext und die in ihm nutzbaren Ressourcen für eben jene Planungen und Orientierungen haben. Bevor ein entsprechender Fokus auf die räumliche Dimension gerichtet wird, sollen zunächst die Protagonisten dieses Projekts vorgestellt werden: die teilnehmenden Jugendlichen aus Coesfeld, Borken und Olpe. So gibt dieses Kapitel einen Einblick in die gegenwärtigen Lebens- und Ausbildungssituationen der Befragten sowie in die von ihnen gefassten Pläne bezüglich der Zukunft in Schule, Ausbildung und Beruf. Bevor die subjektiven Perspektiven der Schüler auf ihre bisherigen und zukünftigen Laufbahnen in den Mittelpunkt gestellt werden, folgt zunächst ein kurzer Exkurs zu den strukturellen Bedingungen beziehungsweise den formal möglichen Alternativen für den nach Klasse 9 anstehenden Übergang in einen weiteren Abschnitt der Schullaufbahn oder in eine betriebliche Ausbildung. Dies bildet einen wichtigen Hintergrund, vor dem die Pläne der Befragten eingeordnet werden können.

4.1 Die Übergangssituation nach Klasse 9: Rahmenbedingungen und Möglichkeiten

Gegen Ende des neunten Schuljahres befinden sich die an meiner Studie teilnehmenden Jugendlichen in einer grundsätzlichen Entscheidungssituation. So gibt es eine Reihe unterschiedlicher Möglichkeiten, wie sie ihre Ausbildungslaufbahn nach dem dann erworbenen regulären Hauptschulabschluss fortsetzen können. Im Folgenden soll kurz auf die unterschiedlichen Wege, die allesamt von mindestens einem der Befragten eingeschlagen wurden, eingegangen werden.

4.1.1 10A oder 10B – Zwei Optionen für ein weiteres Jahr an der angestammten Schule

Für viele Jahrzehnte war der Besuch der Hauptschule in Deutschland auf neun Jahre angelegt, an deren Ende für die Schülerinnen und Schüler der reguläre Hauptschulabschluss stand. In Nordrhein-Westfalen ist es jedoch mittlerweile der Regelfall, dass die Schüler für ein weiteres, zehntes Schuljahr auf der Hauptschule verbleiben. Je nach Notenstand erhalten die Jugendlichen entweder die Möglichkeit, im als ‚10A' bezeichneten Zweig einen so genannten ‚Qualifizierten Hauptschulabschluss' oder aber im Zweig ‚10B' die mittlere Reife, welche dem Regelabschluss an Realschulen entspricht, zu erwerben. Wie bereits angedeutet, verblieb die überwiegende Mehrheit der an dieser Studie teilnehmenden Heranwachsenden für ein weiteres, zehntes Schuljahr, um einen der beiden Abschlüsse zu erhalten. Der Zweig 10B hat sowohl bezüglich der Zugangsvoraussetzungen als auch der im zehnten Schuljahr an die Jugendlichen gestellten Anforderungen einen merklich selektiven Charakter. So gaben einige Schüler an, dass es trotz entsprechender Absichten nicht zur Qualifikation für den Zweig 10B gereicht hätte beziehungsweise reichen wür-

de. Andere hätten zwar auf Grund ihres schulischen Leistungsstandes die Möglichkeit gehabt, den Zweig 10B zu besuchen, entschieden sich aber dagegen – oder beabsichtigen dies zum Zeitpunkt der Gespräche –, da sie befürchteten, den Anforderungen nicht entsprechen zu können und infolgedessen mit schlechten Noten abzuschließen. Mit dieser Situation konfrontiert, sahen es viele als vorteilhafter an, einen guten qualifizierten Hauptschulabschluss im Zweig 10A zu erwerben. Nur einzelne Jugendliche aus meinem Sample verließen die Hauptschule bereits nach Klasse Neun. Dies geschah in Fällen, in denen die Befragten bereits eine für sie passend erscheinende betriebliche Ausbildung gefunden hatten[10]. Beispielsweise erzählte der Borkener Tim, dass er einen Schulabgang nach der neunten Klasse im Falle einer erfolgreichen Bewerbung in Erwägung gezogen hatte, obwohl diese Möglichkeit sehr unwahrscheinlich gewesen sei:

> *„Also, wenn ich eine Ausbildung bekommen hätte, also als Metallbauer, das ist eigentlich der Beruf, den ich gerne machen möchte, dann wäre ich schon gegangen aber das ist halt schwer, weil nicht viele Betriebe nehmen an nach der neunten Klasse.* >Ja< *Da brauch man auch ein gutes Zeugnis für und das habe ich momentan nicht, deswegen.“ (Tim, 15, Borken)*

Vor diesem Hintergrund verfolgte Tim wie viele andere der befragten Jugendlichen das Ziel, weiterhin auf seiner Schule zu bleiben, dort im Zweig 10B den Realschulabschluss zu erwerben und danach seine betriebliche Wunschausbildung zu absolvieren.

4.1.2 Nach dem Verlassen der Hauptschule

Für die Zeit nach der zehnten Klasse hatten die befragten Jugendlichen verschiedene Optionen für sich ins Auge gefasst, wobei die Konkretheit der Planungen zum Zeitpunkt der Untersuchung stark variierte, wie weiter unten noch näher beschrieben wird. Ein großer Teil der Schüler beabsichtigte, eine betriebliche beziehungsweise duale Ausbildung in einem der dafür zugelassenen Berufe zu absolvieren. Somit planten diese Jugendlichen in einem Handwerks- oder Dienstleistungsbetrieb tätig zu werden, ergänzt durch Unterricht an einer beruflichen Schule. Wenige Befragte zogen eine rein schulische Ausbildung, die ausschließlich an einer beruflichen Schule erfolgt, in Erwägung. Darüber hinaus verfolgten einige Schüler den Plan, weitere schulische Abschlüsse zu erwerben, um so die Zugangsberechtigung zu Fachhochschulen oder Hochschulen zu erhalten. So besteht zum Beispiel die Möglichkeit, auf berufsbildenden Schulen zunächst die dem Realschulabschluss entsprechende Mittlere Reife und danach auch die Fachhochschulreife zu erwerben und sich folglich den Zugang zu entsprechenden Bildungseinrichtungen zu eröffnen. Ein paar Schüler spielten mit dem Gedanken, nach der Mittleren Reife an einer gymnasialen Einrichtung das Abitur abzulegen und so die Allgemeine Hochschulreife zu erwerben.

[10] Formal besteht in Nordrhein-Westfalen eine zehnjährige Schulpflicht.

Auch während ihrer zum Zeitpunkt der Gespräche bereits durchlaufenen Bildungswege haben die teilnehmenden Jugendlichen unterschiedliche Bildungseinrichtungen besucht. Neben dem obligatorischen Grundschulbesuch haben einige Befragte Erfahrungen auf der Realschule oder auch an anderen Orten gelegenen Hauptschulen gemacht, bevor sie auf die für meine Studie ausgewählten Schulen gewechselt sind. Als ich sie traf, hatten alle Studienteilnehmer darüber hinaus mindestens ein, von Seiten der Hauptschulen obligatorisches, Praktikum absolviert. Einige verfügten über die Erfahrung zusätzlicher, freiwilliger Praktika. Darüber hinaus standen die Befragten im, ebenfalls von Seiten der Schulen obligatorischen, Kontakt zu Berufsberatern der Arbeitsagentur.

4.2 Die Zukunftsorientierungen der Befragten: Ziele für Beruf und Ausbildung

Primär anhand der Daten aus den Leitfadeninterviews, aber auch auf Grundlage von Erkenntnissen aus den Go Alongs und Kurzfragebögen, lassen sich Rückschlüsse auf die kurz- und mittelfristigen Ziele und Perspektiven, welche die Jugendlichen für ihre weitere Laufbahn in Ausbildung und Beruf entwickelt haben, ziehen. Diese Einblicke in die Zukunftspläne der Schüler können wiederum zu den bisherigen Schulkarrieren, berufspraktischen Erfahrungen und Vorbereitungen für die Zukunft in Ausbildung und Beruf in Bezug gesetzt werden. Hieraus lassen sich grundlegende Einblicke in die Lebenssituationen der Jugendlichen herstellen, auf deren Grundlage sich in den folgenden Kapiteln die für die Zukunftsorientierungen relevanten (sozial-)räumlichen Bezüge herausarbeiten lassen.

4.2.1 Bisherige Schullaufbahnen: Erfolge und Misserfolge

Blickt man darauf, wie die Befragten ihre bisherigen Schullaufbahnen bewerten, zeigte sich zunächst ein breites Spektrum an unterschiedlichen Entwicklungsprozessen und Erfahrungen. Ein Teil der Schüler blickte zufrieden auf seine Schulzeit zurück und berichtete von Leistungsverbesserungen und erreichbaren Zielen, wie zum Beispiel der voraussichtlichen Qualifikation für den Zweig 10B. So zog beispielsweise der Olper Schüler Maximilian mit Blick auf seine bisherige Schullaufbahn Bilanz:

> *„Ja doch, ich hatte nie irgendwelche großen Probleme. Klar gabs mal die eine oder andre schlechte Note, aber das konnte man dann ja wieder verbessern und dann klappte das auch.“ (Maximilian, 15, Olpe)*

Jedoch waren derartige, positive Sichtweisen auf die eigene Schullaufbahn nicht zwangsläufig an die Zulassung für den Zweig 10B gebunden. So legten einige Befragte dar, dass für sie persönlich ein erfolgreicher 10A-Abschluss ausreichen würde und im Zweifelsfall besser als ein schlechterer 10B-Abschluss sei. So sah es auch Stefan aus Coesfeld:

„Meine Tante sacht immer, lieber ‘n gutes 10A-Abschluss, anstatt ‘n, schlechten 10B. >Ja< *Ich sach ma so, von äh, vom Zeugnis selbst is dann genau gleich, ob ich jetz‘ ‘n guten A-Hauptschulabschluss, oder ‘n schlechten Realabschluss*. >Ja< *Ne, also wenn sollte man dann sagen, ich geh in 10B und dann kann ich’s auch, ne nich da hinkommen, öhä* >weinen imitierend<*, scheiße Realschule, bin ich gar nicht gewachsen, dem Druck, ne.“ (Stefan, 16, Coesfeld)*

Stefans Zitat bringt eine von vielen Befragten und auch in seinem Verwandtschaftskreis (vgl. zur Rolle der Verwandtschaft Kapitel 6) geteilte Sichtweise zum Ausdruck: Die Schüler zeigten großen Respekt gegenüber den Anforderungen, die der Zweig 10B mit sich bringt. In vielen Fällen stand dies in Zusammenhang mit zurückhaltenden Einschätzungen der eigenen Leistungsmöglichkeiten, welche häufig zu dem Schluss führten, dass der Zweig 10A die persönlich geeignetere Anschlussmöglichkeit darstellt. Bei einigen der befragten Jugendlichen schien die temporär-spezifische Situation, unmittelbar vor dem Abschluss der regulären Hauptschullaufbahn zu stehen, eine Motivation darzustellen, sich auf dieser Zielgeraden in der Schule nun intensiver zu engagieren als in den Jahren zuvor. Der Borkener Kaya, der seinen Darstellungen zufolge zuvor große Teile der Freizeit mit seiner Clique verbrachte, berichtete zum Beispiel, dass er in der Zeit vor dem Interview kaum noch mit seinen Freunden zusammen war, da er viel Zeit in die Schule investierte:

„Also zur Zeit mach ich mit niemandem so. Weil ich hab viel in der Schule zu tun, >Ja< *also wie gesacht, wir ham früher das alles zusammen, aber dat is dat halt jetzt nich mehr und ja. Aus meiner Klasse is halt ich bin ja jetzt in der 10B, da is halt von mir niemand dabei.“ (Kaya, 16, Borken)*

Ein anderer Teil der Befragten hingegen berichtete von Rückschlägen und Krisenphasen in der bisherigen Schullaufbahn. In einigen Fällen waren schulische Probleme dafür verantwortlich, dass die Jugendlichen von der Real- auf die Hauptschule wechseln mussten. Mehrfach wurden schulische Misserfolge auf Probleme mit den Lehrern und daraus hervorgehende Benachteiligungen zurückgeführt. So erzählte der Borkener Sergej, dass sich seine Noten aufgrund der unfairen Behandlung durch eine Lehrerin deutlich verschlechterten und sich dies entsprechend negativ auf seine Motivation ausgewirkt hätte:

„Ich hab ein Halbjahr, neuntes Hal=erstes Halbjahr hatten wir'n=haben wir 'ne neue Lehrerin in Erdkunde und Geschichte bekommen, aber hab ich bei der beides Zwei im Fach gehabt und dann ab zweitem Halbjahr bin ich bei der VOLL abgekackt, weil die mich. Ich hab fünfz=fünftausend mal in der Stunde aufgezeigt und nicht einmal drangenommen, ganzes Halbjahr vielleicht drei-, viermal, mehr nicht. >Ja< *Das hat mich dann aufgeregt, dann hab ich letztes Halbjahr gesagt, kein Bock mehr auf die SCHEIßE, dann mach ich nur SCHEIßE jetzt hier. Also hab ich‘s nur verkackt.“ (Sergej, 15, Borken)*

Generell hatten viele Befragte den Eindruck, dass ihre Chancen auf gute Noten wesentlich von den sie unterrichtenden Lehrern abhängig wären. So erzählte auch Sergej an anderer Stelle seines Interviews, dass seine Klasse nun von den „beiden besten“ Lehrern der Schule unterrichtet

würde und er deshalb gute Chancen dafür sähe, seine Noten zu verbessern. Einige befragte Schüler wiesen darüber hinaus auf Uneinigkeiten zwischen Lehrern und Eltern hin. Beispielsweise wurde erzählt, dass die Eltern Lehrer für die schulischen Misserfolge ihrer Kinder verantwortlich machten. Die jugendlichen Erzähler schlossen sich dabei zumeist den Sichtweisen ihrer (Stief-) Mütter und (Stief-)Väter an. So schilderte zum Beispiel ein Borkener Befragter in lebhaften Worten, wie er durch seine Grundschullehrerin benachteiligt worden sei, in dem diese ihm eine aus seiner Sicht ungerechtfertigte Empfehlung für die Hauptschule aussprach[11:]

> *„Weil meine Grundschullehrerin, die mochte sehr gerne Mädchen und ich hatte genau die gleichen Noten wie meine Schwester, meine Schwester ist auf Real gekommen und ich bin auf Haupt gekommen. Mein Vater hat gesagt, hat die 'nen Schuss. Ja und das frage ich mich heute noch, warum die das getan hat, ich hätte auf Real sein können und ich hätte mein machen können und ich hätte dann- könnte Abitur machen." (Andreas, 16, Borken)*

Es kommt klar zum Ausdruck, dass der Vater die Sichtweise des Jugendlichen teilte, wahrscheinlich sogar deutlich prägte. Andreas führte es somit in weiten Teilen auf die entsprechende ungerechte Behandlung seitens der Lehrerin zurück, dass er nach der Grundschule die Hauptschullaufbahn einschlagen musste. Als er von einer anderen Konfliktsituation zwischen dem Vater und einer Hauptschullehrerin berichtete, wurde nochmals deutlich, dass er dem Vater eine deutlich größere Autorität als dem schulischen Lehrpersonal zuschreibt, wie es auch in den Interviews mit anderen Schülern sichtbar ist.[12] Auch in der weiteren Auseinandersetzung mit den empirischen Ergebnissen wird deutlich werden, dass die Sichtweisen der Eltern jene der befragten Jugendlichen in vielen Fällen deutlich prägen. Dies kommt sowohl mit Blick auf die Planung des weiteren Ausbildungswegs (Kap. 6) als auch in Zusammenhang mit den Sichtweisen auf die gebaute und soziale Umwelt zum Ausdruck (Kap. 7).

Wie auch beim oben zitierten Andreas wurden von manchen Befragten familiäre Probleme in teils sehr persönlichen Erzählungen geschildert und als Erklärungsfaktoren für schlechte schulische Leistungen benannt. So berichteten Jugendliche von konfliktbehafteten und für sie schmerzhaften Scheidungen der Eltern, aber auch von schweren und langwierigen Erkrankungen

---

[11] Bis ins Jahr 2010 war in Nordrhein-Westfalen die Lehrerempfehlung für den Zugang zur weiterführenden Schule bindend.

[12] Insgesamt zeigte das Interview mit Andreas ein ambivalentes Bild von der Rolle des Vaters beziehungsweise der Eltern im Zuge der Schullaufbahn. So berichtete der Befragte an einer anderen Stelle von einem übermäßigen Druck, der infolge der elterlichen Scheidung und der zwischen Mutter und Vater unter Einbezug des Jugendlichen geführten Konflikte entstanden sei. Dadurch wären unter anderem die schulischen Leistungen deutlich beeinträchtigt worden Dies hätte zu einer derart problematischen Situation geführt, dass das Jugendamt eingeschaltet und Andreas bis zum Untersuchungszeitraum von einem Psychologen der Caritas betreut wurde:
„Ich hatte ja früher auch schon sehr viel Stress wegen meinen Eltern, die haben mich unter Druck gesetzt und bis vor kurzem noch. >Dann auch mit schulischen Leistungen?< Auch, die sind alle abgesackt und ich muss wieder ruhiger werden und die Lehrer sagen auch das ich mich verändert habe, wieder zu positiven, ich bin wieder offener, ich mach wieder besser mit, ich bin nicht mehr mit meinen Gedanken wo anders und ja, was so ein Gespräch vom Jugendamt bewirken kann, dass die mich ja nicht in Ruhe lassen." (Andreas, Borken)

einzelner Elternteile oder von einem belastenden Leistungsdruck in schulischen Angelegenheiten. Es ist somit davon auszugehen, dass nicht nur die Wahrnehmungen der bisherigen Schullaufbahn, sondern auch die Sichtweisen auf die eigenen Zukunftsperspektiven und die alltägliche Umwelt durch solche sehr persönlichen und individuellen Erfahrungen mitgeprägt werden. Einen Hinweis darauf geben im Fall von Andreas beispielsweise die, in den folgenden Kapiteln noch zum Ausdruck kommenden, extrem zugespitzten und negativen Vorstellungen, die er von manchen Aspekten seiner Umgebung hat.

Jedoch machten nicht alle Befragten externe Faktoren für schulische Misserfolge und Enttäuschungen verantwortlich. Einige erzählten mit großer Offenheit, dass sie in der Schule nicht besonders fleißig und engagiert wären. Somit entwickelten sie ein Erklärungsmuster für die nicht zufriedenstellenden Leistungen, das auf die eigene Einstellung und Arbeitsweise fokussiert war. In diesem Sinne erläuterte beispielsweise der Coesfelder Phillip, wie seine schlechten Noten zustande kamen:

> *„Und jetz in der Schule hier, da geh ich alles zu locker an, dat weiß ich selber auch, aber pfff ‚weiß nich, dat is >lacht< kann ich irgendwie nich ändern, weiß ich auch nich (…). Sitzen geblieben bin ich nicht, ernsthafte Probleme, versetzt zu werden, da bin ich mir nich´ sicher, ob, wat für Noten man, oder wat‘n Notendurchschnitt man sitzen bleibt? Ich mein, dat müsst‘n so zwei, drei Fünfen für haben?* >Mhm< *Ähm, also, mehr als eine hab ich noch nich‘ geschafft >lacht<.“ (Phillip , 14, Coesfeld)*

4.2.2 Berufspraktische Erfahrungen und Orientierungshilfen

Alle befragten Schüler hatten zum Zeitpunkt der Interviews bereits ein Praktikum, zumeist sogar mehrere Praktika, in Betrieben absolviert. Dies war unter anderem darauf zurückzuführen, dass in den Lehrplänen berufspraktischen Elementen eine große Bedeutung beigemessen wird und folglich Pflichtpraktika vorgesehen sind. Einige Schüler absolvierten, über den Pflichtrahmen hinaus, zusätzliche freiwillige Praktika. So berichtete beispielsweise der Borkener Carsten von Erfahrungen aus verschiedenen Betrieben:

> I: „Und woher kennst Du die vielen älteren Leute?“
> „Ähm, naja halt durch=durch freiwillige Praktikas, die ich in den Ferien mach, Ferienjobs, Bekannte“ (…)
> *I: „Was waren das dann für Jobs?“*
> *„Ähm, Fliesenleger, hab ich dreimal gemacht, und einmal bei, Ga=Gartenlandschaftsbau, einmal hab ich ‘n paar Tage beim Architekten gemacht, und einmal auch noch beim Tischler.“ (Carsten, 15, Borken)*

Das Zitat zeigt, dass Carsten in ganz unterschiedlichen Bereichen praktische Erfahrungen gesammelt hat. Seine weiteren Zukunftsplanungen liefen zum Zeitpunkt der Untersuchung darauf hin-

aus, dass er gerne weiter zur Schule gehen, studieren und dann Architekt werden wollte. Neben dem Praktikum im Architekturbüro hatten aber auch die Erfahrungen im Rahmen des Fliesenleger-Praktikums einen Einfluss darauf, dass er ein Interesse für das Tätigkeitsfeld entwickelte:

> *"Ja, ich hab auch Praktikum in der Schule als Fliesenleger gemacht und da ist mir, hab ich dann auch gemerkt, dass es wichtig ist, wie so Häuser aufgebaut sind, dass das alles dann am Ende gut aussieht. Dann hab ich mir gedacht, dann kann ich Architekt werden." (Carsten, 15, Borken)*

Für viele Schüler bildeten diese Praktika somit entscheidende Erfahrungshintergründe, um ihre Pläne für die Ausbildungs- und Berufswahl zu konkretisieren. Häufig trugen positive Praktikumserfahrungen dazu bei, dass bis zum Zeitpunkt der Interviews an einem bestimmten Tätigkeitsfeld als Zukunftsoption festgehalten wurde. Ein Teil der Jugendlichen bewarb sich in entsprechenden Betrieben. In manchen Fällen wurde diese Bewerbungsoption von den Mentoren aus den Praktikumsbetrieben aufgezeigt (vgl. zu den entscheidenden Ratgebern: Kapitel 6).

4.2.3 Kurzfristige Ziele: Was nach Schuljahresende kommt

Zum Zeitpunkt der Einzelinterviews und Go Alongs befanden sich die Jugendlichen am Ende des neunten oder am Anfang des zehnten Schuljahres. Nur in einigen wenigen Fällen stand ein Schulaustritt nach Klasse Neun bevor oder wurde in Erwägung gezogen. Dies war bei Schülern der Fall, die einen Ausbildungsplatz sicher oder fest in Aussicht hatten. Die meisten Befragten jedoch planten damit, noch für mindestens ein weiteres Jahr die angestammten Schulen zu besuchen und dort entweder den qualifizierten Hauptschulabschluss (10A) oder den Realschulabschluss (10B) zu machen. Obwohl viele betriebliche Ausbildungsmöglichkeiten einer vorzeitigen Bewerbung bedürfen, waren die Pläne für die Zeit nach der Schule in vielen Fällen noch relativ unkonkret. Dies zeigte sich zum Beispiel in den Erzählungen des Coesfelders Daniel, der lediglich über eine sehr vage Vorstellung von dem verfügte, was er nach Abschluss der Schule machen möchte. So antwortete er auf die Frage nach seinen Plänen für die unmittelbare Zukunft:

> *„Na irgendwie so im handwerklichen Bereich, also ich hab jetzt 'n Praktikum, das krieg ich, wahrscheinlich, öhm, wie heißt, wat is das nochmal, Maler, in so'm Malerbetrieb, und ich wollt so'n Freiwilliges im Holz, also Handwerkbetrieb machen."*
> *I: „Und, hast Du Dich zu dem Thema schon informiert, oder auseinandergesetzt?"*
> *„>lacht leicht verlegen< Eigentlich nicht." (Daniel, 15, Coesfeld)*

Daniel schien an jenem Zeitpunkt des Interviews ein wenig verlegen, als ob ihm bewusst war, dass er sich bereits intensiver mit den Ausbildungsmöglichkeiten für die Zeit nach der Schule hätte auseinandersetzen können. Aus seiner Antwort kann geschlossen werden, dass er noch keine intensiveren Recherchen zu potenziellen Ausbildungswegen vorgenommen und auch keine konkreten Institutionen ins Auge gefasst hatte. Vielmehr kam in seiner Erzählung eine pragmatische

Herangehensweise zum Ausdruck. Der Schüler hoffte auf eine erfolgreiche Praktikumszeit, so dass sich der entsprechende Betrieb dann vielleicht als spätere Ausbildungsinstitution anbietet.

Andere Schüler hingegen hatten bereits schon klare und präzise Vorstellungen von ihrer Wunschausbildung und den dafür idealen Betrieben entwickelt, teilweise auch schon Bewerbungen abgeschickt. Maßgeblich für die entsprechenden Orientierungen und Entscheidungen waren vor allem bereits absolvierte Praktika (s.o.) oder auch Empfehlungen beziehungsweise Kontakte aus dem Familien-, Verwandtschafts- oder Bekanntenkreis (vgl. Kapitel 6). So erläutert beispielsweise der oben bereits zitierte Carsten aus Borken, welche konkreten nächsten Schnitte notwendig seien, um später den Traumberuf des Architekten ausüben zu können:

> *I: „Und Architekt ist dann jetzt Dein Berufswunsch,* >Ja< *den Du verwirklichen möchtest? Und hast Du Dir dann auch schon überlegt, was Du dann machen musst, um dahin zu kommen?“ „Ja, ne 10b mit‘m Zweierdurchschnitt, dann dieses Abitur mit‘m Durchschnitt von 1,4 und dann ein Studium mit ‘nem 1,4er Durchschnitt.“ (Carsten, 15, Borken)*

Mit dem Ziel, eine klassische berufliche Ausbildung zu absolvieren, erzählte der Borkener Kevin, dass er nicht nur ein Berufsbild, sondern darüber hinaus bereits einen bestimmten Betrieb im Auge hatte, für den er gerne tätig werden wollte:

> *“Ich hatte mir vorgestellt, dass ich nach der zehnten Klasse, äh, beziehungsweise nach der neunten Klasse abgehe, äh, nach Bierbaum, als Textilmaschinenführer. (…) Öhm, ich hatte ja mein Schulpraktikum da gemacht, öh, ich kenn die Leute da auch schon, ich bin da auch draufgekommen, weil mein Bruder da schon arbeitet, und, ähm , so kenn ich schon bisschen, was er davon erzählt hat, und es hat mich ‘n bisschen interessiert, dann hat ich mal gekuckt, hat ich im Internet mal gekuckt, was man so macht, dann hat ich einfach mal mich entschieden, Praktikum da zumachen, und hat mir sehr gut gefallen.” (Kevin, 14, Borken)*

Kevin benannte Faktoren, die für seine Wahl der Ausbildungsrichtung und des konkreten Betriebes ausschlaggebend waren. Neben den bereits weiter oben thematisierten positiven Praktikumserlebnissen waren es insbesondere auch die persönlichen Erfahrungen des Bruders, die den Jugendlichen dazu bewegten, sich bei dem genannten Unternehmen zu bewerben. Dass, wie hier gezeigt, nahe Bezugspersonen wichtige Ratgeber und Orientierungshilfen für die Jugendlichen sind, wird im Kapitel zur sozialen Dimensionen der lokalen Ressourcen (Kapitel 6) genauer gezeigt.

4.2.4 Mittelfristige Zukunftspläne: Ausbildungswünsche und Berufsziele

Die mittelfristigen beruflichen Ziele bezogen sich bei den meisten Befragten auf Tätigkeiten in Industrie und Handwerk. Diese ergaben sich somit zumeist unmittelbar aus den für die Zeit nach

dem Schulabschluss angepeilten betrieblichen oder berufsschulischen Ausbildungen. Von einigen wenigen Teilnehmern wurden aber auch akademische Berufe angestrebt, deren Ausübung einen weiteren Schulbesuch und daran anschließend ein Hochschulstudium erforderlich machen würde. Als ein Beispiel für einen äußerst ambitionierten Jugendlichen lässt sich Arjun näher betrachten, der gerne als Arzt arbeiten wollte. Dabei war ihm bewusst, dass er um dieses Ziel zu erreichen zunächst das Abitur und dann einen Hochschulabschluss erwerben müsste. Arjun verwies jedoch auf seinen starken Willen, diesen langen Ausbildungsweg erfolgreich zu absolvieren:

> *„Ja, sehr langer Weg. Aber man muss es halt wollen. Wenn man keine Lust drauf hat, dann brauchst Du‘s gar nicht versuchen.” (Arjun, 16, Borken)*

Arjun erfuhr dabei starke Unterstützung durch seine Eltern. Auch der mittlerweile verstorbene Großvater war zu Lebzeiten eine wichtige Bezugsperson und hat den Berufswunsch wesentlich mitgeprägt:

> *„Ja, also mein Papa is auf jeden Fall, also Papa und Mama wolln auf jeden Fall, dass ich dann Medizin studier, >Mhm< weil das war auch mein Opas Wunsch. (…) Also, ja. Mein Opa hat, also, ich war sein Lieblingssohn immer, und ja zu mir hat der immer wat alles also gab noch nie, was ich nich gekriecht hab. Also von denen so. Von meinen Eltern krieg ich auch alles. Aber von mein Opa da, da hab ich das Wort noch nich mal ausgesprochen und das war schon da, sozusagen.” (Arjun, 16, Borken)*

Nicht nur bezüglich des konkreten Berufsbilds, sondern auch mit Blick auf die ambitionierte und engagierte Herangehensweise wurden Arjuns Zukunftsorientierungen deutlich durch die Sichtweisen der Eltern und insbesondere auch durch deren Biographien, geprägt. So war zunächst der Vater aus Indien nach Deutschland emigriert. Grund hierfür sei der Erzählung zufolge nicht gewesen, dass er in Indien keine adäquat bezahlte Arbeit fand, sondern vielmehr, dass es dort schwierig sei, die Präferenzen bei der Berufswahl und einen soliden Ausbildungsweg zu verwirklichen. Insbesondere für seine Kinder hätte der Vater deshalb die aus seiner Sicht in Deutschland besseren Entwicklungsmöglichkeiten in Erwägung gezogen:

> *„Ne, das so nich, aber zum Beispiel in unserm Land da gibt es nich so viel wissen Sie da kann man keine Zukunft sozusagen, verstehen Se?* >Mhm< *Und hier kann man was werden. Darum hat Papa gesagt ja, weil Papa hat sich immer aufgeregt, dass er nichts werden konnte, nä? Also er is, er is, er is viel klüger als ich. Und er hat sich immer aufgeregt, dass er nie, also er hat er konnte nix werden, weil da musste der musste halt helfen und alles. Und Schule war da auch nich so. Ja, und dann hat der hier aufgeregt und wollte es halt besser machen bei seinen Kindern. Dann hat der gesacht dann muss man hier weg.” (Arjun, 16, Borken)*

Nachdem der Vater nach Deutschland gegangen war, um dort zu arbeiten, folgten zunächst die Mutter und später Arjun, der zunächst in Indien bei Verwandten aufwuchs. Zum Zeitpunkt der Interviews führten die Eltern eine Pizzeria als Familienbetrieb, in der auch der Befragte regelmä-

ßig gegen Bezahlung mithalf. Auch in diesem Zusammenhang war es somit der familiäre Kontext, der zu einer aktiven und an Fleiß orientierten Alltagsgestaltung des Jugendlichen beitrug.

Auch bei Befragten, deren Familien aus der Region stammen, ließen sich ambitionierte mittelfristige Zukunftspläne feststellen. So beschrieb Marco, ein in der weiteren Erzählung unter anderem in seiner Rolle als leidenschaftlicher Skater näher vorgestellter Borkener Jugendlicher, in relativ konkreten, wenngleich sehr ambitioniert erscheinenden Schritten den Weg zu seinem Wunschberuf in einem Ingenieurbüro:

> *„Also erstmal mach ich meine Ausbildung als Technischer Produktdesigner, dann mach ich äh Abendschule als Techniker und dann will ich halt ins Ingenieurbüro und da mach ich mein Fachabi gleich mit.“ (Marco, 14, Olpe)*

Auffällig wurde, dass mehrere Schüler, die mittelfristig ein Hochschulstudium in Erwägung zogen, aus Elternhäusern mit akademischem Hintergrund kamen. In mehreren Fällen wurden Tätigkeiten als Berufsziel benannt, die jenen der Eltern ähnlich waren. So hatte sich etwa Carsten, Sohn eines Borkener Maschinenbauingenieurs, zum Ziel gesetzt, Architekt zu werden. Er beschrieb, welchen Einfluss die beruflichen Tätigkeiten des Vaters und die von ihm weitergegebenen Fertigkeiten auf die eigene Orientierung hatten:

> *I: „Und Du hast geschrieben im Fragebogen, Dein Vater ist Ingenieur. Ist der dann auch in die Richtung Bauingenieur?“*
> *„Der ist Maschinenbauingenieur.”*
> *I: „Ah, das ist natürlich dann ein bisschen was anderes.”*
> *„Ja, aber der hat mir auch, also ich mache auch viel mit ihm und dann hat er mir das auch alles erklärt mit diesen Programmen, hat er mir= hab ich die Programme auch alle drauf.* >Mhm< *Und Freizeit mach ich halt auch sehr viel mit eigentlich.* >Ja< *Und noch programmieren und so was.”*
> *I: „Also dann entsprechend Programme, die bei der Planung helfen?”*
> *„Ja, so Planungsprogramme oder ich programmiere selbst was, hab ich auch von ihm gelernt.” (Carsten, 15, Borken)*

Bei einigen Jugendlichen hingegen waren nicht nur die kurz-, sondern auch die mittelfristigen Zukunftspläne noch sehr unkonkret, was unter anderem darin zum Ausdruck kam, dass sehr unterschiedliche Tätigkeitsfelder als alternative Zukunftsoptionen benannt wurden. So erzählte beispielsweise der Borkener Juri von seinem ‚Plan B‘ bezüglich der betrieblichen Ausbildung:

> *„Ja bei Zweirad Bergmann, da hab ich auch mein Schulpraktikum gemacht, und da würd ich auch gern anfangen, wenn es da mit dem Maschinenführer gar nich‘ wird.“ (Juri, 15, Borken)*

Mit dem Zweiradbetrieb auf der einen und der Maschinenführertätigkeit auf der anderen Seite kamen für Juri zwei ganz unterschiedliche Berufsfelder für seine geplante Ausbildung infrage.

Zugleich brachte er einen gewissen Pragmatismus zum Ausdruck, indem er für sich solch eine Ausbildung jenseits des Wunschberufes in Erwägung zog.

4.2.5 Blicke in die Zukunft – Vielfacher Optimismus und gelegentlicher Pessimismus

Der größere Teil der Schüler blickte positiv in die Zukunft und rechnete sich gute Chancen aus, seine Ziele in Ausbildung und Beruf zu erreichen. Nur wenige der Befragten rückten hingegen die Schwierigkeiten und Zweifel bezüglich der weiteren Laufbahn in den Vordergrund. Diese, in den meisten Fällen optimistischen, Sichtweisen spiegelten sich in den Vorstellungen von den für sie vor Ort bestehenden Ausbildungsmöglichkeiten (Kap. 5.3) und von ihrer Position in der lokalen Bevölkerung (Kap. 7).

Fleiß, Ordnung und Vernunft – individuelle und familiäre Habituskonstruktionen

Viele Teilnehmer vertraten in diesem Zusammenhang die Sichtwiese, dass sie und ihre Mitschüler es selbst in der Hand hätten, bestehende Chancen zu nutzen oder eben nicht. Sie schrieben folglich bestimmten personenbezogenen Eigenschaften eine entscheidende Bedeutung für die weitere Laufbahn in Schule, Ausbildung und Beruf zu. So erläuterte zum Beispiel der Coesfelder Henning, weshalb er sich gute Chancen für den Einstieg in die Berufswelt ausrechnete:

> *„Ich denk schon, dass ich recht gute Chancen hab, weil, ich arbeite öhm, ordentlich, sorgfältich und zuverlässich* >Mhm<, *deswegen.“ (Henning, 15, Coesfeld)*

Henning sprach von Ordnung, Sorgfalt und Zuverlässigkeit und nannte somit grundlegende Aspekte, die seine Arbeitsweise im positiven Sinne charakterisieren würden. Damit nahm er zugleich Bezug auf insbesondere in konservativen Diskursen geprägte Vorstellungen von einem guten und professionellen Arbeitsstil und -ethos. Bezüge zu derartigen bürgerlichen Sichtweisen fanden sich in vielen Interviews. Sie standen im Zusammenhang mit grundsätzlichen Selbstdarstellungen, in denen die meisten Interviewpartner sich als reif, vernünftig und somit letztendlich als erwachsen präsentierten. In jenen auf Ernsthaftigkeit beruhenden Orientierungen spielte darüber hinaus das Bewusstsein, sich für das Erreichen der persönlichen Ziele anstrengen zu müssen und zu wollen, eine entscheidende Rolle. So reflektierte beispielsweise der Olper Sri:

> *„Ja, wenn ich mich halt natürlich anstrenge jetzt wenn ich den Realabschluss nachhole, dann glaub ich schon, dass das schaffen werde.“ (Sri, 14, Olpe)*

Auffällig wurde, dass jene grundsätzlichen Orientierungen und Einstellungen der Jugendlichen deutlich Ähnlichkeit mit den wesentlichen Botschaften haben, die ihnen die Eltern als – zumeist auf den schulischen Erfolg bezogene – Ratschläge auf den Weg gaben (vgl. ausführlicher und konkreter in Kapitel 6). Somit wurde deutlich, dass bestimmte Dispositionen aus dem familiären

Kontext übernommen werden. Dies entspricht der Vorstellung eines familiären Habitus (Burke et al., 2013), der sich von einer Generation auf die nächste überträgt. Bei vielen der in diesem Zusammenhang in Erscheinung tretenden Eltern erschien es auf der Grundlage der mir vorliegenden und durch die Schüler gegebenen Informationen so, dass die eigene berufliche Entwicklung entsprechende Einstellungen und Sichtweisen geprägt hatte. So hatten sich viele (Stief-)Mütter und (Stief-)Väter als Selbstständige oder angestellt Beschäftigte in ihren Betrieben etabliert. Die entsprechenden Berufsbiographien zeichnen sich oftmals durch ein hohes Maß an Kontinuität und Stabilität sowie die Beschäftigung in eher traditionellen Berufsfeldern aus. Dass die Eltern ihre eigene berufliche Entwicklung vor diesem Hintergrund als erfolgreich bewerten, kann aufgrund fehlender Daten nur vermutet werden. Deutlich hingegen zeigte sich in vielen Interviews, dass die (Stief-)Mütter und (Stief-)Väter hinsichtlich ihrer beruflichen Laufbahn für viele der Befragten eine ausgeprägte Vorbildfunktion hatten. Dies kam besonders eindrucksvoll in der Erzählung Wladimirs zum Ausdruck, der in Kasachstan geboren wurde und mit seiner Familie als Spätaussiedler nach Deutschland kam:

> *„Ich würd schon meine Eltern als Vorbilder nehmen.* >Mhm< *Weil die sind, vor jetzt, sechzehn, ne, elf oder zwölf Jahren hier hin gekommen und wir hatten nicht mehr als ein Koffer und jetzt,* >Mhm< *ham die sich halt, ähm. Wir ham jetzt nen Haus, nen Auto,* >Mhm< *nen Gutes. Wir ham eigentlich fast alles, was sie brauchen.“ (Wladimir, 15, Coesfeld)*

Wladimir brachte somit eine deutliche Bewunderung dafür zum Ausdruck, wie es seinen Eltern gelang, sich seit ihrer Ankunft in Deutschland materiellen Wohlstand aufzubauen. Mit dem Eigenheim und dem Pkw wurden Güter benannt, die für Wladimir, wie auch für viele andere Befragte, wesentliche und primäre Bestandteile der mittelfristigen Zukunftswünsche waren. Somit bot Wladimirs Erzählung einen generellen Hinweis darauf, dass die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen wesentlich durch die Perspektiven, aber auch die vorgelebte Alltagsgestaltung ihrer Eltern beeinflusst wurden.

Destruktive Verhaltensweisen als Gründe des Scheiterns Anderer

Jene stark ausgeprägte Sichtweise, dass die individuelle Einstellung maßgeblich für eine erfolgreiche Laufbahn in Ausbildung und Beruf sei, ließ viele Jugendliche zu dem Schluss kommen, dass für sie und ihre Mitschüler grundsätzlich die Chance bestünde, erfolgreich zu sein. Im Umkehrschluss seien Misserfolge in erster Linie auf bei den Einzelpersonen zu suchende Defizite zurückzuführen. Dies wurde beispielsweise in der folgenden Sequenz aus dem Gespräch mit dem in diesem Kapitel bereits zitierten Carsten deutlich:

> *I: „Und würdest Du sagen, das ist ein Stück weit zutreffend, dass die Chancen so schlecht sind?“*
> *„Wenn man, wenn man sich nicht anstrengt, ja. Aber sonst stehen einem doch alle Türen offen.“*
> *I: „Also Du meinst also, dass das große Problem ist, dass sich viele Jugendliche nicht anstrengen?“*

„Ja, weil sie meinen, da fällt einfach so was vom Himmel runter, irgendwie=von irgendeiner Idee im Kopf und dann machen sie Geld oder so was." (Carsten, 15, Borken)

Carsten benannte somit das fehlende Engagement vieler Jugendlicher als einen aus seiner Sicht entscheidenden Grund dafür, dass diese ihre Chancen nicht verwirklichen können. Die entsprechenden Personen würden in passiver Haltung auf einen Zufall warten und ihre Laufbahn nicht mit dem nötigen Elan angehen. Diese Darstellung einer bestimmten Gruppe Jugendlicher bildete somit einen deutlichen Kontrast zu den weiter oben rekonstruierten Erzählungen, in denen sich die Schüler selbst als engagierte, vernünftige und zielgerichtete Personen positionierten. In diesen von sich selbst und von anderen gezeichneten Bildern kamen somit deutlich Prozesse und Kriterien symbolischer Grenzziehungen zum Ausdruck, durch welche wiederum die eigene soziale Position beziehungsweise Identifikation (vgl. ausführlicher in Kapitel 7) definiert und gestärkt wird.

In dem obigen Zitat wird jedoch bezüglich der Zukunftschancen nicht nur auf die individuellen Einflussfaktoren sondern auch auf die strukturellen Rahmenbedingungen der Ausbildungswege Bezug genommen. Diese werden als deutlich positiv bewertet, was seinen Ausdruck in der Formulierung findet, dass „alle Türen offen stehen". Tim, ein anderer Borkener Schüler, wurde konkreter, als auch er die positiven Kontextbedingungen, den aus seiner Sicht für individuelle Misserfolge verantwortlichen Gründen gegenüberstellte:

„Also eigentlich schon, also es ist eigentlich- jeder bekommt eigentlich eine Ausbildungsstelle, wenn er das nur will, wenn man was will, dann kriegt man das auch, also das ist nicht das Problem, das ist hier nicht das Problem, dass hier viele Arbeitslose sind. (...) Ja, ich kenn viele, also die machen sich da überhaupt keinen Kopf drum, die machen nur Mist, auch in der Freizeit bauen die nur, haben die nur was mit der Polizei und so was zu tun, da weiß ich jetzt schon, dass das nie etwas wird, die haben einfach, die haben keine Zukunft aber das liegt auch voll oft an den Eltern, weil die Eltern leben denen das vor und die leben das dann nach, also das sind nicht so welche, die aus guten Familien kommen, also die kommen halt schon aus welchen, wo vielleicht keiner arbeitet oder so etwas." (Tim, 15, Borken)

Tim hob mit seiner Äußerung sogleich auf lokalspezifische Kontextbedingungen ab, wenn er auf die geringe Arbeitslosenquote in der näheren regionalen Umgebung verwies und daraus ableitete, dass jeder vor Ort eine Ausbildungsstelle bekommen könne. Somit verfügte er – im Gegensatz zu vielen anderen Befragten – über eine gewisse konkrete Vorstellung von den strukturellen Rahmenbedingungen der wohnortnahen Ausbildungsmöglichkeiten (vgl. ausführlicher in Kapitel 5.3). Dass trotz dieser günstigen Ausgangslage Schulabgänger keinen Ausbildungsplatz finden, führte der Befragte auf die fehlende Ernsthaftigkeit vieler Jugendlicher zurück. Er ging noch weiter und beschrieb ein unvernünftiges Verhalten, das in devianten und kriminellen Handlungen und daraus folgenden Konflikten mit der Polizei mündet. Dies veranlasste ihn zu der drastischen Einschätzung, dass aus diesen Jugendlichen „nie etwas wird", beziehungsweise dass sie „keine Zukunft" hätten.

Jedoch bezog sich Tim mit seinen Äußerungen nicht ausschließlich auf individuelle Merkmale der von ihm in den Blick genommenen Jugendlichen. Vielmehr kam er am Ende des Zitats auf die Eltern zu sprechen und schrieb ihnen eine Schuld zu – in dem Sinne, dass sie letztlich benachteiligende Verhaltensweisen vorleben würden. Dabei wurde konkret darauf Bezug genommen, dass die entsprechenden Mütter und Väter nicht arbeiten würden. Der Jugendliche zog somit letztlich nicht nur eine symbolische Grenze zwischen vernünftigen und unvernünftigen Jugendlichen, sondern auch zwischen guten und weniger guten Familien. Es war offensichtlich, dass er sich implizit jeweils den erstgenannten Gruppen zurechnet. Somit war auch Tims Sichtweise auf andere Jugendliche durch die Idee eines bestimmten familiären Habitus geprägt, der sich positiv oder negativ auf die Orientierungen der einzelnen Jugendlichen und somit auf deren Zukunftschancen auswirken kann. Jene Vorstellungen von devianten Handlungen und eines durch Nicht-Arbeiten geprägten Alltags wurden von vielen Befragten zum Ausdruck gebracht und stellen in den entsprechenden Vorstellungen Charakteristika einer sehr deutlich negativ konnotierten ‚Kultur der Anderen' dar. Auf die entsprechenden Sichtweisen, die deutlich durch Erzählungen von Erwachsenen, aber vor allem mediale Bilder geprägt werden, werde ich im weiteren Verlauf ausführlicher eingegangen – mit Fokus auf die Verbindungen zu immer wieder auftretenden negativen Wahrnehmungen bestimmter Orte und mit ihnen in Verbindung gebrachter Personengruppen (vgl. Kapitel 7).

Benachteiligung als Hauptschüler

Trotz der insgesamt positiven Wahrnehmungen der eigenen Zukunftsmöglichkeiten bestand bei vielen Befragten ein Bewusstsein dafür, dass mit dem Status des Hauptschülers Benachteiligungen verbunden sind oder verbunden sein können. Die Einschätzungen, inwiefern dies die spezifische persönliche Situation und Zukunftschancen beeinträchtigt, variierten jedoch. Viele Befragte führten Relativierungen und somit Begründungen dafür an, dass für sie persönlich vergleichsweise gute Möglichkeiten bestünden. Dabei wurde nicht nur auf die bereits rekonstruierten individuellen Eigenschaften Bezug genommen. Es wurde ebenso betont, dass es der lokale Kontext sei, der den Hauptschülern vor Ort vergleichsweise günstige Bedingungen für die Zeit nach dem Abschluss eröffne. Konkret wurde – vielfach in Abgrenzung zur Situation in den Großstädten – auf die zahlreichen geeigneten Ausbildungsbetriebe und die in ihnen vorhandenen positiven Einstellungen gegenüber Hauptschulabsolventen eingegangen sowie auf den bereits skizzierten lokalen Arbeitsmarkt, die gute Qualität der Schulen, aber auch den hohen Anteil und die gemischten sozialen Hintergründe der Hauptschüler in den Untersuchungsstädten.

Viele Befragte berichteten davon, dass sie durch formal höher gestellte Schulformen besuchende Jugendliche geärgert werden oder andere Abwertungen erleben. Auch der oben zitierte Tim erzählte, dass er in seiner Clique mit entsprechenden Situationen konfrontiert sei:

> *„Ja also, äh, äh, irgendwie also, von meinen Freunden, also ich bin der einzige aus unserer Clique- ne mit noch einen Mädchen dabei, sonst nur wir beide sind auf der Hauptschule. Wir werden immer so ein bisschen abgestuft, die sagen immer, dass wir eh nichts gebacken kriegen oder eh keine Ausbildung kriegen, keine gute. Ja das finde ich auch ärgerlich, die wissen glaube*

ich nicht, was man hier für Chancen hat, die sind ja, kann auch 10B machen und auch meinen Realschulabschluss, kann ich auch hier machen." (Tim, 15, Borken)

Tim wurde somit aufgrund seines Status als Hauptschüler mit deutlichen negativen Zuschreibungen konfrontiert, wenngleich er die Abstufung als nicht zu drastisch darstellte. Diese bezogen sich sowohl auf eine pessimistische Prognose bezüglich der Chancen, einen (guten) Ausbildungsplatz zu finden, als auch auf die allgemeinere Vorstellung, dass Hauptschülern nichts gelingen würde. Derartige, im Freundeskreis vorherrschende Sichtweisen verärgerten Tim, so dass er unmittelbar seine eigene, positivere Sichtweise auf die für Hauptschüler bestehenden Chancen entgegensetzte. Dabei nahm er insbesondere auf die oben erläuterte Möglichkeit Bezug, im Zweig 10B den Realschulabschluss an der angestammten Hauptschule zu erwerben. Auch andere Befragte hoben die zusätzlichen Optionen hervor, die dieser höhere Abschluss bietet.

Negative Zuschreibungen gegenüber Hauptschule und Hauptschülern spielen in den Wahrnehmungen der Befragten somit durchaus eine Rolle. Dies wird auch darin deutlich, dass die Lehrerinnen und Lehrer vielfach auf diese Images eingehen und den Schülern nahe bringen, dass diese Bilder nicht der Realität entsprächen. Als sinnbildlich dafür kann die folgende Situation betrachtet werden, die sich während einer der von mir zu Beginn der Feldphase gestalteten Unterrichtsstunden ergab. Während ich die Arbeit eines Stadtsoziologen und die Planung meiner Studie präsentierte, stellte ein Schüler eine Verständnisfrage, die er mit dem in einem ironischen Tonfall hervorgebrachten Zusatz „Wir wissen das nicht – wir sind Hauptschüler" versah. Daraufhin schaltete sich die anwesende Klassenlehrerin entschieden ein und appellierte beherzt an den Schüler: „Sage niemals, dass Du etwas nicht weißt, weil Du Hauptschüler bist".

Jene Äußerung des Schülers war ein typisches Beispiel für die unter den befragten Jugendlichen verbreiteten Selbst-Ironisierungen und gegenseitigen Frotzeleien bezüglich ihres Status als Hauptschüler. Wie sich dies in einer Alltagssituation zeigt, konnte während eines Go Alongs beobachtet werden: Eine dicke und geschlossene Schneedecke lag an diesem Wintertag über Coesfeld und Umgebung. Die Schüler führten mich aus der Stadt heraus in ein angrenzendes Waldgebiet, um mir einen dort befindlichen Grillplatz zu zeigen, der ein wichtiger Treffpunkt für sie und die anderen Jugendlichen der Stadt sei. Auf dem Spaziergang durch den Wald begann die Gruppe einen Schneeball zu formen, der durch kontinuierliches Rollen über den verschneiten Weg immer größer wurde. Die Schneekugel hatte nach einiger Zeit einen Durchmesser von über einem Meter erreicht und den Jugendlichen bereitete es ein enormes Vergnügen, den weiter wachsenden und immer schwerer zu bewegenden Ball vor sich herzuschieben. An einem bestimmten Punkt begannen sie, laut und belustigt „Hauptschule, Hauptschule" zu rufen. Außerdem bemerkten sie mehrfach, dass nur Hauptschüler auf eine derart sonderbare, aber lustige Idee kommen könnten. Diese Situation, in der die Teilnehmer spontan die beschriebenen Assoziationen entwickelten, zeigte mir, wie verankert der selbstironische Gebrauch der Kategorien ‚Hauptschule' beziehungsweise ‚Hauptschüler' im Alltag der Jugendlichen ist. Dies konnte ich auch während anderer Go Alongs feststellen, während derer die Teilnehmer sich im Spaß mit der Formulierung „Du Hauptschüler" beleidigten.

Nicht nur in der Ironisierung des Hauptschüler-Status kann eine Strategie des Umgangs mit negativen Zuschreibungen gesehen werden. Viele Befragte betonten deutlich die Vorteile, die sich Hauptschüler für bestimmte Ausbildungs- und Berufsfelder verschafft hätten. Dabei hoben sie Qualifikationen und Stärken hervor, die Hauptschulabsolventen mit Blick auf praktische, handwerkliche Fähigkeiten und Fertigkeiten besäßen. So erzählte auch der bereits zitierte Daniel:

> *„Ja, im handwerklichen Bereich heißt et ja immer, dat die, die Hauptschüler nehmen, weil die mehr anpacken, so sagen ganz viele." (Daniel, 15, Coesfeld)*

Darüber hinaus sah der Coesfelder Stefan das ernsthafte Interesse und Engagement für eher handwerklich orientierte Tätigkeiten als einen Vorteil auf Seiten der Hauptschüler, im Vergleich mit den Absolventen anderer Schulformen:

> *„Dann hat man nochmal 'n Pluspunkt halt ne, und ähm, der hat auch selbst gesacht, er nimmt lieber Hauptschüler, als ähm Studenten oder so, weil, man sacht ja mehr so Hauptschüler ne, die ham 'n bisschen mehr Interesse an Handwerk meistens, ne, so äh, die auf Gymi gehn, die wollen mehr Arzt oder irgendwas Büro machen, ne so, die dann auch von ihrer ihrer schulischen Leistung was ganz anderes machen könnten, ne, die wolln ja nich unbedingt 'n drei=dreißich, dreißich, vierzich Jahre da hinter Schweißen und so, schätz ich jetz ma, oder die bilden sich halt weiter als ähm ähm Architekt oder Mechaniker, oder wie man das alles nennt, Ingenieur, gibt's ja alles." (Stefan, 16, Coesfeld)*

Stefan entwickelte somit die Vorstellung, dass Hauptschüler und Gymnasiasten unterschiedliche Berufsfelder anvisieren und somit nicht direkt zueinander in Konkurrenz treten. Mit der Annahme, dass Gymnasiasten für sie reizvollere Berufe anstreben und Hauptschüler dafür in den übrig bleibenden Feldern gute Chancen haben, zeigte der Jugendliche, dass er sich mit den für ihn zur Verfügung stehenden Möglichkeiten abfand und in diesem Rahmen seine Zukunft plante. In den entsprechenden Äußerungen der Befragten spiegelte sich zugleich eine gewisse Wertschätzung und positive Konnotation handwerklicher und industrieller Tätigkeiten, jenseits der von Akademikern ausgeübten Berufe. Dies ist vor dem Hintergrund der lokalen, ökonomischen Strukturen zu betrachten, die durch prosperierende handwerkliche und industrielle Betriebe geprägt sind, in denen ein großer Teil der Bevölkerung Beschäftigung hat. Entsprechende Berufe und Tätigkeiten genießen somit vermutlich bei vielen Menschen vor Ort ein hohes Ansehen: Anders als in vielen eher urbanen Regionen und regionalen Kontexten befinden sich die entsprechenden Beschäftigten in sozial sehr angesehenen Positionen, was sich wiederum auf die habituellen Dispositionen der einzelnen Individuen auswirkt. Wie ich bereits erläutert habe, spiegelte sich in den Erzählungen der Schüler ein gewisser Habitus der Eltern, der typisch für eine in nicht-akademischen Berufen beschäftigte, aber ökonomisch gefestigte, lokal-orientierte Mittelklasse zu sein scheint (vgl. auch Kapitel 7). Dieser unterscheidet sich vermutlich fundamental von den Dispositionen anderer nicht-akademischer Gruppen, wie beispielsweise der Arbeiterklasse altindustrieller Zentren (vgl. für Großbritannien: Ingram, 2009).

Einige Befragte hingegen bewerteten die für Hauptschüler bestehenden Berufschancen merklich kritischer und nahmen dabei auch auf die Konkurrenzsituation mit Realschülern und Gymnasiasten Bezug. So beschrieb zum Beispiel Phillip eine Spirale der Konkurrenzsituationen, in denen sich die Hauptschüler mit Mitbewerbern von der Realschule konfrontiert sähen. Dies mündete in einer geradezu konträren Einschätzung gegenüber jener des oben zitierten Stefan:

> *„Ich mein, irgendwo hab ich ma gelesen, oder habn auch welche erzählt, dat jetz die ganzen Gymnasiasten und, nach'm Abitur, die Abi=Abiturienten, sich auf die Realschul=schul, ähm, Berufe stürzen, Realschüler auf die Hauptschulberufe,* >Mhm< *und die Hauptschüler bleiben dann, kriegen dann gar keine Jobs mehr ab* >Ja<. *Ist ja klar, wenn Realschüler und Hauptschüler sich bewerben, nimmt der Chef immer den Realschüler." (Phillip, 14, Coesfeld)*

Auch Stefan räumte trotz seiner oben zitierten optimistischen Sichtweise angesichts der berufspraktischen Vorteile an einer anderen Stelle seiner Erzählung dann doch Realschülern und Gymnasiasten vergleichsweise größere Chancen ein:

> *„Früher wurd dann Hauptschule auch mal angesehen, aber jetz ähm, wird ja, fast alle wolln ja Realschüler ham.* >Ja< *Also Hauptschule is nich so schön, wenn man dat hat, heutzutage." (Stefan, 16, Coesfeld)*

Während einige andere Befragte die Arbeitsmarktchancen der Hauptschüler auf der Grundlage einer räumlichen Differenzierung ihre vergleichsweise guten Möglichkeiten gegenüber jenen in den Großstädten hervorhoben, nahm Stefan eine zeitliche Unterscheidung vor. Er sprach davon, dass die Hauptschule früher einmal ein besseres Ansehen gehabt, dieses aber mittlerweile verloren habe. Somit entwickelte er ein Argument, wie es auch die gegenwärtigen medialen und öffentlichen Diskurse zur ‚Krise der Hauptschule' (z. B. Baier und Pfeiffer, 2007; Trautwein et al., 2007; Braun et al., 2006; Wellgraf, 2012) maßgeblich prägt. Als Folge dieser Entwicklung beschrieb Stefan eine übermächtige Konkurrenz durch die Absolventen der Realschulen, da alle – sprich die Ausbildungsbetriebe – ausschließlich diese haben wollten. Er zeichnete somit ein kritisches Bild von den Zukunftschancen der Hauptschüler, wenngleich er seiner eigenen Zukunft optimistischer entgegenblickte. Dies kann unter anderem darauf zurückgeführt werden, dass er sich, trotz eines zum Untersuchungszeitpunkt nicht ausreichenden Leistungsstands, gewisse Chancen darauf ausrechnete, im Zweig 10B den Realschulabschluss an der Hauptschule zu erwerben.

4.3 Zwischenfazit

Mit den schulischen Laufbahnen, den Plänen für den weiteren Weg in Ausbildung und Beruf sowie den Einschätzungen der diesbezüglichen Erfolgschancen wurden die Ausgangssituationen rekonstruiert, in denen sich die befragten Jugendlichen zum Zeitpunkt der Feldphase befanden. Dabei erwiesen sich insbesondere die folgenden Aspekte als für meine weitere Analyse relevant:

Die Teilnehmer stammen überwiegend aus Haushalten, in denen die erwerbstätigen Elternteile in nicht-akademischen Ausbildungsberufen beschäftigt sind. Die Zukunftspläne der meisten Schüler fokussierten oft vergleichbare Tätigkeiten in Handwerk, Industrie oder Dienstleistungen, die in der Regel durch eine berufliche Ausbildung erlernt werden können. Einige Jugendliche wollten aber auch ein Studium absolvieren und danach etwa als Architekt oder Arzt arbeiten. In vielen Fällen zeigte sich, dass die Zukunftspläne der Befragten zum Zeitpunkt der Interviews und Go Alongs noch unkonkret und wenig festgelegt waren. Dies muss in Betracht gezogen werden, wenn im Folgenden die für die individuellen Zukunftsorientierungen relevanten (sozial-)räumlichen Einbindungen und Ressourcen näher betrachtet werden, beispielsweise indem die alternativen denkbaren Entwicklungswege der jeweiligen Jugendlichen beachtet werden.

Bei den meisten Befragten war durchaus ein Bewusstsein für das negative Image der Hauptschulen und damit verbundene Benachteiligungen vorhanden. Trotzdem überwogen in vielen Fällen positive Einschätzungen. Als deren Begründungen wurden zum einen die vergleichsweise ausgeprägten berufspraktischen Orientierungen und Arbeitsmotivationen von Hauptschülern angefügt. Zum anderen verwiesen viele Befragte darauf, dass die Chancen an ihrer konkreten Schule vergleichsweise positiv und besser als an anderen Hauptschulen seien. Als Gründe hierfür wurden unter anderem das vergleichsweise hohe Ansehen und die gute Qualität der Schule (vgl. Kapitel 5.3.4) sowie die soziale Zusammensetzung der Schülerschaft angeführt (vgl. Kapitel 7.2.5). Somit nahmen die Jugendlichen Bezug auf lokalspezifische Kontextbedingungen, wie ich in meiner weiteren Argumentation noch näher ausführen werde. Die von den meisten Befragten zum Ausdruck gebrachten grundsätzlich positiven Sichtweisen auf ihre eigene berufliche Zukunft standen vielfach in Zusammenhang mit ebenso positiven Bilanzen der bisherigen Schulerfahrungen. Gleichwohl ließen sich auch Fälle beobachten, in denen die bisherige Schullaufbahn durch negative Erfahrungen oder Abstiege von höheren Schulen geprägt wurden und sich dies in tendenziell negativeren Zukunftserwartungen ausdrückte.

Nachdem ich in diesem Kapitel die befragten Jugendlichen in ihrer Übergangssituation und mit ihren kurz- und mittelfristigen Plänen für die Zukunft in Ausbildung und Beruf vorgestellt habe, werde ich im Folgenden zeigen, welche Rolle der lokale (sozial-)räumliche Kontext in seinen verschiedenen – physisch-infrastrukturellen (Kapitel 5), sozialen (Kapitel 6) und symbolischen (Kapitel 7) – Dimensionen für die Entwicklung dieser und darüber hinaus gehender beruflicher und persönlicher Zukunftsorientierungen spielt.

5 Infrastrukturelle Nutzungsmöglichkeiten als Ressourcen der jugendlichen Zukunftsorientierungen

Um ein Bild davon zu erhalten, welche lokalen Ressourcen die von mir befragten Jugendlichen für die Entwicklung und Verwirklichung ihrer Zukunftsorientierungen aktivieren können, liegt es nahe, den Blick zunächst auf die räumliche Dimension der Alltagsgestaltungen und die Nutzungsmuster infrastruktureller Angebote zu richten. Wie die folgende Analyse zeigen wird, sind viele für die Befragten relevante infrastrukturelle Einrichtungen in ihrer Materialität an die jeweiligen Standorte gebunden und somit im physischen Raum verankert. Geht man perspektivisch von der alltäglichen nahräumlichen Umgebung der Untersuchungsstädte aus, so bestehen für die Jugendlichen gewisse Angebote, die vor Ort nutzbar sind und mit Blick auf die jeweiligen Bedürfnisse wichtige Ressourcen bergen, wie auch bestimmte Angebotsdefizite, welche die nahräumlichen Gestaltungsmöglichkeiten einschränken und gegebenenfalls ein Ausweichen auf die Infrastrukturen an weiter entfernten Plätzen nahelegen. Somit wird in diesem Analyseschritt zugleich die Vorstellung von der Ausdehnung und den besonders wichtigen Aspekten der für die Jugendlichen relevanten (sozial-)räumlichen Kontexte geschärft. Anstatt weiterhin pauschal von einer Relevanz der Stadt, der Nachbarschaft oder anderweitiger lokaler Kontexte zu sprechen, erlauben es mir die im Folgenden präsentierten Erkenntnisse, jene kleinräumigen Einrichtungen, „Foci“ (Feld, 1981) oder „Mikro-Settings“ (Kusenbach, 2008b), die im Alltag der Studienteilnehmer regelmäßig aufgesucht werden, zu erkennen und näher zu fokussieren. Dabei wird zugleich die Frage gestellt, inwiefern sich die relevanten Einrichtungen überhaupt in der lokalen Umgebung der Wohn- und Schulorte oder gegebenenfalls auch in weiterer Entfernung befinden.

Mit dem im Folgenden von mir verwendeten Konzept der „Foci“ rückt Scott L. Feld jene Einheiten in den Mittelpunkt, die im Alltag der Menschen bedeutsam sind, wie zum Beispiel Schulen, Arbeitsstätten, Freizeitinfrastrukturen und Vereine. Ein Fokus im Sinne Felds muss aber nicht zwangsweise primär im geographischen Sinne definiert sein, so dass auch ein Verein oder Familie als solcher fungieren kann. In diesem Sinne formuliert er seine Vorstellung von Foci wie folgt:

> *"The theory is based upon the idea that the relevant aspects of the social environment can be san as foci around which individuals organize their social relations. A focus is defined as a psychological, legal, or physical entity around which joint activities are organized (e.g., workplaces, voluntary organizations, hangouts, families, etc.). As a consequence of interaction associated with their joint activities, individuals whose activities are organized around the same focus will tend to become interpersonally tied and form a cluster.” (Feld, 1981: 1016).*

Mit seinem Konzept erinnert Feld somit an die große Relevanz, welche die „physischen Einheiten“ kleinräumiger Orte für das Zustandekommen und Aufrechterhalten sozialer Beziehungen haben, wobei für ihn Foci unterschiedlicher Größenordnung, definiert durch die Zahl der diese teilenden Personen, existieren (ebd.: 1025). Folglich eignet sich diese Perspektive insbesondere für die Analyse heterogener alltäglicher räumlicher Bezüge. Aus seinem Konzept der Foci leitet Feld eine Reihe von Prämissen für die Analyse sozialer Netzwerke ab. So geht er beispielsweise

davon aus, dass die Wahrscheinlichkeit einer Beziehungen zwischen zwei Personen größer ist, wenn beide Bezüge zu gemeinsamen Foci aufweisen (ebd.: 1026). Weiter argumentiert er, dass Chancen auf solch eine Beziehung steigen würden, wenn die beteiligten Personen in ihrem Alltag zu möglichst vielen Foci gemeinsame Bezüge haben (ebd.). Ferner sei die Chance auf eine Beziehung zwischen zwei Personen umso größer, je beschränkter und somit exklusiver der Zugang zum entsprechenden kontaktgenerierenden Focus ist (ebd.). Mit Blick auf die Dichte der sozialen Netzwerke und die damit verbundene Frage, inwiefern die Bezugspersonen einer Person X auch untereinander in Beziehung stehen, geht Feld unter anderem davon aus, dass diese dann besonders hoch ist, wenn sich die Bezüge der Beteiligten auf möglichst wenige, aber gemeinsame Foci beschränken (ebd.: 1028). Die Foci-Theorie entwickelt folglich Ideen davon, wie bestimmte Settings eine zentrale Rolle für das Zustandekommen und das Aufrechterhalten sozialer Beziehungen spielen und wie sich an bestimmten Orten des Alltags enge Kontaktnetzwerke herausbilden können. Hiermit werde ich mich in Kapitel 6 vertieft beschäftigen, wenn ich auf verschiedenartige Begegnungen an diversen Freizeitorten, wie etwa Skateplätzen oder Stadtparks, aber auch in der an den meisten Werktagen besuchten Schule eingehe.

Angelehnt an die materielle beziehungsweise infrastrukturelle Dimension der in Kapitel 2 rekonstruierten Vorstellungen von räumlichen Kontexten und Gebietseffekten, werde ich im Folgenden jedoch zunächst betrachten, welche infrastrukturellen Angebote von den Jugendlichen genutzt werden und welche Bedeutung und Bewertungen den jeweiligen Einrichtungen dabei zugeschrieben werden. Dabei werde ich analytisch zwischen den zwei für die jugendlichen Alltagsgestaltungen und Zukunftsorientierungen wesentlichen Funktionen der Stadt und den mit ihnen verbundenen Einrichtungen unterschieden: Jener als Ausbildungs- und jener als Freizeitort. Erstere hat eine unmittelbare Relevanz im Zusammenhang der den Jugendlichen für die weitere schulische und berufliche Laufbahn zur Verfügung stehenden Ressourcen. Schließlich bilden die lokalen Beschäftigungsmöglichkeiten einen Möglichkeitsrahmen für die Bewerbungsstrategien, insofern die Schüler beabsichtigen, weiterhin in der Region zu bleiben.

Aber auch letztere sind angesichts der Forschungsfrage nach den für die Zukunftsorientierungen bedeutsamen Ressourcen von Bedeutung. Schließlich sind die Freizeitmöglichkeiten vor Ort nicht nur mitentscheidend dafür, ob ein Jugendlicher gerne in der Stadt lebt und auch zukünftig bleiben möchte. Im Zuge infrastruktureller Nutzungen werden darüber hinaus vielfach Foci sozialer Begegnungen und Interaktion aufgesucht, wodurch bestimmte soziale Kontakte geknüpft oder aufrechterhalten werden. In Kapitel 6 werde ich deshalb ausführlich zeigen, welche Bedeutung räumliche Nähe und der Besuch bestimmter Foci für den Transfer von für die jugendlichen Zukunftsorientierungen relevanten Ressourcen haben. Außerdem können infrastrukturelle Nutzungen und die mit ihnen verbundenen Aufenthalte an bestimmten Foci maßgeblich dafür sein, auf welche Art und Weise die Jugendlichen das lokale Umfeld der Stadt und ihrer Bewohner wahrnehmen und welche Ressourcen ihnen dadurch zugänglich werden. Wie ich in Kapitel 7 zeigen werde, sind es unter anderem die an bestimmten Settings gewonnenen Eindrücke, welche jene eigenen Positionierungen und symbolischen Abgrenzungen prägen, aus denen heraus die Jugendlichen „Identifikationen“ (Jenkins, 2004, vgl. ausführlicher in Kapitel 7) entwickeln. In dieser Hin-

sicht bilden die das vorliegende Kapitel strukturierenden Analysen in der infrastrukturellen Dimension zugleich eine wesentliche Grundlage für die darauffolgenden Betrachtungen der sozialen und der symbolischen Dimension. Es bietet eine Basis, um die mittelbare Bedeutung verschiedener Einrichtungen für die in den folgenden Kapiteln 6 und 7 dargestellten Zusammenhänge zu verstehen.

Bevor die Nutzungen und die Funktionen von Freizeit- und Ausbildungsinfrastrukturen vor dem Hintergrund der bis hierhin dargestellten Überlegungen untersucht werden, soll zunächst der zeitliche und räumliche Rahmen dieser Praktiken umrissen werden, indem auf die gewöhnlichen Tagesabläufe der Jugendlichen und die aus ihnen hervorgehenden Aktionsräume eingegangen wird.[13] Hieraus ergeben sich die Hinweise darauf, welche Foci und Einrichtungen einer näheren Betrachtung lohnen.

5.1 Die jugendlichen Alltagswelten – Tagesabläufe und Aktionsräume

5.1.1 Tagesgestaltungen nach Schulschluss

Auch wenn die Tagesgestaltungen der einzelnen Jugendlichen deutlich variieren, lassen sich doch bei Vielen beliebte Aktivitäten und Muster herausstellen und auf Basis dessen einzelne Untersuchungspersonen bestimmten Gruppen zuordnen. So verbringt ein Teil der Jugendlichen seine Freizeit überwiegend bei sich oder bei Freunden zu Hause, ein anderer hingegen ist die meiste Zeit draußen unterwegs. Für erstere stellen insbesondere Computer- und Videospiele die wichtigste und sehr umfassend ausgeübte Freizeitbeschäftigung dar. Auch der Fernsehkonsum ist in einigen Fällen äußerst ausgeprägt. So schildert beispielsweise Moritz, der erst im Jahr des Interviews von einer Internatsschule zu seiner alleinerziehenden Mutter nach Olpe gezogen ist, den Ablauf eines Werktags.[14]

---

[13] Der Blick auf die Alltagsgestaltungen und Aktionsräume gibt dabei in erster Linie Aufschluss über die Nutzungen von Freizeitinfrastrukturen. Schließlich werden diese zumeist über einen längeren Zeitraum und über verschiedene Ausbildungsabschnitte hinweg kontinuierlich und regelmäßig genutzt. Hinsichtlich der für die Zukunft relevanten Ausbildungsinfrastrukturen ist die Ausgangslage anders. Schließlich werden die entscheidenden Einrichtungen (Ausbildungsbetriebe, berufsbildende Schulen, etc.) kaum im Vorfeld genutzt, mit Ausnahme der die Jugendlichen prägenden Praktika. Somit ergibt sich die Bedeutung dieser Einrichtungen für die Befragten vielfach eher aus abstrakten Eindrücken, als aus bisherigen Nutzungen und den dabei gemachten Erfahrungen.

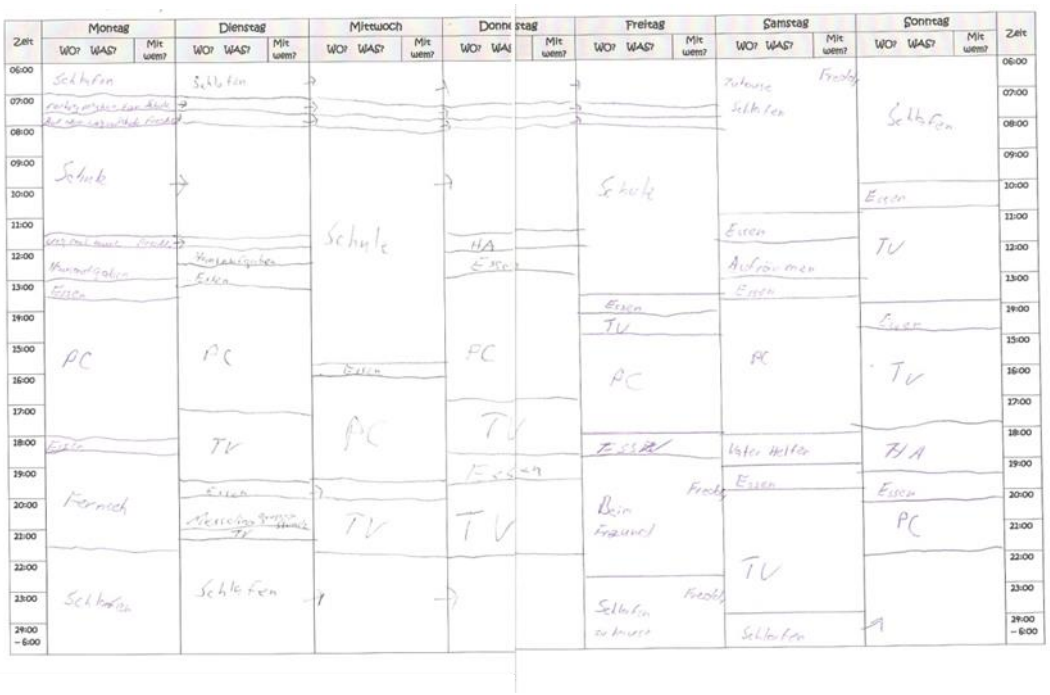
[14] Im folgenden Zitat erwähnt Moritz das Internat, das er bis vor kurzem besuchte. In anderen Interviewpasssagen berichtet er von vielfältigen Aktivitäten und intensiven Freundschaftsbeziehungen, welche die Zeit dort prägten. Eine eher isolierte Freizeitgestaltung ist somit in Teilen auch darauf zurückzuführen, da es dem Jugendlichen nach eigenen Angaben schwer fällt, am neuen Wohnort ähnlich intensive Kontakte zu knüpfen.

„Mein Tagesablauf ist eigentlich: Ich steh morgens auf, geh zur Schule, geh nach Hause, geh an Rechner, geh abends noch Fernsehen gucken, geh schlafen und dann wiederholt sich das immer wieder. Und ja, das ist mein Tagesablauf! >Mhm< *Das geht jetzt seitdem ich hier wohne und das vermiss ich so'n bisschen vom Internat her, das war abwechslungsreich". (Moritz, 16, Olpe)*

In der weiteren Erzählung (Kapitel 6.3.1) werde ich zeigen, dass für Moritz, wie auch für andere Studienteilnehmer, Online-Computerspiele eine Freizeitaktivität von besonderer Bedeutung sind und sogar freundschaftliche Kontakte auf diesem Wege geknüpft oder aufrechterhalten werden.

Die von den Schülern ausgefüllten Zeitbudgetpläne bestätigen in vielen Fällen, dass die Freizeit größtenteils zu Hause, mit Fernsehen und Computer- beziehungsweise Videospielen verbracht wird. So auch im Falle des Coesfelders Henning, der seine Nachmittage und Abende überwiegend mit dem „PC" und dem „TV" verbringt:

Abbildung 9: Zeitbudgetplan des Coesfelder Schülers Henning



Quelle: Eigene Darstellung.

Dem gegenüber stehen jene Jugendlichen, die einen großen Teil ihrer Freizeit unter freiem Himmel verbringen. So erzählte mir zum Beispiel Tim aus Borken, dass er meistens mit Freunden draußen unterwegs sei:

„Genau, also eigentlich jeden Tag ich bin jeden Tag draußen, also ich bin nicht einer der zu Hause sitzt oder Computerspiele und so weiter, so was ist gar nicht für mich, ich bin immer mit

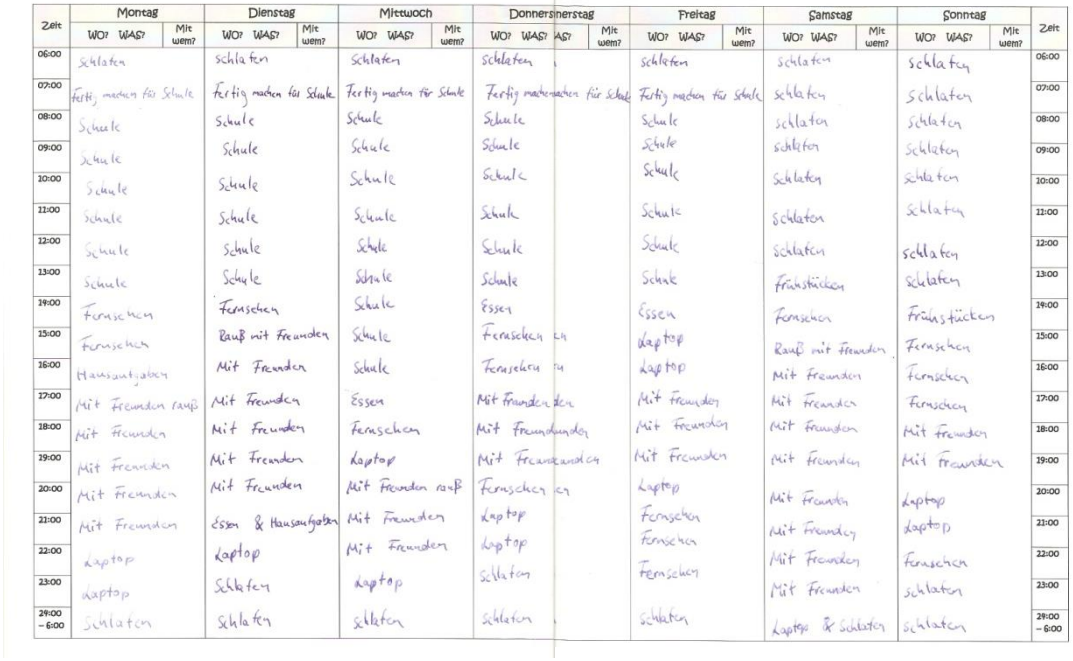
meinen Freunden unterwegs, die sind mir auch sehr wichtig, also mit denen kann ich auch immer reden, wenn ich irgendetwas habe, schon so wie eine zweite Familie eigentlich für mich meine Freunde. (…) Naja ich kenne mich auch gar nicht so mit Computern aus oder so, wenn irgendein- kenn ich mich überhaupt gar nicht mit aus ,weil ich bin immer draußen, ich brauche Action, ich kann das nicht haben zu Hause zu sitzen, ich brauche immer frische Luft und bisschen dass ich ausgepowert bin und so, dass mache ich halt gerne beim Sport." (Tim, 15, Borken)

Mit seiner Freizeitgestaltung ist Tim ein typisches Beispiel für eine große Gruppe von Jugendlichen in meinem Sample. Die engen Beziehungen in den Freundeskreis haben für ihn eine große Bedeutung. Ein großer Teil der Freizeit wird mit der Clique verbracht. Dabei sind die Freunde laut Tims Erzählung viel zusammen draußen unterwegs. Wie weiter unten in diesem Kapitel noch gezeigt werden wird, trifft sich die Clique dabei regelmäßig an der Burg, im Stadtteil Gemen. Ein weiterer Grund, weshalb der Jugendliche einen großen Teil seiner Freizeit im Freien verbringt, ist sein Faible für sportliche Aktivitäten. Auch dies ist typisch für viele der in meiner Studie befragten Schüler. Mit seiner Erzählung davon grenzt sich Tim explizit von jenen Befragten ab, die ihre Freizeit überwiegend zu Hause und am Computer verbringen, wodurch sein Outdoor-orientiertes Freizeitverhalten zugleich zu einem Aspekt der Distinktion wird.

Viele der Jugendlichen verbringen ihre nachmittägliche Freizeit mit ähnlichen Aktivitäten wie Tim. Besondere Bedeutung haben dabei bestimmte Freizeiteinrichtungen, die im folgen Verlauf noch näher beschrieben werden; insbesondere die Fußballplätze der lokalen Vereine und für jedermann offenen Bolzplätze sowie Skateranlagen und Treffpunkte in der Innenstadt.

Der Zeitbudgetplan des Borkeners Kaya zeigt, wie viel Freizeit manche Jugendliche mit ihren Freunden verbringen. An jedem der sieben von ihm aufgezeichneten Tage ist der Schüler mit ihnen zusammen. Dazu notiert er an manchen Tagen explizit, dass er mit ihnen „raus" gewesen sei. Dies gibt Hinweise darauf, dass auch Kaya mit seinen Freunden regelmäßig unter freiem Himmel unterwegs ist:

Abbildung 10: Zeitbudgetplan des Borkener Schülers Kaya



Zeit	Montag		Dienstag		Mittwoch		Donnerstag		Freitag		Samstag		Sonntag		Zeit
	WO? WAS?	Mit wem?	WO? WAS?	Mit wem?	WO? WAS?	Mit wem?	WO? WAS?	Mit wem?	WO? WAS?	Mit wem?	WO? WAS?	Mit wem?	WO? WAS?	Mit wem?	
06:00	schlafen		schlafen		schlafen		schlafen		schlafen		schlafen		schlafen		06:00
07:00	fertig machen für Schule		fertig machen für Schule		fertig machen für Schule		fertig machen für Schule		fertig machen für Schule		schlafen		schlafen		07:00
08:00	Schule		Schule		Schule		Schule		Schule		schlafen		schlafen		08:00
09:00	Schule		Schule		Schule		Schule		Schule		schlafen		schlafen		09:00
10:00	Schule		Schule		Schule		Schule		Schule		schlafen		schlafen		10:00
11:00	Schule		Schule		Schule		Schule		Schule		schlafen		schlafen		11:00
12:00	Schule		Schule		Schule		Schule		Schule		schlafen		schlafen		12:00
13:00	Schule		Schule		Schule		Schule		Schule		Frühstücken		schlafen		13:00
14:00	Fernsehen		Fernsehen		Schule		Essen		Essen		Fernsehen		Frühstücken		14:00
15:00	Fernsehen		Raus mit Freunden		Schule		Fernsehen		Laptop		Raus mit Freunden		Fernsehen		15:00
16:00	Hausaufgaben		Mit Freunden		Schule		Fernsehen		Laptop		Mit Freunden		Fernsehen		16:00
17:00	Mit Freunden raus		Mit Freunden		Essen		Mit Freunden		Mit Freunden		Mit Freunden		Fernsehen		17:00
18:00	Mit Freunden		Mit Freunden		Fernsehen		Mit Freunden		Mit Freunden		Mit Freunden		Mit Freunden		18:00
19:00	Mit Freunden		Mit Freunden		Laptop		Mit Freunden		Mit Freunden		Mit Freunden		Mit Freunden		19:00
20:00	Mit Freunden		Mit Freunden		Mit Freunden raus		Fernsehen		Laptop		Mit Freunden		Laptop		20:00
21:00	Mit Freunden		essen & Hausaufgaben		Mit Freunden		Laptop		Fernsehen		Mit Freunden		Laptop		21:00
22:00	Laptop		Laptop		Mit Freunden		Laptop		Fernsehen		Mit Freunden		Fernsehen		22:00
23:00	Laptop		Schlafen		Laptop		Schlafen		Fernsehen		Mit Freunden		schlafen		23:00
24:00 – 6:00	Schlafen		Schlafen		schlafen		schlafen		schlafen		Laptop & Schlafen		schlafen		24:00 – 6:00

Quelle: Eigene Darstellung.

Wie ich noch ausführlicher erzählen werde, sind einige wenige Befragte auch in den Abendstunden regelmäßig außerhalb ihres oder der Haushalte ihrer Freunde unterwegs. Tiago, ein weiter unten näher vorgestellter, leidenschaftlicher Inlineskater mit brasilianischen Wurzeln, erzählte mir zum Beispiel davon, dass er werktags wie auch an den Wochenenden vergleichsweise spät nachhause kommt:

> *„Ich bin recht oft abends unterwegs. Jetzt zwar nich immer in der Stadt, aber halt allgemein. Ich bin so gut wie nie zu Hause, halt nur zum Schlafen und halt während der Schulzeit. Meistens so in der Woche bin ich erst so elf Uhr halb zwölf abends zu Hause. Und am Wochenende kann das auch mal sein, dass ich dann mal am Abend gar nich nach Hause komme oder erst so drei vier Uhr morgens zu Hause bin." (Tiago, 15, Coesfeld)*

Wie sich auch an anderen Stellen des Gesprächs mit ihm zeigt, werden Tiago von seiner Mutter bezogen auf das Ausgehen relativ große Freiheiten gewährt. Darüber hinaus zeigt sich, dass für ihn, im Gegensatz zu vielen anderen Personen aus dem Sample, die Abendgestaltung mit den Freunden eine zentrale Rolle spielt und somit deutliche Unterschiede zu für zahlreiche andere Befragte typischen Tagesabläufen erkennbar sind.

Dass manche Jugendliche einen großen Teil der Freizeit außerhalb privater Haushalte verbringen, ist selbstverständlich nicht gleichbedeutend damit, dass dies an der frischen Luft geschieht. So zeigen die Daten aus den verschiedenen Erhebungsverfahren, dass manche Befragte regelmäßig öffentliche oder halb-öffentliche Orte wie Cafés, Diskotheken, Jugendclubs, Vereinsräume oder

Einkaufspassagen aufsuchen. Die letzten beiden Ortskategorien ausgenommen, kommt dem aber insgesamt eine vergleichsweise geringe Bedeutung bei, wie ich ebenfalls weiter unten zeigen werde.

Blickt man auf die prägenden Debatten zu den Alltagsgestaltungen Jugendlicher, so werden diese durch die bereits im Theoriekapitel skizzierte analytische Unterscheidung zwischen „zeitstrukturiertem“ und „raumstrukturiertem Heranwachsen“ (May, 2006: 81ff.; Zeiher und Zeiher, 1998; Kap. 2.3) geprägt. Ersteres bezeichnet jugendliche Alltagswelten, in denen die Freizeit durch bestimmte regemäßige und formalisierte Termine geprägt ist, die in den dafür vorgesehenen Einrichtungen, wie etwa der Musikschule oder dem Sportverein, stattfinden. Für die entsprechenden, oftmals aus ökonomisch privilegierten Haushalten stammenden Jugendlichen sind somit vornehmlich private und institutionalisierte Räume relevant. Raumstrukturiertes Heranwachsen hingegen vollzieht sich in einer Alltagswelt, die durch typischerweise im näheren Wohnumfeld gelegene, öffentliche und halb-öffentliche Orte geprägt ist. Dabei wird gemäß den in der Literatur entwickelten Vorstellungen zumeist ein großer Teil der Zeit im Kreise der Clique verbracht, so dass viele Raumbezüge kollektiv entwickelt und damit verbundene Erfahrungen geteilt werden.

Setzt man dies in Bezug zu den Ergebnissen meiner Studie, so lassen sich die meisten Teilnehmer keinem dieser beiden Muster eindeutig zuordnen. Auf der einen Seite beschränken sich die institutionalisierten Formen der Freizeitgestaltung überwiegend auf die aktive Mitgliedschaft in Sport- oder Musikvereinen. Ein wesentlicher Teil der Befragten übt keinerlei derartige Aktivitäten aus. Somit lässt sich nur sehr bedingt von Mustern zeitstrukturellen Heranwachsens sprechen. Ebenso jedoch zeigt sich lediglich bei einigen wenigen Befragten, dass sie große Teile ihrer Freizeit im Kreise der Clique an gemeinsam angeeigneten öffentlichen oder halb-öffentlichen Orten verbringen. Vielmehr wird deutlich, dass ein großer Teil der Jugendlichen sich in der Freizeit überwiegend in den privaten Räumen seines eigenen oder des Zuhauses von Freunden aufhält. Aktivitäten unter freiem Himmel sind oft auf Sportinfrastrukturen wie Fußballplätze oder Skateranlagen fokussiert; Plätze an denen die Jugendlichen relativ ungestört und abseits des städtischen Lebens ihren Hobbies nachgehen können.

Dass die Alltagsgestaltungen der in meiner Studie fokussierten Jugendlichen von jenen in den oben skizzierten und primär auf großstädtische Kontexte abzielenden Modellvorstellungen abweichen, lässt sich sowohl unter Bezugnahme auf die elterlichen Herkunftsmilieus als auch auf die Spezifika der Lebensbedingungen in den Untersuchungsstädten zurückführen: Wie weiter oben beschrieben, stammen die meisten Befragten aus Haushalten, die durch stabile ökonomische Verhältnisse geprägt werden, wobei die Eltern größtenteils in nicht-akademischen Berufen tätig sind. Die Bemühungen, die Entwicklung ihrer Kinder durch formalisierte Freizeitaktivitäten, etwa in Musikschulen oder Sportvereinen, zu bewegen, scheint hier weniger ausgeprägt, als in den Milieus der klassischen (urbanen) akademisch ausgebildeten “Mittelklasse” (z. B. Atkinson, 2006; Butler und Robson, 2003a; 2003b). Darüber hinaus sind die meisten Teilnehmer nicht jenem Mangel geeigneter Freizeitplätze ausgesetzt, der für Jugendliche aus ökonomisch schwächeren Haushalten als typisch angesehen wird (May, 2011). So sind die Häuser und Grundstücke der

meisten Befragten ausreichend groß, dass sowohl drinnen als auch draußen diverse Freizeitaktivitäten mit Freunden oder alleine ausgeübt werden können, was zum Beispiel in Erzählungen über Fußballspielen im Garten zum Ausdruck kommt. Darüber hinaus bietet das nahräumliche Umfeld einige für jugendliche Aktivitäten geeignete Settings, wie die genannten Skaterbahnen oder Bolzplätze. Die mühevolle Aneignung eigentlich für andere Zwecke vorgesehener Orte sei in dieser Hinsicht weniger relevant, als in sozial und baulich dichteren großstädtischen Quartieren, wie mir ein für das Borkener Jugendamt tätiger Sozialarbeiter im Rahmen eines Informationsgesprächs darlegte.

5.1.2 Aktionsräume

Die bis hierhin angestellten Überlegungen leiten unmittelbar zum Aspekt der jugendlichen Aktionsräume über. In der vorliegenden Literatur wird das Muster des zeitstrukturellen Heranwachsens häufig mit einer “Verinselung” der Aktionsräume und Lebenswelten in Verbindung gebracht (Zeiher und Zeiher, 1998). Es wird argumentiert, dass die Ausrichtung der Freizeit auf einzelne Einrichtungen – und das damit vielfach verbundene Hinbringen und Abholen durch Erwachsene (Atkinson, 2006) – dazu führe, dass die Jugendlichen ihren Alltag lediglich auf räumlich verstreuten und oftmals vom Wohnort ein gewisses Stück entfernten Inseln verbrächten und erlebten. Raumstrukturelles Heranwachsen ginge hingegen mit einem intensiven und umfassenden Erleben der näheren Wohnumgebung einher. Im Folgenden wird der Blick auf jene räumliche Dimension der Alltagsgestaltung und die Vielfalt der dabei zu beobachtenden Muster gerichtet. Welche Gebiete sind somit für Jugendlichen und ihre infrastrukturellen Nutzungen überhaupt relevant? Welche Rolle spielen dabei die lokalen Kontexte des Stadtteils, der Stadt und der Region überhaupt für die Alltagsgestaltung? Welche weiter entfernt liegenden, Orte beziehungsweise Kontexte sind darüber hinaus relevant?[15]

Deutliche Fokussierungen auf die Städte und ihre Umgebungen, nicht auf die Nachbarschaft

Beim Ausfüllen der Zeitbudgetpläne hatten die Jugendlichen explizit die Aufgabe gestellt bekommen, nicht nur ihre Aktivitäten zu notieren, sondern ebenso die Orte, an denen diese Aktivitäten stattfanden. Aber auch im Rahmen der Interviews, Go Alongs und systematischen Netzwerkanalysen gaben die Schüler Einblicke in ihre Aktionsräume. Blickt man auf die diesbezüglichen Ergebnisse, zeigt sich eine relativ starke und eindeutige Fokussierung des Alltags auf die Wohn- beziehungsweise Schulorte und deren Umgebung. Nur wenige Befragte verbringen regelmäßig Zeit in entfernteren Regionen. Es lässt sich zumeist keine besondere Bedeutung des näheren Wohnumfelds, der ‚Nachbarschaft‘, feststellen. In manchen Fällen jedoch werden gute

[15] Somit wird an dieser Stelle meiner Untersuchung eine Frage adressiert, die sich quer durch die im folgenden Kapitel jeweils einzeln fokussierten Dimensionen der (sozial-)räumlichen Einbindung zieht. Da jedoch infrastrukturelle Nutzungen, wie bereits erläutert, in einem besonderen Maße an konkrete physisch lokalisierbare Plätze gebunden sind –und sich viele Bezüge in der sozialen und in der symbolischen Dimension aus ihnen ableiten –, sollen die Aktionsräume an dieser Stelle, im Rahmen des ersten größeren empirischen Kapitels explizite Berücksichtigung erfahren.

Beziehungen zu den Nachbarn betont (sowie auch die guten nachbarschaftlichen Beziehungen der Eltern) und gemeinsame Aktivitäten, wie zum Beispiel Straßenfeste, beschrieben (vgl. Kapitel 7.1.3).

Vielmehr sind es für einen großen Teil der Befragten die Innenstädte Coesfelds, Borkens und Olpes, die für die Freizeitgestaltung besondere Bedeutung haben. Aber auch bestimmte, über die Stadt verteilte Freizeiteinrichtungen (Bolzplätze, Skaterparks Schwimmbäder) sind von großer Relevanz. Darüber hinaus wird, wie bereits erläutert, ein großer Teil der Freizeit bei Freunden zu Hause verbracht. Folglich sind deren über die Stadt verstreute Wohnorte zugleich wichtige Foci der Aktionsräume.

Jugendliche aus dem dörflichen Umland: Doppelter Fokus der Aktionsräume

Jugendliche, die im Umland der Kernstädte wohnen, erzählen mehrfach, dass sie bei sich im Dorf quasi jeden kennen würden (siehe ausführlicher in Kapitel 7.1). Bei jenen Teilnehmern zeigt sich vielfach ein doppelter räumlicher Fokus der Aktivitäten: erstens auf den – zumeist dörflichen – Wohnort, zweitens auf die Kernstadt, in der die Schule, die Wohnorte vieler Freunde und eine Reihe relevanter Freizeiteinrichtungen liegen. So antwortet beispielsweise der in Dahl wohnende und in Olpe zur Schule gehende Peter auf die Frage nach den Wohnorten seiner Freunde und jugendlichen Bekannten:

> *I: „Und wohnen da die meisten auch hier in Dahl oder in Olpe?“*
> *„Mhm, in Dahl wohnt ‘n Teil. Also wohnen ja jetzt nich ganz so viele äh von den Leuten, die ich kenne. Äh halt Dahl und Olpe. Alles was hier im Umkreis is an sich.” (Peter, 14, Olpe)*

Peters Freundeskreis ist zugleich ein Spiegelbild seines alltäglichen Aktionsraums und seines Freizeitverhaltens. So spielt er beispielsweise im Verein seines Dorfes Fußball, ist aber zugleich häufig in der Olper Innenstadt anzutreffen, wo er sich auf dem zentralen Platz mit Freunden trifft. Solch eine auf mehrere Städte und Dörfer ausgerichtete Alltagsgestaltung der in den umliegenden Dörfern wohnenden Jugendlichen spiegelt sich nicht nur in der räumlichen Struktur ihrer sozialen Netzwerke (vgl. ausführlicher in Kapitel 6.3), sondern ebenso in den multiplen Empfindungen der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Orten (vgl. ausführlicher in Kapitel 7.1).

Gelegentliche Ausflüge im erweiterten Umkreis

Wenn dies auch schwerpunktmäßig eindeutig der Fall ist, erstrecken sich die Aktionsräume der Jugendlichen nicht ausschließlich auf die Wohnorte, Schulorte und die jeweils näheren Umkreise. Darüber hinaus sind es vor allem eine Reihe größerer Städte, etwa im 150-Kilometer-Radius um den Wohnort gelegen, die von einem Teil der Schüler regelmäßig besucht werden. Grund hierfür sind insbesondere die dort als deutlich besser wahrgenommenen Einkaufsmöglichkeiten. Manche Schüler besuchen aber auch regelmäßig Fußballspiele der Profiligen oder feiern abends in Diskotheken und gehen somit ebenfalls Aktivitäten nach, die an den Wohnorten in dieser Form nicht umsetzbar sind. Die in diesem Zusammenhang meist genannten Orte sind große Städte innerhalb

des Ballungsraums Rhein-Ruhr: Essen, Dortmund, Köln und auch Oberhausen als Sitz eines großen und überregional bekannten Einkaufszentrums. Sie befinden sich von den Untersuchungsstädten aus betrachtet in Entfernungen von 70 bis 150 Kilometern und sind im Rahmen von Tagesausflügen mit dem Auto oder der Bahn erreichbar. So berichtet Dirk aus Borken über vergangene und geplante Einkaufsfahrten ins Ruhrgebiet:

„Ja also die nächsten Wochen, also auf jeden Fall, mein Bruder hat ja jetzt auch seit 'nem halben Jahr jetz nen Führerschein zwar, halt letztens war ich noch, auch wenn dat hier, ja halt in Essen war wir halt mal, da gibts natürlich auch, Essen hat natürlich jetz nicht so schöne Grünflächen, aber da gibts halt auch den Limbecker Platz, dat Einkaufszentrum, dann halt auch davor nich die schön Einkaufsläden mit viel Auswahl, halt dafür kommt man halt schon dahin. >Mhm< *Sonst nach Oberhausen dat geht auch noch, is auch immer, halt die so die Stadt selber is nich schön, aber beim Centro und Umgebung da bei Olgapark da, der is auch richtig schön, da halt ich mich jetz nich so häufig auf aber wenn man da is dann geh ich da auf jeden Fall hin, ja." (Dirk,15, Borken)*

Dirk profitiert somit von der Möglichkeit, von seinem volljährigen Bruder im Auto an entferntere Orte mitgenommen zu werden. Andere Befragte nutzen den Zug für derartige gemeinsame Fahrten mit Freunden. So auch Lars:

„Oh ja , in Wesel, (auf einem Volksfest, TM) warn wir letztes Jahr dieses Jahr wolln wir auch wieder hin, ähm in Essen is immer einfach hinzukommen, muss man kurz zum Bahnhof, Zug nehmen und dann ab gehts, weil sonst is teilweise ein bisschen schwer. Und joa, eigentlich so überall wo man mit dem Zug hinkommt." (Lars, 15, Borken)

Grundsätzlich bietet der öffentliche Nahverkehr den Jugendlichen in allen drei Untersuchungsstädten Möglichkeiten, nahe gelegene, größere Städte zu erreichen. Wie ich weiter unten zeigen werde, wird dies von vielen Befragten als relevant und positiv bewertet, wenngleich manche darin keinen Ausgleich für mangelnde Einkaufs- und Ausgehangebote vor Ort sehen. Bei abendlichen Fahrten, etwa in die Disko oder zu Konzerten, werden die Jugendlichen zumeist von volljährigen Freunden, Verwandten oder Familienmitgliedern in deren Autos mitgenommen. So berichtet zum Beispiel Tiago, der bereits kurz vorgestellte leidenschaftliche Inlineskater aus Coesfeld:

„Ja, also ich bin recht oft unterwegs und zwar mit nem Freund von mir, der is jetzt dieses Jahr 18 geworden, hat seinen Autoführerschein und so, und dann ruft der mich öfters an und fahrn wir mal halt gemeinsam mal nach Münster, nach Bielefeld und so und gehn da halt so skaten. Weil immer der gleiche Park is auch irgendwann langweilig." (Tiago, 15, Coesfeld)

Neben dem Ballungsraum Rhein-Ruhr sind es ein wenig kleinere, aber näher zu den Untersuchungsstädten gelegene Städte, die regelmäßig Ziele von Freizeitausflügen sind. Ein Teil der Coesfelder Schüler zum Beispiel verbringt viel Zeit im etwa 40 Kilometer entfernten Münster, einem

regionalen Zentrum mit etwa 290.000 Einwohnern. So berichtet der bereits oben zu Wort kommende Tiago, dass er sich sowohl tagsüber als auch abends und über Nacht in Münster aufhält und – wie für Befragte aus der Skaterszene typisch – auch viele freundschaftliche Kontakte an diesen entfernteren Ort unterhält:

> *„Ja, manchmal schlaf ich dann bei Kumpels oder halt ich bin auch sehr oft in Münster, weil ich da auch sehr viele Freunde habe. Is auch ne größere Stadt. Und ansonsten bin ich dann halt nachts unterwegs, mal inner Disco oder auch einfach nur so draußen zum rumlaufen, wenn es mal recht warm is, kann man ja länger draußen bleiben." (Tiago, 15, Coesfeld)*

Für einige Borkener Schüler stellt – in gewisser Weise überraschend – die knapp 30 Kilometer entfernt liegende und hinsichtlich ihrer Einwohnerzahl nur ein wenig größere Nachbarstadt Bocholt ein wichtiges Ziel von Freizeitausflügen dar. Begründet scheint dieses Interesse in erster Linie darin zu sein, dass sich in Bocholt ein größeres Einkaufszentrum befindet, wie es in Borken nicht existiert. Für die Olper Schüler ist das knapp 30 Kilometer entfernte Siegen, ein regionales Zentrum mit etwa 100.000 Einwohnern, bedeutend.

Bezüge zu weiter entfernten Orten

In den Erzählungen mancher Schüler werden darüber hinaus Bezüge zu weiter entfernten Orten deutlich, wenngleich die dortigen Besuche nicht regelmäßig und oft in größeren zeitlichen Abständen erfolgen. Grundlage hierfür können zum Beispiel, zumeist mit Eltern und Familie verbrachte, Ferienaufenthalte sein. Einige Schüler berichten diesbezüglich von aufwändigen Fernreisen, während dieses Thema für andere weniger Relevanz zu haben scheint. Eine häufige Gelegenheit für weitere, mehrtägige Fahrten sind darüber hinaus Besuche bei Verwandten, von denen ein Teil der Befragten – zumeist mit positiven Assoziationen versehen – erzählt. In vereinzelten Fällen lag die Ausgangssituation zugrunde, dass der Studienteilnehmer in den letzten Jahren aus einer entfernter liegenden Region an seinen jetzigen Wohnort gezogen ist oder dass Freunde von einem Befragten an solch einen Ort umgezogen sind.

Fahrten in entferntere Städte und Regionen werden von manchen Schülern als Gelegenheiten genutzt, um an diesen Orten mit den dort lebenden Jugendlichen in Kontakt zu treten (vgl. ausführlicher in Kapitel 6.3). Der schon weiter oben zitierte und nun in Olpe lebende Moritz besuchte zuvor für viele Jahre ein Internat in einem anderen Teil des Sauerlandes. Diese Zeit hat ihn sehr geprägt, wie es in weiten Teilen seines Interviews deutlich wird. Insbesondere unterhielt Moritz dort viele intensive Freundschaftsbeziehungen, wie er sie in dieser Form in Olpe noch nicht aufbauen konnte. Wie sich in der Auseinandersetzung mit Moritz' Interview noch zeigen wird, stellt das Internat für ihn weiterhin eine wichtige Bezugsgröße dar, was nicht nur in den dortigen sozialen Kontakten (vgl. Kapitel 6), sondern auch in durch die Internatserlebnisse geprägten Sichtweisen (vgl. Kapitel 7) zum Ausdruck kommt.

Blickt man auf die Freizeitaktivitäten der Jugendlichen, liefert der Olper Marco ein Beispiel für einen außergewöhnlich ausgedehnten und über das lokale Umfeld hinausreichenden Aktions-

raum. Der Schüler betreibt sein größtes Hobby Skateboarden intensiv und mit beachtlichem Erfolg. Er nimmt an überregionalen Wettbewerben teil und bekommt Teile seiner Ausrüstung durch Sponsoren finanziert. Als Teil einer ambitionierten Skatercrew besucht er in regelmäßigen Abständen auch entferntere Orte, um dort seinem Hobby nachzugehen:

> *„Klar, wir kommen auch immer von=von Siegen nach Olpe, von Olpe nach Siegen* >Mhm<*. Öh jedes zweite Wochenende fahren wir 'n bisschen nach Köln, bisschen skaten, (…) also wo wir jetzt auch mal waren, war in Stuttgart. Stuttgart hatten wir auch viele Freunde* >Ja< *vom Skateclub in Paris. Und sonst wüsst ich nur noch hier, wo wir letztens waren, in Erfurt." (Marco, 14, Olpe)*[16]

Ein wichtiger und regelmäßig frequentierter ‚Skate-Spot' ist für Marco und seine Clique die nächstgrößere Stadt, Siegen. Vor dem Hintergrund seiner Erfahrung, dass die Möglichkeiten auf der Olper Anlage limitiert sind, liegt es für Marco nahe, regelmäßig dort hinzufahren. Entsprechende Ausflüge werden als alltägliche Freizeitbeschäftigungen dargestellt. Auch die 80 Kilometer entfernt liegende – jedoch mit öffentlichen Verkehrsmitteln nur umständlich zu erreichende – Großstadt Köln wird als ein Ziel dargestellt, das – wie es klingt, ganz beiläufig – jedes zweite Wochenende angefahren wird. Darüber hinaus werden mit Stuttgart und Erfurt aber auch in mehreren hundert Kilometern Entfernung liegende Städte genannt. Auch Paris wurde schon mit der Skaterclique im Rahmen einer vom szenespezifischen Reiseveranstalter ‚Skateboardtravel' angebotenen Bustour besucht, wodurch unter anderem die erwähnten Kontakte nach Stuttgart entstanden. All dies wird für Marco unter anderem deshalb möglich, da die auch aus bereits volljährigen Personen bestehende Skatercrew über umfassende organisatorische Ressourcen verfügt und mit Gleichgesinnten im In- und Ausland vernetzt ist.

Spezifische Aktionsräume migrantischer Jugendlicher?

Mein besonderes Interesse galt der Frage, inwieweit sich bei Jugendlichen mit migrantischen familiären Hintergründen die persönlichen Verbindungen in die Herkunftsregion in entsprechend erweiterten Aktionsräumen und transnationalen sozialen Netzwerken widerspiegeln. Schließlich könnte sich für diese Schüler die Bedeutung des wohnortnahen (sozial-)räumlichen Kontexts dadurch relativieren, dass ihre für die Zukunftsorientierungen relevanten Ressourcen (teilweise) im entsprechenden Ausland lokalisiert sind. Neben den an per Telekommunikation aufrecht erhaltenen Kontakten habe ich vor diesem Hintergrund auch Besuche und längere Aufenthalte in den relevanten Ländern fokussiert. Einige migrantische Jugendliche verbringen tatsächlich regelmäßig längere Zeiträume in den Herkunftsländern ihrer Eltern und berichten von den dortigen Erfahrungen und sozialen Kontakten. In mehreren Fällen scheint das Leben in den fernen Regio-

[16] Generell heben sich die in der Skaterszene aktiven Jugendlichen durch vergleichsweise weitläufige Aktionsräume und soziale Kontakte an entferntere Orte von weiten Teilen meines Samples ab. So berichtete zum Beispiel auch Tiago, der oben vorgestellte Coesfelder Inline-Skater, regelmäßig bei Freunden in Münster zu sein und dort auch zu übernachten (s.o.).

nen bei den Befragten ein großes Interesse zu wecken. Die damit verbundenen Orte wurden zum Beispiel idealisiert und detailliert beschrieben. Gleichwohl äußern mehrere migrantische Jugendliche, dass sie am jetzigen Wohnort deutlich bessere Chancen hätten, als am Herkunftsort der Eltern und dass die Tatsache aus Deutschland zu kommen bei den Besuchen Faszination hervorrufen würde (vgl. ausführlicher Kap. 6.3.2).

Zusammenfassend überwiegt bei den meisten befragten Jugendlichen eine nahräumliche Fokussierung ihrer Aktionsräume. Bezüge zu weiter entfernten Orten zeigen sich nichtsdestotrotz in vielen Fällen, wenngleich dort insgesamt nur ein geringer Teil der Freizeit verbracht wird. Bezieht man komplementär zu den Aktionsmustern im physischen Raum die Rolle medialer Kontexte mit ein, so kann konstatiert werden, dass entfernter liegende Orte vermutlich insbesondere über das Fernsehen und das Internet wahrgenommen und reflektiert werden. Hierbei deuten sich aber keine Regelmäßigkeiten und Schwerpunkte an. Von manchen Befragten werden im Kontext interessanter beziehungsweise auffälliger Nachrichtenthemen Großstädte und die dortigen Probleme thematisiert (vgl. Kap. 7.2.6). Moderne Möglichkeiten der Telekommunikation, wie Skype, Chat oder Telefon, werden vor allem in Familien mit Migrationshintergrund dafür genutzt, Kontakt zu Verwandten in den Herkunftsländern und anderen entfernten Regionen zu halten. Auf diesen Aspekt werde ich im Kontext sozialer Netzwerke migrantischer Jugendlicher und somit in Kapitel 7 vertieft eingehen.

5.1.3 Was ist wie erreichbar? – Verkehrsmittelwahl und Determinanten der Alltagsmobilität

Das mit Abstand wichtigste Verkehrsmittel auf den Schul- und Freizeitwegen ist das Fahrrad. Ein großer Teil der Schüler erzählt davon, im Alltag zumeist mit dem Rad unterwegs zu sein. In Coesfeld und Borken scheint die Fahrradnutzung unter den Schülern besonders stark ausgeprägt zu sein. Dies lässt sich unter anderem darauf zurückführen, dass beide Städte in einem sehr flachen Terrain liegen. Darüber hinaus befinden sie sich im Münsterland, einem unmittelbar an die Niederlande angrenzenden und für seine Fahrradkultur bekannten Landstrich, im äußersten Westen Deutschlands. Olpe hingegen liegt im Sauerland, einer Mittelgebirgslandschaft. Sowohl das Stadtgebiet als auch das Umland sind durch Hügellandschaften geprägt, teilweise mit drastischen Steigungen. So war bereits im Vorfeld der Untersuchung zu vermuten, dass die Fahrradnutzung dort geringer ausgeprägt sei, was sich dann auch bestätigen sollte. Dafür spielen in Olpe offenbar Motorroller eine größere Rolle für die Alltagsmobilität der Teilnehmer. Insgesamt zeigt sich, dass sowohl die Jugendlichen aus den drei Kernstädten als auch jene aus den umliegenden Dörfern das Rad auf den Wegen zur und aus der Schule, aber auch in der Freizeit nutzen. Vielfach werden dabei Wege gemeinsam mit Freunden und anderen Jugendlichen aus der Schule zurückgelegt.

Nahezu alle Befragten möchten bald auf motorisierte Verkehrsmittel umsatteln oder haben dies zum Untersuchungszeitpunkt bereits getan. Mit Fünfzehn steigen einige Jugendliche auf das Mofa um, andere mit Sechzehn auf den Motorroller, wiederum andere warten mit der eigenen Mo-

torisierung bis sie mit Achtzehn den Pkw-Führerschein machen können. In Coesfeld wird der Erwerb des Mofa-Führerscheins als Schulprojekt angeboten. Insbesondere Motorroller erfreuen sich bei einigen Befragten, vor allem in Olpe, großer Beliebtheit und sind in ihrer subjektiven Bedeutung weitaus mehr, als nur ein Vehikel, um sich fortzubewegen. Roller werden getunt, aufgemotzt, bezüglich der Ausstattung und Höchstgeschwindigkeit miteinander verglichen. In Olpe sind einige Schüler Mitglieder der selbsterklärten Rollergang „XY“ (anonymisiert, TM), die mit mehreren selbst gedrehten Videos in Onlineportalen vertreten ist. Bei einigen Jugendlichen ist es im Freundeskreis ein Thema, sich mit seinen Rollern und den auf ihm gefahrenen unzulässig hohen Spitzengeschwindigkeiten zu brüsten. So berichtet Marco:

> *„Typisch für unsere Freizeit sind Rollertreffen.* >Mhm< *Wir waren letztes Mal mit 50 Leuten waren wir mit 'm Roller unterwegs und haben die Polizei geärgert, (...) wir heißen XY (anonymisiert, TM). (...) standen wir mal riesig in 'ner Zeitung: Fünfzig Roller vor Polizei abgehauen!“ (Marco, 14, Olpe)*

Alle drei Untersuchungsstädte verfügen sowohl über einen Anschluss an den Regionalverkehr der Bahn, als auch über mehr oder weniger gut ausgebaute Netze innerstädtischer und lokaler Buslinien. Auch hierdurch sind somit die Grundvoraussetzungen für eine eigenständige Mobilität der Jugendlichen gegeben. Jedoch werden Bus und Bahn im Alltag von den in den jeweiligen Kernstädten wohnenden Befragten nach eigenen Angaben nur selten genutzt. Wenn, dann sind es eher die in den umliegenden, kleineren Orten wohnenden Schüler, die für lokale Fahrten auf den Öffentlichen Personennahverkehr zurückgreifen. Auf den angesprochenen Einkaufs- oder Diskotouren an weiter entfernte Orte wird jedoch proportional häufig der Zug genutzt. Alternativ wird bei älteren Personen im Auto mitgefahren: bei Einkaufstouren häufig mit den Eltern, bei Diskofahrten, wie bereits angedeutet, bei älteren Geschwistern, Freunden oder Verwandten. Einige Jugendliche werden auch per ‚Mama-‘, beziehungsweise ‚Papa-Taxi‘ von ihren Eltern zur Schule oder zu Terminen in der Freizeit gebracht. Dies kommt bei den befragten 14-16-Jährigen jedoch vergleichsweise selten vor. Zumeist sind sie im Alltag unabhängig von erwachsenen Personen mobil.

Der Blick auf die alltäglichen Mobilitätsmuster und die dabei genutzten Angebote zeigt, dass die Jugendlichen über breite Möglichkeiten verfügen, sich in der Stadt und ihrer Umgebung zu bewegen und auf verschiedene Arten an die für sie relevanten Orten gelangen können. Lediglich die in den kleineren Orten außerhalb der Kernstadt wohnenden Befragten fügen in mehreren Fällen an, dass es mit einem gewissen Aufwand verbunden sei, in der Freizeit ins Zentrum zu gelangen, und sie deshalb auf manche in Erwägung gezogenen Besuche verzichten würden. Fahrten an weiter entfernte Orte werden in manchen Fällen mit dem Zug, in anderen mit älteren Personen im Pkw unternommen. Auch wenn einige Befragten über einen Roller oder ein Moped verfügen, scheinen sich unter den Jugendlichen der Untersuchungsstädte mit dem 18. Lebensjahr und der ab dann bestehenden Möglichkeit, selbst einen Pkw zu fahren, die Aktionsräume auszuweiten und Freizeitorte außerhalb des näheren Wohnumfelds zunehmend relevant zu werden.

5.1.4 Zwischenfazit: Regional fokussierte Alltagswelten

Der deutliche Befund auf die nähere regionale Umgebung fokussierter Aktionsräume beinhaltet somit die grundsätzliche Beobachtung, dass auch ein Großteil der infrastrukturellen Nutzungen sich in diesem nahräumlichen Kontext abspielt. Dies wird durch die folgenden detaillierten Betrachtungen der für die Teilnehmer bedeutsamen Freizeiteinrichtungen unterstrichen. Darüber hinaus nutzen manche der befragten Jugendlichen die Möglichkeiten, Ausflüge zu weiter entfernt liegenden Freizeitorten zu unternehmen und am Wohnort nicht vorhandene Angebote zu nutzen. Gleichwohl sind dabei gewisse Einschränkungen hinsichtlich der Reisezeit und -kosten vorhanden, so dass bestimmte potenziell interessante Orte nicht immer einfach angefahren werden können.

Aber nicht nur hinsichtlich der im Folgenden näher betrachteten infrastrukturellen Nutzungen stellen die Aktionsräume der Befragten eine wichtige Ausgangsbasis dar. Auch bezogen auf die im darauffolgenden Kapitel 6 betrachtete soziale Dimension der lokalen Einbindung kann bereits an dieser Stelle festgehalten werden, dass sich der überwiegende Teil der alltäglichen sozialen Begegnungen und Interaktionen in den Untersuchungsstädten und deren näheren Umgebungen vollzieht. Hinsichtlich der symbolischen Dimension und der in ihr bedeutsamen Wahrnehmungen bestimmter Orte und an ihnen anzutreffender Personen, geben die Aktionsräume ebenfalls einen sich in Kapitel 7 bestätigenden Hinweis darauf, dass die Jugendlichen einen großen Teil der für sie relevanten Eindrücke in der lokalen Umwelt gewinnen.

5.2 Die Stadt als Freizeitort

Jene Einblicke in die Alltagsgestaltung und in die Aktionsräume der Jugendlichen bilden eine Grundlage, um den Blick nun auf einzelnen Einrichtungen und bestimmte Typen von Freizeitinfrastrukturen zu richten, die für die Befragten von besonderer Bedeutung sind. Dabei zeigen sich Motive und Bedürfnisse, die dazu führen, dass die Schüler bestimmte infrastrukturelle Angebote nutzen beziehungsweise nicht nutzen. Dem zugrunde liegt die im Folgenden empirisch begründete Annahme, dass die subjektiven Bewertungen der Freizeitangebote einen Einfluss darauf nehmen, wie sehr den Jugendlichen das Leben am jetzigen Wohnort gefällt und ob sie ihre Zukunft eher dort oder in einer anderen Region sehen. Da sich, wie meine empirischen Ergebnisse zeigen, die für die Schüler relevanten Foci überwiegend im lokalen Rahmen der Untersuchungsstädte befinden, liegt hier auch der Schwerpunkt meiner folgenden Analysen. An einigen Stellen werden aber auch, für einzelne Teilnehmer bedeutsame und in weiter entfernteren Regionen lokalisierte Einrichtungen mit einbezogen.

5.2.1 Stärken und Defizite der lokalen Freizeitangebote

Auf den ersten Blick zeigen die Erzählungen zu diesem Aspekt ein relativ eindeutiges Bild: Der überwiegende Teil der befragten Jugendlichen hebt in den Gesprächen und auch während der Go Alongs hervor, dass ihm das Leben in den Untersuchungsstädten und ihrer Umgebung gut gefalle, wobei zum einen entscheidend sei, dass sich dort viele der wichtigen Freunde in der Nähe befinden (hierauf wird in den folgenden Kapiteln 6 und 7 vertieft eingegangen). Zum anderen werden aber auch die, in diesem Kapitel relevanten, guten Freizeitmöglichkeiten vor Ort hervorgehoben; oftmals verbunden mit der sinngemäßen Sichtweise, dass es in dieser Hinsicht an nichts fehle. In diesem Zusammenhang zeigt sich, dass die Freizeitmöglichkeiten eine Rolle für die Zukunftsorientierungen bezüglich des Bleibens oder Fortziehens spielen.

Hier fehlt es an nichts

Zu Anfang der Interviews wurden die Jugendlichen im Rahmen einer offenen Einstiegsfrage gebeten, ihre Städte zu beschreiben[17] und zu erläutern, was ihnen dort gut und was weniger gut gefalle. Daraufhin wurden von den meisten Befragten für sie bedeutsame lokale Freizeitmöglichkeiten angesprochen und bewertet. So erläutert beispielsweise der Borkener Schüler Tim, aus welchen Gründen er gerne an seinem Wohnort lebt:

> *„Also mir gefällt total gut, hier sind viele in meinem Alter oder allgemein viele Jugendliche und mir gefällt halt, wie gesagt, wir haben total viel Platz, zum Spielen also auch wo ich wohne, ich habe direkt nebenan, also Essen ist zwar nur eine Stunde weg, aber ich kann auch shoppen gehen und so, also ich habe alles das was ich will. Also ich bin froh das ich nicht in so einer Großstadt wohne, sondern eher hier, dass das ein bisschen abgeschieden ist* >Genau < *das gefällt mir total gut.“ (Tim, 15, Borken)*

Seinen eigenen Worten zufolge findet Tim vor Ort alles das, „was er will“. Dabei setzt er die Freizeitmöglichkeiten in Borken in Bezug zu anderen Kriterien, die aus der Sicht vieler Befragter für die lokale Lebensqualität entscheidend sind. Zunächst wird der bereits angedeutete und in Kapitel 7 näher beleuchtete Faktor, viele Gleichaltrige in der Nähe zu haben, angesprochen. Dann wird die gute Verbindung nach Essen, als eine innerhalb von einer Stunde erreichbaren Großstadt thematisiert. Trotz der somit recht einfach nutzbaren Möglichkeit, dort einzukaufen, hebt Tim hervor, dass er auch an seinem Wohnort seinen Ansprüchen entsprechend shoppen gehen könne. Somit wird der für viele Jugendliche wesentliche Aspekt des Einkaufens und der Einkaufsmöglichkeiten in den Vordergrund gerückt. Darüber hinaus werden jedoch auch – in der gewählten Ausdrucksform eine für einen Teil der Jugendlichen typische, kindliche Sichtweise widerspiegelnd – „Spiele“ beziehungsweise sportliche Aktivitäten unter freiem Himmel angesprochen, mit der

[17] Dazu wurden die Befragten mit der fiktiven Situation konfrontiert, im Urlaub einen gleichaltrigen Jugendlichen zu treffen und diesem ihre Stadt und die Menschen dort zu beschreiben. Diese offene Frage bildete in der Regel den Ausgangspunkt für Erzählungen der Teilnehmer und Ad-hoc-Nachfragen meinerseits.

Erläuterung, dass dafür genügend Platz vorhanden wäre. Außerdem zeigt das obige Zitat den für viele der in dieser Untersuchung rekonstruierten Sichtweisen charakteristischen Vergleich mit den Lebensbedingungen in der Großstadt (vgl. auch Kapitel 7.2.6). Dabei werden die Abgeschiedenheit und somit implizit auch die Naturnähe des eigenen Wohnorts in den Vordergrund gerückt. Tim äußert, dass er definitiv auch zukünftig in Borken leben möchte. Ähnlich wie er möchte auch Kevin in Borken wohnen bleiben, da es ihm dort seiner Erzählung zufolge an nichts fehlen würde:

„Also als erstes würd ich ganz gerne hier in Borken weiterleben, is ne schöne Stadt, hier fehlt mir eigentlich auch nich wirklich was inner Umgebung hier, ‘n paar Kilometer weiter, ham wir ja auch noch ne größere Stadt, Bocholt, und, öh, da wir auch die Möglichkeit, dann da auch was zu machen oder so.“ (Kevin, 14, Borken)

Auch Kevin hebt hervor, dass in der Umgebung alles Wichtige vorhanden sei. Darüber hinaus wird auch in seinem Zitat explizit auf die Ausdehnung des Aktionsraums Bezug genommen, da nicht nur der Wohnort Borken, sondern auch die nächstgrößere Stadt Bocholt als relevant herausgestellt wird. Stefan, möchte ebenfalls gerne in seiner Heimatstadt Coesfeld wohnen bleiben. Er beschreibt sie insbesondere dadurch, indem er ganz unterschiedliche Arten für Jugendliche relevanter Freizeitangebote benennt und positiv bewertet:

„Joh, also Coesfeld is schon ne ziemlich große Kleinstadt, würd ich mal so sagen, öhm, ja öhm is halt öhm, ja wir ham schöne Landschaften oder auch viel Land an manchen Orten, oder wat heißt Orten, Gegenden, ja, ne wir ham ne Stadt, ‘ne etwas kleinere, nich so groß wie Borken oder so, die Nachbarstädte, öhm ham Freizeitangebote, Schwimmbad, äh Skatebahn und so, Stellwerk, oh, Bahnhof ham wir auch, und sonst halt äh, desto mehr man aus Coesfeld rauskommt, is mehr so Landschaft, Waldgebiet, viel öhm Felder, Land, Bauern und halt, is nich so, so, wie andere Städte, so mit Autos zugehauft. (...) Wir ham viele Vereine, in Coesfeld, öhm, dat is eigentlich positiv an Coesfeld. (...) Also, wir ham so viele Cafés hier, (...), wir ham ne Disko, wir ham eigentlich alles, wat man so braucht, halt. Wir ham Kino, wir ham Schwimmbad wir ham Skaterbahn, wir ham halt ´n Jugendtreff, ich weiß nicht, wat man noch mehr braucht.“ (Stefan, 16, Coesfeld)

In diesem Zitat werden eine Reihe von Freizeitangeboten und die mit ihnen verbundenen Orte genannt, die in vielen der Gespräche und auch während der Go Alongs Erwähnung fanden: Schwimmbad und Skaterbahn als städtische Jugend- beziehungsweise Sportinfrastrukturen, Kino, Cafés und Diskothek als kommerzielle Angebote, aber auch die Natur und Landschaft außerhalb des Wohnorts. Darüber hinaus werden der Bahnhof und das unmittelbar benachbarte lokale Jugendhaus „Stellwerk“ genannt – zwei Orte, die, unter anderem bei dem zitierten Interviewpartner, durchaus auch negative Assoziationen seitens der von mir befragten Jugendlichen hervorrufen (siehe insbesondere Kap. 7.2.4). Aber auch die zahlreichen lokalen Vereine werden als ein wichtiger Aspekt der infrastrukturellen Ausstattung betrachtet.

Die Erzählperspektive der Jugendlichen: Großstadtvergleich und Distanzperspektive

Die Freizeitmöglichkeiten vor Ort werden von Stefan, wie auch von vielen anderen Gesprächspartnern, in Relation zu jenen in anderen Städten betrachtet. Dabei wird insbesondere auf den Typus der Großstadt Bezug genommen. Bei der in den allermeisten Interviews einleitenden Erzählaufforderung, die eigene Stadt einem (fiktiven) auswärtigen Jugendlichen zu beschreiben, wurde vielfach bereits in den ersten Sätzen der Bezug zur Großstadt hergestellt und das eigene Wohnumfeld deutlich von dieser abgegrenzt. Michael und Ralf, zwei Olper Schüler, beschreiben ihre Stadt zu Beginn der Interviews wie folgt:

> *„Öhm, ja, also erstmal würd ich sagen, dass wir hier halt im=im Sauerland sind, also, dass es 'n paar Berge gibt und äh, ja, dass es halt keine Großstadt ist, aber man hier schon, öh, auch einige Sachen machen kann. Es ist halt keine Großstadt, aber man hat schon Möglichkeiten hier auch in Vereinen aktiv zu sein, und öh, ja, also, man kann schon gut hier leben."*
> *(Michael, 15, Olpe)*

> *„Ja, Olpe is halt ne etwas kleinere Stadt. Kann man nich mit Siegen oder so vergleichen. Etwa=etwas ruhiger, is kein Großstadtleben oder so. Is halt ziemlich ruhich, ich komm ja auch aus'm Dorf, also es gibt auch Dörfer in der Nähe überall." (Ralf, 15, Olpe)*

Diese beiden Zitate verdeutlichen bereits zentrale Charakteristika der Vergleiche zwischen der eigenen Stadt und der Großstadt. Der Wohnort wird unter Bezugnahme auf seine ländliche Umgebung beschrieben, die aufgrund der kleinräumigen Strukturen in unmittelbarer Nähe zur Stadt beginnt. Berge und Dörfer sind Bestandteile solch einer ländlichen Gegend, für die auch die etablierte Regionsbezeichnung ‚Sauerland' sinnbildlich ist.[18] Michael greift zudem den Aspekt der lokalen Freizeitmöglichkeiten auf. Möglichkeiten, in Vereinen aktiv zu werden, werden als für den Ort charakteristisch, positiv bewertet. So kommt in Michaels Statement implizit zum Ausdruck, dass er sich bewusst ist, dass sein Wohnumfeld nicht die gleichen Freizeitangebote wie eine Großstadt offerieren kann, jedoch Alternativen bietet, aufgrund derer er mit den vor Ort gegebenen Möglichkeiten zufrieden ist. Auf jenen, – unter anderem für die Bleibe- beziehungsweise Fortzugswünsche der Jugendlichen – wesentlichen Kontrastierung lokaler und großstädtischer Freizeitangebote werde ich weiter unten dezidierter eingehen.

Zunächst möchte ich einen weiteren wesentlichen Aspekt der Großstadtvergleiche ins Auge fassen, der bereits in den obigen Zitaten zum Ausdruck kam. Als ein wesentlicher positiver Aspekt wird die Ruhe im eigenen lokalen Umfeld dem Lärm des Großstadtalltags gegenübergestellt. So argumentiert beispielsweise der Coesfelder Stefan:

---

[18] Wie im obigen Zitat zum Ausdruck kommt, wohnt Ralf selbst in einem Dorf außerhalb der Kernstadt Olpe. Wie einige andere Befragte besucht er jedoch in letzterer die Schule und verbringt einen relevanten Teil seiner Freizeit dort, was beides auch in der Struktur seines Freundeskreises Ausdruck findet.

„Nöö, würd ich mit Sicherheit auch machen (in die Großstadt umziehen, TM), wenn et irgendwie berufliche Gründe hat und so, aber so selbst, so inne Stadt würd ich eh am liebsten eh nich wohnen, irgendwie in Dortmund, oder weil es is einfach dieser Verkehr und dieser Lärm, weil, man kommt so gesacht raus oder wenn man mal länger schlafen will, ich glaub, dat is da nich sehr positiv, oder man hat ´n guten Schallschutz irgendwie, aber, ich schätze mal, weil ich war ja schonmal in Dortmund, un ich bin nämlich auch Dortmund-Fan, is verdammt viel Verkehr, also wir warn am Weihnachtsmarkt da, da is ja eh nochmal dat doppelte wahrscheinlich an Menschen." (Stefan, 16, Coesfeld)

Stefan nimmt somit Bezug auf persönliche Erfahrungen in der 60 Kilometer von seinem Wohnort entfernten Großstadt Dortmund. Seine negativen Eindrücke beziehen sich dabei in erster Linie auf das hohe Verkehrsaufkommen. Jener Verkehrsaspekt ist auch für Juri wesentlich, als er erzählt, was ihm in ‚seiner' Stadt Borken am besten gefällt:

„Also das beste was mir von gefällt, dass wenich Einwohner, dass hier keine Großstadt is und dass hier vorne wenich Verkehr is." (Juri, 15, Borken)

Auch die großen Menschenmassen in der Großstadt werden von einigen Schülern der Ruhe in der eigenen, kleineren Stadt beziehungsweise dem Dorf gegenübergestellt und damit negativ konnotiert. So erzählt der Olper Moritz, der ebenfalls anlässlich von Fußballspielen öfters in Dortmund ist:

„Wenn Dortmund spielt und ich seh diese riesigen Menschenmengen, da würd ich sagen, dass, ich würd, nicht dass man, man fühlt sich einfach unwohl! Ich kenn das einfach nicht! >Mhm< *Ich bin auf'm Dorf groß geworden, da geht man mal mit zwei, drei Leuten rum, dann sind sie da auf'm Platz die alten Leute und trinken sich dann einen dabei, dann läuft da derbe Schlagermusik, so dann geht man einfach dabei, unterhält man sich oder so, aber. Einfach dieser riesige Menschenauflauf und, nä, das ist einfach ungewohnt. (…) Also, ich will irgendwo auf's Dörfchen, da hat man's, da hat man einfach seine Ruhe.* >Mhm< *Jeder kennt irgendwo jeden, das ist einfach (…). Ich war da ein-, zweimal so, weil ich halt auch Dortmund-Fan bin,* >Ja< *wenn sie dann mal spielen oder so. Aber so für mich persönlich is. könnt ich mir das nie vorstellen, in der Großstadt zu leben." (Moritz, 16, Olpe)*

Jenes Zitat zeigt einen weiteren Aspekt des Großstadtvergleichs, der bei den meisten Schülern in einer Präferenz zugunsten ihrer kleineren Wohnorte mündet. Letztere werden als Orte betrachtet, an dem jeder jeden kennt, und damit der Anonymität des Großstadtlebens gegenübergestellt. So erzählen der Borkener Carsten und der Olper Peter:

„Hm, ruhig, nicht viel Trubel, eigentlich sehr schön, man kennt sich eigentlich so, hier im Kreis, also es nicht so, man kennt sich da nicht so wie in großen Städten, sehr übersichtlich, eigentlich ganz schön." (Carsten, 15, Borken)

„Ja also, Nachbarschaften sind eigentlich immer gut hier, also wenn ich das so im Fernsehen immer sehe, dass die mansche Leute im Hochhaus wohnen und nichmal wissen, wer da jetzt wer da jetzt mit mir das Haus teilt, find ich schon ein bisschen schrecklich also. Lieber ne gute Nachbarschaft". (Peter, 14, Olpe)

Das zweite Statement eines Olper Schülers bringt zugleich zum Ausdruck, dass auch die dort in der Wahrnehmung der Jugendlichen lokalisierten baulichen Strukturen jenes Bild der anonymen Großstadt verstärken. Hochhäuser und Wohnblocks werden als Sinnbilder solcher negativ bewerteter Wohnumfelder betrachtet (vgl. dazu auch Kapitel 7.2.1). Darüber hinaus gibt das obige Zitat einen Hinweis darauf, dass es vielfach keine konkreten persönlichen Erfahrungen, sondern diffuse, zum Beispiel medial geprägte, Bilder sind, auf denen die Vorstellungen von der Großstadt beruhen.

Die Vorstellung, dass der eigene Wohnort zugleich ein verhältnismäßig kleiner und ländlich gelegener Ort und somit anders als die den Jugendlichen bekannten Großstädte ist, erscheint in vielen der analysierten Erzählungen und dabei in unterschiedlichen Zusammenhängen (vgl. ausführlicher in Kapitel 7.2.4). Dieses Bild von der eigenen Stadt wird in der Mehrzahl der Fälle – auf die konträren Sichtweisen wird weiter unten eingegangen –mit guten und vielfältigen Freizeitmöglichkeiten assoziiert.[19]

Zufriedenheit trotzt beschränkter Möglichkeiten

In einer Reihe von Interviews werden Argumentationsmuster deutlich, gemäß denen es den Befragten trotz der überschaubaren Stadtgröße nicht an wesentlichen Freizeitangeboten fehlen würde. Dabei wird jedoch zugleich argumentiert, dass die Freizeitmöglichkeiten in manchen Bereichen nicht an jene größerer Städte heranreichen könnten. Die vorhandenen Angebote würden aber letztlich genügen und durch entscheidende positive Aspekte aufgewogen. In diesem Sinne beschreiben einige der befragten Schüler ihre Stadt. Der bereits zu Wort gekommene Tiago bezeichnet seinen Wohnort als „kleine Stadt", betont aber zugleich, dass dort alle notwendigen Freizeiteinrichtungen vorhanden wären:

„Ja, is halt ne kleine Stadt, aber man hat so eigentlich alles was man braucht. Man hat halt Kino, Schwimmbad, Skateranlage das was man alles so braucht, wenn man so freizeitlich unterwegs is." (Tiago, 15, Coesfeld)

[19] Die Gründe, aus denen die von mir befragten Schülern gerne an ihren Wohnorten leben, ähneln jenen, welche die – aus ganz verschiedenen Altersgruppen stammenden – Befragten aus der bereits zitierten Studie Christine Hannemanns (2004) anführen. Auch dort finden sich die Ruhe und die Nähe zur Natur in jenen drei meist genannten Aspekten wieder, die als Vorteile des Lebens in der Kleinstadt benannt werden (Hannemann, 2004: 312ff.). Darüber hinaus werden von Hannemann die engen Beziehungen zu den Menschen vor Ort angeführt (ebd.). Auch dieser Gesichtspunkt findet seine Entsprechung in meiner Studie, wie ich insbesondere in Kapitel 7.1 näher zeigen werde.

Wie bereits erwähnt, ist Tiago in seinem Alltag nicht nur in Borken, sondern auch an weiter entfernten Orten, wie zum Beispiel der Großstadt Münster, unterwegs. Somit nutzt er flexibel Freizeitangebote an verschiedenen Plätzen. Auch in seinen Zukunftsorientierungen bezüglich des Wohnorts zeigt sich Tiago flexibel. Für ihn ist es „eigentlich egal", ob er in seiner Stadt bleiben oder woanders hinziehen wird.

Auch Sven spricht, direkt zu Beginn der Beschreibung seines Wohnorts Borken, von einer „kleinen Stadt". Daraus ergibt sich für ihn die Einschätzung, dass die Freizeitmöglichkeiten vor Ort sowohl durch Defizite als auch durch positive Aspekte geprägt sind:

> *„Also ich würd eher sagen, Borken is ne etwas kleine Stadt, da gibt's nicht so viele Geschäfte, wo man was kaufen kann, aber trotzdem kann hier sehr viel Spaß haben, da man Spielplätze gibt, schöne Wiesen zum Spielen, und da, Schule gibt's ja auch einige zur Auswahl und sons' kann man auch noch bisschen Geschäfte, im Vennhoff shoppen gehn." (Sven, 15, Borken)*

Somit differenziert Sven zwischen unterschiedlichen Bereichen an Freizeitinfrastrukturen und Angeboten. Er argumentiert, dass es zwar Mängel im Bereich der Einkaufsmöglichkeiten gäbe, zugleich aber gute Möglichkeiten vorhanden wären, sich auf Spielplätzen und Wiesen an der frischen Luft zu beschäftigen. Zugleich kommt in diesen gelobten Aspekten eine, bereits weiter oben angesprochene, kindlich-geprägte Sichtweise zum Ausdruck. Auf diese wird weiter unten detaillierter eingegangen. Sven möchte auf jeden Fall gerne weiter in Borken bleiben, wenngleich für ihn nicht die Freizeitangebote, sondern die vor Ort lebenden Familienmitglieder der wichtigste Grund dafür sind.

Bastian, ein anderer Borkener Schüler, empfindet seinen Wohnort als „relativ klein":

> *„Ich würde ihm sagen, dass es eine relativ kleine Stadt is, aber nich zu klein, also man kann hier auch wohl schon was machen, man ja man hat nich jetzt so viele Möglichkeiten in der Stadt irgendwas zu machen, aber, äh, aber man kann schon, man kann sich schon beschäftigten. Wir ham ein Kino, gehn wir öfters mal ins Kino, oder manchmal ins Kino, sagen wir so, spielen Fußball, pff, ähm ja oder, hängen einfach ein bisschen in der Stadt rum." (Bastian, 15, Borken)*

Auch für Bastian sind die Freizeitmöglichkeiten vor Ort somit beschränkt. In der Praxis jedoch würden „wir", also er und seine Clique, genug attraktive Angebote finden, um die Freizeit zu gestalten. In diesem Zusammenhang benennt Bastian bei den Jugendlichen beliebte Einrichtungen, auf die ich weiter unten detaillierter eingehen werde. Bastians Zitat zeigt somit bereits die zwei unterschiedlichen Ebenen, die in den Stadt- und Infrastrukturbewertungen vieler befragter Jugendlicher zum Ausdruck kommen. Zum einen fließen konkrete, persönliche Freizeiterfahrungen und –Wünsche in die Sichtweisen ein. Zum anderen sind es, gewissermaßen aus einer gewissen persönlichen Distanz betrachtete, abstrakte Vorstellungen von einem guten beziehungsweise schlechten Infrastrukturangebot, welche die Perspektiven der Schüler prägen. Mit Blick auf die persönlich relevanten Freizeitangebote überwiegen somit auch bei den in diesem Unterkapitel

betrachteten Jugendlichen die positiven Bewertungen. Gleichwohl gibt es im Sample einige Teilnehmer, deren Bewertungen grundlegend schlechter ausfallen.

Ein langweiliger Ort

Dieser deutlich kleinere Teil der Jugendlichen zeigt sich unzufrieden mit den Freizeitmöglichkeiten in der derzeitigen Wohnumgebung. Für sie ist es zumeist die, von den Anderen so geschätzte, ländliche und abgeschiedene Lage, die dafür ausschlaggebend ist, dass die Untersuchungsstädte als vor allem Eines wahrgenommen werden: als langweilige Orte. So erzählt zum Beispiel Phillip, als er zu Beginn des Interviews gebeten wurde, seine Stadt Coesfeld zu beschreiben:

> *„Ah, ich würd sagen Coesfeld ist, etwas ruhigerer Stadt. Nicht sehr groß. Ähm, ja, mhm, als Jugendlicher, nicht besonders viel, zu machen an Freizeitsachen." (Phillip, 14, Coesfeld)*

Trotz dieser von ihm wahrgenommenen Defizite möchte Phillip tendenziell in Coesfeld wohnen bleiben. Ein Umzug in die Großstadt stellt für ihn keine Alternative dar, da er dort seinen Freundeskreis komplett neu aufbauen müsste. Auch den noch wenig konkreten Plan, gegebenenfalls auszuwandern, stellt der Schüler aus dem gleichen Grund unmittelbar wieder in Frage:

> *„Naja, ich hatte überlegt, irgendwie Ausland?* >Mhm, also dann Auszuwandern*?< Mh ja, ich war am Überlegen, weil, ja, Coesfeld, eher als irgendwelche größeren Städte oder wo ich halt kein kenn oderso,* >Mhm< *wo man erst alles wieder neu aufbaun muss, dat wär auch nich mein Ding* >Ja<*. Da würd ich viel lieber Coesfeld nehm, oder ebend. Ja Auswandern weiß ich auch noch nich, ob ich dat möchte, ich mein, da muss ich mir ja auch wieder alles neu aufbaun." (Phillip,14, Coesfeld)*

Auch für den Borkener Dirk fehlen in seiner Heimatstadt Borken attraktive Freizeitmöglichkeiten:

> *„Mhm, ich würde die ja klein und recht ähm uninteressant beschreiben, aber, es sind nich ganz so viel, und, ja gibts halt nich äh, hier in Borken generell gibts keine guten äh Sachen, die man irgendwie machen kann, sondern halt, wenn man wat machen möchte, dann halt eher in die Richtung von Bocholt, das sind dann halt schon 20, 30 Minuten mit'n Auto zu fahren, ja, sonst is halt recht langweilig (…) diesem, Bauernleben sach ich mal, also auf'n Land so, ja so raus will einfach* >Mhm< *wird zu langweilig." (Dirk, 15, Borken)*

Dirk wählt somit für seine Erzählungen einen ähnlichen Ausgangspunkt, wie die weiter oben zitierten Jugendlichen. Auch er beschreibt seine Stadt als verhältnismäßig klein und ruhig. Jedoch leitet er daraus keine positiven Aspekte für die Freizeitgestaltung vor Ort ab. Vielmehr argumentiert er ähnlich wie Phillip und erläutert, dass dies das Leben vor Ort „uninteressant" und „langweilig" machen würde. Für viele Freizeitaktivitäten wäre es erforderlich, in die nächstgrößere Stadt, Bocholt, zu fahren. Entsprechende Aktivitäten und Mobilitätsmuster vieler Borkener Schüler wurden weiter oben beschrieben und während der Interviews und Go Alongs ersichtlich. Der

Alltag in der eigenen Stadt Borken wird von Dirk mit einem zugespitzten und despektierlichen Unterton als „Bauernleben“ dargestellt und das lokale Umfeld somit implizit als extrem ländlich und auch rückständig kategorisiert. Anders als bei Phillip hat Dirks Unzufriedenheit mit den lokalen Freizeitmöglichkeiten einen direkten Einfluss auf seine Zukunftsorientierungen bezüglich der Wohnortwahl. Der Borkener Befragte kommt zu dem Schluss, dass er „raus“ und seine Zukunft lieber in einem andersartigen, großstädtischen Umfeld verbringen möchte:

> *„Ja auch aber, ich fühl mich mehr so zur Großstadt hingezogen irgendwie* >Ja< *(Borken, TM) is halt zur Abwechslung mal schön mal, aber irgendwann is auch ziemlich langweilig* >Mhm< *immer grün, nich viel los.“ (Dirk, 15, Borken)*

Über persönliche Eindrücke aus großstädtischen Kontexten verfügt Dirk in einem vergleichsweise großen Umfang. Zusammen mit seinen Eltern und Geschwistern unternimmt er regelmäßig Reisen und Ausflüge. Dies steht unter anderem in Zusammenhang damit, dass der Vater als Architekt tätig ist und auch der ältere Bruder plant, Architektur zu studieren. Vor diesem Hintergrund besucht die Familie gerne baulich interessante Orte. München wird darüber hinaus deshalb zum regelmäßigen Reiseziel, weil dort Verwandtschaft wohnhaft ist:

> *„Ähm Hamburg halt so das is auch für mein Vater und mein Bruder wegen halt, auch wegen der Architektur mit der Hafenstadt* >Mhm< *da halt sehr stark interessiert halt in der Städtetour, in München haben wir halt ähm noch Verwandte also unter anderem nen Onkel, die sind halt da, und dann trifft man sich einmal im Jahr wenns klappt auch zweima und, is immer ganz schön.“ (Dirk, 15, Borken)*

Während der Reisen werden Dirks Interessen an architektonischen Aspekten gefestigt und vertieft. Diese Eindrücke prägen zugleich seinen Wunsch, später in einer größeren Stadt zu leben, wie das folgende Zitat zeigt:

> *„Also, was mir auch schon vollkommen ausreicht wär Münster, das is ‘ne super Stadt hat auch viel zu bieten, halt auch die alten Gebäude auch für die Architektur bin ich auch recht viel interessiert daran, und das würd mir schon reichen, aber wenn ich die Möglichkeit hätte nach München zu ziehen, das is auch mit meine Haupt-, meine Lieblingsstadt.* >Mhm< *Oder Hamburg, die beiden, dann wenn ich dann mal ‘ne schöne Wohnung finden würde und wenn dat mit der Ausbildung klappt oder mit dem Beruf alles zusammenpasst, wärs ideal, würde ich da auf jeden Fall hinziehen.“ (Dirk, 15, Borken)*

Neben München und Hamburg wird das näher gelegene Münster als „super Stadt“ und potenzieller Wohnort benannt. Somit wird eine, wenn auch noch abstrakte und nicht auf die unmittelbare Zeit nach dem Schulabschluss bezogene, Zukunftsorientierung erkennbar, die auf großstädtische Wohnorte fokussiert ist. Zugleich spiegelt sich in Dirks Erzählung eine pragmatische und auf den Ausbildungsweg orientierte Perspektive: Der Umzug kommt nur dann in Frage, wenn es „mit der Ausbildung klappt“ und „mit dem Beruf alles zusammenpasst“. So betont der Schüler auch an

anderer Stelle, dass er „auf jeden Fall“ damit rechnet, in Borken zu bleiben, um dort eine Ausbildung zu absolvieren:

> *„Hab ich auch vor, halt die Ausbildung, schonmal ‘ne Ausbildung inner Tasche zu haben, is schonmal wichtig für mich auf jeden Fall, dann auch hier in Borken dann halt machen und dann halt weiterschauen, wie‘s so weitergeht.” (Dirk,15, Borken)*

Auch andere befragte Jugendliche stellen in ihren Erzählungen die Heimatstädte als langweilige Orte dar. Dabei wird auf konkrete Freizeitinfrastrukturen aus den oben im Zusammenhang mit den positiven Bewertungen thematisierten Bereichen Bezug genommen. So erzählt beispielsweise der Borkener Schüler Andreas, weshalb er seinen Wohnort als langweilig empfindet:

> *„In Borken bin ich eigentlich nicht gerne, weil es ist langweilig. Hier gibt es für Jugendliche, für uns, nichts zu machen. Die Stadt ist einfach nur am Abgrund, die ist platt, da gibt es keine Geschäfte, da würde ich lieber noch nach Bocholt fahren, um da in den Saturn zu gehen (...).“ (Andreas, 16, Borken)*

Neben dem Aspekt der aus Sicht des Jugendlichen –abermals im Vergleich mit der Nachbarstadt Bocholt – defizitären Einkaufsmöglichkeiten, werden weitere Mängel im Bereich der Freizeitinfrastrukturen benannt. So sei das Schwimmbad zum einen langweilig, zum anderen unverhältnismäßig teuer:

> *„Wenn wir jetzt nach draußen gehen und was machen wollen, dann wissen wir nicht was wir machen wollen und, ja Schwimmbad ist auch langweilig geworden, da kann man besser nach Dorsten fahren in Atlantis. >*das Erlebnisbad? *< Ja und das ist einfach nur langweilig hier und ich finde das schrecklich.“ (Andreas, 16, Borken)*

Andreas wählt abermals drastische Worte, wenn er die Angebote in Borken nicht nur als „langweilig“, sondern auch als „schrecklich“ bezeichnet. Auch mit Blick auf die Schwimmbäder wird somit der Vergleich zu den Einrichtungen der Nachbarorte, konkret der Stadt Dorsten, hergestellt. Zudem findet ein weiterer wesentlicher Aspekt Eingang in die Argumentation – die aus Sicht des Befragten zu hohen Eintrittspreise:

> *„Ne, Schwimmbad hier in der, schon gar nicht, erstens ist das zu überteuert und zweitens da gibt es nicht genug Bäder. Die Rutsche ist langweilig und da gibt es nur – da haben die eigentlich fast gar keine Attraktionen.“ (Andreas, 16, Borken)*

Auch in diesem Zitat kommt wieder die für Andreas zentrale Kategorie der Langeweile zum Ausdruck. Ähnliche, auf ein langweiliges und zugleich unverhältnismäßig teures Angebot bezogene, Kritikpunkte werden in Bezug auf das örtliche Jugendzentrum hervorgebracht:

„Das Jugendhaus war ja vorher an, ich glaube an , da war das ja noch sehr klein, da war das noch gammliger wie jetzt, >Jetzt ist das umgezogen?< *in der ehemaligen Josefkirche und die haben da alles aufgebaut und, ist nichts, ist nichts für mich, weil das ist einfach nur langweilig da haben die auch nichts, was man da machen kann außer jetzt halt den Kletterturm, das kostet fast 15 Euro für einmal hochklettern,* >Mhm< *und das finde ich auch übertrieben viel Geld* >Mhm<*. Also für einmal hochklettern 15 Euro auszugeben, nee.“ (Andreas,16, Borken)*

Wie ich noch an anderer Stelle der Auswertung, in Kapitel 7, zeigen werde, entwickelt Andreas drastische und negative Bilder von seiner Heimatstadt und auch von bestimmten dort anzutreffenden Personengruppen. Dies trägt dazu bei, dass er gerne später in einer großen Stadt leben möchte. Seine unmittelbare Zukunft plant jedoch auch Andreas in Borken. Dort hat er bereits einen Lehrstelle zugesagt bekommen. Fehlende finanzielle Möglichkeiten während der Ausbildungsphase seien darüber hinaus ein Grund dafür, dass er zunächst einmal plant, dem Wunsch seiner Eltern entsprechend vor Ort zu bleiben. Somit lässt sich auch hier hinsichtlich der Planungen für die nahe Zukunft eine auf die berufliche Ausbildung fokussierte, pragmatische Perspektive herauslesen.

Wie oben Andreas, nimmt auch Moritz aus Olpe Bezug auf das Problem hoher Kosten für Freizeitangebote:

„Also erstmal halt, dass es 'ne Kleinstadt ist und dass man eigentlich nur was machen kann, wenn man Geld hat wirklich, weil das halt nur kinomäßig und so was hier gibt, also an sich eigentlich langweilig, muss ich sagen.“ (Moritz, 16, Olpe)

Somit kritisiert Moritz, dass mit dem Kino lediglich ein kostenpflichtiges Freizeitangebot verfügbar wäre, und ansonsten Langeweile herrsche. Es wird implizit eine Forderung nach weiteren, gratis nutzbaren Jugendangeboten laut. Für die überwiegende Mehrheit der Befragten scheint jener Kostenaspekt allerdings weniger wesentlich zu sein. Sie stören sich vielmehr daran, dass bestimmte Angebote, insbesondere Einkaufsmöglichkeiten, vor Ort nicht in der gewünschten Qualität vorhanden wären. Die in sozio-ökonomisch schwächeren Kontexten ausgeprägte Problematik, dass fehlende finanzielle Möglichkeiten die Nutzung von Freizeitangeboten wesentlich einschränken, scheint für die Teilnehmer – zumindest den Interviews zufolge – eine untergeordnete Relevanz zu haben. Dies lässt auf auseichende monetäre Ressourcen schließen.

Die Darstellung der Heimatstadt als ein langweiliger Ort wird in den Gesprächen nur durch eine Minderheit der Schüler getragen. Die meisten der Jugendlichen rückten in den Interviews die vielfältigen Möglichkeiten in den Vordergrund, die ihnen das lokale Umfeld bei ihrer Freizeitgestaltung eröffnen würde. Während der Go Alongs konnten allerdings ergänzende und auch konträre Eindrücke gewonnen werden, die zumindest darauf hindeuten, dass die zur Verfügung stehenden Angebote letztlich doch von einem größeren Teil der Schüler als zumindest überschaubar bewertet werden. So fiel es zu Beginn der Touren vielen Befragten schwer, interessante oder für ihren Alltag relevante Orte auszumachen, an die sie mich führen könnten. Diese Unklarheiten

wurden oftmals von Äußerungen begleitet, deren Kernaussage sinngemäß lautete, dass es in der Stadt für Fremde wenig Interessantes zu sehen gäbe. In vielen Fällen werden daraufhin lediglich das Stadtzentrum und die dort zu findenden Einkaufsmöglichkeiten als zeigenswert kategorisiert. Dies gibt Hinweise darauf, dass das lokale Umfeld auch hinsichtlich seiner Freizeitangebote als wenig aufregend und einseitig bewertet wird. Zugleich legen die Erkenntnisse zur Alltags- und Freizeitgestaltung der Jugendlichen nahe, dass es für viele von ihnen vermeintlich ‚unspektakuläre' Orte, wie etwa Fußballplätze oder Skaterparks sind, an denen wesentliche Anteile der Freizeit verbracht werden. Somit würden viele der tendenziell den Großstädten vorbehaltenen Angebote von den Jugendlichen auch nicht vermisst.

Die Erzählungen, in denen ein Teil der Schüler seine Heimatstädte als langweilige Orte darstellt, zeigen, dass es teilweise sehr zugespitzte Sichtweisen auf die lokalen Freizeitmöglichkeiten sind, in denen in einem starken Maße der persönliche oder familiäre Habitus der Jugendlichen zum Ausdruck kommt. Dies wurde zum Beispiel in der Erzählung des aus einem Architektenhaushalt stammenden Tim deutlich. Die infrastrukturellen Mängel veranlassen manche dieser Befragten dazu, den Ortswechsel in größere Städte in Erwägung zu ziehen. Gleichwohl werden diese Orientierungen durch pragmatische Überlegungen relativiert, welche dafür sprechen, zunächst eine Ausbildung am Wohnort zu absolvieren.

Im Folgenden werde ich unterschiedliche Funktionen und damit verbundene Arten von Freizeit-Orten und -infrastrukturen betrachten. Dabei werde ich jene Orte und Nutzungen detaillierter analysieren, die in den Erzählungen und im Alltag der Jugendliche eine besondere Rolle spielen. Somit wird zugleich auch implizit deutlich, welche Einrichtungen und Infrastrukturfunktionen, aus der subjektiven Perspektive der Jugendlichen, eine untergeordnete oder keine Bedeutung haben.

5.2.2 Geschäften und Einkaufszentren: Konsum, Zeitvertreib und abstrakte Bewertungen

Blickt man auf die Freizeitgestaltung und Lieblingsbeschäftigungen der von mir befragten Jugendlichen, haben Besuche von Geschäften und Einkaufszentren offensichtlich eine große Bedeutung. Zeit in der Stadt zu verbringen bedeutet für viele, in die dortigen Geschäfte zugehen. Jedoch wird dabei nicht zwangsweise etwas gekauft. Vielfach schauen sich die Schüler lediglich die ausliegenden Waren an. Das Interesse beschränkt sich dabei fast ausschließlich auf die Bereiche Unterhaltungselektronik und Kleidung.

Konsum

Vor diesem Hintergrund beklagen manche Jugendliche den Mangel an ihren Wünschen entsprechenden Einkaufsmöglichkeiten, meist mit Blick auf fehlende Filialen der großen Mode- und Elektroketten. So erzählen zum Beispiel Sven aus Borken und Jörg aus Coesfeld:

„Ja, mir gefällt nich so gut, dass es hier so wenich Geschäfte gibt, wo man was kaufen kann, jetz is ja hier neuer, neuen Telepoint, da würd ich mir noch mehr Technikgeschäfte wünschen." (Sven, 15, Borken)

„Also ich würd sagen Coesfeld ist sehr klein, aber die ham halt alles so Kino und Schwimmbad, aber ähm, ja das die das größte Problem wär halt, dass es sehr klein ist auch von den Läden her und so (...)." (Jörg, 14, Coesfeld)

Wie bereits erwähnt, nutzen einige der Jugendlichen alternativ größere Städte (Münster, Essen, Siegen, Dortmund, Köln, Bocholt) für ihre Einkäufe, fahren dort mit Freunden, aber oftmals auch mit Eltern und der Familie hin. So hebt beispielsweise der oben bereits zitierte Andreas die deutlichen Vorteile des Elektromarkts in Bocholt hervor:

„Nein, dann bin ich lieber in Bocholt und geh da bummeln und kann da in Saturn rein, können wir auch die neusten Spiele- hier wurde ja halt Telepoint jetzt gebaut und den Laden können die sich echt sparen, der ist total schrecklich, die haben da keine guten Angebote, die haben von den PC-Spielen und Computerspielen überhaupt keine große Auswahl und da ist wirklich alles zu überteuert, die hätten sich den Laden sowas von sparen können. >Mmh< *Und da ist Saturn, da gibt es ja sehr viel Auswahl von Spielen und da kann ich mir ja auch mehr aussuchen, da gibt es auch mehr Angebote dadurch." (Andreas, 16, Borken)*

Wie für viele andere Befragte haben Elektromärkte für Andreas deshalb eine hervorgehobene Bedeutung, weil er dort die Ausrüstung für das ihm wichtige Hobby Computerspielen bekommt. Ihr Angebot ist für ihn und andere Jugendliche somit unmittelbar dafür entscheidend, dass er seine Freizeitwünsche verwirklichen kann. Angebotsdefizite rufen folglich Kompensationsstrategien hervor, wie zum Beispiel die Fahrt in weiter entfernte Städte oder den Kauf im Internet. Da diese Einrichtungen für die ‚Versorgung' vieler der Befragten von besonderer Bedeutung sind, prägen sie zugleich auch abstraktere Vorstellungen davon, ob die Stadt ein umfassendes oder eher defizitäres Einkaufsangebot bietet. So nutzt Andreas in seinem obigen Zitat mit „schrecklich" und „überteuert" die gleichen Formulierungen, wie bei den Beschreibungen anderer städtischer Infrastrukturen und zeigt damit, dass sich genereller auf das städtische Angebot und auf einzelne Einrichtungen bezogene Sichtweisen wechselseitig beeinflussen.

Neben dem Bereich der Unterhaltungselektronik sind es Modegeschäfte, die für einen Teil der Befragten attraktive Freizeitorte darstellen. Manche Jugendliche berichten, regelmäßig in den entsprechenden Läden vor Ort zu sein und nach Kleidung zu schauen. Andere wiederum bewerten das lokale Angebot an Geschäften und Kleidermarken als völlig unzureichend und erzählen, dass sie in die größeren Städte der Umgebung fahren müssten, um die für sie ansprechenden Stücke zu finden. Wiederrum Andere hegen, zum Beispiel vor dem Hintergrund eines eher kindlichen Lebensstils, kaum ein Interesse an Mode und entsprechenden Einkäufen. Für sie stellen Modegeschäfte somit auch keine relevanten Freizeitinfrastrukturen dar. So erzählt der Coesfelder Stefan:

„Ich bin eh selten inne Stadt, vielleicht einmal, zwei-, dreimal im Jahr, wenn‘s ma drauf ankommt, wenn ich mal wat brauche, wat ganz wichtich is, sons holts meine Mutter mir, weil wenn die arbeitet da nämlich (…).“ (Stefan, 16, Coesfeld)

Deutlich stärker als bei den Elektrofachmärkten werden mit Blick auf die Modegeschäfte Unterschiede in den Bewertungen der lokalen Nutzungsmöglichkeiten deutlich. Darin spiegeln sich für die Altersgruppe typische Prozesse der sozialen Positionierung und Distinktion. Für einen Teil der Jugendlichen befinden sich die ihren Geschmack entsprechenden Geschäfte in den größeren Städte, zu welchen sie sich folglich hingezogen fühlen. Dies muss jedoch keineswegs mit einer generellen Abneigung gegenüber den Freizeitmöglichkeiten am eigenen Wohnort und einem Wunsch fortzuziehen einhergehen.

Zeitvertreib

Während einem der Coesfelder Go Alongs bekam ich die Gelegenheit, die Jugendlichen in zwei lokale Elektrofachmärkte zu begleiten und einen Einblick in eine weitere Funktion dieser Geschäfte zu erhalten. Einer der beiden Märkte lag auf dem Weg von der Schule zum Bahnhof, am Rande der Innenstadt. Der andere befand sich von der Schule aus gesehen hinter dem Bahnhof, in der Nachbarschaft weiterer großer Märkte, wie zum Beispiel dem an anderer Stelle noch eine wichtige Rolle spielenden Kaufland. Die Schüler betonten, dass sie des Öfteren in diese Geschäfte gingen, erzählten jedoch zugleich, dass die angebotene Produktpallette beschränkt sei, weshalb sie Vieles im Internet bestellen würden. Die Elektromärkte boten ihnen aber offensichtlich die Möglichkeit, unverbindlich Produkte anzuschauen und so einen Zeitvertreib, zum Beispiel für die Spanne zwischen zwei Terminen, zu finden. So gingen die beiden Teilnehmer während unseres gemeinsamen Besuchs zunächst zu dem Regal mit den Mobiltelefonen, schauten sie sich merklich entspannt Handys an und unterhielten sich über die verschiedenen Modelle. Später fragten sie mich, was ich denn für ein Handy hätte und konnten es in der Folge kaum glauben, als ich mein altes Nokia-Modell hervorholte. Obwohl die Verkäuferin mir sagte, dass gleich Mittagspause sei, führten die Beiden mich noch in den hinteren Bereich des Geschäfts, wo die Videospiele zu finden waren und zeigten mir unterwegs die Ecke mit den Apple-Produkten.

Wie in diesem Fall deutlich wird, scheinen die Elektromärkte vielfach kurz und spontan, im Vorbeigehen aufgesucht zu werden, beispielweise auf dem Rückweg von der Schule oder in der Mittagspause. Ähnlich verhält es sich bei anderen Geschäften oder Einkaufspassagen. So erzählt zum Beispiel ein Borkener Jugendlicher wie das lokale Einkaufszentrum quasi beiläufig, beim Schlendern durch die Stadt, aufgesucht wird:

„Ja, wir laufen halt durch die Vennehof, gucken ma bei Taraemid (Modegeschäft, TM) zum Beispiel rein, ob‘s da irgendwas Neues gibt zum Anziehen oder so, ja. Unterhalten uns halt uns wir sitzen da halt manchmal statt auf Bänk- auf die Bänken die da auch stehn. Da unterhalten wir uns halt über Schule und sowas.” (Bastian, 15, Borken)

Einkaufsmöglichkeiten bilden somit aus der Perspektive der Jugendlichen wichtige Infrastrukturen, deren Bedeutung als Aufenthaltsorte von außen betrachtet jedoch dahingehend zu relativieren ist, dass sie eher beiläufig und für einen begrenzten Zeitraum genutzt werden, wenn die Schüler dort „halt durch laufen“. Bei ihren Touren durch die Einkaufszentren, Fußgängerzonen und Geschäfte sind die Jugendlichen teils in Begleitung von Freunden und anderen Jugendlichen, teils auch alleine unterwegs. Wie schon im obigen Zitat von Bastian zum Ausdruck kommt, ist bei dieser Art der Freizeitgestaltung für Manche auch der soziale und kommunikative Aspekt des Zusammenseins in der Gruppe relevant. Dies kann zum Beispiel der Fall sein, wenn die Geschäftsbummel mit Aufenthalten und Gesprächen, zum Beispiel „auf Bänken“, im öffentlichen Raum verbunden werden.

Begegnungen mit anderen Jugendlichen

Darüber hinaus kommt es bei den Touren durch die Geschäfte der Innenstadt immer wieder zu spontanen sozialen Kontakten. Auf den Wegen zu und in den Einkaufspassagen und Geschäften treffen die Befragten auf jugendliche und erwachsene Bekannte, wie unter anderem die diesbezüglichen Erfahrungen während mehrerer Go Alongs gezeigt haben und wie es auch das folgende Zitat eins Olper Jugendlichen widerspiegelt:

> *„Hm, öft-, ja ich bin dann immer in der Stadt, und dann da trifft man an sich immer Leute in unserem Alter oder auch Freunde, und dann hängt man mit denen ab. Man läuft durch die Stadt, man bummelt ‘n bisschen rum, geht in Geschäfte.“ (Peter, 14, Olpe)*

Peters Statement zeigt, dass Bummel durch die Geschäfte mit anderen Aktivitäten, wie dem ‚gemeinsamen Abhängen‘ mit Freunden, verbunden werden. Gegenüber den dabei ebenfalls relevanten und weiter unten fokussierten Orten, wie Parks oder Marktplätzen, handelt es sich bei den Geschäften jedoch weniger um Foci längerer Treffen, wie es die Eindrücke während der Go Alongs und Erzählungen aus den Interviews nahe legen.

Abstrakte Vorstellungen von Lebensqualität

Der bereits weiter oben vorgestellte Stefan aus Coesfeld kommt auf einen ganz anderen Typus von Geschäften zu sprechen, als er danach gefragt wird, wie ihm das Leben am Wohnort gefalle:

> *I: „Insgesamt würdest Du auch sagen, Dir gefällt’s hier?“*
> *„Ja, öhm, und wir wohnen nämlich an zwei Einkaufsmärkte, dat is auch positiv, wenn man ma irgendwo hinfährt, Edeka und Lidl.“*
> *I: „Also in Coesfeld?“*
> *„Ach, direkt neben uns. Also halt, wir wohnen halt anner Reiningsstraße und dann halt öhm links is der Edeka und rechts is der Lidl, also un da is jetz ‘n Aldi dazugekommen, also wir ham eigentlich alle Läden, die man so braucht fürs Überleben.“ (Stefan, 16, Coesfeld)*

Indem Stefan die Ausstattung mit Lebensmittelmärkten in den Vordergrund rückt, hebt er sich mit seiner Erzählung von denen der meisten anderen Befragten ab. Während diese Jugendlichen, wie dargestellt, ihre Bewertungen der Einkaufsmöglichkeiten auf Elektromärkte und Kleidungsgeschäfte fokussieren, spricht er von einem Geschäftstypus, der die alltäglichen Besorgungen dessen, was „man so fürs Überleben braucht“, ermöglicht. Dabei scheint es, dass Stefan weniger auf der Grundlage eines persönlichen Interesses an derartigen Einkäufen, sondern vielmehr auf einer allgemeineren Basis die Versorgungsmöglichkeiten für seine Familie und die Personen seines Wohnumfeldes beschreibt, was unter anderem im mehrfachen Gebrauch der Formulierung „wir“ seinen Ausdruck findet. Somit erfolgt die Beschreibung des städtischen Umfelds an dieser Stelle aus der bereits weiter oben reflektierten, distanzierten und objektivierenden Perspektive. Diese ist für einen Teil der jugendlichen Erzählungen charakteristisch und wird zumeist dann erkennbar, wenn über Bereiche gesprochen wird, die – wie für Stefan das Einkaufen – in den individuellen Alltagspraktiken eine untergeordnete Rolle spielen.

Der Aspekt der Nutzung dieser kommerziellen Infrastrukturen zeigt, wie konkrete Nutzungserfahrungen und abstraktere Vorstellungen gleichermaßen die Sichtweisen der Jugendlichen prägen. Auf der einen Seite wird von konkreten Besuchen, erfüllten und unerfüllten Einkaufswünschen berichtet. Auf der anderen Seite sind es aber auch allgemeinere Sichtweisen, wie jene, dass „wir vor Ort alles haben“ oder konträr dazu die „Stadt am Abgrund“ sei, welche die Erzählungen der Schüler prägen. Es ist zu vermuten, dass dabei generelle Sichtweisen und Einstellungen der Jugendlichen widerspiegelt werden, die auch in anderen Dimensionen der (sozial-)räumlichen Einbindung sichtbar sind. Mit Blick auf die Gruppe der Untersuchungspersonen überwiegen aber sowohl auf der konkreten als auch auf der abstrakten Ebene die positiven Wahrnehmungen guter Angebote. Darüber hinaus wird bereits an dieser Stelle deutlich, dass die infrastrukturellen Nutzungsmuster innerhalb der Gruppe der Befragten deutlich divergieren. Für Manche hat eine bestimmte Art von Geschäften eine besondere Bedeutung, für Andere hingegen ein anderer Typus, für wiederum Andere stellt Einkaufen überhaupt keine relevante Freizeitaktivität dar.

Somit existieren, aus einer raumtheoretischen Perspektive betrachtet, unterschiedliche in den Alltagspraktiken und Wahrnehmungen der verschiedenen Jugendlichen konstituierte Räume nebeneinander, zugleich aber auch einander überlagernd (Löw, 2001). Bestimmte Mikro-Orte, wie zum Beispiel Geschäfte oder Einkaufszentren, sind somit zugleich Foci der Alltagsgestaltung, an denen sich verschiedene Raumkonstitutionen überschneiden. Wenngleich unterschiedliche Typen von Jugendlichen unterschiedliche Geschäfte bevorzugen, finden doch vielfach Begegnungen in den kleinräumigen Strukturen der Innenstadt statt. Somit stellt das die meisten Geschäfte enthaltende Stadtzentrum zugleich einen gemeinsamen Ort verschiedener Nutzergruppen dar.

Fasst man die Funktionen der Geschäfte und Einkaufszentren für die jugendliche Alltagsgestaltung zusammen, zeigt sich, dass diese als Orte des Konsums und des Zeitvertreibs dazu beitragen, die Freizeitansprüche vieler Befragter zu erfüllen oder auch zu enttäuschen. Somit beeinflusst die Bewertung solcher Angebote unmittelbar die individuelle Frage, ob ein Jugendlicher gerne in seiner Heimatstadt wohnt und auch weiterhin dort verbleiben möchte. Mittelbar bieten Besuche

der Geschäfte und Einkaufszentren, trotz der vielfach kurzen Verweildauer, Gelegenheiten für soziale Kontakte; sowohl zu den vielfach vorhandenen Begleitern, als auch zu dort getroffenen Personen (vgl. auch Kapitel 6). Darüber hinaus prägen sie die abstrakteren Sichtweisen der Jugendlichen auf ihre Städte (vgl. auch Kapitel 7).

5.2.3 Fußball- und Bolzplätze: Allgemein beliebter Hobby-Orte und lebendige Treffpunkte

Der Fußballplatz als zweites Zuhause

Gefragt nach dem, was ihnen an ihrer Stadt besonders gefällt, kommen die meisten Jugendlichen auf Sportangebote zu sprechen. Insbesondere Fußball stellt für viele Befragte eine wichtige und absolut positiv konnotierte Freizeitbeschäftigung dar. Ein Teil der Jugendlichen ist in einem der Fußballvereine aktiv, die in den Kernstädten und den sie umgebenden kleineren Ortschaften angesiedelt sind. Allein schon durch mehrmals wöchentlich stattfindende Trainingseinheiten und während der Saison zumeist am Wochenende angesetzte Punkt- und Freundschaftsspiele verbringen diese Schüler einen wesentlichen Teil ihrer Freizeit auf den Fußballplätzen der Region, wie das Beispiel von Michael aus Olpe zeigt:

> *I: „Und wenn Du sagst, Vereine gibt's hier, Du hast ja auch im Kurzfragebogen geschrieben, Du bist im Fußballverein und im Schützenverein,* >Mhm< *sind das dann auch Dinge, die in Deiner Freizeit 'ne große Rolle spielen?"*
> *„Öh, ja eigentlich schon, also Fußballtraining hat man ja auch zwei, dreimal in der Woche und dann die Spiele und äh so geht man dann auch mit Freunden bisschen auf'n Sportplatz, äh, also spielt auch schon 'ne große Rolle eigentlich." (Michael, 15, Olpe)*

An Möglichkeiten dazu, vereinsmäßig Fußball zu spielen mangelt es somit in keiner der Untersuchungsstädte. Bei den meisten fußballbegeisterten Befragten beschränken sich die sportlichen Aktivitäten aber nicht auf das Engagement in den Vereinen, wie ich bereits weiter oben erläutert habe. Fast alle sind zusätzlich oder ausschließlich als Hobbyfußballer auf Bolzplätzen oder auch im Garten aktiv. So ist die Freizeitgestaltung vieler Teilnehmer deutlich auf den Fußballsport fokussiert, was eine entsprechend einseitige Nutzung städtischer Infrastrukturen mit sich bringen kann. So bewertet der Coesfelder Thorsten mit Blick auf seine Freizeitgewohnheiten:

> *„Ja also, eigentlich nur, also was ich hier am meisten nutz, is wahrscheinlich der Fu- Sportplatz. Dann, tjo, ja und dann, wars das eigentlich schon." (Thorsten, 15, Coesfeld)*

Als Spielstätten werden sowohl die Anlagen lokaler Vereine und zu den örtlichen Schulen gehörende Spielfelder als auch alleinig dem Freizeitfußball vorbehaltene Plätze, so genannte ‚Bolzplätze', genutzt. Darüber hinaus berichten einige der Befragten, dass sie auch unmittelbar zu Hause, in ihren Gärten, Fußball spielen würden. Auch für das informelle Fußballspiel scheinen somit ver-

schiedenartige und ausreichende Infrastrukturen gegeben, welche die Jugendlichen ihren Bedürfnissen entsprechend nutzen können. Der in Borken wohnende Sergej berichtete sogar, dass er und seine Freunde in ihrer Freizeit Zugang zu einer örtlichen Sporthalle hätten. Den Schlüssel dort könnten sie sich auf dem örtlichen Polizeirevier abholen. Somit ist es mit Bezug auf das Fußballspiel in der Regel nicht von Nöten, für andere Nutzungen vorgesehene Plätze anzueignen und durch eine alternative Nutzung neu zu definieren. In der Literatur aus dem Bereich der Jugendsozialarbeit (z. B. Deinet, 2011; May, 2006; Reutlinger, 2003; Becker et al., 2003) vielfach thematisierte Konfliktsituationen aufgrund jugendlicher Raumaneignungen und entgegen den Interessen Anderer erfolgter Umnutzungen spielen somit mit Blick auf Fußballflächen eine untergeordnete Rolle. Diese These erläuterte mir der bereits oben erwähnte, für die Stadt Borken tätige Jugendsozialarbeiter, der sich unter anderem im Rahmen statistischer Erhebungen mit dem Freizeitverhalten der Jugendlichen vor Ort beschäftigt.

Treffpunkt mit Freunden und anderen Jugendlichen

Fußball- beziehungsweise Bolzplätze sind nicht nur Sportstätten, sondern zugleich auch Treffpunkte. Dort verabreden sich die Jugendlichen mit Freunden und Bekannten und verbringen mit diesen gemeinsame Freizeit. Darüber hinaus stellen sie einen Generator weiterer sozialer Kontakte dar. So kommen auch ohne vorherige Verabredungen oft Spiele mit oder gegen andere zur gleichen Zeit anwesende Jugendliche zustande, wie der leidenschaftliche Fußballer Sri erläutert (vgl. ausführlicher in Kapitel 6):

> *„Also wenn man zum Beispiel zum Sportplatz hoch geht, da sind dann mehrere Leute und wie gesacht, mit denen versteht man sich ja immer gut und da kann man da doch mit denen mitspieln.“ (Sri, 14, Olpe)*

Einer der Jugendlichen, die regelmäßig mit Sri auf den Sportplatz gehen, ist Peter, der ebenfalls an meiner Studie teilgenommen hat. In seiner Erzählung wird deutlich, dass es für ihn eine sehr regelmäßige Erfahrung ist, auf den Sportplatz zu gehen und dort Jugendliche zu treffen:

> *„Oft geh ich dann halt auch mit dem Sri (Pseudonym des oben Zitierten, TM) auf‘n Sportplatz bolzen dann rum, treffen da noch meistens noch andere, spielen dann zusammen irgendwas. Sowas halt.“ (Peter, 14, Olpe)*

Der Sportplatz ist somit ein Ort, an dem sich verschiedene Jugendliche, die sich teils besser, teils weniger gut kennen, regelmäßig treffen. In Kapitel 6 werde ich die dabei zustande kommenden und gepflegten sozialen Kontakte näher betrachten. Dabei werde ich unter anderem zeigen, dass die Befragten beim Fußball in Austausch mit Jugendlichen von anderen Schulen und aus anderen Altersgruppen treten und sich daraus der Zugang zu bestimmten für die Zukunftsorientierungen relevanten Ressourcen ergibt. Somit kann in diesem Zusammenhang von einer mittelbaren Bedeutung der Fußballplätze für eben jene Zukunftsorientierungen der Jugendlichen gesprochen werden.

Blickt man auf deren unmittelbare Bedeutung, kann zusammenfassend festgehalten werden, dass die Fußballplätze für einen großen Teil der an meiner Studie teilnehmenden Schüler wichtige und äußerst regelmäßig genutzte Freizeiteinrichtungen sind. Die diesbezüglich in den Städten vorhandenen Angebote werden überwiegend positiv bewertet. Somit haben die ausreichend vorhandenen Möglichkeiten Fußball zu spielen in vielen Fällen eine Relevanz dafür, dass die Jugendlichen gerne in ihren Heimatstädten leben und auch dort bleiben möchten. So fasst zum Abschluss dieses Unterkapitels ein Befragter aus Coesfeld in kurzen, aber prägnanten Worten zusammen, welche Aspekte für ihn die Lebensqualität vor Ort ausmachen. Seine Sichtweise, die auch den so zentralen Aspekt der Freunde vor Ort (vgl. Kapitel 7) einbezieht, kann als stellvertretend für viele andere Teilnehmer angesehen werden:

> *„Ja, hier hab ich halt meine ganzen Kumpels, und hier kann man gut Fußball spielen, hier kann man gut seine Freizeit verbringen.“ (Daniel, 15, Coesfeld)*

5.2.4 Skateplätze und Skaterparks: Orte der Freizeitgestaltung und Distinktion einer bestimmten Gruppe

Ein paar der befragten Jugendlichen bezeichnen sich selbst als „Skater“ und gehen entsprechenden Freizeitbeschäftigungen nach. Mit Skatboards oder Inlineskates sind sie vorwiegend auf dafür vorgesehenen Anlagen beziehungsweise Skaterparks, unterwegs. Dort befinden sich Rampen, Schanzen und andere Elemente, die Sprünge und Kunststücke ermöglichen. Solche Parks existieren in allen drei Untersuchungsstädten. In Coesfeld und Olpe befinden sie sich in zentraler Lage, direkt neben den Bahnhöfen, in Borken außerhalb, in einer der kleineren umgebenden Ortschaften.

Rollbrettfamilie – Skaten als Distinktion

Diejenigen Jugendlichen, die als Skater aktiv sind, sind dies zumeist regelmäßig und ausgiebig. Skater zu sein wird von ihnen nicht nur als ein Sport, sondern vielmehr als ein Lebensgefühl betrachtet und dadurch zu einer Grundlage sozialer Distinktion:

> *„Ja, das ist, das ist 'ne enge Freundschaft, das ist einfach, das ist 'ne Art zu leben, also ‚Skater‘ heißt nicht, dass du einfach nur so 'n bisschen Rollen gehst und so. ‚Skater‘ heißt einfach, du hälst dich daran fest, läufst mit den Leuten rum, genießt deine Zeit. So was ist das.“*
> *I: „Ja. Fast wie 'ne Familie, könnte man sagen?”*
> *„Ja klar. Rollbrettfamilie.” (Marco, 14, Olpe)*

Marco bringt in seinem Zitat deutlich und mit der Metapher der „Rollbrettfamilie“ zum Ausdruck, welche vielfältigen Facetten es für ihn umfasst, Skater zu sein: unter anderem Freundschaft, Lebensart, Zeit in der Gruppe zu verbringen. Dabei bietet es einen wesentlichen Anknüpfungspunkt für individuelle Positionierungen und Identifikationen, wenn man sich wie Marco innerlich „daran

festhält“. Diese immense Bedeutung des Skaterparks und der an ihnen lokalisierten Erlebnisse und Begegnungen führt dazu, dass die dortigen Aufenthalte einen wesentlichen Einfluss auf die Zukunftsorientierungen einzelner Personen haben können, wie in Kapitel 7.2.4 noch näher gezeigt wird.

Intensive Nutzung der lokalen Anlagen

Die dort aktiven Jugendlichen setzen sich sehr intensiv mit den Nutzungsmöglichkeiten der Skaterplätze auseinander und vergleichen diese mit den Anlagen an anderen Orten. Sie unternehmen regelmäßig Fahrten zu „Spots“ in anderen Städten, um auf den lokalen Anlagen nicht gegebene Möglichkeiten zu nutzen. Wie bereits im Zusammenhang der Aktionsräume dargestellt, berichtet zum Beispiel der als Inlineskater aktive Tiago von regelmäßigen Fahrten zu einem Skaterpark in die nahe Großstadt Münster. Der bereits in Bezug auf die jugendlichen Aktionsräume vorgestellte Marco aus Olpe unternimmt Reisen in deutsche und europäische Metropolen, um die dortigen Skateboard-Infrastrukturen zu erkunden.

Lokale Foci der Community

Nichtsdestotrotz bilden die Skateparks an den Wohnorten wichtige Bezugspunkte der alltäglichen Freizeitgestaltung. Die befragten Skater sehen sich zusammen mit den anderen in den Skatparks aktiven Jugendlichen als eine eng miteinander verbundene Community. In dieser, mit Blick auf das Alter, den schulischen Hintergrund sowie die ethnische Herkunft heterogenen, Gruppe kennt man sich untereinander und tauscht sich aus, auch wenn nicht zu allen anderen Skatern derart enge Beziehungen bestehen, dass beispielsweise von Freundschaften gesprochen werden könnte. Als Generator sozialer Kontakte hat der Skateplatz somit für die ihn besuchenden Jugendlichen eine herausgehobene Funktion, worauf ich im folgenden Kapitel 6 noch näher eingehen werde.

Die Interviews und Go Alongs geben Hinweise darauf, dass die Skaterplätze in den Untersuchungsstädten überwiegend von männlichen Jugendlichen besucht werden und Mädchen in der Regel nicht unmittelbar Teil der Community sind. Marco schreibt ihnen jedoch auf dem Skateplatz eine ganz bestimmte Rolle zu:

> *„Ja, also Skaten ist eigentlich eher so was für Jungs. Für Männer, würd ich gar nicht mal sagen, also,* >Ja< *je älter man wird, desto weniger kann man, Knochen, das geht ganz schön rein. Aber das ist, nach und nach kommt das halt alles, auch die Frauen, die, gut, die Frauen, die sitzen bei uns eigentlich nur rum und gucken uns hinter her und so. Find ich eigentlich gar nicht mal schlecht.“ (Marco, 14, Olpe)*

Frauen werden hier als Publikum und Bewunderinnen der ihren Knochensport ausübenden Skater gesehen. Diese Sichtweise trägt im Umkehrschluss wiederum zum Selbstbild und zur Distinktion als besondere sportliche Könner bei.

Ausweitung des Skategebiets auf weitere städtische und entferntere Orte

Neben den Aktivitäten auf dem Skateplatz berichtete der Olper Marco davon, auch an öffentlichen Plätzen in der Stadt zu skaten. Dies erläuterte er, als wir während des Go Alongs den Vorplatz der Stadthalle passierten, der sich aufgrund der dort vorfindbaren Treppenstufen und Geländer gut für Kunststücke mit dem Board oder auch mit Inlineskates eignet. Bei den Skatern handelt es sich somit um eine Gruppe, die sich sehr stark über eine spezifische gemeinsame Freizeitaktivität definiert. Diese Aktivität ist eng mit der Präsenz an bestimmten Orten verbunden – in der ersten Linie den Skateanlagen und informellen Spots am Wohnort. Gleichwohl ist es in der Skaterszene üblich, auch weiter entfernte Skateparks zu besuchen, um deren Vorzüge zu nutzen und die dort aktiven Personen zu treffen. Somit bekommen die involvierten Jugendlichen einen Lebensstil vermittelt, der sich nicht auf die Wohnorte und deren nähere Umgebung fokussiert, sondern vergleichsweise regelmäßige Fahrten an entferntere Orte beinhaltet.

Es ist auffällig, dass auch die Zukunftsplanungen der Skater nicht so stark auf einen Verbleib vor Ort fixiert sind, wie jene vieler anderer Befragter und dass sie sich insgesamt sehr aufgeschlossen gegenüber den Lebensbedingungen in entfernteren Regionen geben. Im Gegensatz zu den meisten anderen Befragten hat sich zum Beispiel Marco nicht an seinem Wohnort, sondern in der etwa 30 Kilometer entfernten (kleinen) Großstadt Siegen um einen Ausbildungsplatz beworben und ist somit bereit, längere Pendelwege in Kauf zu nehmen. Fahrten nach Siegen sind ihm dabei schon durch regelmäßige Touren zum dortigen Skaterplatz bekannt. Der bereits vorgestellte Tiago aus Coesfeld möchte, wie ich im weiteren Verlauf der Argumentation noch genauer zeigen werde, später gerne im sozialen Bereich mit Jugendlichen arbeiten. Bezüglich des Wohn- und Arbeitsorts ist er dabei hochgradig flexibel:

> *I: „Würdest dann gern hier vor Ort bleiben oder kannste Dir auch mal vorstellen, ganz woanders hinzugehen?“*
> *„Also ich könnt mir auch vorstelln, ganz woanders hinzugehen. Also, mir wär das eigentlich egal ob ich dann hier arbeiten müsste oder irgendwie weiter weg.“ (Tiago, 15, Coesfeld)*

Dabei gefällt Tiago die Idee, in die USA zu ziehen, da ihn das dortige Leben der Jugendlichen interessiert. Alternativ wäre es für ihn denkbar, in einer Kleinstadt zu leben, die aber zugleich in der Nähe einer Großstadt mit den in ihr verfügbaren Angeboten liegt. Auf meine Frage, ob er, wie von vielen anderen Befragten geäußert, keine Angst hätte, an solch einem entfernten Ort ohne Freunde zu sein, antwortet er wie folgt:

> *„Nee, das is eigentlich egal, zum Beispiel wenn ich auch mal woanders bin also wo ich vor allem noch nich war, dann lern ich recht schnell Leute neue Leute kennen und ich komm auch ganz gut mit denen zurecht.“ (Tiago, 15, Coesfeld)*

Somit sind es für Tiago die in seiner wesentlich durch das Hobby Inlineskaten geprägten Freizeit gemachten alltäglichen Erfahrungen, durch die er bemerkt, dass es ihm nicht schwer fällt, neue

Kontakte zu knüpfen. Eine in diesem Punkt gelassene Zukunftsorientierung kann somit auf die gegenwärtigen Alltagserfahrungen im Kontext der Skater-Community zurückgeführt werden.

Die Bedeutung der Skaterparks für die sie frequentierenden Jugendlichen lässt sich dahingehend zusammenfassen, dass diese Einrichtungen die Foci der wesentlichen Freizeitaktivität sind. Somit sind sie unmittelbar dafür entscheidend, wie diese Personen die Freizeitbedingungen vor Ort wahrnehmen und bewerten. Außerdem konstituieren die gemeinsam in den Skaterparks ausgeübten sportlichen Aktivitäten eine von den Nutzern deutlich als solche wahrgenommene Gemeinschaft. Die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft bildet die Grundlage für Prozesse der symbolischen Abgrenzung und sozialen Positionierung (vgl. ausführlicher in Kapitel 7).

5.2.5 Zentrale Plätze und Stadtparks: Aufenthaltsorte, Treffpunkte, Aneignungen

In der sozialwissenschaftlichen Literatur zu jugendlichen Raumaneignungen wird vielfach die Annahme geprägt, dass die intensive Nutzung und kreative Umdeutung öffentlicher Plätze eine besondere Bedeutung im Zusammenhang jugendlicher Freizeitgestaltungen hätte (z. B. Deinet, 2011; May, 2006; Reutlinger, 2003). So wird zum Beispiel beschrieben, wie Bushaltestellen, Spielplätze oder Parks durch die Raumnutzungen der Jugendlichen neue Bedeutungen zugeschrieben bekommen. Bezüglich einer entsprechenden Alltagsrelevanz derartiger Aufenthaltsorte zeichnet meine Studie ein differenziertes Bild: Für einige Jugendliche ist es tatsächlich eine beliebte Freizeitbeschäftigung, mit Freunden gemeinsam Zeit in öffentlichen Räumen, wie etwa auf dem Marktplatz oder im Stadtpark, zu verbringen. Andere hingegen können diesem Aspekt der Freizeitgestaltung keinen Reiz abgewinnen. Sie distanzieren sich bewusst von derartigen Aktivitäten und stellen diese teilweise im Sinne devianter Verhaltensweisen dar (vgl. ausführlicher Kapitel 7.2.4). Auch jene Jugendlichen, die viel Freizeit in öffentlichen Räumen verbringen, nehmen teilweise genaue Unterscheidungen zwischen konformen und non-konformen Nutzungen öffentlicher Plätze vor und grenzen sich von letzteren ab.

Draußen Zeit mit Freunden verbringen

In den Erzählungen und während der Go Alongs waren es in der jeweiligen Untersuchungsstadt die immer wieder gleichen Plätze, die als Aufenthaltsorte im öffentlichen Raum beschrieben wurden. In Coesfeld zum Beispiel erwiesen sich der Marktplatz und der außerhalb des Stadtgebiets gelegene Coesfelder Berg als entsprechende Foci. In Borken wurden ebenfalls der Marktplatz und darüber hinaus der Stadtpark genannt. In den Erzählungen der Olper Jugendlichen kristallisierten sich der zentral gelegene Kurköllner Platz sowie der daran angrenzende Stadtpark als bedeutende Foci heraus. Diese öffentlichen Plätze werden von den Jugendlichen gemeinsam mit

Freunden und eigentlich nie alleine aufgesucht.[20] Manchmal werden dort auch Freunde und Bekannte – zufällig oder nach Verabredung – getroffen. Die Erzählungen darüber, was denn an diesen Orten genau gemacht wird, spiegeln allerdings unterschiedliche Nutzungsmuster. Einige Jugendliche berichten, dass sie dort lediglich sitzen, über alltägliche Dinge reden und das Leben um sie herum beobachten würden. So zum Beispiel der Borkener Kevin:

> *„Dat, meistens wäre dann immer wieder, dass wir uns am Marktplatz, öhm, is so 'ne kleine Bäckerei, da is noch so 'n Baum davor, und da is so'ne kleine Parkbank, da setzen wir uns ab und zu mal hin, is ganz schön, da sieht man den ganzen Marktplatz immer, wer da alles immer so is, und, öhm, kommt auch immer die Sonne hin, is auch warm da." (Kevin, 14, Borken)*

Die Art und Weise, in der Kevin und seine Freunde den Marktplatz nutzen, erscheint hochgradig konform mit den Normen der Erwachsenengesellschaft: auf der Parkbank sitzen, Leute beobachten und die Sonne genießen. Dies unterscheidet sich grundlegend von den in der Literatur beschriebenen und auch in anderen Interviews thematisierten jugendlichen Nutzungen, die zu den Normen vieler Erwachsener in Widerspruch stehen. Darüber hinaus bringt dieses Zitat zum Ausdruck, dass Kevin es schätzt, in der Stadt zu sein und die dort anzutreffenden Menschen zu beobachten. Somit zeigt sich ein generelles Interesse am städtischen Umfeld, das in vielen Interviews und Go Alongs zum Ausdruck kommt.

Möglichkeit, einen großen und heterogenen Kreises Jugendlicher zu treffen

Manche Jugendliche genießen es, nachmittags oder abends an öffentlichen Plätzen eine große Zahl an Freunden und Bekannten zu treffen. Insbesondere mit Blick auf den Kurköllner Platz in Olpe und den Stadtpark in Borken berichten Befragte über das Zusammenkommen vieler Jugendlicher. So erzählt zum Beispiel Peter aus Olpe, dass dort an Wochenendabenden Jugendliche aus der ganzen Region zusammenkommen würden:

> I: *„Und gibts dann so typische Orte, wo man sich da dann mit andern Jugendlichen trifft?"*
> *„Ja. Besonders am Kurköllner Platz und oben an der Kirche an der Stadtmauer."*
> *I: „Mhm. Da sind so richtich viele?"*
> *„Mhm. Am Wochenende vor allem."*
> *I: „Ja. Dann auch welche von andern Schulen?"*
> *„Mhm. Auch von, von Wenden kommen da welche, oder von Attendorn. Das is schon krass an sich."*

[20] Eine Ausnahme bildet ein Borkener Jugendlicher, der den Stadtpark schätzt, weil er dort allein sein kann: „Ja das man halt so auf Plätze fä=ja, das man halt, äh seine Ruhe hat, wo man halt nich so viel überall los was is und so, das man allein sein kann so."
I: „Mh, machste das dann auch manchmal, dass Du einfach allein draußen bist?"
„Ja manchmal."
I: „Was sind das dann für Plätze, wo du da hingehst?"
„Ja zum Beispiel in Park oder so." (Frank, 15, Borken)

I: „Ja. Und was wird da so gemacht?"
„Ich weiß auch gar nich, was daran so besonders is. Das is einfach, man fühlt sich wohl mit den Leuten, man man geht dann da rum, man unterhält sich mit den Leuten, weil man die vielleicht in der Woche nich äh unbedingt sieht. Was macht man da großes? An sich nichts Besonderes. man man plant vielleicht schonmal was für den nächsten Tag. Sowas." (Peter, 14, Olpe)

Für Peter bietet der Kurköllner Platz somit die Gelegenheit, viele Bekannte auf einmal zu treffen, was in anderen Alltagssituationen eher schwierig ist. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass dort Personen von anderen Schulen und aus verschiedenen Orten und Ortsteilen anwesend sind. Peter schätzt die Situation in dieser großen Gruppe und erzählt, dass er sich in ihr wohl fühlt. Die Attraktivität des Freizeitortes ist somit wesentlich dadurch bedingt, dass es dort auf so unkomplizierte Weise möglich ist, über die engere Clique hinaus, ganz verschiedene Personen zu treffen. Wie ich in Kapitel 6 zeigen werde, bietet dies für einige Befragten eine regelmäßige Gelegenheit, um mit einem breiten Personenkreis über Alltags- und Zukunftsthemen zu sprechen.

Kritische Auseinandersetzung mit nonkonformen Nutzungen

Viele Befragte grenzen sich, oftmals sehr explizit, von jenen Jugendlichen ab, die an zentralen öffentlichen Plätzen non-konformen Aktivitäten nachgehen, wie etwa Alkohol trinken oder Zigaretten rauchen. Derartige Verhaltensweisen werden als deviant kategorisiert und mit Blick auf die eigene Freizeitgestaltung kategorisch ausgeschlossen. So berichtet beispielsweise Peter aus Olpe, dass er in der Stadt Bier trinkende Jugendliche gesehen hätte:

„Ja ne in der Stadt, ja hab ich zwar auch schon erlebt, dass da, aber ich denk ma, das machen die allein für ihren Ruf, würden die da jetzt nich unbedingt mit 'ner Flasche Bier rumlaufen, weil sowas kommt ja nich grade gut an. Zumindest bei mir nich." (Peter, 14, Olpe)

Wie dieses und auch andere Interviews zeigen, werden Alkohol- und Zigarettenkonsum auf den öffentlichen Plätzen vor allem deshalb abgelehnt, weil sie vor den Augen Anderer, insbesondere Erwachsener, geschehen. Somit sprechen die Jugendlichen von einem Schamgefühl, das in Zusammenhang mit dem öffentlichen Charakter des Settings steht. Zugleich zeigt sich, dass die Befragten offenbar eine funktionierende soziale Kontrolle – seitens der erwachsenen Stadtbevölkerung – wahrnehmen, die allgemein, aber insbesondere mit Blick auf die öffentliche Räume der Innenstadt, besteht (vgl. hierzu ausführlicher Kap. 7). Diese Schüler entwickeln folglich eine Sichtweise, wie sie häufig von Erwachsenen hervorgebracht wird und in einer oftmals generalisierenden Kritik gegenüber dem Verhalten Jugendlicher mündet. Teilnehmer, die sich dieser Gruppe zuordnen lassen, nutzen die angesprochenen Orte zumeist tagsüber. Jene ‚anderen', von ihnen teilweise kritisierten, Jugendlichen kommen hingegen zumeist abends an den genannten öffentlichen Plätzen zusammen.

Somit kommt in den an dieser Stelle divergierenden Erzählungen ein typisches Charakteristikum der Untersuchungsgruppe zum Ausdruck: während einige Befragte in ihren Alltagspraktiken und Denkmustern noch eher kindliche Züge aufweisen, werden bei anderen für die Pubertät typische

Züge ersichtlich. Dies spiegelt sich sehr deutlich darin wider, dass es für manche der Jugendlichen bereits ein Thema ist, Alkohol und Zigaretten zu konsumieren, während dies anderen völlig fremd erscheint. Damit einher gehen in einigen Fällen Sympathien oder auch Abneigungen gegenüber einem bestimmten Modus des ‚Abhängens' im öffentlichen Raum. Vor diesem Hintergrund ließe sich argumentieren, dass für ein „raumstrukturiertes Heranwachsen" typische Muster der Alltagsgestaltung nicht im Sinne einer statischen Betrachtung für den einen Jugendlichen zutreffend erscheinen und für den anderen überhaupt nicht. Vielmehr ist es zielführend, von verschiedenen individuell unterschiedlich ausgeprägten und versetzt eintretenden Entwicklungsphasen auszugehen, die mit bestimmten Alltagsgestaltungen und Aktionsräumen einhergehen. Anzufügen bleibt an dieser Stelle, dass sich einige der Befragten in den Interviews vermutlich angepasster an die Normen der Erwachsenengesellschaft dargestellt haben, als sie dies in ihren alltäglichen Praktiken tatsächlich sind. So zeigte sich beispielsweise im Rahmen der Go Alongs, dass manche Jugendlichen offen über persönliche Erfahrungen mit dem Konsum von Alkohol sprachen, auf die sie zuvor in den Interviews nicht eingegangen sind.

Zusammenfassend zeigt sich, dass zentrale Plätze und Stadtparks von einem Teil der Jugendlichen als Freizeitinfrastrukturen deutlich geschätzt werden: um Zeit im kleinen Kreis guter Freunde zu verbringen oder auch, um sich mit einer großen Gruppe Jugendlicher zu treffen; um nachmittags oder auch abends zusammenzukommen. Diese öffentlichen Plätze haben somit für manche Befragte eine wichtige Funktion als Foci von Gesprächssituationen und dem damit verbundenem inhaltlichen Austausch (vgl. ausführlicher in Kapitel 6). Darüber hinaus bieten die öffentlich zugänglichen Plätze und Parks den Teilnehmern Gelegenheiten, die Verhaltensweisen anderer (jugendlicher) Personen wahrzunehmen und sich in Relation zu diesen symbolisch zu positionieren (vgl. ausführlicher in Kapitel 7).

5.2.6 Hinter Zäunen und Mauern – die Bedeutung versteckter Orte

Die Lage der bislang genannten Plätze und die beschriebenen, auf sie bezogenen Mechanismen der sozialen Kontrolle legen es nahe, dass die Jugendlichen sich in ihrer draußen verbrachten Freizeit überwiegend an für alle gut sichtbaren Orten im öffentlichen Raum aufhalten. Gleichwohl spielen auch ‚versteckte', für Andere nicht ohne weiteres einsehbare Orte beziehungsweise Rückzugsräume eine Rolle bei der Freizeitgestaltung (vgl. dazu auch: Gohde-Ahrens, 1998)[21].

Selbst aufgesuchte versteckte Orte

Ein solcher Platz, an dem die Jugendlichen durch Andere ungestört für sich sein können, ist zum Beispiel der bereits weiter oben thematisierte Coesfelder Berg. Auch der Borkener Stadtpark

[21] Eine an dieser Stelle relevante konzeptionelle Überlegung stellt Merkens (2001) an, indem er mit Blick auf die Freizeitorte Jugendlicher und angelehnt an Gohde-Ahrens (1998) zwischen „Öffentlichkeitsträumen" und „Rückzugsräumen" unterscheidet. In ersteren agierten die Jugendlichen sichtbar, unter anderem auch für Erwachsene. In letzteren hingegen seien sie unbeobachtet, wodurch bestimmte Aktivitäten erst ermöglicht würden.

kann hier genannt werden, wie die Erzählung des aus einer russischen Spätaussiedlerfamilie stammenden Sergejs verdeutlicht:

> *„Wenn wir dann saufen gehen, dann gehen wir entweder setzen wir uns in Park hin oder hinter abgegrenzte Zäune, wo kein Mensch was sieht.* >Mhm< *Dann setzen wir uns dahin und dann saufen wir uns da voll und dann, nach Hause (lacht).“ (Sergej, 15, Borken)*

Sergej schildert in zugespitzten Formulierungen, wie er eine von außen schwer einsehbare Stelle dazu nutzt, um mit seiner Clique exzessiv Alkohol zu trinken. Dies erfolgt der Darstellung zufolge als Selbstzweck, da von keinen weiteren oder folgenden Aktivitäten erzählt wird und es nach dem Trinken „nach Hause“ geht. Die flapsige und von einem Lachen begleitete Darstellung Sergejs zeigt, dass er sich zum Zeitpunkt des Interviews keineswegs von derartigen Verhaltensweisen distanziert, sondern vielmehr seine Außendarstellung über gerade diese inszeniert. Somit unterscheidet sich seine Positionierung zum (übermäßigen) Konsum von Alkoholika grundsätzlich gegenüber den Sichtweisen anderer Befragter, die sich vehement von derartigen, aus ihrer Sicht devianten Verhaltensweisen abgrenzen. Wie ich noch an verschiedenen Stellen meiner Argumentation zeigen werde, weist Sergej mit seinen Freizeitgestaltungen und Sichtweisen deutliche Unterschiede zu vielen anderen Studienteilnehmern auf. Dabei kommt insbesondere das Selbstbild des deviant Handelnden zum Ausdruck. In dieses Bild passt auch, dass die hier beschriebene Nutzung versteckter Orte für viele Befragte ein typisches Verhaltensmuster jener ‚anderen‘ Jugendlichen ist, von denen sie selbst sich aber distanzieren.

Von anderen aufgesuchte versteckte Orte

Sprechen die Jugendlichen über versteckte Orte, werden nicht nur die selbst genutzten Plätze, sondern auch die von ‚Anderen‘ aufgesuchten Foci genannt. In diesem Zusammenhang sprechen zum Beispiel Olper Jugendliche von dem Platz hinter der Kirchenmauer oder der „Bierbank“ hinter dem Kaufland-Einkaufszentrum. Somit spiegeln sich auch in diesen Erzählungen Prozesse der Distinktion und der symbolischen Abgrenzung (vgl. ausführlicher in Kapitel 7.2).

Während eines der in Olpe durchgeführten „Go Alongs“ begann ein Teilnehmer von den von ihm so bezeichneten „Stadtchillern“ zu erzählen. Den Begriff hätte er vor einiger Zeit erfunden, um jene Jugendliche aus der Kernstadt, aber auch aus dem Umland zu charakterisieren, die viel Zeit in der Innenstadt verbringen würden. Er selbst zählte sich explizit nicht zu dieser Gruppe hinzu. Als Treffpunkt jener Stadtchiller zeigt er mir mehrere versteckte Ecken auf dem Gelände der unmittelbar oberhalb des Kurköllner Platzes gelegenen Kirche St. Martinus. Dort, ein wenig versteckt hinter den vereinzelt mit Graffitis besprühten Mauern des Kirchengeländes, würden die Jugendlichen nach Auskunft des Schülers Alkohol trinken und Drogen nehmen.

Der Blick auf die Treffpunkte im öffentlichen Raum und ihre Nutzung durch die verschiedenen Jugendlichen zeigt, dass deutliche Unterschiede hinsichtlich der persönlichen Relevanz dieser Orte feststellbar sind. Während ein Teil der Schüler in einem größeren Ausmaß Zeit auf öffentlichen Plätzen oder in Parks verbringt, sind derartige Nutzungen bei anderen Jugendlichen über-

haupt nicht zu beobachten. Nur von einem vermutlich kleineren Teil der Befragten werden versteckte Orte genutzt, um von den Erwachsenen nicht gerne gesehene Verhaltensweisen, wie etwa das Trinken von Alkohol, zu praktizieren. Viele der übrigen Teilnehmer distanzierten sich von diesen Verhaltensweisen und somit auch von den an bestimmten Orten anzutreffenden Jugendlichen.

In anderen, zumeist größeren Städten durchgeführte Studien zeichnen oftmals ein Bild von den jeweils spezifischen Orten einzelner Gruppen von Jugendlichen in den öffentlichen Räumen der Stadt. Ein derartiger Eindruck spiegelt sich in meiner Untersuchung weniger. Lediglich die Skater ließen sich auf den oben beschriebenen Anlagen ansiedeln. Auffällig ist hingegen, dass immer wieder Orte benannt werden, an denen sich jene ‚Anderen' treffen, die aus Sicht vieler Befragten durch deviantes Verhalten wie Rauchen oder Alkohol trinken auffallen würden. Auf diese Zuschreibungen werde ich in Kapitel 7 detaillierter eingehen. Die Rolle, welche die versteckten Orte für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen spielen, ist somit tendenziell eine mittelbare. Während die Nutzung dieser Orte weniger im unmittelbaren Zusammenhang mit den Bewertungen der Freizeitmöglichkeiten vor Ort steht, so haben sie doch eine wichtige Bedeutung für die Entwicklung jener Perspektiven, aus denen viele Befragte ihr lokales Umfeld wahrnehmen und bewerten.

5.2.7 Kneipen und Diskotheken: Orte zum Ausgehen und Feiern

Zum Zeitpunkt, als ich meine Untersuchung durchführte, waren abendliche Besuche in Diskotheken und Kneipen für die meisten Befragten kein oder noch kein wesentlicher Aspekt der Freizeitgestaltung. Dies lässt sich zunächst auf einen ganz pragmatischen Aspekt zurückführen – den durch Altersbeschränkungen regulierten Zugang. Viele Kneipen und Diskotheken dürfen auf der Grundlage des Jugendschutzgesetzes erst ab dem 16. oder 18. Lebensjahr besucht werden. So erzählt Thorsten, ein grundsätzlich an Diskobesuchen interessierter Coesfelder Jugendlicher:

> *I: „Und gibs so Orte in der Stadt, wo Du sagen würdest, da würdst Du gerne öfter mal hingehen, aber, ist irgendwie schwierig, weil Du da nicht reinkommst?"*
> *„Ähm, ja vielleicht ne Diskothek oder so,* >Mhm< *in Coesfeld. Die ist halt erst ab 18, oder manchmal auch ab 16. Ha, das is halt, ja is halt bisschen schwieriger da rein zu kommen." (Thorsten, 15, Coesfeld)*

Darüber hinaus wird während der Interviews und Go Alongs auf das eingeschränkte lokale Angebot an Diskotheken verwiesen, das diese Art der Freizeitgestaltung wenig attraktiv machen würde. Einige Befragte erklären, dass man in die umliegenden größeren Städte, zumeist ins Ruhrgebiet, fahren müsse, um bessere Möglichkeiten nutzen zu können. Manche haben, wie bereits oben angedeutet, die Gelegenheit, mit älteren Freunden, Bekannten oder Geschwistern auch abends an diese entfernteren Orte zu gelangen. Vereinzelt argumentieren die Befragten, dass die besseren Ausgehangebote für sie ein Grund wäre, später einmal in einer größeren Stadt leben zu

wollen. Während des gemeinsamen Go Alongs zum Beispiel begeistern sich die drei Borkener Teilnehmer – unter ihnen auch der bereits ausführlicher vorgestellte Dirk – gemeinsam für die Idee, möglichst bald in die Großstadt zu ziehen. Dabei spielt das im Vergleich mit dem eigenen Wohnort attraktivere Nachtleben eine wesentliche Rolle. Einer der Teilnehmer, der das entsprechende Gespräch während der gemeinsamen Tour wesentlich prägt, erzählt zudem, dass er bereits gegenwärtig zumeist in die benachbarten Städte Bocholt und Oberhausen führe, um dort abends zu feiern. Auch andere Gruppenmitglieder gehörten zu jenen Jugendlichen, die bereits in Kneipen oder Diskotheken ausgehen.

Neben den bestehenden Altersbeschränkungen und den für Viele wenig attraktiven Angeboten vor Ort scheint es aber vor allem eine Frage der Jugendphase in ihrem zeitlichen Verlauf zu sein, weshalb für die meisten Jugendlichen Ausgehinfrastrukturen kaum Relevanz haben, für einige wenige hingegen schon. Die Freizeitgestaltung vieler Befragter wies, wie bereits dargelegt, zum Untersuchungszeitraum noch eher vorpubertäre Muster und damit verbundene Aktivitäten auf. So war es in vielen Fällen zwar bereits üblich, sich auch abends mit Freunden zu Hause zu treffen, nicht aber, zusammen in der Stadt auszugehen. Für wenige Teilnehmer hingegen war es bereits gewöhnlich, die Abende in Kneipen oder Diskotheken zu verbringen. Ein Olper Schüler fasst seine Einstellung gegenüber dem Ausgehen in der Stadt zusammen und nimmt dabei mehrere der hier beschriebenen Aspekte auf:

> *„Nee, ich bin halt nich so der, der in, ähm in die Stadt geht,* >Mhm< *so oft. Eher lieber so mit Freunden, irgendwo bei denen oder, mal 'ne Feier machen oder irgendwie sowas.* >Ja< *Aber später auch Disco, aber jetzt kann ich noch nich, (...). Jaja, die andern könn alle Disco gehn, ich nich." (Victor, 15, Olpe)*

Im Rahmen der Netzwerkanalyse wurde standardisiert erfasst, mit welchen Personen die Jugendlichen bestimmte Freizeitaktivitäten erleben. Dabei zeigte sich, dass abendliche Besuche in Kneipen oder Diskotheken in der Regel mit einer Gruppe besserer Freunde unternommen werden. Diese Unternehmungen werden jedoch nur in wenigen Gesprächen von den Befragten ausführlicher thematisiert. Die abendlichen Ausgehangebote haben nur für einen kleinen Teil der Studienteilnehmer eine unmittelbare Funktion, da sie für die meisten von ihnen (noch) keine attraktiven Freizeitmöglichkeiten darstellen. Insgesamt wird das diesbezügliche Angebot in Borken, Coesfeld und Olpe als limitiert bewertet, was unter anderem darin zum Ausdruck kommt, dass viele Diskobesuche an weiter entfernten Orten geschehen. Für einige Jugendliche sind die eingeschränkten Ausgehmöglichkeiten ein Grund dafür, dass sie mittelfristig den Umzug in eine größere Stadt in Erwägung ziehen. Somit handelt es sich um einen unmittelbar in die Zukunftsorientierungen dieser Personen einfließenden Faktor.

5.2.8 Spezifische Infrastrukturen migrantischer Gruppen: Religion, Freizeit, Treffpunkte

Das meiner Studie zugrunde liegende Sample beinhaltet Jugendliche mit ganz unterschiedlichen ethnischen Hintergründen. Bei 16 der 39 der Befragten wurde mindestens ein Elternteil nicht in Deutschland geboren, einige sind sogar selbst im Ausland zur Welt gekommen. Wie im weiteren Verlauf der Argumentation (Kapitel 6) noch gezeigt werden wird, verfügt nur ein kleiner Teil dieser Jugendlichen über derart verstärkte Kontakte zu Personen derselben Herkunftsregion, dass sich von einer persönlichen Einbindung in eine ethnische Community (z. B. Ceylan, 2006) sprechen ließe. Die meisten dieser Befragten sind hingegen in ethnisch gemischten Freundschaftsnetzwerken eingebunden. Dementsprechend sind auch die infrastrukturellen Nutzungen zumeist auf Einrichtungen bezogen, die gleichermaßen von Jugendlichen und Erwachsenen mit und ohne Migrationshintergrund genutzt werden. Gleichwohl zeigte sich in einigen Gesprächen, dass die Befragten regelmäßig Zeit an Orten verbringen, die stark durch die Mitglieder einer bestimmten allochthonen ethnischen oder auch religiösen Gemeinschaft geprägt sind.

Serkan, ein Olper Jugendlicher, dessen Eltern in der Türkei geboren wurden, erzählt beispielsweise, dass er mit seiner Familie regelmäßig die lokale Moschee besuchen würde. Dort hätten seine Eltern und auch er regelmäßige und intensive Kontakte zu anderen Personen mit türkischem Migrationshintergrund geknüpft, aus denen mit der Zeit Freundschaften geworden wären:

> *„Ja wir ham ja hier ‘ne Moschee, und da, da sind wir halt öfter. Und da redet man halt und lernt sich kennen. Ja und nach ‘ner Zeit da sind man da is man halt gut befreundet.“ (Serkan, 15, Olpe)*

Serkan erlebt die Moschee dabei nicht nur als einen Ort des religiösen Lebens und als eine Möglichkeit, soziale Kontakte aufrecht zu erhalten, sondern auch als einen speziell für Jugendliche attraktiven Freizeitort:

> *„Ja. Wir ham da halt auch ‘nen Jugendlichenraum, da is ‘n Kicker, da is ‘n Billardtisch, son Dart, ja, da können halt die Jugendlichen auch hin.“ (Serkan, 15, Olpe)*

Das beschriebene Angebot gleicht jenem eines Jugendhauses oder Jugendclubs und setzt somit unmittelbar bei den Freizeitinteressen der Altersgruppe an. Dass Serkan an dieser Stelle seiner Erzählung auf die „Wir-Form“ zurückgreift, zeigt, dass er sich in der Moschee und unter dort anzutreffenden Menschen zugehörig fühlt und sich als ein Teil der dortigen Gemeinde versteht.

Während die Anteile der türkischstämmigen Bewohner in den drei Untersuchungsstädten vergleichsweise groß sind, gehören andere Jugendliche zahlenmäßig weitaus kleineren ethnischen Gruppen an. Nichtsdestotrotz zeigen sich auch in diesen Fällen vereinzelt intensive Nutzungen spezifischer Infrastrukturen. So lässt sich zum Beispiel Milad aus Borken betrachten, dessen Eltern aus Syrien stammen und dort der christlichen Minderheit angehörten. Seit mittlerweile eini-

gen Jahren lebt die Familie nun in Nordrhein-Westfalen, zusammen mit zahleichen Verwandten. Auch in Deutschland verfügen sie über die Möglichkeit, regelmäßige Kontakte zu Landsleuten zu halten. So erzählt Milad, dass immer wieder große Feste innerhalb der ethnischen Community gefeiert würden:

> *„Ja die also die meisten Syrer, die jetzt hier in Borken sind, die kommen alle von einem Dorf. Also nicht Syrer, Assyrer eigentlich heißen wir. Weil die Syrer sind jetzt die jetzt die syrischen Moslems, und wir sind die syrischen Christen so-* >Aha < *sozusagen, ja. Und die kennen sich halt alle von Dorf und Festen, die dort immer warn und wir gehn, machen halt alles zusammen. Ostern gehn wir zusammen alle in der Kirche, alle die aus Borken kommen, und aus Frehden und Heiden und überall halt. Äh ja und wenn manchmal ab und zu ne Feier gibts, zum Beispiel jetzt wie Ostern, gibts irgendwo ne Feier, ich glaub in Holland, da treffen die sich dann auch wieder. Manchmal gehn wir zusammen grilln. Erster Mai feiern wir immer zusammen.“ (Milad, 16, Borken)*

Milad beschreibt somit gemeinsame und regelmäßige Aktivitäten seiner Community und daraus hervorgehende infrastrukturelle Nutzungen. Dabei zeigt sich, dass die Mitglieder nicht nur aus Borken direkt, sondern auch aus dem Umland zu den gemeinsamen Festen kommen. Manchmal finden Treffen an noch entfernteren Orte, wie zum Beispiel in Holland, statt. Dies deutet darauf hin, dass die zahlenmäßig vergleichsweise kleine Community sich über einem größeren geographischen Rahmen erstreckt und an geographisch dispersen Foci zusammenkommt.

So gibt es in Borken und Umland für die beschriebenen Feste keine eigene und spezifische infrastrukturelle Einrichtung. Die Aktiven behelfen sich jedoch dadurch, sakrale Räumlichkeiten temporär anzumieten:

> *„Ja, also ähm wir, äh wir mieten eigentlich immer die Kirche, die wie heißt sie nochma? Die in der Stadt is, gegenüber von Charlys Brotkorb.“ (Milad, 16, Borken)*

Jedoch bestehen in der Community Pläne, sich anstelle dieser temporären Nutzungen ‚fremder' Infrastrukturen einen dauerhaften ‚eigenen' Ort zu schaffen. So plane die Gemeinschaft, eine eigene Kirche zu kaufen, wie Milad im weiteren Verlauf des Gesprächs erläutert:

> *„Ja, aber jetzt wollten wir eine kaufen, die is in Burlo, und draußen wollten halt alle, die die nich so mit gekauft ham, sollten dann ähm wär dann son Schild und da wär eingraviert die Namen, die Nachnamen von der ganzen Familien. Dann wollten das manche nicht mitmachen, dann ham welche gesacht ja der Name gefällt mir nich und alles und deswegen alles durcheinander bis jetzt, und die regeln das halt noch.“ (Milad, 16, Borken)*

Jene Geschichte über das die eingravierten Namen tragende Schild und die an der Finanzierung beteiligten Familien zeigt, dass innerhalb der Community offenbar ein großes Engagement und ein damit verbundener Stolz bezüglich der Entwicklung eigener Infrastrukturen existieren. Auch

Milad spricht mehrfach wie selbstverständlich davon, dass „wir“ eine Kirche mieten beziehungsweise kaufen und zeigt damit deutlich, dass auch er sich als Teil der entsprechenden Gemeinschaft sieht. Von ähnlichen Aktivitäten seiner aus Russland und Kasachstan stammenden Verwandtschaft berichtet auch der Olper Victor. Er erzählt ebenfalls von großen Festivitäten in angemieteten Räumlichkeiten, konkret davon, dass in seiner Familie Geburtstage in Hallen gefeiert werden, da so viele Mitglieder in der näheren deutschen und niederländischen Umgebung wohnhaft seien.

Im Vorfeld meiner Studie habe ich darüber hinaus vermutet, dass sich auch bei einer Reihe alltäglicher infrastruktureller Nutzungen zeigen könnte, wie sich an bestimmten Orten – wie etwa Cafés, Bolzplätzen oder Plätzen in der Einkaufsstraße –, vornehmlich Jugendliche mit einem bestimmten ethnischen Hintergrund aufhalten. Die Existenz derartiger Muster wurde durch das empirische Material jedoch nicht nahegelegt. Lediglich als es darum ging, ‚Orte anderer Jugendlicher‘ zu benennen, wurden von den Befragten einige Treffpunkte, wie zum Beispiel der Olper „Bierbaum“ (ausführlicher in Kapitel 7.2.4) gleichermaßen mit dem Beobachten abweichender Verhaltensweisen und der überwiegenden Präsenz bestimmter Migrantengruppen in Verbindung gebracht.

Die Erzählungen bezüglich der Bedeutung und Nutzung eigenethnischer infrastruktureller Einrichtungen zeigen, dass diese nur für einige der Befragten mit Migrationshintergrund eine alltägliche Relevanz haben. Darüber hinaus werden entsprechende Einrichtungen in der Freizeit nicht in derselben Intensität wie etwa Fußballplätze oder Skaterparks aufgesucht. Folglich ließen sich in meinen Daten wenige Hinweise auf eine unmittelbare Bedeutung als Freizeitinfrastrukturen finden. Gleichwohl spiegeln die Aussagen der oben zitierten Jugendlichen eine große Bedeutung der sich dort ereignenden sozialen Kontakte und der ethnischen Community als solcher. Mittelbar stellen diese Einrichtungen somit eine wichtige Einflussgröße auf jene Zusammenhänge dar, in denen die Stadt für diese Jugendlichen, als ein Generator sozialer Kontakte (vgl. Kapitel 6) oder als eine Bezugsgröße subjektiver Wahrnehmungen, Relevanz entfaltet (vgl. Kapitel 7).

5.2.9 Die Freizeitinfrastrukturen der Jugendlichen – Vergleich mit der Großstadt

Hans Merkens (2001) nimmt in seiner Studie Berliner Jugendliche in den Blick und analysiert, welche Orte für deren Freizeitgestaltung von Bedeutung sind. Auch wenn die Erhebung schon einige Jahre zurückliegt und mithilfe quantitativer Verfahren durchgeführt wurde, bietet sie doch eine wichtige Vergleichsfolie, um Erkenntnisse aus der vorliegenden Studie in einem großstädtischen Kontext gewonnenen Ergebnissen gegenüberzustellen. In an mehreren Schulen verteilten standardisierten Fragebögen waren überwiegend 14-jährige weibliche und männliche Jugendliche von Merkens dazu aufgefordert, über ihre Freizeitaktivitäten, die dafür aufgesuchten Orte sowie die dabei präsenten Personen zu berichten. Die Ergebnisse der Berliner Studie zeigen, dass zum einen Einkaufszentren und zum anderen die Wohnungen von Freunden beliebte Freizeitorte

darstellen. Weniger gefragt sind hingegen Straßen und Plätze, als Treffpunkte im öffentlichen Raum. Danach folgen Cafés und Diskotheken. Die geringste Relevanz unter den von Merkens vorgegebenen Ortstypen haben Jugendclubs und vergleichbare Einrichtungen.

Auf Grundlage dieser Daten bildet Merkens vier Cluster von Jugendlichen, die sich jeweils durch gemeinsame Muster der Freizeitgestaltung und damit verbundene Ortsnutzungen auszeichnen. Dabei verdeutlicht er aber zugleich, dass die Ortsbezüge der Jugendlichen vielfältig sind und es deshalb schwierig ist, von bestimmten ‚typischen' Orten bestimmter Gruppen zu sprechen:

> *„Es hat sich eine Lösung mit vier Clustern als optimal ergeben. Die Jugendlichen von Cluster 1, zu dem 836 Jugendliche gehören, das ist etwas mehr als die Hälfte der Befragten, gehen selten in Jugendclubs oder Diskos, sie meiden Straßen und Plätze und bevorzugen Wohnungen sowie Einkaufszentren als Treffpunkte. Diese Orte sind nicht in der Weise typisch, dass diese Jugendlichen eine deutliche Vorliebe zu ihnen entwickeln. Vielmehr gibt es keinen einzelnen Ort, den man als typisch für diese Jugendlichen bezeichnen kann." (Merkens, 2001: 445)*

Merkens kommt folglich zu dem Schluss, dass die von ihm fokussierten Jugendlichen auf der Grundlage ihrer subjektiven Präferenzen Freizeitorte eigenständig auswählen und sich so im städtischen Kontext eine Vielzahl individueller Sozialräume überlagern würden. Er setzt diese Interpretation unter anderem in Bezug zu Zeihers und Zeihers (1983) Vorstellung von „verinselten Lebenswelten" Heranwachsender (s.o.).

Diese quantitativen Daten decken sich im Kern mit den qualitativ fundierten Erkenntnissen meiner Studie. So zeigt sich auch hier, dass innerhalb der Untersuchungsgruppe sowohl die Freizeitgestaltung als auch die daraus hervorgehenden räumlichen Nutzungsmuster in einem hohen Maße heterogen sind. Wie bei Merkens hebt ein Großteil der von mir befragten Jugendlichen hervor, gerne und regelmäßig Freizeit in Einkaufszentren oder in bestimmten Geschäften zu verbringen. Ebenso ist es, wie weiter oben gezeigt, für einen Teil meiner Studienteilnehmer charakteristisch, dass sie große Teile ihrer Freizeit – bei sich oder bei Freunden – zu Hause verbringen. Von Merkens nicht in die Befragung aufgenommen wurde die Kategorie der für sportliche Aktivitäten genutzten Anlagen und Freiflächen, wie etwa Fußballplätze oder Skaterparks. Für viele der von mir befragten Jugendlichen haben diese jedoch eine immense Bedeutung und werden mit großer Regelmäßigkeit aufgesucht. Straßen, aber insbesondere zentrale Plätze und Parks sind auch in meiner Studie für einen Teil der Schüler Plätze, an denen Zeit verbracht wird. Cafés und vor allem – aufgrund formaler Altersbeschränkungen – Diskotheken hingegen sind lediglich für eine deutlich kleinere Gruppe relevant. Wie von Merkens gezeigt, deuten auch die Antworten der von mir befragten Heranwachsenden darauf hin, dass nur eine kleine Gruppe unter ihnen Jugendclubs und ähnliche Einrichtungen besucht.

Somit zeigen meine empirischen Ergebnisse aus Coesfeld, Borken und Olpe bezüglich beliebter Freizeitorte durchaus Parallelen zu den in der Millionenstadt Berlin gewonnenen Erkenntnissen Merkens. Mit Blick auf die von ihm nicht einbezogenen Orte sportlicher Aktivitäten wäre es inte-

ressant zu analysieren, welche Rolle diese im Alltag großstädtischer Jugendlicher spielen. So wäre es unter Umständen denkbar, dass ein geringeres Angebot an für Sport verfügbaren Freiflächen sich negativ auf das Ausmaß entsprechender Aktivitäten auswirkt. Hinweise auf einen derartigen Zusammenhang zwischen den Mustern der jugendlichen Freizeitgestaltung und dem Ausmaß zur Verfügung stehender Freiflächen kommt unter anderem darin zum Ausdruck, dass ein Teil der von mir befragten Jugendlicher gerne Zeit in der Natur verbringt und es schätzt, dass diese in der kleinräumigen Stadt vom Wohnort aus so einfach und schnell zu erreichen ist.

5.2.10 Zwischenfazit: Lokal zentrierte Freizeitwelten mit heterogenen Funktionen

Mein empirisches Material verdeutlicht, dass ein großer Teil der befragten Jugendlichen seine Freizeit überwiegend mit ‚im Haus' stattfindenden Aktivitäten, bei sich oder bei Freunden, verbringt. Beliebte Beschäftigung sind dabei vor allem Video- und Computerspiele. Betrachtet man die entsprechenden Aktionsräume, spielen folglich Aktivitäten ‚draußen', in den öffentlichen und halb-öffentlichen Räumen der Stadt, eine untergeordnete Rolle. Andere Jugendliche hingegen verbringen große Teile ihrer Freizeit ‚in der Stadt' und suchen dabei ein heterogenes Spektrum an infrastrukturellen Einrichtungen auf. Gleichwohl lassen sich sowohl bei den ‚indoor'-orientierten als auch bei den ‚outdoor'-orientierten Jugendlichen bestimmte gemeinsame Muster erkennen, welche die Ortsbezüge in der Freizeit prägen.

Der Blick auf die Aktionsräume und die Freizeitgestaltung der Jugendlichen hat gezeigt, dass sich die relevanten Aktivitäten in den meisten Fällen auf Einrichtungen in den Untersuchungsstädten und deren näheren Umgebungen beschränken. Nur einige Teilnehmer fahren in ihrer Freizeit regelmäßig an entferntere Orte, etwa um Profifußballspiele zu besuchen, in besonderen Geschäften einkaufen zu gehen oder die Abende in bestimmten Diskotheken zu verbringen. Darüber hinaus hat meine Analyse gezeigt, dass viele Aktivitäten und damit verbundene Fahrten und Gänge zusammen mit anderen absolviert werden: Ob sich eine Untersuchungsperson eher im lokalen Rahmen oder des Öfteren darüber hinaus bewegt, hängt in wesentlichem Umfang von den Aktionsräumen ihrer Bezugsgruppen ab. So sind es zumeist gemeinsame Touren mit Eltern, Geschwistern, Verwandten und Freunden, auf denen die Jugendlichen in ihrer Freizeit an entferntere Orte gelangen. Die Freizeitorte innerhalb der Untersuchungsstädte und ihre näheren Umgebungen betrachtend zeigt sich, dass es zwar individuell unterschiedliche Bezugspunkte gibt, sich jedoch zugleich bestimmte gemeinsame Lieblingsorte vieler Befragter herauskristallisieren, wie zum Beispiel Einkaufszentren, Parks oder zentrale Plätze. Eine Ballung und nahräumliche Überschneidung der im Zuge der Freizeitaktivitäten generierten jugendlichen Aktionsräume lässt sich an allen Untersuchungsorten im Bereich der Innenstädte feststellen. Hier konnte ich rekonstruieren, wie sich an bestimmten Orten, wie etwa den Marktplätzen, unterschiedliche, durch subjektive Bedeutungszuschreibungen konstituierte Räume überschneiden: für die einen bilden sie einen Ort für nachmittägliche Treffs, für andere einen Platz zum abendlichen Feiern und Alkohol trinken.

Als typisch für Jugendliche erachtete Muster der Raumaneignung, geprägt durch die kreative Umnutzung vordefinierter Orte und das Aufsuchen versteckter Plätze, lassen sich bei einer eher kleineren Gruppe innerhalb des Samples beobachten. Vielmehr sind es die offiziell vorgesehenen und den Erwartungen der Erwachsenen entsprechenden Nutzungen, die bei vielen Teilnehmern überwiegen: Schlendern im Einkaufszentrum, entspanntes Sitzen auf dem Marktplatz, Fußballspiele auf dem Bolzplatz. Sowohl auf einer abstrakten Ebene als auch mit konkretem Blick auf bestimmte infrastrukturelle Bereiche wird die Stadt von der Mehrheit der Befragten als ein Ort dargestellt, der ihnen die für sie wichtigen Freizeitinfrastrukturen bietet und folglich ihren Wünschen und Anforderungen entsprechende Ressourcenzugänge ermöglicht. Meine diesbezüglichen Daten zeigen, dass es bestimmte Freizeitbeschäftigungen und auf diese bezogene Funktionen sind, welche die infrastrukturellen Nutzungen eines Großteils der Befragten charakterisieren. Derartige Funktionen ergeben sich aus der Ausübung bestimmter Sportarten und Hobbies, aus dem Konsum für die Freizeit und soziale Distinktion relevanter Güter, dem Aufgreifen von Gelegenheiten, um Freunde und entferntere Bekannte zu treffen, den Gewohnheiten des Zeitvertreibs und den Praktiken des Feierns und Ausgehens. Wie ich gezeigt habe, sind die Bewertungen, mit denen die Jugendlichen ihre Städte versehen, wesentlich durch Erfahrungen mit den für sie individuell relevanten Infrastrukturen geprägt. Somit sind die Zukunftsorientierungen bezüglich des Verbleibs am oder des Wegzugs vom Wohnort durch die subjektiven Wahrnehmungen des infrastrukturellen Angebots beeinflusst. Die lokalen Freizeitangebote stellen somit für viele der Befragten Ressourcen dar, auf die sie auch weiterhin gerne zugreifen möchten. Dies trägt dazu bei, dass die Wohnorte und ihre Umgebungen eindeutige räumliche Foci ihrer Zukunftsorientierungen sind.

Darüber hinaus sind die Sichtweisen der Schüler auf die infrastrukturellen Angebote vor Ort durch eine abstraktere Ebene geprägt. Wie gezeigt wurde, nehmen viele der Befragten in Teilen ihren Erzählungen eine gewissermaßen externe, objektivierende und an erwachsenen Sichtweisen angelehnte Perspektive ein. Sie präsentieren sich dabei als Bestandteil eines symbolisch konstruierten ‚Wir'; einer städtischen Gemeinschaft, die vor Ort über die nötigen Angebote – von Grünflächen bis hin zu Einkaufsmöglichkeiten – verfügt. Auch diese abstrakteren Überlegungen, dass es an der Stadt ‚an nichts' beziehungsweise ‚an wenig fehle' und folglich die individuell relevanten Ressourcen verfügbar sind, münden in der Orientierung, auch weiterhin am Ort wohnhaft zu bleiben.

Gleichwohl beinhaltet mein Sample auch einige Befragte, die sich deutlich negativ über ihre Wohnorte und die vor Ort verfügbaren Freizeitangebote äußern. Insbesondere wird dabei hervorgehoben, dass die lokalen Möglichkeiten langweilig, nicht jugendgerecht oder teuer wären. Kurzfristig kompensiert ein Teil dieser Jugendlichen jene empfundenen Defizite dadurch, dass er die für ihn attraktiveren Angebote an entfernteren Orten nutzt, wie etwa die Einkaufszentren im Ruhrgebiet oder die Skaterparks der nächstgrößeren Städte. Mittelfristig erwägt manch einer dieser Teilnehmer in eine größere Stadt zu ziehen, um dort Zugang zu attraktiveren Freizeitangeboten zu haben. Auch wenn es zum Zeitpunkt der Interviews noch in einem hohen Maße ungewiss ist, inwiefern diese teilweise sehr vagen Pläne eines Tages tatsächlich in die Realität umge-

setzt werden, so stehen sie doch für eine deutliche Unzufriedenheit mit der Situation am Wohnort. Somit kann diese Gruppe von Jugendlichen auf keine lokalen beziehungsweise regionalen Ressourcen der Freizeitgestaltung zurückgreifen, welche die Zukunftsorientierungen zugunsten des Vor-Ort-Bleibens beeinflussen. Auch diese Negativbewertungen werden sowohl durch konkrete Kritikpunkte als auch durch abstraktere Sichtweisen der Befragten geprägt.

Die vieldimensionale Frage, ob es für einen erfolgreichen Ausbildungs- und Berufsweg der einzelnen Schüler letztlich dienlich oder abträglich ist, dass sie am Wohnort verbleiben, muss an dieser Stelle ebenfalls offen bleiben. Wie weiter oben geschildert, nimmt meine Studie primär eine Subjektperspektive ein und liefert Momentaufnahmen bezüglich der Frage, welche Rolle der nahräumliche Kontext für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen spielt. Über die unmittelbare Relevanz der lokalen Freizeitangebote für die Orientierung in der Frage des Bleibens oder Wegzugs hinaus wurde gezeigt, dass die entsprechenden Infrastrukturen auch in anderen Zusammenhängen mittelbar für die Zukunftsorientierungen relevant sind. Dies wird deutlich werden, wenn ich in der weiteren Argumentation meinen Blick auf die sozialen Kontakte an den alltagsrelevanten Foci (Kapitel 6) und die Bedeutung der verschiedenen infrastrukturellen Einrichtungen für Mechanismen symbolischer Identifikationen und Grenzziehungen (Kapitel 7) richte.

5.3 Die Stadt als Ausbildungsort

5.3.1 Pragmatische und lokal fokussierte Bewerbungsstrategien

Während die lokalen Freizeitangebote einen Einfluss darauf haben können, wie zufrieden die Jugendlichen mit den Lebensbedingungen vor Ort sind und ob sie folglich ihre Zukunft lieber dort oder woanders verbringen möchten, ist eine andere Kategorie von Infrastrukturen mindestens ebenso unmittelbar entscheidend für den räumlichen Aspekt der Zukunftsorientierungen und die in diesem Zusammenhang verfügbaren Ressourcen: schulische und betriebliche Institutionen des weiteren Ausbildungswegs. Die diesbezüglichen Planungen für die Zeit nach dem Hauptschulabschluss sind bei den meisten Studienteilnehmern hochgradig pragmatisch geprägt. Dies beginnt bei der gezeigten Orientierung an erreichbaren Berufsbildern und Ausbildungsgängen (vgl. Kapitel 4), umfasst aber auch die Überlegungen bezüglich des Ausbildungsortes und damit in Zusammenhang stehender, etwaiger Ortswechsel. So erzählen einige Schüler in ihren Interviews, dass sie dazu bereit wären, an andere Orte umzuziehen, wenn sie dort einen besseren Ausbildungs- oder Arbeitsplatz finden würden. Beispielsweise reflektiert Bastian aus Borken, der gerne zunächst auf dem Berufskolleg sein Fachabitur und dann eine Ausbildung im Bereich IT-Systemelektronik absolvieren möchte:

> *„Also ähm ich würde mich wohl ich fänds schön wenn ich hier in Borken bleiben könnte, aber wenn das jetzt irgendwie durch äh durch was auch immer ich danach machen will nich gehen würde, dann wärs halt so. Aber ich fänds schön, hier in Borken zu bleiben.“ (Bastian, 15, Borken)*

In dieser wie in anderen Erzählpassagen wird deutlich, dass Bastian grundsätzlich sehr gerne an seinem Wohnort bleiben möchte. Für den ihm zum Interviewzeitpunkt unwahrscheinlich erscheinenden Fall, dass er seine Wunschausbildung in Borken nicht absolvieren kann, wäre er aber bereit, an einen anderen Ort umzuziehen, da es dann „halt so wäre". Folglich werden die Erfordernisse des Ausbildungsmarkts als Gegebenheiten und als prioritär bewertet, so dass andere Gesichtspunkte der Wohnortwahl gegebenenfalls zurückgestellt würden. Auch bei Lars, einem anderen Borkener Schüler, zeigt sich eine ähnliche Einstellung gegenüber der Wahl zukünftiger Ausbildungsorte, allerdings nicht in Bezug auf Wegzugs- sondern auf Pendelüberlegungen:

I: „Und hast Du dann da auch schon so konkrete Firmen oder Betriebe >Ja< *im Auge, in denen man das machen könnte?* >Mhm, Mhm< *Hier in Borken dann?"*
„Ja, also ich weiß nich zwischen wegen der Arbeit. Im Moment nicht weiter rumfahrn. Wenn ich jetzt ne Bewerbung abschreiben würde und die mich nehmen und die in Borken nich, würd ich ich zusehn dass ich irgendwie da anfange > Mhm< *bisschen Geld verdiene, sodass ich mir dann auch die Fahrkarten leisten könnte, die ich dann sehr wahrscheinlich dafür brauchen würde." (Lars, 15, Borken)*

Lars, der gerne eine Ausbildung im Bereich der Elektrotechnik absolvieren möchte und über Praktika bereits Kontakt zu Betrieben in Borken hat, gibt sich somit bezogen auf den Ausbildungsort grundsätzlich flexibel. Er möchte seine Ausbildung am liebsten in Wohnortnähe machen. Falls er jedoch lediglich eine Stelle weiter entfernt finden könnte, würde er auch diese annehmen und es einrichten, dorthin zu pendeln. Der von ihm dabei thematisierte Aspekt des Fahrkartenkaufs zeugt ebenfalls von einer pragmatischen und sachlichen Perspektive auf das Thema: Lars ist sich der zusätzlichen Kosten bewusst und folglich dazu bereit, zusätzlich Geld zu verdienen, um diese zu decken. Zugleich verdeutlicht dieses Zitat einen insgesamt aus den Interviews gewonnenen Eindruck. Vorstellungen davon, die Ausbildung außerhalb des Wohnorts zu absolvieren, beziehen sich, wie auch weiter oben, am Beispiel des Olper Hobbyskaters Marco dargestellt, zumeist auf in Pendeldistanz liegende Optionen. Der Umzug an einen weiter entfernten Ort spielt dann in konkreten, auf die nähere Zukunft bezogenen Vorstellungen noch keine Rolle. Dies steht auch damit in Zusammenhang, dass die allermeisten Jugendlichen, trotz gelegentlich geäußerten Wünschen nach einer eigenen Wohnung, fest damit rechnen, zunächst noch im elterlichen Haushalt zu bleiben. Da sich der Großteil der Befragten mit seinen (Stief-)Eltern und Geschwistern gut versteht (vgl. Kapitel 6), erscheint ihm diese Vorstellung wohl auch wenig problematisch. Somit spiegeln sich die bezogen auf den Ausbildungsort pragmatischen Ausrichtungen vieler Befragter vor allem darin, dass sie planen, weiterhin am Wohnort und im familiären Haushalt zu bleiben. Dies verdeutlicht zum Beispiel die folgende Erzählung Kevins:

„Ich hatte mir vorgestellt, dass ich nach der zehnten Klasse, äh, beziehungsweise nach der neunten Klasse abgehe, äh, nach Bierbaum, als Textilmaschinenführer, und, öhm, joah, das is ja bei mir ziemlich in der Nähe aus, und von daher wär's ja doof, wenn ich dann irgendwie woanders mich hinziehen würde, und dann bleib ich doch lieber bei meinen Eltern, da hab ich ja meine eigene Wohnung dann, und dann is das soweit in Ordnung." (Kevin, 14, Borken)

Wie er oben erzählt, hat Kevin eine Ausbildung als Textilmaschinenführer in einem am Wohnort ansässigen Betrieb in Aussicht. Während er diese absolviert, möchte er den Vorteil nutzen, in einer eigenen Wohnung im Haus der Eltern wohnhaft bleiben zu können. Dies spiegelt eine weitere Gegebenheit, die für die Wohnbedingungen vieler der von mir befragten Jugendlichen typisch ist. Die meisten ihrer Familien verfügen über relativ geräumige Eigenheime mit Garten. Darin bieten sich in der Regel auch den Jugendlichen Freiräume für sich und ihre Freizeitgestaltung. So muss kaum einer von ihnen das Zimmer mit einem Geschwister teilen. Wie Kevin stehen manchen sogar mehrere Zimmer zur Verfügung, zum Beispiel in einer Ausbauwohnung.

Bei den pragmatischen Orientierungen an den wohnortnahen Ausbildungsmöglichkeiten spielt darüber hinaus der finanzielle Aspekt eine zentrale Rolle. Der bereits oben vorgestellte Andreas wird eine Lehre als Einzelhandelskaufmann, die er sich mit der Hilfe seines Vaters sichern konnte, in Borken absolvieren, obwohl er seinen Wohnort als extrem langweilig empfindet. Auf die Frage hin, ob für ihn auch eine Ausbildung an einem entfernteren Ort infrage gekommen wäre, antwortet der Schüler wie folgt:

> *„Ne, das hätte gar nicht geklappt eigentlich, weil ich bin ja, werde gerade erst 17 und dadurch, dass ich mir mit meinem Ausbildungsgehalt nicht so viel leisten kann und Kindergeld springt auch nicht so viel raus und Unterhalt, Unterhalt von meinen Eltern wollen die mir nicht zahlen, weil die möchten, dass ich in Borken wohnen bleiben möchte.“ (Andreas, 16, Borken)*

Andreas macht deutlich, dass er in seinem Alter finanziell gar nicht die Möglichkeit hätte, trotz des grundsätzlich vorhandenen Fortzugswunsches, die Ausbildung an einem anderen Ort zu absolvieren. Dabei führt er die beschränkten Einkünfte während der Lehre vor Augen. Außerdem kommt die finanzielle Abhängigkeit von den Eltern zum Ausdruck, die dazu führt, dass Andreas deren Wunsch entsprechen und in Borken bleiben muss. Folglich zeigt sich auch in seinem Fall das für meine Studie charakteristische Muster, dass Fortzugspläne auf die Zeit nach der Ausbildung vertagt werden.[22.]

Auch wenn sich aufgrund der bis hierhin geschilderten Bedingungen für die meisten Befragten ein weiterer Ausbildungsweg in der näheren Wohnortumgebung abzeichnet, ist doch ein genauerer Blick darauf relevant, welche Angebote dort wahrgenommen werden und wie die verschiedenen Möglichkeiten aus subjektiver Perspektive bewertet werden. Somit gilt das Interesse insbesondere jenen Vorgängen, in denen die Jugendlichen sich mit den vorhandenen Möglichkeiten auseinandersetzen und im Zuge eines in manchen Fällen eher aktiven, in vielen anderen eher

[22] Anders als bei dem für viele Gymnasiasten typischen Übergang in ein Hochschulstudium an einem auswärtigen Universitätsstandort, verlassen nach dem Abschluss der Hauptschule relativ wenige Jugendliche den Wohnort und dessen nähere Umgebung. Dies kann im wesentlichen darauf zurückgeführt werden, dass die Hauptschulabsolventen minderjährig und deutlich jünger als die Abiturienten sind, dass Ausbildungsbetriebe dezentraler und vielfach nahräumlicher zur Verfügung stehen als Fachhochschulen und Universitäten, aber gegebenenfalls auch auf divergierende Interessen und Wünsche der jeweiligen Jugendlichen beziehungsweise jungen Erwachsenen (Bertelsmann-Stiftung, 2005: 7).

passiven Entscheidungsprozesses bestimmte Angebote fokussieren und andere außer Acht lassen.

5.3.2 Potenzielle Ausbildungsbetriebe und -Institutionen

Wie ich bereits in Kapitel 4 beschrieben habe, hat ein großer Teil der Jugendlichen zum Zeitpunkt der Gespräche noch keine konkreten Vorstellungen davon, welcher Weg nach dem Schulabschluss eingeschlagen werden soll. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass der übergroße Teil der Schüler nach dem ‚einfachen Hauptschulabschluss' – rund um dessen Erwerb die Interviews stattfanden – für ein weiteres Jahr zur Schule geht und je nach Leistungsstand entweder im Zweig 10A den qualifizierten Hauptschulabschluss oder aber im Zweig 10B den Realschulabschluss anstrebt. Einige Jugendliche wollen darüber hinaus zunächst einmal ihren (Grund-) Wehrdienst verrichten. Somit verschiebt sich die anstehende Entscheidung für einen weiteren Ausbildungsweg in den meisten Fällen um ein weiteres Jahr, wenngleich einige Ausbildungsgänge eben diesen Zeitraum als Vorlauf des Bewerbungsprozesses erfordern. Bei den meisten dieser noch nicht in einem konkreten Entscheidungsprozess befindlichen Jugendlichen überwiegt der bereits weiter oben rekonstruierte Wunsch, nach der Schule an ihrem Wohnort zu bleiben, wenngleich für einige der Grundwehrdienst einen temporären Ortswechsel an einen Kasernenstandort unumgänglich macht. Vor dem Hintergrund noch unklarer Zukunftspläne beziehen sich die Begründungen dafür, weiterhin am Wohnort zu bleiben, zumeist weniger auf die lokal- beziehungsweise regionalspezifischen Ausbildungschancen, als vielmehr auf andere Kriterien, wie primär auf das Bedürfnis, weiterhin in der Nähe der Freunde und in dem jetzigen Umfeld, in dem man sich wohlfühlt, zu verbleiben (vgl. ausführlicher in Kap. 7.1) sowie auf die oben dargestellten pragmatischen Aspekte.

Nichtsdestotrotz haben einige Befragte bereits konkrete Vorstellungen davon, in welchen Betrieben sie ihre Ausbildung absolvieren und danach vielleicht einmal arbeiten möchten. Oftmals sind die absolvierten Praktika dafür ausschlaggebend, in welchen Berufsfeldern und Betrieben die eigene Zukunft gesehen wird und wohin folglich Bewerbungen adressiert werden. So auch bei Dirk, der eine handwerkliche Ausbildung anvisiert:

> *„Ähm ja ich hab mir vor ein paar Tagen inner Tischlerei beworben* >Mhm< *da hab ich auch 'n Praktikum gemacht und dieser Beruf macht mir sehr viel Spaß so mit Holz was zu fertigen." (Dirk, 15, Borken)*

Der Schüler hat somit in doppelter Hinsicht von seinem in einer Tischlerei absolvierten Praktikum profitiert. Zum einen hat er seinen Spaß an den dort durchgeführten Tätigkeiten mit Holz entdeckt. Zum anderen war der im Praktikum geknüpfte Kontakt dafür ausschlaggebend, dass Dirk diesen Betrieb nun für die Ausbildung in Erwägung zieht.

An allen drei ausgewählten Schulen ist es für die Jugendlichen obligatorisch, vor dem Hauptschulabschluss mindestens ein Pflichtpraktikum zu absolvieren. Einige der Befragten haben zum Untersuchungszeitraum sogar bereits mehrere Praktika durchlaufen. Bei der Suche nach Praktikumsplätzen spielen sowohl Empfehlungen und Kontakte der Eltern als auch institutionelle Unterstützungen aus den Schulen eine wesentliche Rolle (siehe ausführlicher in Kap. 6). Allein aufgrund dieser Art der Findungsprozesse waren die potenziellen Praktikumsbetriebe in der Regel im lokalen Rahmen der Untersuchungsstädte und ihrer näheren Umgebung angesiedelt. Hierin liegt somit eine erste Erklärung dafür, dass viele Bewerbungen an eben jene Betriebe aus dem näheren Wohnumfeld gerichtet beziehungsweise entsprechende Pläne gefasst wurden. Die Praktika gaben den Jugendlichen eine Möglichkeit, für sie geeignete und interessante Ausbildungsberufe sowie dafür infrage kommende Betriebe zu entdecken. Wenngleich es Fälle gibt, in denen die Jugendlichen durch ein Praktikum von einem vormaligen Berufswunsch abgeschreckt wurden, berichteten die meisten Befragten Gegenteiliges: Sie lernten vielfach jene Betriebe kennen, an denen sie sich später bewerben oder bewerben möchten. Somit sind es wiederum pragmatische Motive in Kombination mit bestimmten Zufällen und Pfadabhängigkeiten, aus welchen die einzelnen Studienteilnehmer in Kontakt mit bestimmten Betrieben, als den für sie entscheidenden Infrastrukturen der beruflichen Ausbildung, treten. In anderen Fällen werden Unternehmen, in denen bereits Familienmitglieder, Verwandte oder ältere Freunde beschäftigt sind, in den Fokus der Bewerbungsstrategien genommen. Die Jugendlichen greifen somit auf Ressourcen bergende Kontakte zurück, die in ihren beziehungsweise den sozialen Netzwerken ihrer Eltern enthalten sind. Diesem wesentlichen Gesichtspunkt der Unterstützungsleistungen des sozialen Umfelds bei der Realisierung individueller Zukunftsplanungen widmet sich Kapitel 6 ausführlich.

Der bereits vorgestellte Kevin aus Borken liefert in seiner Erzählung ein gutes Beispiel dafür, wie die bis hierhin genannten Gesichtspunkte in der Realität zusammenspielen können und wie ein damals eher zufällig durch die dortige Beschäftigung des Bruders in seinen Fokus geratener Praktikumsbetrieb zu seiner im nun anstehenden Bewerbungsprozess favorisierten Ausbildungsstelle geworden ist:

> *„Öhm, ich hatte ja mein Schulpraktikum da gemacht, öh, ich kenn die Leute da auch schon, ich bin da auch drauf gekommen, weil mein Bruder da schon arbeitet, und, ähm , so kenn ich schon bisschen, was er davon erzählt hat, und es hat mich ‘n bisschen interessiert, dann hat ich mal gekuckt, hat ich im Internet mal gekuckt, was man so macht, dann hat ich einfach mal mich entschieden, Praktikum da zu machen, und hat mir sehr gut gefallen.” (Kevin, 14, Borken)*

5.3.3 Regionale Ausbildungschancen und deren Wahrnehmung durch die Jugendlichen

In Kapitel 3 habe ich dargelegt, dass die Ausbildungsbedingungen in den Untersuchungsstädten und ihren Umländern, verglichen mit jenen in anderen deutschen Städten und Regionen, aus einer strukturellen Perspektive betrachtet vergleichsweise günstig sind: Die Gebiete sind durch

eine geringe Arbeitslosigkeit und prosperierende Betriebe geprägt. Welche Bedeutung hat dies aber für die von mir befragten Jugendlichen? Inwieweit setzen sie sich mit der Ausbildungssituation vor Ort auseinander? Inwiefern machen sie also strategisch gezielt Gebrauch von den lokalen Ressourcen eines vergleichsweise chancenreichen Ausbildungskontexts?

Wie ich gezeigt habe, hat sich ein großer Teil der Jugendlichen zum Zeitpunkt der Interviews noch nicht vertieft mit seiner Planung des Übergangs aus der Schule heraus auseinandergesetzt. Pragmatische und aus der Situation heraus getroffene Entscheidungen prägen die diesbezüglichen Orientierungsmuster. Viele der Befragten haben auf der nun fokussierten abstrakteren Ebene ebenfalls kein klares Bild von den Ausbildungsmöglichkeiten vor Ort. Ein großer Teil der Interviewpartner kann deshalb auch auf Nachfrage keine detaillierte Bewertung der lokalen Ausbildungsmöglichkeiten vornehmen. Gleichwohl lassen sich bei einigen Jugendlichen differenzierte Sichtweisen auf die lokalen Ausbildungsmöglichkeiten rekonstruieren. Dabei werden die eigenen Regionen mit guten Zukunftsperspektiven in Verbindung gebracht. Die Begründungen dieser Einschätzungen divergieren jedoch. So argumentiert zum Beispiel Phillip, dass es an seinem ländlich gelegenen Wohnort eine größere Zahl an Handwerksbetrieben als in anderen Städten gäbe:

> *„Ja, wissen tu ich das nich, ob dat jetz besser is als in anderen Städten. Denken, ja hier gibts viele Berufe, viele Firmen, wo man Ausbildung machen könnte (…). Und, ja, Chancen, stehn da eigentlich schon recht gut bei so vielen Berufen, dat man da auch ne Ausbildung kriegn kann, im Gegensatz zu anderen Städten vielleicht* >Mhm< *wo's dann, mehr so, Gymnasiastenberufe gibt anstatt* >Ja< *Ausbildungsberufe, ja, oder wos halt gar keine, Berufe gibt für, in so bestimmten Bezirken oder so." (Phillip, 14, Coesfeld)*

Einleitend erzählt Phillip, über kein konkretes Wissen darüber zu verfügen, wie sich die Ausbildungsmöglichkeiten im Vergleich mit anderen Städten gestalten. Trotzdem gibt der Schüler im Folgenden eine reflektierte Einschätzung, indem er argumentiert, dass die lokale ökonomische Struktur seine Ausbildungschancen begünstigen könnte, da vor Ort weniger Dienstleistungen und mehr produzierendes Gewerbe anzutreffen seien. Erstere würden eher Beschäftigungsmöglichkeiten für Gymnasiasten und somit zukünftige Hochschulabsolventen bieten, während letzteres für Ausbildungssuchende interessant sei. Somit nimmt der Jugendliche Bezug auf eine Unterscheidung zwischen den für Hauptschüler und den für Gymnasiasten geeigneten Berufsfeldern, wie sie auch in einigen anderen Gesprächen entwickelt wird. Implizit stellt auch Phillip den Vergleich mit der Situation in den Großstädten und dortigen Problemquartieren an, wenn er von Bezirken spricht, in denen es „gar keine" Ausbildungsmöglichkeiten gäbe. Dieser Jugendliche verfügt somit über ein insgesamt positives und reflektiertes Bild der Ausbildungssituation vor Ort. Ähnlich argumentiert auch Ralf, der das eigene Umfeld mit einer großstädtischen Innenstadt vergleicht und entsprechende Rückschlüsse auf die jeweiligen Ausbildungsmöglichkeiten zieht:

> *„Weil halt hier nich ganz so viele Leute sind* >Mhm < *und die mit der Innenstadt sind ja keine großen Betriebe zum Beispiel in Köln und, eher n bisschen außerhalb, wenn du irgendwie*

Handwerk oder so machen möchtest. Daher denk ich, dass es hier schon nah ziemlich viele Firmen gibt." (Ralf, 15, Olpe)

Ralf argumentiert zunächst, dass die Ausbildungschancen für den Einzelnen dadurch erhöht werden, dass „nicht ganz so viele Leute" vor Ort sind und somit die Konkurrenz um Lehrstellen vermutlich geringer ist. Darüber hinaus erläutert er, dass es an seinem Wohnort deutlich mehr für eine Ausbildung relevante Betriebe gäbe als in den inneren Stadteilen einer Großstadt. Indem er betont, dass in Olpe die relevanten Betriebe nah gelegen seien, während in Köln eine Fahrt in die Randlagen erforderlich würde, kommt implizit der nahräumliche Blickwinkel zum Ausdruck, durch den potenzielle Ausbildungsbetrieb wahrgenommen werden.

Ein anderer Befragter, Michael, hebt in einer allgemeineren Betrachtungsweise die große Zahl an potenziell für eine Ausbildung infrage kommenden Unternehmen hervor, die in der Region existierten:

I: „Würdest Du sagen, das ist ne Region, wo man gute Chancen hat, für die Zukunft?" „Ja, denk ich schon. Also hier sind auch sehr viele Unternehmen, also es gibt auch äh viele Industriegebiete hier und äh, naja, also da kann man auch schon verschiedene Sachen auch erlernen." (Michael, 15, Olpe)

Der bereits vorgestellte Bastian aus Borken argumentiert in eine ähnliche Richtung, stellt darüber hinaus aber auch eine Verbindung zu den eigenen Erfahrungen und Ausbildungsplänen her:

„Weil weil man hier weil ich hier Betriebe kenne, weils hier auch dann doch noch relativ viele Betriebe gibt, auch in verschiedenen Bereichen. So Maschinenbau, oder gibts hier schon, is hier schon mehrfach vertreten." (Bastian, 15, Borken)

Bastian verdeutlicht somit nochmals explizit, dass er sich bereits mit den Unternehmen vor Ort auseinandergesetzt und Kontakte geknüpft hat. Darüber hinaus nimmt er Bezug auf den für ihn persönlich relevanten Industriesektor und erläutert, dass es in diesem, wie auch in anderen, einige potenzielle Ausbildungsbetriebe gäbe. Dies zeigt, dass der Jugendliche einen grundsätzlich positiven, wenn auch zugleich, wie in so vielen Fällen, vagen, Eindruck von der Ausbildungssituation vor Ort hat.

Auch ein Olper Jugendlicher, der bereits vorgestellte Skateboarder Marco, schildert eine vergleichsweise detaillierte Sichtweise der Ausbildungsmöglichkeiten vor Ort, in dem er auf die lokale Einstellungsquote zu sprechen kommt:

„Also bei uns in Olpe ist das so, wir haben viele Firmen, >Mhm< *wir haben viele Organisationen, die Hilfe brauchen und ähm, ja wir haben auch 'ne gute Einstellungsquote bei den Auszubildenden und alles. Ich musst mich dafür ja mal informieren* >Ja<*und so was gibt es da." (Marco, 14, Olpe)*

Darüber hinaus argumentiert Marco, dass es in seiner Stadt eine große Zahl an potenziellen Ausbildungsorganisationen gäbe. Zugleich räumt auch er ein, dass er sich nochmal genauer informieren muss und fügt sich somit in die Reihe jener Befragten, die noch kein ganz genaues Bild von den lokalen Ausbildungsmöglichkeiten haben.

Auch wenn viele der Jugendlichen sich nicht im Detail mit den Ausbildungsangeboten vor Ort auseinandergesetzt haben, verfügt ein Teil doch über einen gewissen Eindruck, gemäß dem die Chancen besser als in anderen Regionen stehen. Solch ein positives Bewusstsein kann als eine Ressource für die persönlichen Zukunftsorientierungen gesehen werden, wenn es die generell optimistischen Aussichten vieler Teilnehmer befördert. Jedoch setzt dies voraus, dass diese Einschätzungen auch zu einem gewissen Grade den tatsächlichen Möglichkeiten entsprechen. Ansonsten könnte für die Jugendlichen ein Risiko entstehen, indem sie bei ihrer Fokussierung möglicher Ausbildungsbetriebe zu lokal denken und gute, aber entfernter gelegene Angebote außer Acht lassen.

Nur wenige Befragten hingegen beschreiben die Ausbildungsmöglichkeiten vor Ort als deutlich negativ und sehen in anderen Regionen grundsätzlich günstigere Chancen gegeben. So argumentiert zum Beispiel Tim in einem relativ abstrakt bleibenden Gedankengang, dass im nahen Ruhrgebiet die Ausbildungsmöglichkeiten besser wären, da es dort eine größere Anzahl an Betrieben gäbe:

> *I: „Denkst Du denn, dass Du woanders eventuell noch bessere Chancen hättest, beruflich, als hier?“*
> *„Bestimmt.“*
> *I: „Ja, aus was für Gründen?“*
> *„Ja, allein schon hier ist nicht so viel, es gibt natürlich größere Städte, wo natürlich viel mehr Möglichkeiten sind. Allein deswegen schon schätze ich. Hier sind zwar auch Möglichkeiten aber da sind viel- in Essen oder so viel mehr Möglichkeiten irgendetwas zu machen.“ (Tim, 15, Borken)*

Somit dreht Tim die zuvor dargestellten Argumentationen um und verbindet eine größere Bandbreite an Möglichkeiten nicht mit dem eigenen Wohnort, sondern mit der Großstadt. Allerdings geht er nicht näher darauf ein, in welchen Tätigkeitsbereichen diese Möglichkeiten liegen.

Andreas, ein in diesem Kapitel schon mehrfach fokussierter Borkener Jugendlicher, wird diesbezüglich konkreter und argumentiert, dass man in anderen Städten deutlich bessere Chancen im Bereich der Lagerlogistik hätte – jenem Tätigkeitsfeld, in dem er, kurze Zeit vor dem Interviewtermin, einen Ausbildungsplatz in einem Einzelhandelsbetrieb vor Ort erhalten hat:

> *I: „Und glaubst Du denn, dass Borken ein guter Ort ist, um seine beruflichen Zukunftschancen zu nutzen, dass man hier gute Möglichkeiten hat, etwas zu machen?“*
> *„Ne, hier gibt es zu wenig, da würde ich lieber nach Bocholt gucken oder nach Dortmund oder*

nach Coesfeld oder irgendwo, wo viel mehr Berufe zur Auswahl stehen und wo Lagerlogistik sehr angesehen ist. So in der Art." (Andreas, 16, Borken)

Bei Andreas, der – wie weiter oben gezeigt – eine ausgeprägte negative Sichtweise auf die Stadt Borken hat, liegt die Vermutung nahe, dass diese generellen Denkweisen über den Ort auch seine Einschätzung der lokalen Ausbildungsmöglichkeiten prägen. Dies kommt unter anderem darin zum Ausdruck, dass in seinem Zitat ganz unterschiedliche Stadttypen aus der näheren Umgebung aufgeführt werden und keine Fokussierung des Vergleichsbeispiels stattfindet. Somit kann dieser Auszug als ein Beleg dafür interpretiert werden, dass auch mit Blick auf die Stadt als Ausbildungsort allgemeinere und abstrakte Sichtweisen die Einschätzungen der Jugendlichen in manchen Fällen stärker prägen, als konkrete Erfahrungen und Angebote.

Die von den Jugendlichen dargelegten Sichtweisen und Bewertungen bezüglich der Ausbildungsinfrastrukturen vor Ort zeigen, dass bei den meisten von ihnen diesbezüglich wenig fundiertes Wissen vorliegt. Insbesondere Vergleiche zu den Möglichkeiten in anderen Regionen fallen vielen der Befragten schwer. Einige geben positive Einschätzungen bezüglich der Situation bei sich vor Ort, wenige andere hingegen vermuten, dass die Chancen in anderen Regionen besser sein könnten. Teils basieren die Begründungen auf sehr konkreten Gesichtspunkten, teils scheint es aber auch, als ob die Einschätzungen bezüglich dieser konkreten Frage eher generelle, positive oder auch negative Sichtweisen auf die Stadt widerspiegelten. So gibt es jene Jugendlichen, die auch mit Blick auf die Ausbildungsmöglichkeiten ähnlich wie im Zusammenhang der Freizeitangebote argumentieren, dass am Ort alles Nötige vorhanden wäre (vgl. Kapitel 5.2) und auf der anderen Seite jene, die den städtischen Kontext als generell defizitär darstellen und die besseren Möglichkeiten in anderen (großstädtischen) Regionen hervorheben.

Auch wenn die Einschätzungen der lokalen Ausbildungschancen bei vielen der Befragten nicht sehr konkret und detailliert sind, zeigt sich doch, dass positive Einschätzungen überwiegen. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Deutungen der von mir in prosperierenden Städten befragten Schüler von jenen Erkenntnissen, die Christine Hannemann in ökonomisch und demographisch schrumpfenden Regionen gewann. Im Rahmen ihrer telefonischen Befragung der Bewohner verschiedener ostdeutscher Kleinstädte stellte Hannemann fest, dass sich die meisten Teilnehmer deutlich mit ihren Wohnorten identifizieren und trotz wirtschaftlicher Probleme dort verbleiben möchten. Ein ganz anderes Bild zeigt sich jedoch für die Altersgruppe der Jugendlichen (Hannemann 2004: 315): Sie sei in weiten Teilen durch eine „Abwanderungsmentalität" geprägt; mehr als ein Viertel der Befragten würden davon ausgehen, dass die eigenen Städte ihren keine Perspektiven bieten (ebd.). Dieser Unterschied zu den in meiner Studie dominanten Einschätzungen gibt einen Hinweis darauf, dass die überwiegend positiven Vorstellungen, die die Jugendlichen von den lokalen Ausbildungsmöglichkeiten haben, – trotz der in vielen Fällen auffälligen Schwammigkeit – durch die objektiv vorhandenen lokalen Rahmenbedingungen geprägt werden.

Die Suche nach Ausbildungsplätzen und Bewerbungsmöglichkeiten wird bei den meisten Befragten weniger durch umfassende strategische Überlegungen geprägt. Stattdessen sind es vielmehr

sehr pragmatische und am Naheliegenden orientierte Abwägungen, welche die Auswahl potenzieller Betriebe leiten. So sind es zum einen vor allem die während der Schulzeit absolvierten Praktika, durch welche die Jugendlichen auf potenzielle Ausbildungsbetriebe stoßen. Zum anderen sind es Kontakte aus dem Familien-, Verwandtschafts- und Freundeskreis, die als Informationsmöglichkeiten genutzt und als Zugang zu den Betrieben in Erwägung gezogen werden (ausführlich im folgenden Kapitel 6). Somit greifen die einzelnen Jugendlichen auf ihre jeweils spezifisch verfügbaren Ressourcen zurück. Gleichwohl handelt es sich bei den Praktikumsmöglichkeiten und den durch das soziale Umfeld erleichterten Kontakten um Optionen, die für Jugendliche an anderen Orten nicht in diesem Maß gegeben sein müssen. Wenngleich die meisten Befragten hinsichtlich der betrieblichen Ausbildungsmöglichkeiten vor Ort bislang wenig tiefergehende Überlegungen angestellt haben, so sind in einem anderen Punkt die lokalen günstigen Bedingungen tief im Bewusstsein Vieler verankert: Im Vergleich mit der Situation in eher städtischen Regionen wird die Hauptschule vor Ort als weitaus hochwertigere und auch in den lokalen Betrieben angesehene Bildungsinstitution bewertet. Hierauf werde ich im folgenden Unterkapitel vertieft eingehen.

5.3.4 Die besuchten Schulen als Ausbildungsinfrastrukturen

Blickt man auf die Erzählungen der Jugendlichen, überwiegen optimistische Bewertungen der Zukunftschancen in Ausbildung und Beruf. Wie gezeigt wurde, sehen viele Befragte diese eigenen guten Möglichkeiten auch im Vergleich mit jenen anderer Jugendlichen gegeben. So werden, wie gezeigt, zum Beispiel großstädtischen Hauptschülern, aber auch Realschülern aus dem eigenen Wohnort, von vielen Befragten schlechtere Chancen eingeräumt. Mehrere Jugendliche heben hervor, dass man sowohl die Ausbildungsqualität als auch die sich für die Absolventen eröffnenden Möglichkeiten an ihren Schulen keinesfalls mit den Bedingungen an großstädtischen Hauptschulen vergleichen könne. So argumentiert zum Beispiel der Coesfelder Stefan, dass hinsichtlich der Zusammensetzung der Schülerschaft große Unterschiede gegenüber Großstädten wie Berlin bestünden:

> *„Na, in Coesfeld würd ich eher man ich sagen, in Coesfeld, ich glaub, da hätte man auch gute Chancen mit ähm Hauptschulabschluss, weil ich sach mal so, wenn man weiterfährt, irgendwie Großstadt, zum Beispiel Berlin oder so, ich schätz mal nich, dass da viele, ähm, weil da is ja auch noch viele Ausländer, sind da ja noch da, wahrscheinlich, ne*. >Ja< *So Problemfälle und, ähm, ich schätz mal nich, dass da jeder ne Ausbildung kricht, mit ähm, Hauptschule, ne.“*
> *(Stefan, 16, Coesfeld)*

In Stefans Sichtweise auf die Berliner Situation wird ein hoher Ausländeranteil mit einer größeren Zahl an Problemen in Verbindung gebracht und als für die Qualität der schulischen Ausbildung hinderlich erachtet. So kommt der Befragte zu der Einschätzung, dass in der Bundeshauptstadt nicht jeder Hauptschüler einen Ausbildungsplatz bekommen wird. Diese Perspektive gibt wiederum einen Hinweis darauf, dass die diesbezüglichen Chancen in der eigenen Stadt als überaus gut bewertet werden.

Ralf hingegen hebt die Stärken der eigenen Hauptschulausbildung hervor, die in seinen Augen darin liegen, dass eine konkrete Vorbereitung auf die Berufspraxis erfolgt:

> *„Man sieht ja, dass man hier ziemlich gut auf die Berufswahl vorbereitet wird. In andern Schulen die machen zwar auch ihr Praktikum, aber ich hab jetzt noch nie erlebt, dass die irgendwie Hilfe bekommen haben ne Bewerbung zu schreiben oder so. Das müssen die alles von alleine machen* >Ja< *von daher ich finds nich schlecht hier auf der Schule zu sein. Ich hätte auch nach der sechsten auf die Realschule oder aufs Gymnasium gehn können, aber mein Bruder hats auch schonmal versucht, aber der hätts auch schaffen können, aber der wollte nich und ich wollts dann auch nich machen." (Ralf, 15, Olpe)*

Mit der angebotenen Hilfe bei Bewerbungen benennt Ralf einen konkreten Aspekt, in dem sich für ihn die gute Qualität des schulischen Angebots zeigt. Seiner Erzählung zufolge war dies dafür ausschlaggebend, dass er sich gegen einen möglichen Wechsel auf die Realschule oder das Gymnasium entschieden hat.

Es zeigte sich, dass positive Sichtweisen der Jugendlichen auf ihre Schulen stark durch entsprechende Darstellungen der Lehrer befördert werden, die den Jugendlichen mit großem Engagement die Chancen ihres Ausbildungswegs aufzeigen und somit aktiv mit dem Schlagwort „Hauptschule" verbundenen und auch in den Wahrnehmungen der Schüler allgegenwärtigen Stigmata entgegentreten (vgl. auch Wellgraf 2012; Kapitel 4.2.5). Diese Erkenntnis wird sowohl durch die Erzählungen der Schüler als auch durch die zahlreichen Einsichten aus dem Unterrichtsalltag gestützt. Gleichwohl muss in diesem Zusammenhang bedacht werden, dass sowohl die proportionale Verteilung der Jugendlichen auf die verschiedenen Schulformen als auch die soziale Zusammensetzung der Klassenverbände zu gegenüber den Agglomerationen deutlich unterschiedlichen Ausgangsbedingungen führen, wie ich in Kapitel 3 ausführlicher entwickelt habe.

Auch im Vergleich mit Realschulabsolventen und Gymnasiasten heben viele der befragten Jugendlichen die eigenen Stärken vor dem Hintergrund ihrer schulischen Laufbahn hervor. Hauptschüler würden über bessere handwerkliche Fähigkeiten verfügen und könnten „richtig anpacken", womit wichtige Anforderungen vieler Berufe in Handwerk und Industrie erfüllt würden:

> *„Ja, im handwerklichen Bereich heißt et ja immer, dat die, die Hauptschüler nehmen, weil die mehr anpacken, so sagen ganz viele." (Daniel, 15, Coesfeld)*

Diese Einschätzungen basieren auf der Annahme, dass die besuchten Hauptschulen über eine gute Qualität und zugleich ein positives Ansehen verfügen. Entsprechende Äußerungen finden sich in zahlreichen Gesprächen – nicht nur mit Olper Jugendlichen, deren Schule 2011 einen Preis als beste Hauptschule Deutschlands gewann. Insbesondere in positiver Abgrenzung zu anderen lokalen Real-, Haupt- und Förderschulen werden entsprechende Bewertungen entwickelt (siehe ausführlicher in Kapitel 7.2.5). Die Jugendlichen werden somit durch die wahrgenommene gute Qualität ihrer schulischen Ausbildung in ihrem allgemeinen Eindruck von für die berufliche Zu-

kunft positiven lokalen Bedingungen bestärkt.[23] Gleichwohl sind die von vielen Seiten gegenüber Hauptschülern hervorgebrachten, negativen gesellschaftlichen Zuschreibungen deutlich präsent. Auf diese wird von den Befragten häufig eingegangen und mit Gegenargumenten oder auch durch Selbst-Ironisierung reagiert (vgl. ausführlicher in Kap. 4.2.5). Die Jugendlichen nehmen folglich durch den Hauptschülerstatus bedingte Schwierigkeiten für die Zukunftspläne wahr, auch wenn dies in den Gesprächen vielleicht nur bedingt hervorgebracht wird.

5.4 Zwischenfazit: Die lokalen Ausbildungs- und Freizeitangebote als Ressourcen der Zukunftsorientierung

Das vorangegangene Kapitel hat die Bedeutung unterschiedlicher infrastruktureller Einrichtungen für den Alltag und die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen beleuchtet. Dabei habe ich grundsätzlich verschiedene Bereiche betrachtet, so dass ich analytisch zunächst zwischen Freizeit- und Ausbildungsinfrastrukturen differenzierte. Dieser grundlegende qualitative Unterschied spiegelt sich auch in den (potenziellen) Nutzungen und den dafür aufgesuchten Orten wider. Während in der Freizeit – von vielen der Befragten – kontinuierlich eine größere Zahl unterschiedlicher Settings aufgesucht wird, sind viele (betriebliche) Ausbildungsinfrastrukturen bis zum Abschluss der Schule primär als Foci individueller Zukunftspläne und weniger als Bestandteil alltäglicher Aktionsräume relevant.

Als ein übergreifendes Merkmal der Bewertungen, welche die Jugendlichen gegenüber diesen unterschiedlichen Infrastrukturtypen entwickeln, erweist sich der positive Grundtenor. Ein Großteil der Befragten hebt dementsprechend sowohl mit Blick auf die Freizeitmöglichkeiten als auch auf die Ausbildungsinfrastrukturen überwiegend positive Aspekte hervor. In den diesbezüglichen Argumentationen werden auffallend häufig Vergleiche zu anderen Städten und Regionen herangezogen und dadurch die lokalen beziehungsweise regionalen Angebote und Möglichkeiten in Relation gesetzt. Eine, zumeist im Sinne einer Negativfolie, besondere Bedeutung erhalten dabei Großstädte, entwickelt anhand konkreter Beispiele oder auch in pauschaleren Deutungen.

Jene positiven Bewertungen nähren den Wunsch vieler Jugendlicher, auch in Zukunft in der Region wohnhaft bleiben zu wollen. Den Erzählungen dieser Befragten zufolge, können sie dort

[23] An dieser Stelle ließe sich weiter erörtern, inwiefern es ein institutioneller Habitus der Schule ist, der die Sichtweisen und Orientierungen der Jugendlichen prägt. Ein entsprechendes Konzept entwickelt Nicola Ingram (2009), indem sie die Idee eines institutionellen Habitus im Feld der Schule anwendet und modifiziert. In einer anderen Arbeit (2013) definieren sie und die beiden anderen Autoren den institutionellen Habitus, der zum Beispiel die Gestalt eines schulischen oder familiären Habitus annehmen kann, wie folgt: "We consider these terms to be heuristic and socio-analytic tools concerned with the 'impact of a cultural group or social class on an individual's behaviour as it is mediated through an organization' (Reay, 1998, 521, referencing McDonough, 1996) or institution, such as a family or a school" (Burk et al., 2013: 165). Von dieser Definition ausgehend, ließe sich für meine Studie reflektieren, inwiefern die Hauptschule in den ländlichen Regionen den Habitus einer – die meisten Eltern der Befragten inkludierenden - wirtschaftlich erfolgreichen, nicht-akademischen Mittelschicht vermittelt und widerspiegelt. Mit Blick auf die großstädtischen Hauptschulen könnte folglich ein stark divergierender Habitus angenommen werden.

über umfassende für sie relevante Ressourcen verfügen und so ihre Pläne für Ausbildung und Freizeit verwirklichen. Dies trägt maßgeblich dazu bei, dass die Zukunftsorientierungen bei den meisten Teilnehmern deutlich auf den Wohnort und dessen nähere Umgebung ausgerichtet sind. Der nahräumliche Zugang zu den für sie relevanten Infrastrukturen eröffnet den Schülern somit entscheidende Lokalisationsprofite im Sinne Bourdieus (vgl. Kap. 2.3). Der lokale beziehungsweise regionale (sozial-)räumliche Kontext besteht in diesem Zusammenhang aus einem bestimmten Spektrum infrastruktureller Einrichtungen, die, unter anderem aufgrund ihrer Nähe zu den Wohnorten, für die Jugendlichen von besonderer Bedeutung und (zumeist) einfacher als entferntere Angebote nutzbar sind. Bei einigen Befragten treten aber auch negative Bewertungen der lokalen Freizeit- und Ausbildungsmöglichkeiten zutage. Mit Blick auf die Freizeitangebote ausgemachte Defizite stützen in einigen Fällen den Wunsch, in Zukunft an einem interessanteren Ort, zumeist einer größeren Stadt, zu leben. Folglich kann hier von Constraints gesprochen werden, da die von diesen Jugendlichen gefragten Ressourcen im lokalen Umfeld nicht verfügbar sind. Allerdings kommt in vielen Gesprächen eine pragmatische Herangehensweise zum Ausdruck, gemäß der ein Wegzug erst zu einem späteren Zeitpunkt, etwa nach Abschluss der Ausbildung, sinnvoll erscheint. Folglich sind die Fortzugspläne in der Regel noch wenig konkret.

Zugleich wurde im Zusammenhang verschiedener Aspekte dieses Kapitels deutlich, dass die Bewertungen der Jugendlichen zum einen durch eine gewisse Indifferenz und zum anderen durch einen ausgeprägten Pragmatismus gekennzeichnet sind. So werden sowohl bezüglich der Freizeit- als auch mit Blick auf die Ausbildungsangebote vielfach sehr abstrakte und eigenwillige Einschätzungen entwickelt, die teilweise als ein Ausdruck dessen, dass die Jugendlichen sich noch nicht intensiver mit diesen Aspekten auseinandergesetzt haben, interpretiert werden können. Dies sollte jedoch mit Blick auf das Alter der 14 bis 16-jährigen Befragten als nicht zu verwunderlich erscheinen. Entscheidend für die Zufriedenheit mit dem Wohnort und den Wunsch, auch weiterhin dort zu bleiben, scheint für Viele vor allem ein in Kapitel 7.1 noch näher beleuchteter Aspekt zu sein: Die Jugendlichen möchten gerne auch weiterhin ihre Freunde und ihre Familien um sich herum wissen. Im Zusammenhang mit jener Indifferenz steht ein deutlicher Pragmatismus, welcher sowohl in den Bewertungen der lokalen Infrastrukturen als auch in den Zukunftsorientierungen der Teilnehmer zum Ausdruck kommt. Die meisten Befragten rechnen alleine aus praktischen Gründen, wie etwa den Kosten einer alleinigen Haushaltsführung, damit, auch in den nächsten Jahren am Wohnort zu bleiben. Vor diesem Hintergrund arrangieren sie sich mit den gegebenen infrastrukturellen Angeboten und auch mit deren Mängeln.

In einem Punkt lässt das vorangegangene Kapitel eine sehr deutliche Schlussfolgerung zu: Die infrastrukturellen Nutzungen und Bezüge der Jugendlichen weisen einen signifikanten nahräumlichen Fokus auf. Ob (potenzielle) Ausbildungsbetriebe oder Freizeitorte, die meisten relevanten Plätze befinden sich am Wohnort oder in dessen näherem Umland. Somit ist es tatsächlich in erster Linie ein lokaler beziehungsweise regionaler anstelle eines denkbaren weitergespannten Kontexts, welcher die relevanten Bezugspunkte und Ressourcenzugänge für die jugendlichen Alltagsgestaltungen und Zukunftsorientierungen in sich birgt. Wie aufgezeigt, ist dies jedoch nicht gleichbedeutend damit, dass alle Jugendlichen dort eine Vielzahl unterschiedlicher Angebote auf-

suchen oder sich intensiv mit ihnen auseinandersetzen. Bei vielen von ihnen überwiegt eine eher passive Grundhaltung, die sich nicht nur in begrenzten Auseinandersetzungen mit infrastrukturellen Angeboten, sondern auch in eher auf das eigene Zuhause beschränkten Aktionsräumen spiegeln kann.

Wie sich gezeigt hat, sind die Erzählungen der Befragten zu den ihre Wohnumgebung prägenden Infrastrukturen in vielen Fällen stark durch abstrakte und zugleich wertende Vorstellungen von bestimmten Einrichtungen und den dort anzutreffenden Personen geprägt. Auf jene symbolische Dimension der lokalen Einbindungen und die mit ihr verbundenen Ressourcen werde ich im übernächsten, siebten Kapitel eingehen, das zeigt, inwiefern die Jugendlichen Zugehörigkeit und Abgrenzung in Relation zu bestimmten städtischen Orten und den dort anzutreffenden Personen konstruieren. Zunächst wird aber ein anderer Faden aufgenommen: Die in diesem Kapitel präsentierten Analysen zeigen, dass die räumlichen Bezüge der jeweiligen Alltagspraktiken in engem Zusammenhang mit den sozialen Beziehungen der Jugendlichen stehen. Insbesondere mit Blick auf die vor Ort bestehenden Ausbildungsmöglichkeiten wird deutlich, dass infrastrukturelle Angebote vielfach erst durch persönliche Kontakte erschlossen und so als Ressourcen nutzbar werden. Darüber hinaus zeichnet sich bereits ab, dass bestimmte im Alltag genutzte Einrichtungen zugleich als Foci sozialer Begegnungen fungieren, an denen die Befragten in den Interaktionen mit anderen Personen Informationen erfragen, Ratschläge erhalten und Orientierungen vermittelt bekommen. In diesem Sinne schließt das folgende Kapitel in mehreren Punkten an meine bisherige Argumentation an, indem es die sozialen Netzwerke der Jugendlichen in den Mittelpunkt rückt: Welche Ressourcen für die Zukunftsorientierungen bergen diese? Und an welchen – nahräumlichen und weiter entfernten – Orten werden die relevanten Kontakte geknüpft und gepflegt.

6 Nahräumliche soziale Kontakte als Ressourcen der Zukunftsorientierung

In diesem Kapitel stehen die sozialen Kontakte der von mir befragten Jugendlichen im Vordergrund. Es wird gezeigt werden, wie in ganz unterschiedlichen Arten von Beziehungen für die Zukunftsorientierungen relevante Ressourcen aktiviert und die entsprechenden Bezugspersonen als Ansprechpartner, Ratgeber und Informationsquellen relevant werden. Dabei wird der Fokus auf den räumlichen Aspekt der sozialen Netzwerke gerichtet, indem die Wohnorte der Bezugspersonen und die Foci der Begegnungen mit ihnen genauer betrachtet werden. Auf diesem Wege lässt sich die Frage erläutern, inwiefern die (sozial-)räumlichen Kontexte der Wohnorte und ihrer Umgebungen im Alltag der Jugendlichen eine Rolle im Sinne von Generatoren sozialer Kontakte spielen. Dazu werde ich zunächst auf die Ressourcen in sich bergenden Beziehungen eingehen: Welche Personen sind es also, die für die Jugendlichen als Ansprechpartner und Ratgeber hilfreich werden? Und welche Bedeutung haben dabei räumliche (Wohnort-)Nähe und Begegnungen an bestimmten Foci? In einem zweiten Teil des Kapitels werde ich drei in diesem Zusammenhang zentrale empirische Beobachtungen genauer hinterfragen: Erstens wird mit Blick auf die Freundschaftsnetzwerke der Jugendlichen erläutert, wie die auffällige und Ressourcenzugänge eröffnende Heterogenität der schulischen, ethnischen und familiären Hintergründe zustande kommt und aufrechterhalten wird. Zweitens wird in einer näheren Betrachtung der Verwandtschaftsnetzwerke migrantischer Jugendlicher gezeigt, dass auf der einen Seite vielfältige Kontakte in die familiären Herkunftsländer aufrecht erhalten werden, auf der anderen jedoch die für die Befragten – auch als Zugänge zu Ressourcen der Zukunftsorientierungen – wichtigsten Bezugspersonen in der regionalen Umgebung von Coesfeld, Borken oder Olpe wohnhaft sind. Drittens werde ich erläutern, dass bloße nachbarschaftliche Wohnortnähe nur sehr selten dafür ausschlaggebend ist, dass engere Beziehungen entstehen oder aufrechterhalten werden und somit die Bedeutung des nahräumlichen Kontexts im Sinne eines Generators sozialer Kontakte in diesem Aspekt relativieren.

Wie ich in Kapitel 2 auf der Grundlage theoretischer Überlegungen erläutert habe, können Interaktionen mit anderen Personen einen wesentlichen Einfluss darauf haben, wie sich die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen entwickeln. In Gesprächen holen sich die Studienteilnehmer Ratschläge ein und erhalten konkrete Tipps, in Gruppensituationen gewinnen sie Eindrücke von den Alltagswelten anderer Personen und nehmen für sie relevante Aspekte auf. Aber nicht nur durch das, was sie sagen, sondern auch durch das, was sie tun, nehmen diverse Bezugspersonen

Einfluss auf die Orientierungen der Befragten.[24] Folglich sind es ganz unterschiedliche Zusammenhänge, in denen die sozialen Einbindungen einen entscheidenden Einfluss darauf nehmen, wie die Jugendlichen die unterschiedlichen Aspekte ihrer Zukunftsorientierung entwickeln: von den allgemeineren Fragen der grundsätzlichen normativen Positionierungen – zugespitzt in den Fragen ‚Wie möchte ich (nicht) sein?' – über den Aspekt des ‚Vor-Ort-Bleibens oder Gehens' bis hin zu den konkreteren Überlegungen bezüglich Ausbildungsgängen und- Betrieben. Somit bergen soziale Kontakte Zugänge zu für die Zukunftsorientierungen und die aus ihnen hervorgehenden Handlungsstrategien entscheidenden Ressourcen.

Diese Idee lässt sich vor dem Hintergrund des in Kapitel 2 eingeführten und in seiner Heterogenität dargestellten Sozialkapital-Ansatz entwickeln. Für die folgende empirische Analyse ist vor allem die mit dem in meiner Studie angewandten Ressourcenbegriff kompatible Annahme bedeutsam, dass soziale Kontakte zwar selbst keine Ressourcen darstellen, jedoch den Zugang zu ebensolchen Ressourcen ermöglichen können (Portes 1998: 5). Wie im Theorieteil dargestellt, kann zwischen zwei grundsätzlich verschiedenen Sichtweisen auf Sozialkapital unterschieden werden: Auf der einen Seite stehen jene Autoren, die Sozialkapital primär im Sinne individueller Ressourcenzugänge modellieren (z. B. Bourdieu 1986; Coleman 1988; Portes 1998; Lin 2000; 2001), auf der anderen Seite jene, die von dem einem bestimmten sozialen Beziehungsgefüge inhärenten Kapital ausgehen (Putnam 2000). Während somit erstere die sozialen Beziehungen und den Ressourcenzugang einzelner Personen beziehungsweise Gruppenangehöriger zu ihrem Ausgangspunkt machen, fokussieren letztere Beziehungsnetzwerke – wie beispielsweise Nachbarschaften – in ihrer Ganzheit und erläutern, wie in diesen Gefügen Ressourcen generiert werden. Mit ihrer Analyseperspektive und ihrem methodischen Zugang betrachtet meine Studie Sozialkapital vornehmlich im Zusammenhang individueller Ressourcenzugänge der an ihr teilnehmenden Jugendlichen. Ein besonderes Augenmerk wird dabei im Sinne Bourdieus auf die jeweiligen Kontextbedingungen gerichtet. Inwiefern also zeigen sich in den sozialen Netzwerken und in den durch sie ermöglichten Ressourcenzugängen Unterschiede zwischen allochthonen und autochthonen, zwischen zugezogenen und Ort am ansässigen Befragten oder zwischen Jugendlichen aus Akademiker- und Nicht-Akademiker-Haushalten?

Wie ich in Kapitel 2 entwickelt habe, können die in diesem Zusammenhang relevanten sozialen Kontakte ganz unterschiedlicher Natur sein. Sie können sich beispielsweise im Rahmen von stabilen sozialen Beziehungen, regelmäßig und intendiert ereignen oder aber auch eher flüchtig und

[24] Somit rücken an dieser Stelle Prozesse des sozialen (Imitations-)Lernens in den Blickwinkel (Wilson, 1987; Bandura, 1977; Auletta, 1982; Lewis, 1969; Kasarda, 1990; Anderson, 1990). Derartige Mechanismen lassen sich jedoch mit den Methoden der vorliegenden Untersuchung nur sehr bedingt erfassen und gehen, wie erläutert, auch konzeptionell über den Rahmen meiner Arbeit hinaus. Jedoch liefern die in diesem Kapitel rekonstruierten Narrative mit Sicherheit Hinweise auf in diesem Zusammenhang relevante Personen. So wird rekonstruiert, mit welchen Kontakten die Jugendlichen viel Zeit verbringen und welche Personen für die Einzelnen besonders bedeutsam sind. Dabei kommt vielfach zum Ausdruck, dass bestimmte Personen nicht nur Ratgeber und Ansprechpartner beziehungsweise implizite und explizite Ressourcen, sondern auch Vorbilder für die Befragten sind. Dabei ist nicht nur relevant, welche Sichtweisen diese Personen an die Jugendlichen weitergeben, sondern auch, wie deren alltägliches Tun, zum Beispiel im Beruf und in der Freizeit, wahrgenommen und interpretiert wird.

zufällig zwischen einander weniger bekannten Personen erfolgen.[25] Dementsprechend sind ganz unterschiedliche Zusammenhänge und Situationen zu betrachten, in denen soziale Kontakte als Ressourcen für die Zukunftsorientierungen der Untersuchungspersonen fungieren.

Es lassen sich zwei grundlegende Unterscheidungen bezüglich der Funktionen treffen, welche einzelne Personen aus den Netzwerken der Jugendlichen im Zusammenhang der Zukunftsorientierungen tatsächlich haben. Zunächst kann zwischen bereits wirksam gewordenen und potenziell nutzbaren Ressourcen unterschieden werden (z. B. Lin, 2001): Erstere beziehen sich auf Situationen und Zusammenhänge, in denen der Kontakt zu einer Netzwerkperson für die Jugendlichen bereits hilfreich war, letztere auf soziale Beziehungen, die – sowohl aus externer als auch aus Perspektive der Jugendlichen selbst – das Potenzial haben, in bestimmten Situationen Ressourcen zu bieten. Nicht nur die qualitativen Interviews und die Go Alongs bieten Material, aus dem sich die Rolle bereits wirksam gewordener und potenziell nutzbarer Ressourcen herausarbeiten lässt. Auch in der auf Namensgeneratoren basierenden systematischen Netzwerkanalyse wurde jener analytischen Unterscheidung Rechnung getragen, indem ich zum einen nach jenen Personen gefragt habe, an die sich die Jugendlichen in bestimmten Situationen – wie zum Beispiel der Suche nach einem Praktikumsplatz oder bei Problemen in der Schule – gewandt haben (bereits wirksam geworden), zum anderen nach jenen Ansprechpartnern, an die sie sich, falls dieselben Situationen zukünftig auftreten, wenden würden (potenziell nutzbar).

Eine zweite im analytischen Zusammenhang meiner Studie relevante Unterscheidung ist jene zwischen so genannten *expliziten* und so genannten *impliziten* Ressourcen. Sie basiert auf der Überlegung, dass durch soziale Kontakte nutzbare Ressourcen nicht unbedingt aktiv angefragt werden müssen. Ebenso ist es denkbar, dass relevante Informationen in einem Netzwerk zirkulieren und von einem Individuum passiv rezipiert werden können (vgl. Lin, 2000: 792; van Eijk, 2010: 84). Mit Blick auf die in meiner Studie befragten Jugendlichen war darüber hinaus davon auszugehen, dass Informationen und Ratschläge ungefragt aber gezielt von Anderen – zum Beispiel von den Eltern und Verwandten – an sie herangetragen werden. Diese beiden Phänomene finden ihren Ausdruck in der Kategorie der impliziten Ressourcen. Während also explizite Ressourcen von den Jugendlichen direkt und aktiv angefragt werden, bieten implizite Ressourcen den Befragten einen Nutzen, obwohl diese in einer eher passiven Rolle verbleiben. Die folgende tabellarische Darstellung zeigt zusammengefasst und anhand von Beispielsituationen, welche verschiedenen Funktionen soziale Kontakte auf Grundlage der beiden hier dargelegten Unterscheidungen einnehmen können:

[25] In diesem Kapitel nicht betrachtet werden jene Kontakte, die einen äußerst flüchtigen Charakter haben und sich nur für einen kurzen Zeitraum zwischen relativ Fremden ergeben, wie zum Beispiel bei Begegnungen im öffentlichen Raum. Auf sie werde ich allerdings im folgenden Kapitel 7 eingehen, wenn die Sichtweisen der Jugendlichen auf ihre gebaute und soziale Umwelt dargestellt werden.

Tabelle 2: Schematische Darstellung der Ressourcendimensionen

	Tatsächlich wirksam gewordene Ressourcen	**Potenzielle Ressourcen**
Implizite Ressourcen	Verwandte haben einem Jugendlichen geraten, ein Praktikum in der Firma des Onkels zu machen, woraufhin dieser sich erfolgreich dort beworben hat.	Ein Jugendlicher hört durch seinen Vater regelmäßig, dass in seinem Betrieb Ausbildungsplätze vergeben werden. Der Schüler schätzt, dass dies in einigen Monaten, in seiner Bewerbungsphase hilfreich sein könnte.
Explizite Ressourcen	Ein Jugendlicher hat einen älteren Freund gefragt, bei welchen Betrieben er sich um einen Ausbildungsplatz bewerben könnte und eine hilfreiche Antwort erhalten.	Ein Jugendlicher kennt einen Erwachsenen, den er wegen eines Ferienjobs in dessen Betrieb fragen könnte.

Quelle: Eigene Darstellung.

Jene analytischen Unterscheidungen finden ihren methodischen Ausdruck in einer wechselseitigen Ergänzung von Instrumenten und Fragen, die auf eine Erfassung impliziter Ressourcen abzielen, und Aspekten, die dabei helfen sollen, explizite Ressourcen der Untersuchungspersonen herauszuarbeiten. So wird beispielsweise im Rahmen der Namensgeneratoren zum einen die Frage nach jenen Personen gestellt, die die Jugendlichen in bestimmten erlebten oder potentiell denkbaren Situationen kritisch beraten und denen folglich als impliziten Ressourcen eine besondere Bedeutung zukommt. Zum anderen wird durch gezielte Fragen erfasst, welche Personen in bestimmten Situationen bereits als Ansprechpartner fungierten oder als potenzielle Ansprechpartner für diese Situationen erachtet werden. Mit diesem auf die Funktionen von Beziehungen fokussierten Vorgehen wird der Annahme Rechnung getragen, dass die Existenz sozialer Beziehungen und Kontakte zu bestimmten Personen nicht gleichbedeutend damit ist, dass es darin zum Transfer von Ressourcen kommt vgl. Kap. 2.3). Dieser wird deshalb mit direkten Fragen in den Fokus der Erhebungsinstrumente gerückt.

Meine Studie zeigt, inwiefern die den Jugendlichen zur Verfügung stehenden Ressourcen in den lokal-räumlichen Kontext ihres Alltags eingebettet sind. Auch die Möglichkeiten, soziale Kontakte zu knüpfen, aufrechtzuerhalten und von den damit verbundenen impliziten und expliziten Ressourcen zu profitieren, werden mit Fokus auf die Untersuchungsstädte und ihre Umgebungen analysiert. Dabei wird die Annahme zugrunde gelegt, dass die räumliche Nähe unter bestimmten Umständen soziale Kontakte zwischen Personen befördern kann. Die (sozial-)räumlichen Kontexte der Stadt, des Stadtteils, beziehungsweise darin lokalisierter kleinräumiger Foci können somit zu „Generatoren sozialer Kontakte“ (Farwick, 2001) werden. Wenn zwei Personen einen großen Teil ihres Alltags in räumlicher Nähe zueinander verbringen, kann es dies einerseits erleichtern, dass ein Kontakt zwischen diesen Personen zustande kommt und andererseits dazu beitragen, dass dieser Kontakt aufrechterhalten wird (van Eijk, 2010: 43).

Jener, unter anderem im Diskus um die Gebietseffekte verbreiteten, These soll in den folgenden Analysen Rechnung getragen werden, indem mit Blick auf die im Alltag und als Ressourcen relevanten Kontaktpersonen der Fokus stets auf deren Wohnorte sowie insbesondere die Foci, an

denen sich diese und die Befragten begegnen, gerichtet ist. Dies ermöglicht es zum einen, ein detailliertes Bild davon zu erlangen, ob eine (kontinuierliche) räumliche Nähe tatsächlich dazu beiträgt, dass verschiedene Arten sozialer Kontakte zustande kommen und aufrechterhalten werden. Zum anderen lassen sich bestimmte Typen von Settings ausmachen, die es in besonderem Maße ermöglichen, soziale Kontakte zu knüpfen und diese im Alltag zu leben.

Die Bedeutung räumlicher Nähe für das Zustandekommen und Aufrechterhalten sozialer Kontakte wird dabei nicht nur, wie in vielen Studien (z. B. Friedrichs und Blasius, 2000), auf den Ebenen der Stadt oder des Stadtteils betrachtet. Vielmehr wird ein kleinräumigerer Blickwinkel auf jene Foci gerichtet, an denen die Jugendlichen regelmäßig und viel Zeit verbringen: das Zuhause, die Schule und relevante Freizeiteinrichtungen. Gleichermaßen wird der Blickwinkel nicht nur kleinräumig fokussiert, sondern auch ausgeweitet. So wird auch die Frage gestellt, inwiefern sich die sozialen Kontakte bestimmter Teilnehmer an weiter entfernten Orten ballen, etwa an regelmäßig aufgesuchten Ausflugszielen oder in den Herkunftsländern migrantischer Jugendlicher.

Die sozialen Kontakte der Jugendlichen lassen sich verschiedenen Personengruppen zuordnen. Auf der Grundlage meines empirischen Materials hat es sich angeboten, zwischen Freundschaften und Kontakten zu anderen Jugendlichen (1), Beziehungen zu Familienmitglieder und Verwandten (2), zu nicht-familiären Erwachsenen (3) sowie zu im schulischen Kontext beruflich Beschäftigten (4) zu unterscheiden. Darüber hinaus werden, soweit dies durch den indirekten Zugang über die Jugendlichen möglich ist, auch die sozialen Netzwerke der Eltern betrachtet. Dies geschieht vor dem Hintergrund der Fragen, wie sich die dabei fokussierten Freunde und Bekannten der (Stief-)Mütter und (Stief-)Väter charakterisieren lassen und ob diese von den Eltern als Ansprechpartner bezüglich der Zukunftspläne ihrer jugendlichen Kinder genutzt werden.

6.1 Soziale Kontakte als explizite Ressourcen der Zukunftsorientierung

Im Folgenden wird der Blick darauf gerichtet, inwiefern Beziehungen zu bestimmten Personen einen Zugang zu expliziten Ressourcen der jugendlichen Zukunftsorientierungen eröffnen. Wie ich weiter oben entwickelt habe, werden an dieser Stelle jene sozialen Kontakte betrachtet, die von Seite der Befragten aktiv als Ansprechpartner genutzt oder in Erwägung gezogen werden. Somit wird zwischen bereits wirksam gewordenen und potenziellen Ressourcen unterschieden. Im Folgenden wird also dargestellt, welche Personen aus Sicht der Jugendlichen (potenziell) relevante Adressaten für jene Fragen darstellen, die zur Orientierung für die weitere Laufbahn in Schule, Ausbildung und Beruf sowie auch zur damit in Verbindung stehenden persönlichen Entwicklung beitragen. Wie ich bereits oben erläutert habe, wurden im Rahmen des systematischen Namensgenerators verschiedene Situationen benannt, in denen sich viele Menschen mit Bitte um Rat und Hilfe an Andere wenden. Dabei wurden zum einen Aspekte angesprochen, die sich im engeren Sinne auf den Ausbildungsweg der Jugendlichen beziehen; so zum Beispiel anhand der Fragen, welche Personen auf der Suche nach Ausbildungsplätzen, Praktika oder Nebenjobs aber auch bei Problemen in der Schule behilflich sind beziehungsweise behilflich sein könnten. Zum

anderen wurden in diesem Teil des Netzwerkgenerators aber auch Fragen bezüglich darüberhinausgehender Situationen gestellt, um herauszuarbeiten, welche Kontaktpersonen aus Sicht der Jugendlichen wichtige Vertraute darstellen. Dazu wurde beispielsweise gefragt, mit wem über Liebeskummer, Probleme mit den Eltern oder wichtige Aspekte des aktuellen Weltgeschehens gesprochen wird. Darüber hinaus wurde die allgemeinere Frage aufgeworfen, mit welchen Personen in letzter Zeit über wichtige Dinge gesprochen wurde. Hierdurch sollte ein Eindruck davon gewonnen werden, welche Personen generell wichtige Ansprechpartner sind und so vermutlich auch in Bezug auf die Zukunftsorientierungen bedeutsam sind oder bedeutsam werden können.

Bevor ich auf die Bedeutung verschiedener Kontaktgruppen für die Aktivierung expliziter Ressourcen eingehen werde, sollen die in diesem Zusammenhang von den Jugendlichen genannten Personen zunächst in ihrer Bandbreite betrachtet werden. Somit werden die Fragen beleuchtet, welche Kontakte von den Teilnehmern als explizite Ressourcen genannt wurden und wo diese – auf Grundlage des Wohnorts der entsprechenden Personen – lokalisiert werden. Daraufhin wird erläutert, welche Bedeutung verschiedene Kontaktgruppen als explizite Ressourcen haben und welche Rolle dabei räumliche Nähe und bestimmte Foci der Begegnungen spielen.

6.1.1 Welche Personen werden als Zugänge zu expliziten Ressourcen genannt?

Im Rahmen der systematischen Netzwerkanalyse wurden anhand einer Reihe namengenerierender Fragen Kontakte gesammelt, die für die Jugendlichen im Sinne expliziter Ressourcen von Relevanz sind. So wurde im Einzelnen gefragt, an wen sich die Schüler in den folgenden Situationen schon einmal gewendet haben oder sich wenden könnten: Planung der Zeit nach dem Hauptschulabschluss, Suche nach geeigneten Berufen, Praktika und Nebenjobs, Beziehungsstress und Liebeskummer, Elternstress, Nachdenken über ernsthafte gesellschaftliche Themen und – im generellen Sinne – das Adressieren wichtiger Fragen. Blickt man auf die Auflistung der in den Antworten auf diese Fragen genannten Personen, entsteht ein erster Eindruck davon, aus welchen Gruppen die für die Jugendlichen wichtigen Ansprechpartner kommen.

Tabelle 3: Explizite Ressourcen bergende Kontakte: Genannte Personen, sortiert nach Personengruppe und Wohnort (n=268)

	Personengruppe										**Gesamt**
Wohnort	Eltern, Stief-eltern	Ge-schwis-ter	Andere Haus-halts mit-glieder	Ver-wan-dte	Freun-de	Jugend-liche aus der Klasse	Bekannte aus Vereinen, Freizeitein-richtungen oder von sonstigen Freizeit-aktivitäten	Nach-barn	An-dere	Weiß nicht	
Im Haushalt	59	17	-	2	-	-	-	-	-	-	**78**
In der Nachbarschaft	-	1	-	6	26	-	1	1	1	-	**36**
Im Wohnort	4	1	-	6	35	-	-	-	-	-	**46**
Woanders im Einzugs-bereich der Schule	3	-	-	12	45	-	-	-	-	-	**60**
Weiter weg, aber inner-halb einer Stunde mit dem Auto/mit der Bahn zu erreichen (ca. 100 Kilometer)	-	3	-	11	10	-	-	-	-	-	**24**
Woanders, noch weiter entfernt	-	-	-	4	-	-	-	-	-	-	**4**
Weiß nicht, nicht erfragt [1)]	-	-	-	3	1	-	-	-	16	-	**20**
Gesamt	**66**	**22**	**-**	**44**	**117**	**-**	**1**	**1**	**17**		**268**

1) Bei manchen als explizite Ressource relevanten Kontakten, wie etwa bei Berufsberatern oder Lehrern, war davon auszugehen, dass die Jugendlichen weder über deren Wohnort Bescheid wissen, noch dass dieser eine Rolle für den Charakter der Beziehungen spielt. Folglich wurde in diesen Fällen keine entsprechende Frage gestellt.

Quelle: Eigene Darstellung.

Die tabellarische Darstellung zeigt in ihrer horizontalen Aufschlüsselung, dass die als explizite Ressourcen benannten Kontakte in ganz unterschiedliche Personengruppen führen. Dabei werden die mit Abstand meisten Nennungen der Kategorie ‚Freunde' zugerechnet. Ein großer Teil dieser hier genannten Freunde sind gleichaltrige Jugendliche aus der Klasse. Aber auch Heranwachsende aus anderen Klassen und von anderen Schulen werden genannt, wie im weiteren Verlauf der Argumentation gezeigt wird (siehe Kapitel 6.3.1). Die als explizite Ressourcen am zweithäufigsten genannte Kategorie sind Kontakte zu Eltern und Stiefeltern. Da hier bei einem großen Teil der Befragten zwei – Vater und Mutter –, bei anderen drei oder vier Ansprechpartner denkbar sind, verdeutlicht die in der Kreuztabelle angeführte Zahl 66 bereits, dass bei den meisten der 39 Befragten einer oder mehrere (Stief-)Eltern-Teile unter den Ansprechpartnern sind, die als explizite Ressourcen genutzt oder in Erwägung gezogen werden. Neben den Eltern sind es aber in vielen Fällen auch Geschwister, die als Ansprechpartner für die in den Fragen thematisierten Aspekte genannt werden. Eine nächste große Gruppe, die im Sinne expliziter Ressourcen eine Rolle spielt, sind die übrigen Verwandten. Darüber hinaus werden eine Reihe weiterer erwachsener

Personen genannt, die den Jugendlichen in den allermeisten Fällen aus demselben institutionellen Kontext, nämlich der Schule bekannt sind. Es sind Lehrer und in der schulischen Berufsberatung Beschäftigte, die wichtige (potenzielle) Ansprechpartner darstellen.

Zahlenmäßig nahezu keine Bedeutung als explizite Ressourcen haben andere Arten von Kontakten. Bekannte aus Vereinen, Organisationen und weiteren Freizeiteinrichtungen wurden – der obigen Kreuztabelle zufolge – nur in einem Fall benannt. Hierbei ist allerdings zu beachten, dass zu vielen relevanten Personen, die in Vereinen, Organisationen und Freizeiteinrichtungen kennengelernt wurden oder getroffen werden, enge Beziehungen bestehen, die aufgrund ihrer primären Bedeutung als ‚Freunde' kategorisiert werden (vgl. Kapitel 6.3.1). Eine im Kontext expliziter Ressourcen ebenso kleine Gruppe sind die Personen aus der Nachbarschaft. Nur eine einzige in der Kreuztabelle aufgeführte Person wurde von den Jugendlichen als Nachbar kategorisiert. Da jedoch Nachbarschaft in der vorliegenden Untersuchung als untergeordnete Kategorie, zum Beispiel gegenüber Freundschaft oder Verwandtschaft, fungiert, impliziert dies gleichwohl nicht, dass die im Zusammenhang expliziter Ressourcen genannten Personen nicht in der Nachbarschaft beziehungsweise im näheren Umfeld der Untersuchungspersonen wohnen, wie auch die vertikale Aufschlüsselung zeigt. Es zeigt sich jedoch bereits an dieser Stelle ein erster Hinweis darauf, dass nachbarschaftliche Wohnortnähe alleine kaum für die Jugendlichen entscheidende Beziehungen hervorbringt.

Blickt man nun in die räumliche Dimension der sozialen Netzwerke, lassen sich zunächst die Wohnorte der als explizite Ressourcen bedeutenden Personen betrachten. Hier zeigt die obige Tabelle in ihrer vertikalen Aufschlüsselung, dass die überwiegende Mehrheit der als explizite Ressourcen benannten Personen aus dem näheren Wohnortumfeld der Untersuchungspersonen stammt. Nur ein kleiner Anteil wohnt nicht im Wohnort der Befragten oder in dessen näherer Umgebung. Von jenen weiter entfernt wohnenden Personen sind nahezu alle im Umkreis von 100 Kilometern lokalisiert. Diese Gruppe setzt sich zu einem großen Teil aus Verwandten der Untersuchungspersonen zusammen. In einer Entfernung von mehr als 100 Kilometern sind nur vereinzelt Personen wohnhaft, die in Antwort auf die Frage nach expliziten Ressourcen benannt wurden. Somit zeigt sich, dass sowohl in anderen Regionen Deutschlands wohnende Freunde als auch in größerer Entfernung wohnende Verwandte – etwa bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund – den Angaben aus der Netzwerkanalyse zufolge als explizite Ressourcen nur eine geringe Rolle spielen.

Innerhalb des regionalen Umfelds vom Wohnort und seiner Umgebung lässt sich keine Ballung auf einer bestimmten räumlichen Ebene feststellen. Sowohl im eigenen Haushalt und in der Nachbarschaft als auch im weiteren eigenen Wohnort und in dessen Umgebung werden relevante Personen lokalisiert. Dies spiegelt die unterschiedlichen Gruppen und Personenkreise wider, die benannt werden. So bieten beispielsweise Eltern und Geschwister wichtige explizite Ressourcen, die zumeist mit den Jugendlichen in einem Haushalt leben. Bei Befragten, die im Umland der Kernstädte (d.h. der Schulorte) leben, hat sich gezeigt, dass deren Freundeskreise oftmals zwei Schwerpunkte haben – einen ersten am Schul- und einen zweiten am Wohnort (vgl. Kapitel

6.3.1). Dies spiegelt sich auch in den Lokalisierungen der expliziten Ressourcen, die schwerpunktmäßig nicht nur in der Nachbarschaft und am Wohnort, sondern auch in dessen näherer Umgebung – also aus der Perspektive von Umland-Jugendlichen in der Kernstadt – verortet werden.

Bereits an dieser Stelle kann festgehalten werden, dass es eine deutliche räumliche Konzentration der als explizite Ressourcen relevanten Bezugspersonen im näheren, regionalen Wohnumfeld der befragten Jugendlichen gibt. Ein Großteil der hier genannten Kontakte ist im Wohnort der Teilnehmer oder in den umliegenden Gemeinden und somit in den Untersuchungsstädten und ihren Nachbarorten wohnhaft. Dies ist sicherlich keine überraschende Erkenntnis, wenn man sich die für Jugendlichen typischen lokal zentrierten Alltagswelten und die darin wichtigen Beziehungen im Familien- und Freundeskreis vor Augen führt. Gleichwohl zeigen die im Folgenden präsentierten Erkenntnisse, dass es bestimmte Gründe sind, aus denen räumliche Nähe dazu beiträgt, dass ein Kontakt als explizite Ressource nutzbar wird: Zum einen ist es die Möglichkeit, bei regelmäßigen Treffen um Rat oder Hilfe zu fragen, aufgrund der Personen aus dem näheren Wohnumfeld eher hilfreich sind. Zum anderen verfügen Kontakte aus dem näheren räumlichen Umfeld verstärkt über jene Informationen, die in vielen Zusammenhängen relevant sind. Insbesondere bei Fragen zu den weiteren Entwicklungsmöglichkeiten in Schule, Ausbildung und Beruf sind für die Jugendlichen vornehmlich Institutionen aus dem näheren Umfeld ihrer Wohnorte relevant, wie in Kapitel 5.3 gezeigt wurde. Über wertvolle Informationen zu diesen Institutionen verfügen vor allem Personen, die ebenfalls in der Region ansässig sind oder sogar bereits Kontakte in bestimmte Betriebe haben.

Die Frage, inwiefern sich mit Blick auf die expliziten Ressourcen die Nennungen der Teilnehmer unterscheiden, führt zu der folgenden Aufschlüsselung. Sie zeigt, von wie vielen der insgesamt 39 Befragten Angehörige bestimmter Personengruppen genannt werden. Dabei wird zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund – operationalisiert dadurch, dass sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht in Deutschland geboren wurde – unterschieden, um Hinweise auf etwaige Unterschiede im Zugang zu oder der Nutzung von Ressourcen zu gewinnen.

Tabelle 4: Anzahl der Befragten, die Kontakte aus den jeweiligen Personengruppen als explizite Ressourcen benannt haben (n=39)

	Personengruppe						
Jugendliche mit MH/ohne MH	Eltern, Stief-eltern	Geschwister	Verwandte	Freunde	Bekannte aus Vereinen, Freizeiteinrichtungen oder von sonstigen Freizeitaktivitäte	Nachbarn	Andere
Befragte mit Migrationshintergrund (16)	14	8	7	13	1	1	6
Befragte ohne Migrationshintergrund (23)	22	10	9	21	-	-	7
Gesamt	**36**	**18**	**16**	**34**	**1**	**1**	**13**

Quelle: Eigene Darstellung.

Die Aufschlüsselung zeigt[26], dass fast alle Studienteilnehmer eine oder mehrere Personen aus dem Kreise ihrer (Stief-)Eltern als explizite Ressource benannt haben. Ein Teil der Jugendlichen gibt darüber hinaus Geschwister oder Verwandte an. Auch ‚Andere', vielfach als schulische Berater genauer kategorisierbare, Personen sind für manche Befragte relevant. Von kaum einem Teilnehmer benannt wurden hingegen Bekannte aus Vereinen, Freizeiteinrichtungen und von sonstigen Freizeitaktivitäten sowie Nachbarn. Dies ist, wie bereits oben erläutert, unter anderem darauf zurückzuführen, dass es sich um ‚untergeordnete Kategorien' handelt und viele diesen Kontexten zuzuordnende Personen von den Jugendlichen in erster Linie als Freunde kategorisiert werden. Mit Blick auf Unterschiede zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund, geben die Angaben des kleinen Teilnehmerkreises an dieser Stelle keine deutlichen Hinweise.

Wirft man einen differenzierten Blick auf die Bedeutung verschiedener Personengruppen im Sinne expliziter Ressourcen, so wird deutlich, dass bei den enger auf die Laufbahn in Schule, Ausbildung und Beruf bezogenen Fragen (Pläne nach dem Hauptschulabschluss, Praktikumssuche, geeignete Berufe) nochmals eine andere Gewichtung zutage tritt.

[26] Bei Aufschlüsselungen dieser Art muss die Aussagekraft nicht nur aufgrund der geringen Fallzahl mit besonderer Vorsicht bewertet werden. Wie ich im Methodenkapitel erläutert habe, sollen die im Rahmen der Netzwerkanalyse generierten Zahlen lediglich einen Ausgangspunkt für die vertiefenden Analysen des Interview- und Go Along-Materials bieten. Verallgemeinerungen im Sinne etablierter statistischer Auswertungsverfahren sind nicht möglich. Bei dieser, wie bei einigen anderen Tabellen traf ich die bewusste Entscheidung, die Zahl der befragten Personen, die über bestimmte Kontaktformen verfügen anstelle der Gesamtzahl der jeweiligen Kontakte darzustellen. So lässt sich zeigen, bei wie vielen Befragten, ihren Netzwerkdaten zufolge, ein Zugang zu einer spezifischen Personengruppe besteht.

Tabelle 5: Explizite Ressourcen in den unmittelbar auf die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten in Schule, Ausbildung, und Beruf bezogenen Fragen. Zuordnung der Nennungen zu unterschiedlichen Personengruppen (n=135)

Personengruppe	Zahl der genannten Kontakte
Eltern/Stiefeltern	56
Geschwister	12
Andere Mitglieder des Haushalts	-
Verwandte	22
Freunde	32
Jugendliche aus der Klasse	-
Bekannter aus Vereinen, Freizeiteinrichtungen oder sonstigen Freizeitaktivitäten	-
Nachbarschaft	-
Andere (Klassenlehrerin, Lehrer, Lehrerin, Berufsberater, Schule, Mutter einer Freundin, Arbeitslotsin, Lehrerin)	13
Weiß nicht	-
Gesamt	**135**

Quelle: Eigene Darstellung.

Demnach sind insbesondere Eltern, Geschwister und Verwandte und weniger Freunde wichtige Ansprechpartner, wenn es den Jugendlichen darum geht, sich über Probleme in der Schule, Praktikums- und Ausbildungsmöglichkeiten auszutauschen. Dies kann unter anderem darauf zurückgeführt werden, dass Interaktionssituationen im Freundeskreis vielfach als sehr beiläufig und alltäglich empfunden werden. Im Folgenden wird ein genauer Blick auf die Situationen und Prozesse gelenkt, in denen verschiedene Personengruppen für die Befragten im Sinne expliziter Ressourcen relevant werden.

6.1.2 Familie und Verwandtschaft als explizite Ressourcen: Vertraute und (potenzielle) Vermittler

Die systematische Netzwerkanalyse hat gezeigt, dass Beziehungen aus dem familiären und verwandtschaftlichen Kontext für die allermeisten Befragten entscheidende explizite Ressourcen im Zusammenhang der Zukunftsorientierungen bergen. So werden insbesondere die (Stief-)Eltern, aber auch Geschwister und Verwandte als potenzielle und bereits genutzte Ansprechpartner für wichtige Situationen genannt. Mit Blick auf jene Fragen, die unmittelbar auf die Suche nach Praktika, Ausbildungen und weiteren Schulmöglichkeiten abzielen, kommt Familienmitgliedern und Verwandten gegenüber den Freunden offenbar eine noch größere Bedeutung zu, wie die obigen Tabellen andeuten.

Erwachsene Ansprechpartner auf der Suche nach Praktika und Ausbildungsplätzen

In vielen Fällen sind die Eltern die ersten Ansprechpartner in der Frage, welcher weitere Weg nach dem Hauptschulabschluss eingeschlagen wird. Für die zum Interviewzeitpunkt bevorstehende beziehungsweise in einigen Fällen bereits laufende Suche nach einem Ausbildungsplatz sehen viele der Jugendlichen insbesondere in ihren (Stief-)Vätern eine vielversprechende Ressource, da diese viele relevante Ansprechpartner in den Betrieben vor Ort kennen würden. So erläutert zum Beispiel der bereits in Kapitel 5 vorgestellte Tim:

> *„Ja und hier in Borken und in der Umgebung, das ist einfach, weil sich alle kennen, dann redet der eine mit dem und mein Vater kennt den und dann hat man halt mehr Chancen da, in den meisten Betrieben."*
> *I: „Gibt es dann auch schon konkrete Fälle, wo man weiß, bei dem Bekannten hat das geklappt, über solche persönlichen Kontakte?"*
> *„Ähm ja, von meinem Cousin, der arbeitet bei Elektro-Kass und der Vater war irgendwie ein guter Freund vom Chef, hat dann ein gutes Wort eingelegt und hat mein Cousin sich richtig gut angestrengt, hat auch den Ausbildungsplatz bekommen, obwohl der Hauptschüler war und der wollte lieber einen Realschüler haben. Das geht schon voll oft über so etwas, ja." (Tim, 15, Borken)*

Aus Tims Sicht sind die persönlichen Kontakte der Eltern in vielen Fällen dafür entscheidend, dass in seiner Situation befindliche Jugendliche den Zugang zu Ausbildungsplätzen erhalten.[27] Mit Blick auf die eigenen Möglichkeiten zieht er daraus den Schluss, dass sein Vater eine wesentliche potenzielle Ressource auf der Suche nach einer Lehrstelle darstellt. Das Zitat verdeutlicht darüber hinaus, dass für Tim jene zentrale Bedeutung informeller Kontakte typisch für „Borken und Umgebung" ist, da sich dort „alle kennen" würden. Somit zeichnet er das Bild der lokalen Bevölkerung als einer in engem Kontakt miteinander stehenden Gemeinschaft. Dieser Aspekt wird ausführlicher im folgenden Kapitel 7.1 behandelt.

Der Olper Ralf plant, eine Ausbildung als Industriekaufmann oder als Kaufmann für Speditions- und Logistikdienstleistungen zu absolvieren und spielt in seinem Interview die diesbezüglichen Möglichkeiten durch, die sich durch die beruflichen Kontakte seiner Eltern und seines Bruders ergeben könnten:

> *I: „Und wenn Du jetzt so an die Zukunft denkst, an 'ne mögliche Ausbildung, denkst Du, dass da Dir die Kontakte der Familie auch weiter helfen können, was zu finden?"*
> *„Ja klar, meine Mutter is halt is Diplombetriebswirtin, von daher hat die halt auch viel mit'm Büro und so zu tun in ihrer Firma. Mein Vater arbeitet bei der Polizei, also er hat schon, kennt*

[27] Ein weiteres Kriterium für den Erfolg des Cousins sieht Tim darin, dass sich dieser „gut angestrengt" hätte. Damit kommt die für viele Gespräche typische Sichtweise zum Tragen, dass Anstrengung und Engagement wesentliche Kriterien dafür sind, ob der Ausbildungsweg erfolgreich ist.

man auch viele Leute, kennt man auch sehr viele Leute. mein Bruder is im Handwerk, der kennt nich so viele Leute, aber genug." (Ralf, 15, Olpe)

Wie bereits das vorgehende, zeigt auch dieses Zitat, dass viele der Befragten eine große Anzahl beruflicher Kontakte auf Seiten ihrer Eltern als hilfreich erachten; im Glauben, dass diese auf der Suche nach Ausbildungsplätzen entscheidend sein könnten. Bei vielen Jugendlichen waren es auch eben jene Kontakte der Mütter und Väter, welche ihnen zu den von Seite der Schule obligatorischen oder darüber hinausgehenden freiwilligen Praktika verholfen haben. So blickt Bastian aus Borken darauf zurück, wie er an sein Praktikum gekommen ist und rückt dabei die von seinem Vater mobilisierten Kontakte in den Vordergrund:

„Ähm mein, mein Vater der hat auch in dem gleichen Betrieb gearbeitet, und der kannte da jemanden, und da hat der gefragt, ob ich da Praktikum machen kann, und dann bin ich so an mein Praktikum gekommen." (Bastian, 15, Borken)

Auch der Coesfelder Jörg berichtet, dass sein Stiefvater ihm einen Praktikumsplatz in jenem Betrieb organisierte, in dem er selbst tätig ist:

„Von meinem Stiefvater. >Ah< *Der is da, na ja da gibts zwei Meister, und der is davon einer und dann konnte der mich da schnell so hinbringen." (Jörg, 14, Coesfeld)*

Nicht nur in Bezug auf Praktika, sondern auch bei der während der empirischen Phase vielfach aktuellen Suche nach Ausbildungsplätzen haben einige der befragten Jugendlichen auf Kontakte ihrer Eltern zurückgegriffen. Weiter vorne bin ich ausführlicher auf die Erzählung von Andreas aus Borken eingegangen, der zum Zeitpunkt seines Interviews bereits eine Lehrstelle in einem Einzelhandelsbetrieb hatte. Er erzählt, auf welchem Wege er an diese gekommen ist:

„Mhmm, ich habe die Lehrstelle natürlich gekriegt, weil ich einen Nebenjob bei K&K mache und mir macht das sehr viel Spaß und dann habe ich mich da einfach mal beworben und natürlich mein Vater, der kennt ja sehr gut den Regionalleiter davon und der hat irgendwann eingewilligt, dass ich da eine machen kann."
I: „Du hast gesagt, Dein Vater hat das über einen Kontakt, war das jemand den er beruflich kannte oder ein Freund?"
„Das ist eher gesagt ein Kunde von meinem Vater und dadurch hat sich eine gute Freundschaft gebildet, durch sehr gut verstehen und dadurch bin ich auch an die Ausbildungsstelle gekommen, weil mit meinen Noten wär, hätte ich die Ausbildungsstelle nicht bekommen." (Andreas, 16, Borken)

Vermutlich ehrlich gibt Andreas zu, dass der Kontakt des Vaters sich trotz bereits vorhandener Arbeitserfahrungen als entscheidender Faktor für die erfolgreiche Lehrstellenbewerbung erwies, da seine Noten nicht gut genug waren. Anders als anderen Befragten ist es diesem Jugendlichen

nicht unangenehm, den Ausbildungsplatz mit dieser Hilfe erhalten zu haben. Diese Sichtweise geht einher mit einer ausgeprägten Bewunderung des Vaters und seiner beruflichen Leistungen, wie sie von Andreas in weiten Teilen seines Interviews zum Ausdruck gebracht wird.

Geschwister als enge Vertraute

Geschwister werden, insbesondere wenn sie älter sind, ebenfalls als explizite Ressourcen relevant. So betont der Olper Jens, dass er sich von sich aus an seine ältere Schwester wenden würde, um über Dinge zu sprechen, die ihm wichtig sind:

> *„Joa, also das is schon komisch halt so mit äh meiner Schwester kann ich halt auch über vieles reden. Also es is jetzt nich so, dass wir Geschwister sind, die sich immer nur streiten nie miteinander sprechen oder so, sondern eher son enges Verhältnis und ähm mit der ich dann auch mal über ernstere Themen sprechen kann. Und ähm genauso wie sie halt dann mir irgendwas erzähln kann, was ihr am Herzen liecht und öhm ja das wird mir schon fehlen, wenn sie dann weg wäre. Also das wär schon hart." (Jens, 15, Olpe)*

Die Beziehung zur älteren Schwester, deren Bedeutung als implizite Ressource sich weiter unten noch zeigt, wird somit als enges Verhältnis beschrieben, in dem sich wechselseitig wichtige Dinge anvertraut werden. Jens' Aussage, dass er seine Schwester im Falle eines Wohnortwechsels stark vermissen würde, bringt wiederum zum Ausdruck, wie entscheidend es für ihn wie für die meisten Jugendlichen ist, nahestehende Personen in ihrem lokalen Umfeld zu haben (vgl. auch Kapitel 7). Auf eine ganz ähnliche Art und Weise beschreibt auch Tim das Verhältnis zu seiner Schwester:

> *„Ähm, ja also die ähm ist eigentlich immer für mich da, wenn ich reden will, kann ich auch zu ihr kommen und durch sie und ihren Freund habe ich auch mein Praktikumsplatz bekommen und sie sagt mir auch immer viel und hilft mir, wenn ich irgendwelche Probleme habe, Schule oder wenn ich Fragen habe, ja da rede ich auch schon oft mit ihr." (Tim, 15, Borken)*

Für Tim bietet die Schwester somit eine wichtige Ansprechpartnerin und Hilfestellung bei Fragen zu Schule, Praktika und anderen Themen. In seiner diesbezüglichen Erzählung stellt der Schüler eine konkrete Situation in den Vordergrund, in der die Beziehung zur Schwester als eine Ressource für den Ausbildungsweg hilfreich war: Er habe über ihren Freund einen Praktikumsplatz erhalten. Dies wurde möglich, da dieser den Jugendlichen an die Stahlfirma vermittelte, in der er zum Zeitpunkt des Interviews selbst bereits seit acht Jahren arbeitete. Somit war es letztlich der Freund der Schwester, der das Praktikum vermittelte. Tim rückt jedoch die Rolle der Schwester in den Vordergrund, worin sich deren subjektiv wahrgenommene große Bedeutung widerspiegelt.

Großeltern: Gemochte Bezugspersonen und Gesprächspartner

Von einigen Befragten werden auch die Großeltern als wichtige Bezugspersonen benannt. Manche Jugendliche erzählen, dass ihre Entwicklungen in Schule und Ausbildung auf großes Interesse seitens ihrer Großmütter und Großväter stießen. Jörg aus Coesfeld beschreibt, dass seine Großel-

tern darüber hinaus Ansprechpartner in Zukunftsfragen wären und somit explizite Ressourcen im Sinne dieser Studie darstellen:

> *„Ja also mit denen rede ich sehr viel halt immer, weil man denen kann man einfach viel erzählen. Und ja dann halt über alles so Praktikas,* >Mhm<, *Zukunft auch, mit denen red ich sehr viel über die Zukunft auch. (...) Meine Oma die gibt mir sehr viele Ratschläge. Ja mein Opa der hört eher zu.* >Ja< *Aber ähm meine Oma die versucht einfach das Beste immer zu machen.“*
> *(Jörg, 14, Coesfeld)*

Jörgs Zitat illustriert wiederum, dass es mit Blick auf die tatsächlichen Interaktionen in den meisten Fällen schwierig ist, einzelne Kontakte entweder als implizite oder aber als explizite Ressourcen zu kategorisieren. Zumeist scheint der kommunikative Austausch beide Aspekte zu beinhalten: das aktive Nachfragen nach Ratschlägen oder Informationen, aber auch das ungefragte Erhalten von Unterstützung. So auch in diesem Falle, in dem Jörg seinen Großeltern viel von sich aus erzählen kann und diese folglich explizite Ressourcen darstellen. Zugleich jedoch gibt die Großmutter umfassende Ratschläge, wodurch sie im Sinne einer relevanten impliziten Ressource in Erscheinung treten könnte, falls sie damit die jugendlichen Zukunftsorientierungen beeinflusst.

Auf ihre Eltern und Geschwister Bezug nehmend, erzählen die Schüler von als explizite Ressourcen relevanten Personen, die zumeist unmittelbar in ihrem Haushalt wohnen und dort von ihnen regelmäßig angetroffen werden. Wie gezeigt wurde, sind es neben den Möglichkeiten des regelmäßigen Austauschs auch die auf die lokalen Ausbildungsangebote bezogenen Kontakte und Informationen, wegen derer die nahräumliche Anwesenheit dieser Personen so relevant ist. Auch bei den als explizite Ressourcen benannten Verwandten außerhalb des engeren Familienkreises zeigt sich, dass diese bei den meisten Befragten in ihrem lokalen Umfeld, in wenigen Fällen im 100-Kilometer-Umkreis und nur in zwei Fällen an weiter entfernten Orten, wohnhaft sind, wie die folgende Aufschlüsselung zeigt:

Tabelle 6: Maximale Distanz zwischen den Wohnorten der Befragten und jenen der von ihnen als Träger „expliziter Ressourcen“ benannten Verwandten. Anzahl der Befragten, deren entsprechende Kontakte einen bestimmten Radius nicht überschreiten (n=39)

Jugendliche mit MH/ohne MH	Radius explizite Ressourcen bergender Verwandtschaftskontakte				Jugendliche gesamt
	Alle expliziten Ressourcen bergende Verwandtschaftskontakte in der Stadt und ihrer Umgebung	Alle expliziten Ressourcen bergenden Verwandtschaftskontakte im Umkreis von 100 Kilometern	Auch explizite Ressourcen bergende Verwandtschaftskontakte in weiter entfernten Regionen	Keine explizite Ressourcen bergenden Verwandtschaftskontakte	
Jugendliche mit Migrationshintergrund	4	1	1	10	16
Jugendliche ohne Migrationshintergrund	8	3	-	12	23
Jugendliche gesamt	**12**	**4**	**1**	**22**	**39**

Quelle: Eigene Darstellung.

Die Kreuztabelle zeigt, dass auch bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund kaum an entfernteren Orten, wie etwa den familiären Herkunftsländern, lebende Verwandte als explizite Ressourcen genannt werden. Nur in einem Fall werden relevante Bezugspersonen aus dem Verwandtschaftskreis angegeben, die außerhalb eines 100-Kilometer-Umkreis wohnhaft sind.[28] Dieser Eindruck wird weiter unten aufgegriffen, wenn die räumliche Struktur der für die Jugendlichen relevanten Verwandtschaftsbeziehungen näher betrachtet wird (Kapitel 6.3.2).

6.1.3 Freundschaften: Wichtige explizite Ressourcen in persönlichen Angelegenheiten

Wenngleich sich dies mit Blick auf die unmittelbar auf Schule, Ausbildung und Beruf bezogenen Fragen ein wenig relativiert, haben Freundschaften zu anderen Jugendlichen – den Angaben aus der systematischen Netzwerkanalyse zufolge – für die Studienteilnehmer eine wesentliche Bedeutung als explizite Ressourcen der Zukunftsorientierungen. Gleichwohl sprechen die Teilnehmer in ihren Interviews – anders als in Bezug auf implizite Ressourcen – nur wenig über Situationen, in denen Freunde im Sinne expliziter Ressourcen als Ansprechpartner relevant werden. Dies kann unter anderem darauf zurückgeführt werden, dass im Freundeskreis vielfach eher beiläufig und selten gezielt über Zukunftsthemen gesprochen wird, wie ich in Kapitel 6.2.1 näher zeigen werde.

[28] Mit Blick auf die Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist zunächst auffällig, dass die Mehrheit von ihnen (zehn Befragte) überhaupt keine Verwandte als explizite Ressourcen benennt. Vor dem Hintergrund, dass nur sechs Teilnehmer aus dieser Gruppe überhaupt Verwandte als explizite Ressourcen kategorisieren, sind die diesbezüglichen Hinweise aus der Netzwerkanalyse mit großer Vorsicht zu verwenden.

Wie auch weiter unten mit Blick auf die impliziten Ressourcen, zeigt sich in Bezug auf explizite Ressourcen eine besondere Bedeutung von Kontakten zu – zumeist älteren – Personen, die bereits in der Ausbildung oder im Berufsleben stehen. Beispielsweise berichtet Juri aus Borken darüber, wie er dazu gekommen ist, sich um eine Ausbildung in einem Industriebetrieb zu bewerben:

> *„Freund von uns is Maschinführer und da hab ich den gefragt vielleicht bei denen in der Arbeit oder irgendwo anders, ob ob da Stellen gibt und da hat der mir auch gesacht wo.* >Mhm< *Hab ich mich auch schon beworben.“ (Juri, 15, Borken)*

Dieses Beispiel zeigt sehr deutlich, auf welchem Wege eine explizite Ressource wirksam wird. Juri geht auf einen älteren Freund zu, der in seinem Wunschberuf tätig ist. Er erhält Informationen über freie Stellen, die dazu führen, dass er sich in den entsprechenden Betrieben bewirbt. Somit handelt es sich in diesem Fall um eine sehr konkrete Hilfestellung, die aus der expliziten Ressource hervorgeht. In anderen Fällen und Situationen, in denen explizite Ressourcen wirksam werden, sind die Effekte weniger direkt, wenn beispielsweise eher generelle Informationen zu Ausbildungsmöglichkeiten oder Bewerbungsstrategien weitergegeben werden.

6.1.4 Erwachsenenkontakte: Ansprechpartner aus der Berufswelt

Sowohl die systematische Netzwerkanalyse als auch die qualitativen Interviews zeigen, dass Erwachsenenkontakte jenseits von Freundschafts- Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen in ihrer Quantität eine vergleichsweise geringe Bedeutung als explizite Ressourcen haben. Nichtsdestotrotz kristallisierten sich in den Gesprächen mit den Jugendlichen einige Fälle und Situationen heraus, in denen der von den Befragten initiierte Austausch mit Angehörigen dieser Personengruppe zu einer entscheidenden Ressource der Zukunftsorientierungen wurde.

In ihrem Alltag ergeben sich für die meisten Jugendlichen eher wenige Gelegenheiten, mit Erwachsenen außerhalb von Familie und Verwandtschaft in Kontakt zu treten, da ein überwiegender Teil der freien Zeit mit anderen Jugendlichen verbracht wird. Anlässe, bei denen einige der Befragten sich jedoch auch mit älteren Personen austauschen, sind, wie bereits in Kapitel 5 angedeutet, Aktivitäten in Clubs und Vereinen. Dabei sind es vor allem Sport-, Musik- und Schützenvereine, aus denen von entsprechenden Situationen berichtet wurde. Die dort gepflegten Erwachsenen-Kontakte können auch im Sinne expliziter Ressourcen bei der Zukunftsplanung hilfreich sein. So erzählt der Olper Michael, dass er Gespräche im Schützenverein dafür nutzen konnte, gezielt für ihn wichtige Informationen zu suchen und zu sammeln:

> *„Öhm, also jetzt im Schützenverein war dann auch mal 'n Vater von 'nem Freund von mir, der hatte, weiß ich nicht mehr, was der für ‘nen Beruf hatte, aber der arbeitete auch in 'ner äh größeren Firma und da waren halt auch, äh, werden auch Auszubildende als Industriekaufmann gesucht, da kommt man halt auch schon mal ins Gespräch so und* >Mhm<*, sucht Informationen.“ (Michael, 15, Olpe)*

Wie das Zitat zeigt, ist der erwachsene Ansprechpartner zugleich der Vater eines Freundes. Somit kennen sich Michael und er – für den Kontext kleinerer Orte vermutlich typisch – gleichermaßen aus mehreren Kontexten. Darüber hinaus zeigt sich auch an diesem Beispiel, dass es in vielen Fällen kaum zu unterscheiden ist, ob ein Kontakt im Sinne einer impliziten oder aber einer expliziten Ressource wirksam wird. So berichtet Michael, dass man – gewissermaßen beiläufig – ins Gespräch käme. Zugleich spricht er aber davon, dass er sich „Informationen sucht" und somit aktiv an den Gesprächspartner wendet.

Aber nicht nur in Vereinen haben die Jugendlichen Kontakte zu erwachsenen Personen, die ihnen als Ressourcen dienlich sind. Carsten aus Borken erzählt, dass sich während seines Schulpraktikums eine gute Beziehung zwischen ihm und seinem Chef entwickelt hat und dies für die weitere Zukunftsorientierung hilfreich war:

> I: „*Und waren das dann für Sachen, wenn Du da schon so konkrete Vorstellungen hast mit dem Bauunternehmen, wo Du dich dann auch während der Praktika mit den Chefs oder* >Ja< *mit den Leuten drüber unterhalten hast?"*
> *„Ja, sehr inten-, sehr intensiv mit dem über Schulpraktikum, da hat der mir vieles erklärt auch. Äh, er hat mir weitergeholfen, da hat er, hat mir der eine angeboten, dass ich da auch freiwilliges Praktikum machen kann, dann hab ich gemeint, dann hab ich diesmal versucht auch ein Praktikum dort zu machen, aber da musste man ein Jahr im Voraus eine Bewerbung schreiben und das wusste ich ja nicht, dann hatte ich ja schon ähm letztes Jahr vorn Sommerferien schreiben müssen, und das konnte ich nicht ahnen.* >Ja< *Ja, und deshalb mach ich jetzt nochmal dort ein Praktikum beim Fliesenleger." (Carsten, 15, Borken)*

Der Chef hatte somit aus Sicht des Jugendlichen die Rolle eines Mentors. Er war für Carsten nicht nur ein Ansprechpartner während seiner Zeit im Bauunternehmen, sondern bot ihm darüber hinaus an, ein weiteres Praktikum zu absolvieren. Jedoch zeigt der zweite Teil des Zitats, dass solch eine subjektiv als wertvolle Ressource eingeordnete Beziehung sich im weiteren Zeitverlauf nicht zwangsweise als hilfreich erweisen muss.[29] Schließlich konnte der Schüler das gewünschte weitere Praktikum nicht absolvieren, da er die Frist versäumte – trotz Kontakt zum Chef.

Nicht-verwandte Erwachsene, die als implizite und explizite Ressourcen fungieren, sind zumeist aufgrund ihrer Verbindungen zu Einrichtungen aus den Bereichen Ausbildung und Beruf relevant. Alle in diesem Kontext genannten Personen sind im lokalen Umfeld der Untersuchungsstädte und ihrer Umgebungen lokalisiert. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass Personen mit Verbindung zu für die Jugendlichen relevanten – regional geballten (vgl. Kap. 5.3) – Ausbildungsbetrieben in diesem Zusammenhang besondere Relevanz haben. Die beschriebenen Beziehungen

[29] Hierin spiegelt sich wiederum das weiter oben ausführlicher thematisierte Problem, dass im Rahmen meiner Studie keine Beobachtungen über einen längeren Zeitraum hinweg möglich waren. Da die Schüler nicht in ihrem weiteren Bewerbungsprozess begleitet werden konnten, ließ es sich schwer abschätzen, welche Bedeutung der Rückgriff auf bestimmte Ressourcen für den letztendlichen Erfolg einer Bewerbungsstrategie hatte.

haben den Charakter lockerer Kontakte, so genannter „Weak Ties“ (Granovetter, 1973). Somit kommt an dieser Stelle die schon von Granovetter beschriebene Stärke solcher schwachen Beziehungen zum Ausdruck.

Die befragten Jugendlichen wenden sich an Ansprechpartner aus ganz unterschiedlichen Personengruppen, wenn sie Ratschläge und Unterstützung in den für sie wichtigen Fragen benötigen. Dabei ist auffällig, dass Freunde zwar eine wichtige und große Gruppe von (potenziellen) Bezugspersonen bieten, in unmittelbar auf den weiteren Weg in Schule, Ausbildung und Beruf bezogenen Fragen jedoch eher andere – zumeist ältere – Kontaktpersonen relevant sind. Wie sieht das Bild nun mit Blick auf die oben definierten impliziten Ressourcen aus? Welche Personengruppen sind hier bedeutend? In welchen Prozessen und Situationen werden implizite Ressourcen wirksam und welche Rolle spielten dabei räumliche Faktoren, wie Wohnortnähe oder für die Interaktion genutzte Foci?

6.2 Implizite Ressourcen der Zukunftsorientierung

Wie ich zu Beginn des Kapitels dargelegt habe, sind implizite Ressourcen dadurch charakterisiert, dass die Jugendlichen in den entsprechenden Situationen nicht nach Ratschlägen oder Informationen fragen, sondern diese ungefragt erhalten oder aufnehmen. Folglich sind in diesem Zusammenhang vor allem jene Personen relevant, mit denen die Befragten im Alltag viel Zeit verbringen und regelmäßig kommunizieren. Um entsprechende Kontakte herauszuarbeiten, wurden sowohl in den qualitativen Interviews als auch in der Netzwerkanalyse jene Personen in den Blick genommen, mit denen die Studienteilnehmer in ihren täglichen Abläufen häufig zu tun haben, und in offenen Fragen herausgearbeitet, inwiefern diese Personen im Sinne einer impliziten Ressource Unterstützung leisten. Die auf konkrete Ressourcenzugänge abzielenden und im Rahmen der systematischen Netzwerkanalyse gestellten Fragen fokussierten hingegen überwiegend Situationen, in denen explizite Ressourcen wirksam werden oder wirksam werden können. Nichtsdestotrotz wurden auch an dieser Stelle mit einer Frage implizite Ressourcen in den Blick genommen. Die Jugendlichen sollten schildern, welche Personen sie bei unklugen oder unüberlegten Entscheidungen kritisieren oder beraten. Die dabei generierte und im Folgenden tabellarisch dargestellte Zusammenstellung von Kontakten gibt einen ersten Einblick, welche Personen als Zugänge zu impliziten Ressourcen relevant sind und wo diese Personen wohnen.

Tabelle 7: Träger impliziter Ressourcen: Genannte Personen, sortiert nach Personengruppe und Wohnort (n=93)

	Personengruppe										Gesamt
Wohnort	Eltern, Stief-eltern	Ge-schwis-ter	Andere Haus-halts mit-glieder	Ver-wan-dte	Freun-de	Jugend-liche aus der Klasse	Bekannte aus Vereinen, Freizeitein-richtungen oder von sonstigen Freizeit-aktivitäten	Nach-bar-schaft	An-dere	Weiß nicht	
Im Haushalt	27	3	-	-	-	-	-	-	-	-	**30**
In der Nachbarschaft	-	-	-	3	11	-	-	-	-	-	**14**
Im Wohnort	-	-	-	1	15	-	-	-	-	-	**16**
Woanders Umland, d. h. im Ein-zugsbereich der Schule	3	-	-	1	19	-	-	-	-	-	**23**
Weiter weg, aber inner-halb einer Stunde mit dem Auto/mit der Bahn zu erreichen (ca. 100 Kilometer)	-	-	-	2	6	-	-	-	-	-	**8**
Woanders, noch weiter entfernt	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-	**2**
Weiß nicht, nicht erfragt	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	**-**
Gesamt	**30**	**3**	**-**	**9**	**51**	**-**	**-**	**-**	**-**	**-**	**93**

Quelle: Eigene Darstellung.

Die Aufschlüsselung zeigt ein relativ deutliches Bild. Die als implizite Ressourcen benannten Kontakte können fast ausschließlich zwei Gruppen zugeordnet werden. Es handelt es sich entweder um (Stief-) Eltern oder um Freunde der Befragten. Dabei nennen zahlreiche Befragte einen oder mehrere (Stief-) Elternteile. Dies ist nicht unerwartet und deckt sich mit den Erkenntnissen aus den qualitativen Interviews. In den Gesprächen wurde von einem Großteil der Jugendlichen berichtet, dass ihre Eltern sich für ihre schulischen Fortschritte und den Übergang in die weitere Laufbahn interessierten, entsprechende Nachfragen stellten und Ratschläge erteilten – dies teilweise umfassender, als es den Teilnehmern selbst lieb ist. Die meisten als implizite Ressourcen genannten Kontakte lassen sich der Gruppe der Freunde zuordnen. Somit scheint es auch innerhalb der jugendlichen Cliquen Mechanismen zu geben, durch welche Kritik geübt[30], Ratschläge gegeben und somit implizite Ressourcen wirksam werden. Auffällig ist, dass es in den meisten

[30] Grundsätzlich lässt sich infrage stellen, welche Effekte verschiedene Formen der Kritik haben und inwiefern diese folglich für die Jugendlichen Ressourcen darstellen. In den Gesprächen erzählten jedoch viele Befragte, Kritik von Seiten ihrer Bezugspersonen als hilfreich zu empfinden. In diesem Sinne wird sie in meiner Studie dem Bereich der impliziten Ressourcen zugeordnet.

Fällen nur einige aus der Gruppe der zuvor genannten Freunde sind, denen von den Befragten solch eine Rolle zugeschrieben wird. Wenige Schüler nennen darüber hinaus Verwandte als Antwort auf die implizite Ressourcen fokussierende Frage. Auf die entsprechenden Kontakte, Mechanismen und Situationen wird weiter unten eingegangen.

Der in meiner Studie im Vordergrund stehende Blick auf die räumliche Dimension legt es nun nahe, die Distanz zwischen den Wohnorten der Befragten und jenen der von ihnen im Zusammenhang impliziter Ressourcen benannten Personen zu betrachten, wie sie ebenfalls in der obigen Kreuztabelle zur Geltung kommt. Mit Blick auf den großen Anteil an Eltern unter den als implizite Ressourcen relevanten Personen ist es wenig überraschend, dass viele der Genannten in den Haushalten der befragten Jugendlichen angesiedelt sind. Ferner ist eine überwiegende Mehrheit der als implizite Ressourcen kategorisierten Kontakte entweder im Wohnort der Befragten oder aber in dessen näherem Umland wohnhaft. Somit lässt sich auch die darin enthaltene Subgruppe der relevanten Freunde überwiegend im lokalen Kontext der Untersuchungsstädte und der sie umgebenden Gemeinden lokalisieren. Darin spiegeln sich die weiter unten detaillierter dargestellten generellen räumlichen Muster der Freundesnetzwerke wider, die sich um die Schulorte und Wohnorte der befragten Schüler ballen (vgl. Kapitel 6.3.1). Nur wenige als implizite Ressourcen bedeutsame Personen wohnen außerhalb des näheren Umkreises der Wohnorte der Befragten. Dabei handelt es sich zum einen um Verwandte einzelner Gesprächspartner und zum anderen um die am ehemaligen Wohnort wohnenden Freunde eines erst kurz vor den Interviews umgezogenen Schülers. Kaum eine als implizite Ressource relevante Person wohnt weiter als 100 Kilometer entfernt von jenem Befragten, der sie genannt hat. Somit scheint, wie schon bei den expliziten Ressourcen, räumliche Nähe ein Kriterium dafür zu sein, dass ein Kontakt als implizite Ressource wirksam wird.

Blickt man auch hier, wie auch zuvor bei den expliziten Ressourcen, darauf, von wie vielen der 39 Befragten Mitglieder der verschiedenen Personengruppen als implizite Ressourcen kategorisiert werden, zeigt sich, dass auf die in der Netzwerkanalyse diesbezüglich gestellte Frage hin weitestgehend (Stief-)Eltern und Freunde benannt werden. Ein Hinweis auf deutliche Unterschiede zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund zeigt sich an dieser Stelle nicht.

Tabelle 8: Anzahl der Befragten, die Kontakte aus den jeweiligen Personengruppen als Träger impliziter Ressourcen benannt haben (n=39)

	Personengruppe						
Jugendliche mit MH/ohne MH	Eltern, Stief-eltern	Geschwister	Verwandte	Freunde	Bekannte aus Vereinen, Freizeiteinrichtungen oder von sonstigen Freizeitaktivitäte	Nachbarn	Andere
Befragte mit Migra-tionshintergrund (16)	6	1	2	8	-	-	-
Befragte ohne Migra-tionshintergrund (23)	10	1	1	12	-	-	-
Gesamt	**16**	**2**	**3**	**20**	**-**	**-**	**-**

Quelle: Eigene Darstellung.

Wie aber die Erzählungen aus den qualitativen Interviews zeigen, entfalten auch im knappen Rahmen der systematischen Netzwerkanalyse nicht als solche benannten Personengruppen eine Wirkung als implizite Ressourcen: erwachsene Bekannte und professionelle Ansprechpartner aus dem schulischen Kontext; Lehrer und Berufsberater. In welchen Zusammenhängen aber werden die verschiedenen Personengruppen als implizite Ressourcen wirksam? Hierauf werde ich im Folgenden eingehen.

6.2.1 Befreundete Jugendliche als Träger impliziter Ressourcen

Freundschaftliche Beziehungen können nicht nur dann implizite Ressourcen bergen, wenn eine Person von einer anderen direkt angesprochen wird und dabei Hilfe oder Ratschläge erhält. Ebenso ist es denkbar, dass durch die in einer größeren Gruppe, zum Beispiel in der Clique, geführten Gespräche, Informationen und Einschätzungen vermittelt werden, die dem Einzelnen nützen, ohne dass er nach ihnen gefragt hat. Voraussetzung für einen derartigen Ressoucentransfer ist, dass im Umfeld der Schüler über die für sie relevanten Themen gesprochen wird. Vor dem Hintergrund meines Forschungsinteresses an den jugendlichen Zukunftsorientierungen ist somit zu fragen, inwiefern im Freundeskreis der Befragten über damit in Verbindung stehende Aspekte geredet wird. Die diesbezüglichen Ergebnisse zeichnen ein heterogenes Bild persönlicher Erfahrungen.

Im Freundeskreis von der Schule entfernen

Die Erzählungen vieler Teilnehmer zeigen, dass solche ‚ernsteren' Themen kaum eine Rolle im alltäglichen Austausch mit Freunden spielen. Es stehen insgesamt eher Aspekte im Vordergrund, die mit Spaß und Freizeit in Verbindung gebracht werden und somit positiv konnotiert sind. So erzählt zum Beispiel der Borkener Andreas, dass Schule kein Thema sei, dass für ihn und seine Freunde in der gemeinsamen Freizeit wesentlich wäre:

„Ich bin froh, wenn ich aus der Schule raus bin und nicht mehr darüber reden muss. Wenn ich in der Freizeit bin, dann reden wir auch nicht über Schule. Wir wollen uns von der Schule entfernen." (Andreas, 16, Borken)

Andreas bringt somit eine bewusste Trennung der Alltagsbereiche von Schule auf der einen und Freizeit auf der anderen Seite zum Ausdruck und stellt diese Sichtweise als gemeinsame Einstellung seiner Clique dar. Die als schwierig und anstrengend empfundenen Fragen rund um die weitere Laufbahn in Schule, Ausbildung und Beruf werden als belastend empfunden und verdrängt. Dies geht mit einer bereits in Kapitel 5 skizzierten Unkonkretheit einher, welche die Zukunftsorientierungen vieler Studienteilnehmer charakterisiert. Zum Zeitpunkt der Interviews weiß ein großer Teil der Befragten noch nicht, was er nach dem Verlassen der Hauptschule tun wird. Viele der vage im Raum stehenden Möglichkeiten wirken pragmatisch hergeleitet und nicht durch umfassende strategische Überlegungen geprägt. Die abermaligen, wenige Monate später stattfindenden Begegnungen mit den meisten Schülern während der Go Alongs zeigen dann auch in einigen Fällen deutliche Konkretisierungen beziehungsweise Veränderungen der Pläne und Strategien.

Peter aus Olpe entwickelt eine ähnliche Erzählung wie Andreas, in der er schildert, dass Schule und Ausbildung keine vorrangigen Themen sind, wenn er abends mit Freunden Zeit in der Stadt verbringt:

I: „Wenn man dann so abends sitzt, is das dann auch so ne Gelegenheit, wo man auch so über ernsthafte Themen redet, wie jetzt über Schule oder dann danach Ausbildung?"
„Jau, über Schule hab ich jetzt persönlich selber noch gar nich geredet, glaub ich, aber wenn's dann halt irgendwelche Probleme mit Freunden gibt oder so (…)."
I: „Und is das dann schon son Thema, sowas wie jetzt eben Schulabschluss und wie's danach weiter geht. Oder sind das eher so'ne persönliche Sachen, die da besprochen werden?"
„Eher persönlichere, also Abschluss oder so ich glaub hab ich noch nie gehört, dass da jemand, das lässt man dann doch lieber in der Schule, glaub ich >Ja< *oder zu Hause (…). Dass man halt zu Hause mit seinen Eltern darüber reden kann, aber jetzt unbedingt mit Freunden in der Stadt wenn man sich treffen will weil man Spaß haben will, dann muss man das ja nich unbedingt haben." (Peter, 14, Olpe)*

Auch Peter nimmt somit eine Trennung zwischen der Sphäre der Freizeit, in der er „Spaß haben will", und jener der Schule vor. Folglich spricht er sich dafür aus, Fragen rund um den Abschluss „in der Schule" zu lassen. Anders würde es sich aber bei andersartigen, als „persönlich" bezeichneten Problemen verhalten. Diese würden durchaus im Freundeskreis und in der Freizeit angesprochen. Darüber hinaus zieht Peter eine weitere Trennlinie. Über Fragen rund um die Schule, den Abschluss und somit die Ausbildung ließe es sich zu Hause mit den Eltern sprechen, aber eben nicht mit den Freunden in der Freizeit. Somit unterstreicht auch die obige Aussage die bereits dargestellte Erkenntnis aus der Netzwerkanalyse, dass für viele der Befragten die eigenen (Stief-)Eltern wichtigste Ansprechpartner für Fragen hinsichtlich Schule, Ausbildung und Beruf sind.

Gleichermaßen sind die Interviews aber auch durch gegensätzliche Erzählungen geprägt. So betonen einige Befragte, dass Fragen um Schule und Ausbildung sehr wohl ein Thema in ihren Freundeskreisen sind. Beispielsweise erläutert der Olper Schüler Michael, dass gerade zu dem in meiner Studie fokussierten Ausbildungszeitpunkt das Thema Zukunftspläne in seinem Freundeskreis diskutiert würde:

> *„Öhm, also man redet jetzt schon, äh gerade wenn man jetzt so Praktika hat oder äh grad bei uns, wir haben ja halt nur zehn Schuljahre, die anderen haben ja zwölf oder dreizehn auf den Gymnasien.* >Mhm< *Man redet halt schon später, was äh die halt studieren wollen oder was wir als 'ne Ausbildung machen wollt=äh=wollen, oder wie da grad die Noten sind, ob alles klar is.* >Mhm< *Also man redet schon 'n bisschen über die Schule auch.“ (Michael, 15, Olpe)*

In Michaels Erzählpassage kommt deutlich zum Ausdruck, dass in seinem Freundeskreis Jugendliche von verschiedenen Schulen zusammenkommen, die sich zu Fragen von Schule und Ausbildung austauschen. Dabei bekommt der selbst die Hauptschule besuchende Teilnehmer auch Einblicke in die Zukunftsmöglichkeiten und –Pläne der Gymnasiasten aus seinem Freundeskreis. Peters letzter Satz beinhaltet jedoch zugleich eine Relativierung der zentralen Aussage, da man lediglich „auch“ oder „schon ein bisschen“ und somit hauptsächlich nicht über die Schule, sondern über andere Themen reden würde.

Über die Zukunft reden: Foci des Austauschs mit Gymnasiasten und Realschülern

Blickt man auf die, im vorgehenden Kapitel 5 ausführlicher beschriebenen, beliebten Foci der Freizeitgestaltung, an denen sich größere Gruppen von Jugendlichen treffen und lose Zusammenschlüsse bilden, so werden auch dort Gespräche über Schule, Ausbildung und Zukunftspläne geführt. Der bereits in Kapitel 5 in diesem Zusammenhang vorgestellte Juri aus Borken verbringt einen wesentlichen Teil seiner Freizeit auf dem Skateplatz, um Inlineskates zu fahren. Dort trifft er nach eigenen Angaben regelmäßig über 100 Leute, die ihm persönlich bekannt sind. Darunter sind nicht nur Hauptschüler, sondern auch Jugendliche von der Realschule, dem Gymnasium oder auch von Privatschulen. Auch sein Cousin ist eine der Personen, mit denen Juri Zeit auf dem Skateplatz verbringt. Dort, in der großen Gruppe, seien Schule, Ausbildung und Zukunftspläne übliche Gesprächsthemen:

> *„Ja wenn, wenn jetzt einer so‘n Thema sacht von der Schule da reden wir von allem.* >Mhm< *Ja, und dann kommt irgendwann auch ma dieses Thema Berufe, Arbeitslehre, Wirtschaft, ja und dann reden wir auch ab und zu mal da drüber.“*
>
> *I: „Und was sind das dann genau für Sachen wo man dann redet, wenn man da über Berufe und über Arbeitslehre redet?“*
>
> *„Wirtschaft. Äh mein Cousin der studiert ja jetzt auch Wirtschaft.* >Mhm< *Und dann reden wir auch ab und zu mit dem über Wirtschaft, oder durch Berufe, die man dann=dann erlernen kann.“ (…)*
>
> *„Am meisten gehts über die Probleme* >Mhm<*, wenn man jetzt ein schlechtes Zeugnis hat,*

dann bekommt man vielleicht den Traumjob ja nich haben, dann kann man ja auch nix mehr da=daran ändern, muss man sich mit'm anderen äh Beruf abrackern." (Juri, 15, Borken)

Juris Aussagen deuten zunächst darauf hin, dass für ihn innerhalb der großen Gruppe auf dem Skateplatz der eigene Cousin eine besondere Bedeutung als Gesprächspartner hat und im Sinne einer impliziten Ressource in Erscheinung tritt. Mit ihm tauscht er sich sowohl über das abstrakte gesellschaftliche Themenfeld „Wirtschaft" als auch über mögliche Berufsziele aus. Darüber hinaus kommt zum Ausdruck, dass die Jugendlichen in ihren Gesprächen primär Probleme fokussieren, die mit der Sorge verbunden sind, den Wunschberuf nicht erreichen zu können. Jene damit verbundene pessimistische Sichtweise steht in einem gewissen Widerspruch zu den insgesamt dominierenden, positiven Zukunftseinschätzungen, wie sie in den Interviews zum Ausdruck gebracht und in Kapitel 4.2.5 dargestellt wurden.

Der bereits bekannte Olper Skateboarder Marco berichtet ebenfalls, dass der Skateplatz ein Ort sei, an dem über ernsthafte Themen gesprochen wird. Allerdings liegt seiner Meinung nach der Schwerpunkt auf Problemen aus dem privaten Bereich:

„Ja, das ist ja so, wir sind ja=wir sind ja nicht nur zum Skaten da, wir reden ja nicht nur übers Skaten, wir reden auch über unsere privaten Sachen. Also wenn wir Probleme haben, das ist wie 'ne Freundschaft, da redste auch drüber." (Marco, 14, Olpe)

Nicht nur an den Foci der informellen Freizeitgestaltung, sondern auch an den Orten formalisierter Freizeitangebote tauschen sich die Befragten mit anderen Jugendlichen zu Themen der Zukunftsplanung aus, worin relevante Ressourcen liegen können. So berichtet zum Beispiel der Coesfelder Wladimir, dass in seinem Turnverein über den Schulalltag gesprochen wird:

I: „Und wenn Du jetzt im Turnverein bist, da hast dann auch mit Jugendlichen zu tun, die auf andere Schule gehen, eben mit Realschülern und Gymnasiasten?"
„Ähe."
„I: Redest Du dann mit den auch manchma über Schule und was wichtig is?"
„Ja halt mal über die Lehrer oder halt über die Noten. Oder jetzt letztes Jahr über die Lernstand." (Wladimir, 15, Coesfeld)

Auch mit Blick auf die in Vereinen stattfindenden sozialen Kontakte bringen manche Befragte die oben dargestellte Trennung zwischen Schule und Freizeit beziehungsweise zwischen Ernst und Spaß zum Ausdruck. So antwortet der Olper Sri auf die Frage nach den Gesprächsthemen im Fußballverein:

I: „Und is das sowas, wo man dann auch mal über ernsthaftere Sachen redet, so über Ausbildung oder wie's in der Schule weitergeht?"
„Ne, das eher nich, das is so da hat man eher nur Spaß." (Sri, 14, Olpe)

Ein weiterer Treffpunkt der jugendlichen Freizeitgestaltung sind die virtuellen Orte des Internets. Grundsätzlich werden in Beziehungen, die vorwiegend über soziale Netzwerke oder Online-Games gepflegt werden, jedoch nur selten ernsthafte Themen rund um die Zukunftspläne der Jugendlichen angesprochen. Moritz, der oben bereits vorgestellte aus dem Internat nach Olpe gezogene und regelmäßig bei Online-Spielen aktive Jugendliche, erzählt ausgiebig über seinen so genannten „Clan", eine Gruppe von (männlichen) Jugendlichen, mit der er gemeinsam im Team Online-Games spielt. Auf die Frage hin, ob man gegenseitig über die Situation in Schule und Ausbildung Bescheid wüsste, gibt er die folgende, differenzierende Antwort:

> *„Bei manchen weiß man's, bei manchen nicht. Also es kommt drauf an.* >Mhm< *Ich kenn jetzt auch nicht jeden so gut aus dem Clan, aber ich sag mal, es gibt fünf, sechs Leute, da weiß ich genau Bescheid drüber, da unterhält man sich dann einfach drüber." (Moritz, 16, Olpe)*

Wie die impliziten Ressourcen bedeutsam werden

In welchen Situationen und Zusammenhängen aber werden solche aus dem Freundeskreis hervorgehende, implizite Ressourcen nun relevant, so dass sie einen Einfluss auf die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen haben? Beispielsweise können die Gespräche über Ausbildungsmöglichkeiten eine aktivierende Funktion haben. Der Borkener Tim beschreibt, dass er und seine Freunde nicht nur über das Thema sprechen, sondern in der Folge dessen von sich aus Bekannte nach Ausbildungsstellen fragen und somit explizite Ressourcen aktivieren:

> *„Zwei Freunde von mir, die sind auch aus der zehnten, die haben halt in zwei Monaten schon ihren Abschluss und da reden wir, momentan ist das das Dauerthema. Eben Ausbildung und so etwas, da reden wir halt auch alle mit und dann versuchen wir vielleicht von Bekannten zu fragen, ob die vielleicht eine Ausbildungsstelle frei haben, das ist schon Thema, da reden wir schon ziemlich oft drüber." (Tim, 15, Borken)*

Darüber hinaus berichten Befragte, dass ihre Freunde sie motivieren und ermuntern würden, sich in der zum Untersuchungszeitpunkt anstehenden Endphase der Schullaufbahn anzustrengen. Folglich sind es nicht nur inhaltliche Tipps oder Ratschläge, sondern auch eher emotionale Unterstützungen, die als seitens der Freunde hervorgebrachte implizite Ressourcen wirksam werden. Juri erzählt beispielsweise, dass er seine Freunde, wenn auch aus seiner Sicht letztlich erfolglos, zur Anstrengung in der Schule motiviert hat. Somit soll an dieser Stelle der Fokus der Analyse einmal umgedreht werden. Schließlich ist es der Befragte, der mit dem folgenden Zitat zum Ausdruck bringt, dass er zu einer impliziten und zugleich ungewollten Ressource für andere, sich in der gleichen Situation befindliche Jugendliche wird:

> *„Nee, ich hab denen auch schon ähm mehrfach gesacht, dass sie Schule machen, also was für die Schule machen sollten, aber die so ‚nä hab keinen Bock, is langweilich Schule'." (Juri, 15, Borken)*

Jenes Prinzip der erhaltenen, aber gar nicht gewollten Hilfestellung im Sinne impliziter Ressourcen werde ich im weiteren Verlauf meiner Argumentation noch näher erläutern, da es insbesondere im Zusammenhang mit Ratschlägen der Eltern und Verwandten beobachtet werden konnte.

6.2.2 Familie und Verwandtschaft als implizite Ressourcen: In die Erwachsenenwelt einschleusen

Kontaktpersonen aus Familie und Verwandtschaft werden von den Befragten nicht nur als bereits kontaktierte oder potenziell kontaktierbare Ansprechpartner und somit explizite Ressourcen benannt. Sie spielen ebenfalls eine wichtige Rolle als implizite Ressourcen; als Personen, die von sich aus mit Unterstützungsangeboten an die Jugendlichen herantreten. Dabei lassen sich eine Reihe unterschiedlicher Zusammenhänge und Situationen beobachten, in denen diese Ressourcen wirksam werden.

Aktive Begleitung der schulischen Laufbahn

Bei den meisten Befragten haben die Eltern ein überaus großes Interesse an der schulischen Situation und den Plänen für den weiteren Ausbildungsweg. Dies wurde bereits in den obigen Ausführungen deutlich, in denen sich die (Stief-)Mütter und (Stief-)Väter gerade im Vergleich mit den jugendlichen Freunden als wichtige Ansprechpartner und insbesondere Ratgeber zu Fragen rund um Schule und Ausbildung herauskristallisieren. In den Interviews berichten die allermeisten Jugendlichen, dass ihre Eltern relativ detailliert über ihre Noten und den schulischen Leistungsstand Bescheid wissen. So erzählt auch Maximilian aus Olpe:

> *„Ja, die ham sich schon immer informiert, was haste für ‘ne Note, wie is der Test ausgefallen. Die Fragen wurden halt doch immer gestellt.“ (Maximilian, 15, Olpe)*

Grundsätzlich empfinden es die befragten Jugendlichen als positiv, dass ihre Eltern sich um die hier fokussierten zukunftsrelevanten Belange kümmern und sorgen. In einigen Fällen bringen die Erzählungen jedoch zugleich zum Ausdruck, dass die für Eltern ‚typischen‘ Fragen und Ratschläge auch als anstrengend wahrgenommen werden. So beschreibt beispielsweise der Coesfelder Johannes die Rolle seiner Eltern bei schulischen Fragen:

> *I: „Und sind Deine Eltern auch so, dass sie Dir bestimmte Ratschläge mit auf‘n Weg geben?“*
> *„Ja, meine Mutter vor allem.“*
> *I: „Was sind das dann so Sachen?“*
> *„Ja sie sagt halt immer, ja hal=ja halt, was dann Eltern halt sagen. Ja, dass du das auch schaffst. Und das du dich ja noch n' bisschen mehr anstrengen sollst. Und Aufpassen und so Sachen.“ (Johannes, 15, Coesfeld)*

In diesem Gesprächsausschnitt kommt zum Ausdruck, dass die Ratschläge der eigenen Eltern von Johannes als standardmäßige Empfehlungen, wie sie viele andere Jugendliche auch zu hören bekommen, bewertet und als „solche Sachen“ ohne weitere Reflektionen abgetan werden. Somit lässt sich kritisch hinterfragen, inwiefern diese Ratschläge eine Ressource für die Jugendlichen darstellen oder von ihnen als solche wahrgenommen werden.

Vermittlung von Praktika im Elternbetrieb und über Bekannte

Aber auch in konkreten Fragen hinsichtlich der Bewerbungsoptionen für Ausbildungsplätze und Praktika werden die Elternbeziehungen nicht nur zu expliziten (vgl. Kap. 6.1.2), sondern auch zu impliziten Ressourcen der Zukunftsplanung. So erhalten viele der befragten Jugendlichen Ratschläge zu Ausbildungsmöglichkeiten und konkreten Ausbildungsbetrieben, ohne dass sie danach fragen müssen. Auch mit Blick auf die zum Untersuchungszeitpunkt von allen Schülern durchlaufenen Praktika wird die große Bedeutung der Eltern als Ressourcen der Ausbildungsplanung deutlich: Ein beträchtlicher Anteil der Befragten hat seinen Praktikumsplatz mit wesentlicher Unterstützung der (Stief-)Mütter und (Stief-)Väter erhalten, wie bereits oben, im Zusammenhang der expliziten Ressourcen, gezeigt wurde. Dabei nutzt ein Teil der Eltern seine Kontakte am eigenen Arbeitsplatz. Andere(Stief-)Mütter und (Stief-)Väter wenden sich an Freunde, Bekannte und Verwandte, die in anderen Betrieben tätig sind. Wiederum andere Eltern empfehlen Betriebe, die für ein Praktikum geeignet sind.

Elternstrategien bei der Ausbildungsplatzsuche

Auch wenn es darum geht, einen Ausbildungsplatz zu finden, werden viele der Befragten intensiv von ihren Eltern beraten. Einige Schüler berichten, dass ihnen (Stief-)Vater oder (Stief-)Mutter angeboten hätten, ihre Kontakte zu aktivieren. So erzählt zum Beispiel Daniel aus Coesfeld:

> *„Ja, weil mein Vater, der kennt auch sehr viele und wenn ich dann mal was machen will, wolle, dann könnte der auch noch seine Arbeitskollegen fragen, ob die was kennen, ja.“*
> *I: „Ah, hat der Dir das schon mal angeboten, oder schon mal gesacht, das könnt man ja dann versuchen?“*
> *„Ja, also ein Arbeitskollege, der war mal auch bei so ‘nem Handwerk, äh, Handwerkerbetrieb, joah, und da hat Papa gesacht, da könnt ich au noch ma probieren.“ (Daniel, 15, Coesfeld)*

Ähnliches berichtet der Olper Serkan von seinem ‚Plan B‘, der aus einem Vorschlag seines Vaters hervorgeht:

> *„Ja mein Vater kennt zum Beispiel von der Firma Kemper ‚n paar Leute.* >Mhm< *Ja und er meinte, wenn das nich klappt, dann machst du einfach Deine Ausbildung beim Kemper.“ (Serkan, 15, Olpe)*

In diesem Zitat wird deutlich, dass es der Vater war, der dem Befragten von sich aus vorgeschlagen hat, sich an seine Bekannten in einem ortsansässigen mittelständischen Betrieb zu wenden

und damit seine eigenen sozialen Beziehungen als Ressource zu aktivieren. Auch bei anderen Jugendlichen zeigt sich, dass die Vermittlung eines Ausbildungsplatzes über die Eltern, wie beim hier zitierten Serkan, als ‚Plan B' in Erwägung gezogen wird, für den Fall, dass die eigenen Bemühungen nicht erfolgreich sein sollten.

In anderen Fällen bieten die Eltern an, sich dafür einzusetzen, dass im eigenen Betrieb eine Ausbildungsmöglichkeit eröffnet wird. So erzählt beispielsweise Bülent:

> *„Ja, mein Vater is zum Beispiel auch in 'ner großn Metallfirma (…) und der hat auch gesacht, wenn du willst kann ich mit'm Chef sprechn, damit du da Ausbildung (…)." (Bülent, 15, Olpe)*

Für viele der befragten Jugendlichen sind nicht nur die Beziehungen zu den Eltern wichtige und im unmittelbaren Nahraum des eigenen Haushalts angesiedelte implizite Ressourcen. Auch ältere Geschwister werden als wertvolle Ratgeber genannt. Da sie zumeist schon in einer weiteren schulischen Phase, einer Ausbildung, einem Studium oder bereits im Beruf stehen, können die Brüder und Schwestern ihre eigenen Erfahrungen mit dem, was den Befragten noch bevorsteht, weitergeben. So betont Jens aus Olpe die große Bedeutung der älteren Schwester in seinem Bewerbungsprozess um eine Ausbildungsstelle als Elektriker:

> *„Ja. Also ähm meine Schwester hat ähm, hilft mir auch äh viel, weil ich verliere zwischendurch dann auch den Überblick von diesen ganzen Ordnen. Dann kommt da noch 'ne neue für 'ne neue Firma was rein, da kommt dann äh 'ne Einladung zum Vorstellungsgespräch oder auch andere Sachen und ähm da hilft die mir und unterstützt die mich da auch bei und hat mir auch so gesacht in den Hintern getreten, genauso wie meine Eltern, dass ich früh genuch damit anfange, weil die is vor drei Jahren selber in Ausbildung gegangen, und ähm kennt sich dann halt noch so'n bisschen mit aus, wie das so is, und ja und durch meine Familie also durch mein Cousin, zum Beispiel, der macht das auch beruflich, und äh der hat gesacht hör mal, hör mal zu und mach mal 'ne Bewerbung fertich, dann kann ich die ja mal mitnehmen. (…) Hatt ich auch jetzt schon bei einigen, also. ich hab 'n paar Cousins, Onkels, die dann in dem Betrieb arbeiten, auch als Elektriker." (Jens, 15, Olpe)*

Dieses Zitat verdeutlicht nicht nur die große Hilfestellung in Person der Schwester, sondern in seinem weiteren Verlauf auch, wie verschiedene Personen aus dem Familien- und Verwandtschaftskreis im Sinne impliziter Ressourcen unterstützend wirken und sich dabei wechselseitig ergänzen. Die Schwester bringt ihre Erfahrungen bei der Organisation des Bewerbungsprozesses ein und treibt den Jugendlichen an, konsequent bei der Sache zu bleiben – genau wie die Eltern. Cousins und Onkel arbeiten in der Wunschbranche des Jugendlichen und bieten von sich aus an, eine Bewerbung in den Betrieben einzureichen, in denen sie selbst beschäftigt sind.

Verwandte: Ratgeber, Vermittler und besondere Bezugspersonen

Wenn auch – wie zu erwarten – nicht in der Häufigkeit und Intensität der Eltern, so sind es auch Verwandte der befragten Jugendlichen, die in bestimmten Situationen im Sinne impliziter Ressourcen hilfreich werden. Bei vielen Teilnehmern sind es insbesondere männliche Bezugspersonen, (Paten-) Onkel und Cousins, die zu ihnen enge Beziehungen unterhalten und als Ratgeber in Erscheinung treten. Beispielsweise erzählt Stefan aus Coesfeld, dass er zwar in erster Linie mit seiner Mutter über seine beruflichen Zukunftspläne reden würde, aber eben auch mit seinem Patenonkel. Er illustriert dies anhand eines Ratschlags, den ihm der im unmittelbaren Nachbarhaus lebende Patenonkel erteilt hat und beschreibt somit eine Situation, die in Bezug auf implizite Ressourcen von Bedeutung ist:

I: „Und redest Du mit dem (Patenonkel, TM) dann auch schonma', wie's jetz weitergehn könnte nach der Schule, was für 'ne Ausbildung Du Dir vorstellen könntest, was für'n Beruf?" „Joah, also, eher mehr halt mit meiner Mutter, aber, ähm, ansatzweise natürlich auch, ähm, er hat gesacht, in der heutigen Zeit isset eigentlich, mehr wichtiger halt, das man irgendwas kriegt. Ne, also, wenn einer kommt, fragt, will's Du 'ne Ausbildung machen, dann am besten erstma ja sofort sagen, ne, man kann ja immer noch sagen, ich hab jetz ne andere gefunden, ich kann's jetz doch nich mehr machen und so, ne, aber inner heutigen Zeit is ja eigentlich wichtiger, wenn man schon ein, ein hat, ne, und man dann wenigstens die Ausbildung absolvieren kann, danach kann man ja dann sagn, ich mach lieber erst das weiter, dann hat aber wenichstens wat, ne. Äh, weil, einfach ähm, is ja eigentlich sehr wichtich inner heutigen Zeit ne Ausbildung zu machen, ne." (Stefan, 16, Coesfeld)

Eine Geschichte, in der die Unterstützung durch die Verwandten zu einem sehr konkreten und positiven Ergebnis führt, wird von Maximilian aus Olpe erzählt. In seinem Falle ist es die Tante, die ihm letztlich zu seiner bereits zum Interviewzeitpunkt gesicherten Ausbildungsstelle verhilft:

„Ähm, ich hab 'n Praktikum gemacht und dann hab ich 'ne Bewerbung abgegeben. Meine Tante, die arbeitet da auch. Die hat die dann abgegeben oder ich hab die abgegeben, wir ham die zusammen geschrieben. Dann wurd ich da eingeladen äh zum Vorstellungsgespräch mit 'n Einstellungstest zusammen. Der wurde mündlich gemacht. Ungefäh' ne Stunde. Dann ähm hab ich 'n Anruf bekommen, also als Industriemechaniker hab ich das gemacht. Dann hab ich 'ne n Anruf bekommen, halt ob mich Zerspanungsmechaniker auch intressiern würde. Hab ich gesacht ja klar, warum nich, kann man sich ja mal angucken. Hab ich mir das angeguckt, hab nochma 'n Gespräch geführt und der hat dann sofort gesacht ‚ja das geht auf jeden Fall klar, und ähm ich schick dir nen Personalfragebogen zu, äh und den Ausbildungsvertrag.' Und dann klappte das schon." (Maximilian, 15, Olpe)

Die Tante hilft Maximilian somit mindestens in zweifacher Hinsicht. Zum einen nutzt sie ihre Verbindungen in den Betrieb, in dem sie selbst beschäftigt ist. Möglicherweise setzt sie sich auch empfehlend für ihren Neffen ein, wenn sie die Bewerbung abgibt. Zum anderen unterstützt sie

Maximilian bei der Erstellung der Bewerbungsunterlagen – einer Situation, in der gerne Hilfe von Familienmitgliedern oder Verwandten angenommen wird. Neben dem, wie in einigen Fällen, bereits in derselben Firma absolvierten Praktikum trägt dies wohl wesentlich dazu bei, dass der Bewerbungsprozess, wie im Zitat zum Ausdruck kommt, erfolgreich war.

Ein Teil der Befragten berichtete darüber hinaus davon, dass in seinem familiären Alltag regelmäßige Treffen mit der Verwandtschaft an der Tagesordnung seien. Vielfach wird dabei, wie oben bereits beschrieben, von gegenseitigen Besuchen zu Kaffee und Kuchen berichtet. Dabei wird, den Berichten mancher Teilnehmer zufolge, auch über die schulischen Leistungen und Zukunftspläne der jugendlichen Familienmitglieder gesprochen. Lars aus Borken schildert bildhaft, wie in diesen Situationen implizite Ressourcen wirksam werden:

> *„Also jetzt, als ich damals mit dem Praktikum fertich war, war das quasi Hauptgesprächsstoff, und jetzt halt auch eher mein Cousin, weil er jetzt ‘n bisschen weiter darin is, quasi jetzt in das Erwachsenenleben eingeschleust zu werden, also jetzt wird sich andauernd über Autos unterhalten und Ausbildungsstellen und sowas.“ (Lars, 15, Borken)*

Die Metapher „eingeschleust werden“ steht sinnbildlich dafür, dass die älteren Verwandten die Initiative ergreifen, um den jüngeren ihren Weg in das weitere berufliche und private Leben zu bahnen und deren Zukunft zu planen. Das Beispiel des Cousins verdeutlicht, dass die Beratungen aus dem Verwandtschaftskreis umfassend sind und auf verschiedene Bereiche der Zukunftsplanung abzielen: von der Ausstattung mit einem eigenen Auto bis hin zum Finden der passenden Ausbildungsstelle. Der in diesem Zitat zum Ausdruck kommende Erzählstil gibt einen Hinweis darauf, dass derartige „andauernde“ Unterstützungen durch den Jugendlichen ein Stück weit als ungewollt und anstrengend empfunden werden.

6.2.3 Weitere Erwachsene als Träger impliziter Ressourcen – Kontakte ins Erwerbsleben

Wenn auch die meisten als implizite Ressourcen relevanten Personen dem Kreis der Freunde, Familienmitglieder oder Verwandten angehören, erweisen sich bei einigen Befragten doch auch weitere Erwachsene als wichtige implizite Ressourcen. Besondere Bedeutung haben dabei regelmäßige Begegnungen im Rahmen von Vereinsaktivitäten.

„Absent Ties“ und ihre prägende Wirkung

Ein gutes Beispiel dafür, wie relativ lose Kontakte zu Berufstätigen aus einem ganz anderen Milieu entstehen und gepflegt werden, liefert Arjun. Der Borkener Schüler kennt zahlreiche Erwachsene, da er regelmäßig in der Pizzeria seiner Eltern aushilft und dort die Gäste bedient. In seinen Erzählungen betont Arjun an mehreren Stellen, dass die Pizzeria in der Stadt die Funktion eines Treffpunkts hätte, an dem vor allem auch seine Mutter und sein Vater ihre sozialen Kontakte

pflegten. So antwortet er auf die Frage, ob seine Eltern viele Dinge mit Freunden unternehmen würden, wie folgt:

> *„Ja, Mama macht eigentlich nix so vieles mit Freunden, außer natürlich alle jede=jeder Freunde kommt da in die Pizzeria, sitzt und redet mit der. Und Papa, ja Papa ja bei uns kommen die ja einfach in der Pizzeria, setzen sich hin und reden n bisschen. Pff, ja. Also da k- is ‚Pizzeria is immer offen', sacht Papa, die kommen wann ihr wollt." (Arjun, 16, Borken)*

Dieses Zitat zeigt, dass im Gegensatz zu den familiären Alltagssituationen anderer Befragter im Falle Arjuns soziale Interaktionen gewissermaßen nebenbei, durch Situationen in der Pizzeria zustande kommen. Es wird deutlich, dass diese Kontakte und Interaktionen einen vergleichsweise beiläufigen, informellen Charakter haben und sich so deutlich von den oben beschriebenen Beziehungen zu Freunden, Familienmitgliedern und Verwandten abheben.

Marc Granovetter ergänzte seine vielfach aufgegriffene Dichotomie starker und schwacher Beziehungen um die Kategorie der „absent ties" (1973: 1361). Sie bezieht sich nicht nur auf Personenkonstellationen, in denen jede Beziehung fehlt, sondern auch Verbindungen zwischen den Bewohnern einer Straße oder zwischen einem Kioskbesitzer und seinen Stammkunden, die sich zumindest beim Namen kennen. Granovetter schreibt diesen „vernachlässigbaren Beziehungen" (ebd.) keine allzu große Bedeutung zu. So erläutert er, dass sie lediglich in bestimmten Kontexten und Situationen, wie etwa bei einem Unglück, eine gesteigerte Relevanz erhalten können (ebd.). Talja Blokland und Julia Nast hingegen schenken derartigen unverbindlichen und flüchtigen Formen des sozialen Kontakts eine größere Beachtung und argumentieren, mit ihrem Fokus auf die alltäglichen sozialen Beziehungen städtischer Bewohner, dafür, verstärkt die Situationen und Zeiten dazwischen, „during which people are on the way to live the rest of their lifes" (2014: 1143) in den Blick zu nehmen. Blokland geht davon aus, dass in diesen Situationen eine öffentlichen Familiarität zum Tragen kommen könne und definiert diese wie folgt: „Familiarity exists between these extremes [anonymity and intimacy] and characterizes social relations in which those involved know enough about each other to establish their respective social positions" (2003: 91, Hervorhebung im Original).

Die sich im Rahmen derartiger Beziehungen und Begegnungen vollziehenden Interaktionen sind folglich durch ein größeres Maß an Oberflächlichkeit und Unverbindlichkeit als die bisher beschriebenen Beziehungen geprägt: Die Individuen haben eine Vorstellung von der Person des jeweils anderen, schreiben ihr bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen zu und wissen, wie sie sich ihr gegenüber zu verhalten haben. Eine besondere Bedeutung für das Zustandekommen derartiger Begegnungen wird städtischen Settings zugeschrieben, an denen die Bewohner ihren Alltag verbringen, wie zum Beispiel der Borkener Pizzeria. So spricht Fischer (1982) davon, dass jene Public Familiarity konstituierenden Kontakte – etwa in der U-Bahn oder auf der Straße – von der Privatsphäre und den engeren Beziehungsnetzwerken der beteiligten Personen losgelöst seien, da die Akteure keinen tieferen Einblick in die Alltagswelten der jeweils anderen hätten (1982: 61f.). Somit schlägt das Konzept der Public Familiarity eine Brücke zwischen der sozialen

und der symbolischen Dimension lokaler Einbindungen: Schließlich sind sowohl die Wahrnehmungen und aus ihnen hervorgehenden Bewertungen und Kategorisierungen der in der lokalen Umgebung präsenten Anderen als auch flüchtige Gespräche und Interaktionen wesentlich dafür, dass eine auch als Vertrautheit und Einschätzbarkeit zu betrachtende öffentliche Familiarität entsteht (Blokland und Nast, 2014: 1146). Diese ist nicht nur für den unverbindlichen Austausch zwischen den Bewohnern relevant, sondern hat auch einen wesentlichen Einfluss darauf, inwiefern sich Menschen in ihrem städtischen Umfeld dazugehörig und zuhause fühlen, wie ich in Kapitel 7.1 anhand meines empirischen Materials darstellen werde (vgl. auch Barwick, 2014; Blokland, 2003; Blokland und Nast, 2014; Lofland, 1998).

Arjuns Vater scheint darüber hinaus zu vermitteln, dass Bekannte in der Pizzeria jederzeit willkommen und Treffen somit unkompliziert möglich sind. Das Restaurant stellt somit einen „Third Place“ (Blokland, 2003) beziehungsweise „Great Good Place“ (Oldenbourg, 1997) dar: einen von vielen lokalen Bewohnern in ihrem Alltag regelmäßig frequentierten Treffpunkt, an dem aus regelmäßigen flüchtigen Begegnungen ein gewisses Maß an Vertrautheit und gegebenenfalls auch intensivere Beziehungen entstehen können.

Auch Arjun selbst hatte in der Pizzeria schon Begegnungen und Gespräche mit Gästen, die ihm im Sinne einer Ressource auf dem Ausbildungsweg hilfreich waren. Wie in Kapitel 4 erläutert, verfolgt er den vergleichsweise konkreten und gefestigten Berufswunsch, eines Tages als Humanmediziner tätig zu sein. Dafür möchte der mit seiner Familie aus Indien nach Deutschland gezogene Jugendliche die Schule bis zum Abitur besuchen und dann an der Universität studieren. Die Pizzeria gibt ihm die Möglichkeit, für diesen Zukunftsplan relevante Personen zu treffen. Schließlich gehen dort regelmäßig die Ärzte aus dem städtischen Krankenhaus essen, mit denen Arjun ins Gespräch kommt. Dadurch hat er den Eindruck, bereits über persönliche Kontakte in die Klinik zu verfügen, was ihm ein gutes Gefühl gibt. So erzählte Arjun in seinem Interview, weshalb ihm das absolvierte Krankenhauspraktikum so gut gefallen hat:

> *„Und dann hab ich mein zweites Praktikum im Krankenhaus gemacht, das hat mir sehr gefalln.* >Mhm< *Weil, ja weil die Ärzte kannten mich auch schon n bisschen, weil die Pizzeria kennt oder die kommen da immer essen.* >Ja< *Und dann jaa war sehr nett, da. Ham die Ärzte mich immer begrüßt, obwohl nichma die die da arbeiten wussten, wer das für‘n Arzt is, manchmal. Woher kennste den? Ich so: ja, aus den Connections, sagen wir so.“ (Arjun, 16, Borken)*

Arjun ist merklich stolz darauf, dass er über „Connections“ verfügt und so einige der anzutreffenden Ärzte bereits kennt, nach einigen Angaben besser als mancher Krankenhausmitarbeiter. Das familiäre und heimische Setting der Pizzeria gibt ihm vermutlich eine gewisse Sicherheit, um so offen und selbstbewusst auf die Gäste zuzugehen. Denn obwohl die Ärzte in die Pizzeria kommen und Arjun somit nicht zu ihnen hingehen muss, wird er seiner Erzählung zufolge zugleich auch aktiv, um diese Kontakte als Ressourcen zu nutzen:

I: „Also zum Beispiel Mediziner. Gabs da so Leute, mit denen Du darüber geredet hast?“
„Paar Doktoren, die kannten uns ja wegen kommen ja in der Pizzeria immer. Und die ham mir gesacht halt ja is schwer, aber is machbar, kein Problem und das hat mich dann wieder ermuntert.“ (Arjun, 16, Borken)

Die Ärzte in der Pizzeria geben Arjun somit für ihn relevante Einschätzungen bezüglich der Realisierbarkeit seiner Zukunftspläne, die als Ermunterung wahrgenommen werden. Dabei vermitteln die Berufstätigen eine Sichtweise, die jener des Jugendlichen entspricht: Wie bei einigen anderen Befragten auch, wird der Weg zum Traumjob als schwierig, aber nicht unrealistisch eingeordnet (vgl. Kapitel 4).

Begegnungen in Vereinen und Institutionen: Erzählungen von der Arbeit

Wie die Interviews gezeigt haben, können auch die sich in Vereinen beiläufig ergebenden Erwachsenenkontakte zu wertvollen impliziten Ressourcen für die Zukunftsorientierungen werden. Indem die älteren Vereinsmitglieder von ihren Tätigkeiten und Erfahrungen im Berufsalltag erzählen, bekommen die befragten Schüler einen Einblick in die jeweiligen, gegebenenfalls auch für ihre eigenen Orientierungen relevanten, Arbeitswelten. So ist beispielsweise der Coesfelder Stefan im örtlichen Musikverein in mehreren Combos und Bands aktiv. Dort verfügt er über eine größere Anzahl sozialer Kontakte, auch zu Älteren, die bereits in der Ausbildung oder im Berufsleben stehen. Stefan erzählt, dass während der gemeinsamen Proben auch über Themen aus der Arbeitswelt gesprochen wird:

I: „Und Du has ja jetz gesacht, dass da viele Ältere sind. Kriegst Du durch die auch ´n Einblick, was die beruflich machen oder wie das mit der Berufsschule so läuft?“
„Na man sacht mal, heute war wieder scheiße, und so ne, wie man dat so halt kennt, ne, also sowat kommt dann mal, aber jetz dat einer sacht, jaa, in der Berufsschule is dat super und äh, wir machen das und das und das, da, also mehr übern Job mal, dann wird da mal gesprochen, sowie so, boah, ich bau mir so’n Kessel sowieso Meter mal sowieso Meter,(…). Also aber dat kann man sich ja als Schüler noch gar nich so richtich denken.“ (Stefan, 16, Coesfeld)

Das Zitat zeigt, dass die (Berufs-)Schule weniger ein Thema in den Gesprächen mit älteren Vereinsmitgliedern ist. Jedoch stellt Stefan heraus, dass er im Musikverein Einblicke in den Berufsalltag der Erwachsenen erhält, die ihm sonst als Schüler verwehrt blieben. Er illustriert dies am detaillierten Beispiel des Kesselbaus. In dieser Erzählung kommt darüber hinaus zum Ausdruck, dass Stefan die von den Älteren geschilderten fachlichen Tätigkeiten in Handwerk und Industrie sehr achtet und als anspruchsvoll ansieht. Diese Sichtweise spiegelt sich auch in seinen Äußerungen zu den eigenen Karriereplänen und – Möglichkeiten, wenn er argumentiert, dass eine große Nachfrage nach auf praktische Fertigkeiten fokussierten Hauptschülern bestünde (vgl. Kapitel 4.2.5). Auch wenn Stefans Zukunftsplanungen zum Zeitpunkt des Interviews noch vergleichsweise unkonkret sind und er ganz unterschiedliche Ausbildungsgänge alternativ in Erwägung zieht, ist sein vorrangiger Wunsch eine Lehre als Industriemechaniker. Dabei fasst er einen lokalen Betrieb ins

Auge, in dem zwei seiner Freunde arbeiten. Das Interview gibt Hinweise, dass es sich um jenen Betrieb handelt, aus dem auch die ‚Kessel-Geschichte' stammt.

Dass durch die regelmäßige Aktivität in einem lokalen Verein als implizite Ressourcen relevante Erwachsenenkontakte zustande kommen und gepflegt werden, zeigt auch das Beispiel des Olper Schülers Jens. Wie Stefan in einem lokalen Musikverein aktiv, trifft er bei den gemeinsamen Aktivitäten regelmäßig andere Jugendliche und auch erwachsene Aktive. In seinem Interview berichtet Jens, dass diese Personen Interesse für seine schulische Entwicklung und seine Zukunftspläne zeigen würden, wodurch sie in einem anderen Sinne als implizite Ressourcen bedeutend werden:

> *„Ja, auf jeden Fall. Mich fragen da einige, so aus der Musik, ähm, wie das dann bei mir so laufen würde, was ich danach vor hab undundund. Also die fragen da schon nach, auch von von in meinem Alter Leute, aber auch schon Erwachsene, ältere Leute, die fragen mich dann auch." (Jens, 15, Olpe).*

Darüber hinaus rekonstruiert Jens eine konkrete Situation, in der ein Tipp aus dem Musikverein mit ausschlaggebend für die Wahl seines anvisierten Ausbildungsberufs des Elektrikers wurde:

> *„Ja. Auch 'n Kollege von mir, Musikkollege, der hat das oder macht das auch beruflich. Und ähm der hat mir dann auch n paar Sachen gesagt, was ähm ich dann halt immer alles machen muss undundund. Ja und da drauf bin ich dann irgendwann, ich liebe eig- ich mach einfach gerne irgendwas mit Strom. Und ähm dadurch das hat er ma' mitgekriecht und hat er gesacht ja wie wär denn Elektriker, wär das denn nichts für dich? Joa und dann hab ich da auch halt drei Praktikas gemacht als Elektriker. Ja und dann warn wir da klar, dass das was für mich wäre." (Jens, 15, Olpe)*

Jens liefert somit ein Beispiel dafür, dass die Erzählung des Musikkollegen wohl dazu beitrug, dass er seinen Berufswunsch ‚Elektriker' weiter fokussiert hat. Nachdem der Schüler an den Erzählungen aus dem Berufsleben Interesse gezeigt hat, schlägt das ältere Vereinsmitglied diesen Ausbildungsberuf vor. Daraufhin absolviert Jens mehrere Praktika und wird durch die positiven Erfahrungen in seinem Ausbildungswunsch bestärkt. Somit können die Begegnungen mit dem Musikkollegen als ein (möglicherweise) wichtiger Ausgangspunkt der beruflichen Zukunftsorientierungen bewertet werden.

Die analysierten Beispiele zeigen, dass, trotz einer gewissen Seltenheit, auch Erwachsenenkontakte jenseits des Familien- und Verwandtschaftskreises eine große Bedeutung als implizite Ressourcen der Zukunftsplanung haben. Zum einen scheinen es allgemeine Nachfragen zur Schulsituation und zu den Zukunftsplänen zu sein, welche die Jugendlichen zur Verwirklichung ihrer Ziele motivieren, aber zugleich auch eine Form sozialer Kontrolle implizieren. Zum anderen haben viele dieser Erwachsenen die Möglichkeit, den Schülern Einblicke in ihren eigenen Arbeitsalltag zu geben oder auf konkrete Ausbildungsstellen zu verweisen und so bei der Definition des Berufsziels und der Wahl des Ausbildungsplatzes eine wichtige Orientierungshilfe zu leisten. Neben Per-

sonen aus den sozialen Netzwerken der Eltern sind es insbesondere mit den Jugendlichen gemeinsam in Vereinen und Organisationen aktive Erwachsene, die in diesem Zusammenhang in Erscheinung treten. Jene freizeitinfrastrukturellen Einrichtungen haben somit auch in diesem Sinne die Funktion eines Ressourcenzugangs, indem sie den Jugendlichen einen Teil der hilfreichen Erwachsenenkontakte erst ermöglichen.

Darüber hinaus verdeutlichen die Erzählungen aus den Musikvereinen den beiläufigen Charakter jener Situationen, in denen implizite Ressourcen wirksam werden. An den entsprechenden Orten schnappen die Jugendlichen im Zusammenhang ihrer Zukunftsorientierungen interessante Informationen und Eindrücke auf. Zudem werden sie gewissermaßen nebenbei zu ihren Ausbildungsplänen angesprochen. Dies zeigt, dass die Bedeutung regelmäßig besuchter Foci im Zusammenhang impliziter Ressourcen besonders groß ist: Die beschriebenen Interaktionen würden wohl nicht zustande kommen, wenn die Beteiligten nur um dieser Willen miteinander in Kontakt treten müssten. So sind es insbesondere Alltagssituationen an bestimmten Foci der Freizeitgestaltung, die Kontakte über die engere Bezugsgruppe hinaus und ‚ganz nebenbei' das Wirksamwerden impliziter Ressourcen ermöglichen. Wie es mein empirisches Material zu den Alltagsgestaltungen und Aktionsräumen der Jugendlichen zum Ausdruck bringt, verbringen diese einen großen Teil ihrer Freizeit in der näheren regionalen Umgebung ihrer Wohn- und Schulorte. Folglich sind es insbesondere nahräumliche Foci, an denen der Zugang zu impliziten Ressourcen entsteht.

6.2.4 Schulische Ansprechpartner als implizite Ressourcen

Ein deutlicher Befund bezüglich der als implizite und explizite Ressourcen relevanten Kontakte ist, dass erwachsene Personen aus dem schulischen Umfeld für die Zukunftsplanungen der Jugendlichen eine zentrale Bedeutung haben. In diesem Zusammenhang sind zum einen Lehrerinnen und Lehrer, zum anderen Personen, die unterschiedliche professionelle Beratungsangebote rund um den Übergang in die nächste Phase von Schule, Ausbildung und Beruf anbieten, zu nennen. Die initiativ genannten, positiven Sichtweisen, die ein großer Teil der Befragten gegenüber diesen Personen und ihren Unterstützungsleistungen zum Ausdruck bringt, erweist sich aus Forscherperspektive zunächst als ein Stück weit kontraintuitiv – scheint für die (männliche) Altersgruppe doch eher eine distanzierte und ablehnende Haltung gegenüber der Schule und den in ihr anzutreffenden Erwachsenen charakteristisch. Ganz im Gegensatz dazu werden in meiner Studie und der ihr inhärenten Netzwerkanalyse Lehrer und schulische Berater von den Teilnehmern als kompetente Unterstützer gesehen, gerade mit Blick auf die konkreten Themen rund um die beruflichen Zukunftsorientierungen.

Es zeigt sich, dass es für einen Teil der Schüler einzelne Lehrerinnen und Lehrer sind, die als wichtige Ansprechpartner und Ratgeber bewertet werden. Dabei handelt es sich häufig um die Klassenlehrer und -lehrerinnen, die auch in den Jahren vor dem Abschluss für einen großen Teil des Unterrichts verantwortlich sind und darüber hinausgehende Betreuungsaufgaben gegenüber den Klassen wahrnehmen. Auch diese Befunde stärken meinen generellen Eindruck, dass die Schüler

über sehr ausgeprägte Vorstellungen von guten und schlechten Lehrern verfügen. So werden beispielsweise in einigen Fällen frühere schulische Misserfolge auf den schlechten Unterricht der damaligen Lehrkräfte zurückgeführt (vgl. Kapitel 4.2.1). An allen drei Untersuchungsschulen gibt es zusätzliche und für die Schüler obligatorische Angebote aus dem Bereich der Ausbildungs- und Berufsberatung. Als ‚Ausbildungslotsen' oder ‚Berufsberater' beraten die darin tätigen Personen die Schüler in der Frage, welche Möglichkeiten sich ihnen nach Abschluss der Hauptschule bieten. Auch sie werden als wichtige Ansprechpartner für diesbezügliche Zukunftsplanungen genannt.

6.2.5 Zwischenfazit I: Unterschiedliche Themen – Unterschiedliche Ansprechpartner

Bezüglich der im Zusammenhang impliziter und expliziter Ressourcen der Zukunftsorientierung relevanten Personen ließen sich große Unterschiede zwischen verschiedenen Alltagsbereichen beobachten. Während Freunde generell als wichtige Ansprechpartner und Unterstützer in emotionalen Angelegenheiten fungieren, werden sie bei den unmittelbar auf Schule, Ausbildung und Beruf bezogenen Fragen nur selten als Träger relevanter Ressourcen benannt. Hier sind es vielmehr Eltern, ältere Geschwister und Verwandte, die von den Befragten angeführt werden. Im Freundeskreis, so die Erzählung vieler Teilnehmer, würden Fragen zu Schule und Ausbildung verdrängt und somit eine konsequente Trennung zwischen Ernst und Spaß, zwischen Arbeit und Freizeit beibehalten. Dabei gibt es aber auch anders gelagerte Fälle, in denen die Jugendlichen berichteten, dass die Zukunftsplanungen der Einzelnen durchaus ein Thema im Freundeskreis wären.

Die wesentlichen im Sinne impliziter Ressourcen in Erscheinung tretenden Personen sind in den meisten Fällen die (Stief-)Eltern der Befragten. Es wird erzählt, dass diese die Jugendlichen aktiv in Zukunftsfragen beraten. Oftmals würden die Elternteile dabei ihre eigenen sozialen Kontakte nutzen oder dies zumindest in Erwägung ziehen. In dieser Hinsicht übernehmen sie zusätzlich die Rolle von Vermittlern und schließen „strukturelle Löcher" (Burt, 2004). Insbesondere würden die Eltern in diesem Zusammenhang anbieten, auf ihre Kontakte in bestimmte Betriebe, die sich für eine Ausbildung anböten, zurückzugreifen. In manchen Fällen scheint es, dass die (Stief-)Mütter und (Stief-)Väter, aus Sicht der Jugendlichen, ein Stück weit ‚ungewollt' zu impliziten Ressourcen werden, indem sie initiativ und offensiv Ratschläge und Vermittlungsangebote an die Jugendlichen herantragen. Darüber hinaus werden die Befragten durch umfassende schulische Beratungsangebote in die nächsten Ausbildungsschritte begleitet. Jene Unterstützungen sind formal festgeschrieben und werden somit als implizite Ressourcen allen Schülern zuteil (wenngleich die Möglichkeit besteht, durch aktive Inanspruchnahme einen größeren Nutzen zu ziehen und explizite Ressourcen zu aktivieren). Insgesamt zeigte sich, dass zum Zeitpunkt der Interviews ein großer Teil der Jugendlichen in seinen Zukunftsplanungen relativ passiv ist und das Thema im Alltag vieler anscheinend (noch) eine untergeordnete Rolle spielt. Somit sind für viele Studienteilnehmer wohl insbesondere jene Ressourcen relevant, die einen ‚impliziten' Charakter haben und dementsprechend nicht aktiv angefragt, sondern von Anderen an sie herangetragen wurden.

6.2.6 Zwischenfazit II: Die räumliche Struktur der impliziten und expliziten Ressourcen

Betrachtet man die räumlichen Strukturen jener als Zugänge zu impliziten und expliziten Ressourcen relevanten Personennetzwerke, so wird deutlich, dass sich diese weitaus stärker auf das nähere Wohnumfeld der Jugendlichen konzentrieren, als die zum Vergleich herangezogenen alltagsrelevanten sozialen Netzwerke in ihrer Gesamtstruktur (vgl. Kapitel 6.3).

Positive Aspekte räumlicher Nähe: Regelmäßige Treffen und lokalspezifische Kenntnisse

Hierfür lassen sich primär zwei Gründe anführen. Zum einen sind regelmäßige Alltagskontakte dafür ausschlaggebend, dass jene Personen, die die Jugendlichen während ihrer Ausbildungslaufbahn begleiten, entsprechende Tipps geben können und ansprechbar sind. Zum anderen sind es primär Menschen aus der Wohnortnähe, welche die lokalen Ausbildungsmöglichkeiten detailliert kennen oder persönlichen Kontakt zu hilfreichen Ansprechpartnern, etwa aus den Betrieben, haben. Angesichts äußerst stark auf die angestammte Wohnregion fokussierter Planungen der weiteren Ausbildungsschritte sind Kenntnisse der lokalen Gegebenheiten entscheidend dafür, dass bestimmte Personen die Jugendlichen bei der Umsetzung unterstützen können.

Foci der Ressourcennutzung

Die Bedeutung von bestimmten städtischen Orten als Foci, an denen durch soziale Kontakte und Interaktionen implizite und explizite Ressourcen nutzbar werden, ist in diesem Zusammenhang differenziert zu betrachten. Besondere Bedeutung haben jene Settings, an denen die Jugendlichen einen großen Teil ihrer Zeit verbringen: der elterliche Haushalt und die Schule. Dort tauschen sie sich zumeist mit gut bekannten Familienmitgliedern, Freunden und (jugendlichen) Bekannten aus. Darüber hinaus jedoch gibt es einige formelle und informelle Institutionen des städtischen Lebens, die in manchen Fällen als Foci des Ressourcentransfers eine Bedeutung erhalten: Fußball-, Schützen- und Musikvereine, aber auch Skateparks und Bolzplätze sind hier zu nennen. Dort treffen die Jugendlichen, neben Freunden und näheren Bekannten, auch auf Personen, mit denen sie sich ansonsten nicht verabreden würden und die insbesondere als Träger impliziter Ressourcen Bedeutung erlangen können, wie zum Beispiel bereits in Ausbildung und Beruf stehende ältere Jugendliche und Erwachsene. Die Foci fungieren in diesen Fällen als Generatoren sozialer Kontakte.

Zugang zu heterogenen, aber lokal zentrierten Personenkreisen

Bestimmte Mikro-Orte in der Stadt und ihrer näheren Umgebung stellen somit die entscheidende räumlichen Referenzgrößen, sowohl für die Zukunftsplanungen der Jugendlichen als auch für die Kontakte mit den als implizite und explizite Ressourcen relevanten Personen, dar. Durch ihre eigenen sozialen Netzwerke und durch jene ihrer Eltern können die Befragten von ganz unterschiedlichen Beziehungen profitieren. Wenngleich die Anzahl der bestehenden Kontakte offenbar begrenzt ist, reichen sie bei vielen Teilnehmern in ganz verschiedene Segmente der städtischen Sozialstruktur hinein, was – wie in Kapitel 7 näher erläutert – damit einhergeht, dass die große

Mehrheit der Jugendlichen sich zu den meisten Menschen vor Ort zugehörig fühlt und den überwiegenden Teil der Bevölkerung vor Ort als ein großes ‚Wir' betrachtet. Bei einigen Befragten jedoch scheinen sich jene als Zugänge zu impliziten und expliziten Ressourcen relevanten Kontakte auf einen kleineren, in den verschiedenen Dimensionen seiner sozialen Struktur homogeneren Personenkreis zu beschränken. Dies ist beispielsweise dann der Fall, wenn sich die Verbindungen zu Freunden und Bekannten auf eine kleine, homogene Gruppe beziehungsweise Clique beziehen oder aber wenn sich die relevanten Netzwerke der Eltern in einem segmentierten Rahmen, wie etwa einer bestimmten ethnischen Community, konzentrieren.

Gruppenspezifische Unterschiede bezüglich des Ressourcenzugangs

Somit scheinen zum einen jene Jugendlichen im Vorteil zu sein, deren Familien seit längerer Zeit in den Untersuchungsgebieten wohnen und vor Ort über vielfältige Kontakte verfügen. Zum anderen eröffnen sich jenen Befragten besonders viele Ressourcen, denen durch Praktika sowie durch den Besuch formeller und informeller Institutionen der Freizeitgestaltung Kontakt zu Jugendlichen und Erwachsenen aus ganz unterschiedlichen Kontexten, im Sinne so genannter „Weak Ties" (Granovetter, 1973) ermöglicht werden. Jugendlichen aus weniger etablierten, zum Beispiel hinzugezogenen und migrantischen, Familien scheint hingegen ein kleineres Spektrum an Ratgebern und Ansprechpartnern zur Verfügung zu stehen. Dies heißt jedoch keineswegs, dass für sie nicht auch die Möglichkeit bestünde, auf implizite und explizite Ressourcen der Zukunftsplanung zurückzugreifen. So verfügen sowohl diese Jugendlichen als auch ihre Eltern über einige wertvolle Kontakte, beispielsweise an den Arbeitsorten der Väter und Mütter.

Außerdem scheinen jene Befragte, die weniger Freizeit an jenen als Treffpunkte der formellen und informellen Freizeitgestaltung fungierenden Settings verbringen, die Chance zu verpassen, mit Jugendlichen und Erwachsenen in Kontakt zu treten, die hinsichtlich ihres Alters, ihres schulischen beziehungsweise beruflichen Hintergrundes oder ihrer eigenen sozialen Netzwerke in andere Kontexte eingebunden sind und somit als hilfreiche „Weak Ties" (Granovetter, 1973) fungieren können. Schüler, die hingegen in eine gefestigte und viel Zeit miteinander verbringende Clique eingebunden sind, können von den damit einhergehenden „Strong Ties" (ebd.) profitieren, beispielsweise indem sie Motivation und emotionale Unterstützung durch ihre engen Freunde erhalten.

Die zweifache Bedeutung des lokalen Kontexts: Räumliche Nähe und gemeinsame Foci

Zugespitzt formuliert kann somit in zweifachem Sinne von einer Bedeutung des lokalen räumlichen Kontexts als einem Generator sozialer Kontakte gesprochen werden: Zum einen haben die dargestellten empirischen Befunde gezeigt, dass regelmäßige und vielfache ‚Face-to-face'-Kontakte zumeist dafür wichtig sind, dass eine Netzwerkperson als Ressourcenzugang bedeutsam wird. Dies gilt insbesondere im Zusammenhang impliziter Ressourcen: (regelmäßige) soziale Kontakte in Alltagssituationen sind die Grundlage dafür, dass Ratschläge und Informationen, häufig beiläufig, an die Jugendlichen herangetragen werden. Ebenso kann es für das Wirksamwerden von Ressourcen entscheidend sein, dass für beide Seiten relevante Informationen geteilt werden

können. Somit ist es letztlich der lokale Kontext als ein geteilter Rahmen der Alltagswelten, der den Nutzen sozialer Beziehungen im Sinne impliziter und expliziter Ressourcen befördert.

Zum anderen sind es konkrete Foci, die als Treffpunkte und Orte der Kommunikation zwischen den Angehörigen verschiedener Gruppen dafür entscheidend sind, dass bestimmte implizite und explizite Ressourcen wirksam werden. Entscheidend ist also folglich nicht nur, dass Individuen in einer geringeren räumlichen Distanz zueinander wohnen, etwa in einer Stadt oder einer Nachbarschaft, sondern dass es auch zu tatsächlichen Treffen an bestimmten Mikro-Orten kommt. Die Relevanz derartiger Treffpunkte ist dann besonders groß, wenn es nicht verabredete, zufällige Treffen mit eher locker bekannten Personen sind, von denen die Schüler profitieren; wenn also so genannte ‚Weak Ties' zum Tragen kommen, wie beispielsweise zu bereits berufstätigen Erwachsenen oder andere Schulen besuchenden Jugendlichen. Dabei sind es vor allem implizite Ressourcen, die im Rahmen dieser Interaktionen ganz beiläufig wirksam werden.

Gleichwohl zeigen die Ergebnisse meiner Studie, dass die explizite und implizite Ressourcen bergenden Kontakte vorwiegend im Familien- und Freundeskreis bestehen. Somit handelt es sich zumeist um gefestigte und über einen längeren Zeitraum entwickelte Beziehungen. Diese sind in der Regel nicht an einzelne gemeinsame Aktivitäten und die dabei relevanten Orte gebunden, sondern umfassende Bestandteile der jeweiligen Alltagswelten. Folglich ist es wenig plausibel, mit Blick auf diese Kontakte von einer strukturierenden Wirkung des lokalen (sozial-)räumlichen Kontexts zu sprechen. Dass die befragten Jugendlichen nichtsdestotrotz ihren Alltag in räumlicher Nähe zu den meisten ihrer Familienmitglieder und Freunde, an gemeinsamen Foci verbringen, ist angesichts der für diese Altersgruppe üblichen Alltagsgestaltungen wenig überraschend. Schließlich wohnen alle meine Studienteilnehmer noch im elterlichen Haushalt und treffen viele ihrer (gleichaltrigen) Freunde in der Schule. Diese regelmäßigen Möglichkeiten zur Interaktion tragen dazu bei, dass diese engen Bezugspersonen des Alltags auch als explizite und implizite Ressourcen von besonderer Bedeutung sind. Letztendlich sind diese Beziehungen in der Regel zwar nicht primär durch Treffen an bestimmten Foci – jenseits der Schule und des Elternhauses – geprägt, werden aber durch die zumeist existierende räumliche Nähe deutlich vereinfacht.

6.3 Freunde, Familie Verwandte und die Rolle der Nachbarschaft: Eine genauere Betrachtung der alltagsrelevanten sozialen Netzwerke

Die Analyse der als implizite und explizite Ressourcen für die Zukunftsorientierungen relevanten Personen gab zugleich einen auf bestimmte Zusammenhänge und Funktionen fokussierten Einblick in die sozialen Netzwerke der teilnehmenden Jugendlichen. Dabei wurde deutlich, dass insbesondere Freunde, Familienmitglieder und Verwandte wichtige Bezugspersonen darstellen. Mit Blick auf diese Gruppen soll im Folgenden der Fokus erweitert und die entsprechenden Netzwerke mit ihrer Zusammensetzung, ihrer subjektiven Bedeutung für die Befragten und ihrer räumlichen Struktur näher betrachtet werden. So lässt sich das ‚Möglichkeitsspektrum' der für das Wirksamwerden impliziter und expliziter Ressourcen zur Verfügung stehenden Kontakte rekon-

struieren. Schließlich ist davon auszugehen, dass die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen durch eine Vielzahl in ihrem Alltag wichtiger Personen geprägt werden. Diese Kontakte können über jene hinausgehen, die in den Interviews und in der Netzwerkanalyse unmittelbar als Zugänge zu expliziten oder implizitem Ressourcen benannt wurden. Ausgangspunkte dieser offeneren Analyse bilden somit die Fragen, mit welchen Personen die Befragten in ihrem Alltag Zeit verbringen und welcher potenzielle Zugang zu Ressourcen sich daraus ergibt.[31] Aus dem räumlichen Blickwinkel meiner Arbeit wird auch hier den Fragen nachgegangen, welche Bedeutung lokale Nähe und gemeinsame Aufenthalte an bestimmten Foci für das Knüpfen und das Aufrechterhalten relevanter Beziehungen haben.

Über die unmittelbar auf implizite und explizite Ressourcen bezogenen Daten hinausgehend wird somit auf zwei für die Jugendlichen in ihrem Alltag besonders relevante Personengruppen näher eingegangen: Freundschaften zu anderen Jugendlichen zum einen sowie familiäre und verwandtschaftliche Beziehungen zum anderen. Es wird gezeigt werden, dass in beiden Personenkreisen intensive Beziehungen zu Menschen aus der näheren regionalen Umgebung überwiegen, jedoch trotz dieser nahräumlichen Ballungen auch einige Kontakte zu entfernter wohnhaften Personen unterhalten werden. Darüber hinaus wird mit Blick auf die freundschaftlichen Kontakte dargestellt, dass die meisten Teilnehmer innerhalb des lokalen Kontexts Bezüge zu einem breiten Spektrum anderer Jugendlicher haben, das hinsichtlich des Alters, der ethnischen und schulischen Hintergründe sowie der Wohnlagen eine überraschende Heterogenität aufweist. Anstelle von etwa durch die Wohnlage, den Schulbesuch oder den ethnischen Hintergrund strukturierten Formen der Segregation, ist die Alltagswelt der Jugendlichen somit vielfach durch Situationen der sozialen Durchmischung und Begegnung geprägt. In Zusammenhang damit wird zum Ende des Unterkapitels auf die lediglich geringe Alltagsbedeutung der nachbarschaftlichen Kontakte eingegangen.

6.3.1 Die Freundeskreise der Befragten: Sozial divers und lokal fokussiert

Meine bisherige Analyse hat gezeigt, dass Freunde für die Jugendlichen – insbesondere in emotionalen Angelegenheiten – wichtige Ansprechpartner und Ratgeber und somit explizite und implizite Ressourcen darstellen. Dabei wurde deutlich, dass die relevanten Beziehungen mit Blick auf das Alter und den schulischen Hintergrund vielfach homogen sind. Darüber hinaus ließ sich zeigen, dass in manchen Fällen gerade Beziehungen zu schon in Ausbildung oder Beruf stehenden, älteren Jugendlichen sowie zu Gymnasiasten oder Realschülern wichtige Ressourcen bergen können. Die als Ressourcen benannten und thematisierten Personen sind allermeist im Kontext der Untersuchungsstädte und ihrer Umgebungen wohnhaft. Inwiefern ist folglich das Gesamtfreundschaftsnetzwerk der Jugendlichen durch ähnliche Charakteristika der sozialen Heterogenität und lokalen beziehungsweise regionalen Ballung geprägt? Wie erklären sich diese Charakteristika mit

[31] Inwiefern soziale Kontakte den Zugang zu Ressourcen eröffnen, ist auch davon abhängig, welche individuellen Ressourcen beziehungsweise Kapitalausstattung die Individuen mitbringen (siehe Kapitel 2.3).

Blick auf die Situationen des Kennenlernens der Freunde und die gemeinsamen Aktivitäten? Diese komplementäre Analyse wird zeigen, dass die Befragten freundschaftliche Beziehungen zu Jugendlichen mit ganz unterschiedlichen schulischen Hintergründen unterhalten, die größtenteils an den Wohnorten und oder in deren näheren Umgebungen leben. Dabei wird deutlich werden, dass der (vormalige) gemeinsame Schulbesuch eine besondere Rolle dafür spielt, dass Freundschaften innerhalb des regionalen Kontexts zustande kommen. So haben viele Befragte Freunde auf der Realschule oder dem Gymnasium, die sie jedoch schon zuvor, während der gemeinsamen Grundschulzeit kennenlernten. Darüber hinaus wird gezeigt, dass es überwiegend an den Wohn- und Schulorten gelegene Foci der Freizeitgestaltung sind, an denen freundschaftliche Kontakte geknüpft oder gepflegt werden. Eine äußerst geringe Bedeutung für das Zustandekommen und Aufrechterhalten von Freundschaften hat hingegen die bloße Nachbarschaft der Wohnorte, etwa in einer gemeinsamen Straße. In diesem vielfach thematisierten Sinne hat der räumliche Kontext kaum eine Bedeutung als ein Generator sozialer Kontakte.

Zahlreiche Bekanntschaften und differenzierte Freundeskategorien

Freundschaften und Beziehungen zu anderen Jugendlichen spielen im subjektiven Empfinden der allermeisten Befragten eine außerordentlich wichtige Rolle. So werden beispielsweise die Freunde vor Ort als ein entscheidender Faktor dafür genannt, dass man sich am jetzigen Wohnort wohlfühlt und gerne dort bleiben möchte. Auch wird mit Blick auf die Freizeitgestaltung der Teilnehmer deutlich, dass gemeinsame Aktivitäten mit Freunden und anderen Jugendlichen eine zentrale Bedeutung haben. Gefragt danach, wie viele Freunde sie hätten, nennen einige Jugendliche große Zahlen, wie zum Beispiel auch Thorsten aus Coesfeld:

> *„Also, puh, also Freunde so jetzt, mit denen ich zwar nicht viel zu tun hab, sind das wohl zweihundert. Ja also ich hab dann halt nicht so viel mit den zu tun, aber ich kenn die dann halt. Wenn man sich sieht dann gibt man sich halt die Hand und sowas und redet kurz mitenander, aber sonst hat man so halt nicht so viel so mit denen zu tun.“ (Thorsten, 15, Coesfeld)*

Thorsten bringt somit zum Ausdruck, dass Freundschaften für ihn nicht nur sehr innige Beziehungen, sondern auch losere Kontakte, zu Personen mit denen man eigentlich gar nicht so viel zu tun hat, umfassen. Auf der anderen Seite beinhaltet mein Sample auch Jugendliche, die von einer vergleichsweise kleinen, teilweise einstelligen Zahl an Freunden berichten. Dies ließe zunächst darauf schließen, dass sich die Freundschaftsnetzwerke der Jugendlichen in ihrer Größe deutlich unterscheiden. Ein genauerer Blick auf die Erzählungen erschließt hingegen, dass zu einem großen Teil auch unterschiedliche individuelle Definitionen von Freundschaft dafür ausschlaggebend sind, wie viele Kontakte in diesem inhaltlichen Zusammenhang genannt werden. So ist es in vielen Interviews auffällig, dass die Gesprächspartner zwischen einer größeren Gruppe von Freunden beziehungsweise Bekannten im weiteren Sinne und Freunden im engeren Sinne differenzie-

ren.[32] Letztere werden unter anderem als „wirkliche“, „enge“, „beste“ oder „gute“ Freunde bezeichnet. So können die Aussagen der Befragten Maximilian und Ralf stellvertretend für einen großen Teil des Samples betrachtet werden:

„Also sehr gut befreundet sind um die sechse ja fünf bis sechs Leute. Und natürlich befreundet, ja sind schon zwanzich mindestens. Also schon die ich öfters sehe, oder mal treffe.“ (Maximilian, 15, Olpe)

„Oh, das is jetzt ah ich zähl nich viele, ich zähl zu den wirklichen Freunden zähl ich vielleicht 15 bis 20 Leute. Aber so Freunde insgesamt, ja vielleicht weiß ich nich sach mal vielleicht 60 oder so, die man sehr gut kennt. Aber jetzt so wirklich Freunde, mit denen ich täglich was mache, sind vielleicht zehn, 15, 20.“ (Ralf, 15, Olpe)

Wie in vielen anderen Fällen wird von diesen beiden Befragten auf eine vergleichsweise kleine Anzahl ‚sehr guter‘ Freunde hingewiesen. Dies spiegelt wiederum meine Beobachtung wider, dass ein großer Teil der befragten Jugendlichen überaus reflektiert verschiedene Arten von Freundschaften und Bekanntschaften voneinander differenziert. Es zeigt sich dabei, dass gute Freundschaften für die allermeisten Befragten ein wichtiger Bestandteil ihres gegenwärtigen Lebens sind und sie sich somit darüber auch selbst definieren und positionieren. Ralf führt ein konkretes Kriterium für wirkliche Freunde an, nämlich tägliche, gemeinsame Unternehmungen. Somit macht er deutlich, dass diese wichtigsten Freunde in wesentlichen Teilen sein alltägliches soziales Umfeld konstituieren.

Mit Freunden verbrachte Freizeit

Neben Ralf gibt es im Sample einige Jugendliche, die große Teile ihrer freien Zeit in einem spezifischen Freundesnetzwerk beziehungsweise einer Clique verbringen. Andere hingegen bewegen sich abwechselnd in mehreren Freundeskreisen, wiederum andere sind in einem großen Teil ihrer freien Zeit alleine zu Hause anzutreffen, zumeist am Computer oder beim Fernsehen (vgl. Kapitel 5.1.1). In Borken beispielsweise stellte sich im Zuge der empirischen Phase heraus, dass mehrere der dort befragten Jugendlichen Teil einer Clique sind, die viel Zeit miteinander verbringt und für die Einzelnen eine wichtige Bezugsgröße im Alltag darstellt. Die Mitglieder dieser Clique begegneten sich bis zur Neuaufteilung zu Beginn der Jahrgangsstufe 10 nahezu täglich, da sie dieselbe Klasse an der untersuchten Hauptschule besuchten. Arjun erinnert sich an diese Zeit:

„Früher warn wir in einer Klasse und ham sagen wir jede Scheiße gemacht. >Ja< *Ham dann von Lehrer ärgern zu alles gemacht. Und heutzutage, ich weiß- Also jetzt bin ich ja 10B, die 10A,*

[32] In den Interviews leitete ich den Gesprächsteil zum Aspekt „Freunde“ mit der folgenden Definition ein: „Der Begriff Freunde bedeutet für viele Menschen etwas Unterschiedliches. Ich meine damit Menschen, mit denen Du nicht verwandt bist, aber zu denen Du dich trotzdem zugehörig fühlst.“ Diese Erläuterung behielt ich in allen Interviews bei, da es wiederholt vorkam, dass Befragte sich nicht sicher waren, was ich mit ‚Freunden‘ meinte und für den entsprechenden Hinweis dankbar schienen.

und datis halt schon wieder=wieder getrennt, aber man sieht sich ja so auf Partys oder so." (Arjun, 16, Borken)

Auch wenn die Jugendlichen nun nicht mehr in eine gemeinsame Klasse gehen, treffen sie sich immer noch in der Freizeit.[33] In der Darstellung Arjuns überwiegen jedoch schöne Erinnerungen an vergangene Zeiten. Dabei werden vor allem gemeinsame Streiche betont, die „Scheiße", die man zusammen gemacht hat:

„Achso ja, wir ham, achso. Was ham wir also wir ham fast jede Scheiße gemacht, die es so zu machen gibt und Ärger gekriecht und standen immer auch dazu, dat wir dat getan haben. (…) Wir warn meistens schwimmen. Dat war dat meiste und da ham wir die Rutsche vollgestaut oder ham den Bademeister geärgert oder sind von wo da stand Springen verboten da gesprungen alle. Sind immer abgehauen vom Bademeister. (…) Ne, weil sonst ham wir ja halt immer jede jeden Mist gemacht. Wir ham den Kiosk geärgert, wir ham uns ach wir warn immer die Ecke, Chaotenecke. Wir standen immer auf einer in einer Ecke, und da=da warn alle Chaoten da. Die andre Schulhof war netter Jungs, und die andern Chaoten standen noch an der Ecke." (Arjun, 16, Borken)

Die räumliche Abgrenzung auf dem Schulhof spiegelt auch eine klare symbolische Abgrenzung gegenüber den anderen, mit ironischem Unterton als „nett" bezeichneten Jungs wider (vgl. zu gruppenbezogenen symbolischen Abgrenzungen ausführlicher Kapitel 7.2). Die Clique wird als eine in der konkreten Schulhofsituation räumlich, insgesamt aber vor allem in ihren Verhaltensweisen gegenüber den anderen Jugendlichen abgegrenzte Gruppe beschrieben. Dabei werden negativ konnotierte Fremdzuschreibungen als „Chaoten" umgedeutet, als elementarer Teil des Selbstbilds positiv wahrgenommen und nach außen kommuniziert. Als ein wesentliches positives Charakteristikum der Gruppe und ein Ausdruck des engen Zusammenhalts wird erachtet, dass sich die Jugendlichen nicht gegenseitig „verpetzen" und bei Problemen füreinander einstehen:

„Ja also bei uns warn halt weiß ich nich, ob das bei denen nich ausgeprägt war. Aber bei uns halt zum Beispiel warn die und wir ham halt nichts gesacht, also, wir ham uns nicht verpetzt halt. Wir warn wie 'ne Familie, sagen wir so, und äh halt ja, und wenns zum Beispiel Streit gab, dann warn die nich nur einer betroffen, sondern die ganze äh also alle warn halt betroffen dann. >Mhm< *So unter uns ham wir uns natürlich niedergemacht, äh auch manchmal geprügelt. Aber dat war halt so immer aus Spaß und äh wenn zum Beispiel nen Außenseiter was gesacht hätte, dat war nich mehr Spaß. Sagen wirs mal so. Ja, aber hat sich ja alles aufgelöst." (Arjun, 16, Borken)*

[33] Dies, obwohl der ambitionierte, den Berufswunsch Arzt hegende Schüler Arjun (vgl. Kapitel 4.2.4) angibt, nun deutlich mehr Zeit für die Schule aufzuwenden und sich aufgrund dessen nicht mehr so oft mit seinen Freunden zu treffen.

Der explizite Vergleich der Clique mit einer Familie unterstreicht die große Bedeutung und enge Verbundenheit, die Arjun mit diesen Beziehungen assoziiert. Im weiteren Verlauf des Zitats wird deutlich, dass die gruppeninterne Verbundenheit mit gemeinsam und teils gewaltsam geführten Konflikten gegenüber Außenstehenden – hier explizit und plakativ als Außenseiter betitelt – in Verbindung steht. Solch eine enge alltagspraktische und emotionale Einbindung in eine in sich relativ geschlossene Clique lässt sich bei einigen der befragten Schüler feststellen.

Kindergarten, Grundschule, Hauptschule: Wo und wann Freundschaften geknüpft werden

Wie ich weiter oben erläutert habe, wird der nahräumliche Kontext in diesem Kapitel primär als ein potenzieller Generator sozialer Kontakte betrachtet (Farwick, 2001; vgl. auch Kap. 2.2.2). Um beurteilen zu können, inwiefern ihm solch eine Funktion tatsächlich zukommt, gilt es zu analysieren, in welchen Zusammenhängen und an welchen Orten soziale Beziehungen, wie etwa Freundschaften zu anderen Jugendlichen, geknüpft wurden. Die auf diese Fragen bezogenen Auswertungen basieren auf zwei im Rahmen der systematischen Netzwerkanalysen gestellten Fragen. Zum einen wurde erhoben, wie lange die befragten Jugendlichen die auf Grundlage der Namensgeneratoren genannten Personen kannten beziehungsweise in welcher Phase der eigenen Bildungslaufbahn sie diese kennengelernt haben (z. B. Kindergarten, Grundschule, weiterführende Schulen). Zum anderen wurde konkret danach gefragt, in welchem Zusammenhang und bei welcher Gelegenheit das Kennenlernen stattfand (z. B. in der Schule, in Vereinen, über dritte Personen). Die Angaben zu diesen beiden Fragen lassen sich in einer Kreuztabelle aufeinander bezogen wie folgt darstellen:

Tabelle 9: Kennenlernen der als Freunde kategorisierten Kontakte. Zeitpunkte und Wege (n=304)

	Kennenlern-Zeitpunkt						**Gesamt**
Kennenlern-Weg	Kürzer als ein Jahr	1-2 Jahre	Vorher in der Hauptschulzeit/ Sekundarschulzeit	Grund-schulzeit	Noch früher/ schon immer	Weiß nicht	
Teil der Familie	-	-	-	-	1	1	**2**
In der Hauptschule/ Sekundarschule	-	20	103	4	1	-	**128**
In der Grundschule	-	-	4	18	1	-	**23**
Im Kindergarten	-	1	1	-	17	-	**19**
In einem Verein oder einer Organisation	-	13	12	6	4	-	**35**
Bei einer anderen Freizeitbeschäftigung	3	7	7	1	2	-	**20**
Über Freunde	11	19	8	4	-	-	**42**
Über Familie oder Verwandte	-	-	2	-	3	-	**5**
In der Nachbarschaft	1	-	3	2	8	-	**14**
Im Internet	-	1	3	-	-	-	**4**
Auf anderem Weg	-	-	1	-	-	-	**1**
Weiß nicht	1	1	3	-	6	-	**11**
Gesamt	**16**	**62**	**147**	**35**	**43**	**1**	**304**

Quelle: Eigene Darstellung.

Diese Daten aus der systematischen Netzwerkanalyse zeigen, dass die Befragten ihre zum Zeitpunkt der Interviews relevanten Freunde in ganz unterschiedlichen Lebensphasen kennengelernt haben. Der größere Teil dieser Freundschaften entstand während der Jahre in der weiterführenden Schule, in der Regel der Hauptschule (außer bei , Wechslern' von der Realschule oder dem Gymnasium). Von den hierunter fallenden Beziehungen kamen die meisten nicht in den letzten zwei Jahren, sondern in der Zeit davor zustande. Dies gibt einen ersten Hinweis darauf, dass der nach Abschluss der Grundschule erfolgte Start auf einer anderen, weiterführenden Schule eine wesentliche Bedeutung dafür hatte, dass neue, bedeutsame Freundschaften zu anderen Jugendlichen geknüpft wurden. Gleichwohl wurden zu einem relevanten Anteil freundschaftliche Beziehungen genannt, die bereits zu einem früheren Zeitpunkt, das heißt während der Grundschulzeit oder in noch früheren Jahren, entstanden sind. Die meisten dieser älteren Freundschaften gab es bereits, bevor die Befragten eingeschult wurden. Dies kann darauf zurückgeführt werden, dass die Jugendlichen die Grundschule mit anderen Kindern aus ihrem näheren Wohnumfeld besuchten, die sie somit vielfach bereits aus dem Kindergarten oder aus der Nachbarschaft kannten.

Die Beobachtungen bezüglich der Kennenlern-Zeitpunkte stehen in engen Zusammenhang zu jenen bezüglich der Wege des Kennenlernens. Meine Auswertung zeigt, dass ein großer Teil der Freundschaftsbeziehungen in den besuchten Bildungseinrichtungen geknüpft wird. Dabei ist in der überwiegenden Zahl der Fälle die weiterführende Schule relevant, nur bei wenigen Beziehungen die Grundschule oder der Kindergarten. Dies erklärt sich in Verbindung mit der zuvor dargestellten Auswertung zu den Kennenlern-Zeitpunkten, die gezeigt hat, dass der insgesamt größere Teil der zum Untersuchungszeitpunkt relevanten Freundschaften erst nach Ende der Grundschulzeit entstand. Somit wird an dieser Stelle deutlich, dass die Schulen eine hervorstechende Bedeutung als Generatoren sozialer Kontakte haben. In dieser Hinsicht kann die Rolle des (sozial-) räumlichen Kontexts für das Knüpfen und Pflegen von Beziehungen präzisiert werden. So ist es nicht nur die bloße Wohnortnähe als solche, wie sie zum Beispiel der Idee von Nachbarschaft zugrunde liegt, für das Entstehen lokaler sozialer Netzwerke entscheidend, sondern die Nutzung bestimmter Infrastrukturen und Foci innerhalb der näheren Umgebung.

Ebenfalls eine in Relation zu den restlichen vorgegebenen Kategorien offensichtlich große Relevanz als Foci des Kennenlernens scheinen Vereine und Organisationen zu haben. Wie im Falle der Schule und im Gegensatz zu anderen, informellen Freizeitbeschäftigungen, bilden auch hier bestimmte, zumeist im nahräumlichen Umfeld lokalisierte, Institutionen (beziehungsweise deren lokale Settings) Generatoren sozialer Kontakte, aus denen heraus vielfach freundschaftliche Beziehungen entstehen. Setzt man dies in Bezug zu den weiter vorne dargestellten Analysen impliziter und expliziter Ressourcen, wird deutlich, dass die Bedeutung von Vereinen und Organisationen für das Entstehen sozialer Beziehungen größer ist, als es weiter oben den Anschein erweckt. Wenngleich wenige der im Zusammenhang expliziter oder impliziter Ressourcen relevanten Personen von den Befragten als Kontakte aus Vereinen und Organisationen kategorisiert wurden, erfolgte das Kennenlernen doch vielfach an den entsprechenden Foci. Entsprechend ihrer Entwicklung wurden viele dieser Beziehungen dann aber zum Interviewzeitpunkt als Freundschaften eingeordnet. Auch das Knüpfen von neuen Freundschaften über dritte Personen hat für die befragten Jugendlichen eine gewisse Relevanz. Dabei handelt es sich überwiegend um das Kennenlernen neuer über bereits vorhandene Freunde. Die Familie und Verwandte hingegen haben als derartige Multiplikatoren für das Zustandekommen von Freundschaftsbeziehungen eine untergeordnete Bedeutung.

Den oben gemachten Angaben der Jugendlichen zufolge ist der unmittelbare Faktor Nachbarschaft für das Kennenlernen neuer Freunde zweitrangig. Somit sind es weniger eine bloße räumliche (Wohnort-)Nähe und daraus hervorgehende flüchtige, zufällige soziale Kontakte, als vielmehr gemeinsame Aktivitäten in nahräumlichen Institutionen, durch die sich eine Bedeutung des lokalen Kontexts für das Entstehen von Freundschaften ergibt.

Ebenfalls eine im Zusammenhang mit der Entstehung neuer Freundschaften untergeordnete Bedeutung hat, gemäß den aus meiner Netzwerkanalyse ableitbaren Erkenntnissen, das Internet. Nur einige wenige Freundschaftsbeziehungen sind den Angaben der Jugendlichen zufolge durch Online-Kontakte entstanden. Dies deckt sich mit den Erzählungen vieler Teilnehmer, gemäß de-

nen Onlinekommunikation in großen Teilen dazu genutzt wird, bereits bestehende Kontakte aufrecht zu halten, sich mit diesen Personen auszutauschen und gemeinsame Aktivitäten zu koordinieren. Im Internet zustande kommende und auf den Online-Bereich beschränkte Kontakte seien für viele der Befragten hingegen nicht wichtig oder von oberflächlicher Natur. In Bezug auf die oben dargestellten Ergebnisse ist es auffallend, dass nahezu alle Schülerantworten den vorgegebenen Kategorien zugeordnet werden können, so dass sich offensichtlich das Spektrum der Kennenlern-Möglichkeiten relativ präzise erfassen ließ.

Der Kindergarten, die Grundschule und die weiterführenden Schulen – in jeder dieser Institutionen kamen innerhalb des vorliegenden Samples eine Reihe von Freundschaftsbeziehungen zu anderen Jugendlichen zustande. Dabei wurde der größte Anteil an den aktuell relevanten Freundschaften in den gegenwärtig besuchten Hauptschulen geknüpft. Trotzdem sind ein beachtlicher Teil der mit den Netzwerkgeneratoren erfassten Freundschaftsbeziehungen im Kindergarten oder in der Grundschule entstandene Kontakte, die bis zum Untersuchungszeitpunkt erhalten bleiben. Aus diesen überdauernden Freundschaftsbeziehungen wurden somit unter anderem Kontakte zu Realschülern und Gymnasiasten, die trotz nun unterschiedlicher besuchter Schulen weiter gepflegt werden.

Freundschaften zu Gymnasiasten und Realschülern – Kontakte über den Hauptschulkontext hinaus

Die Mehrheit in der Netzwerkanalyse genannten Freunde geht auf die Hauptschule. Die deutlich kleinere, aber dennoch zweitgrößte Gruppe besucht eine Realschule. Dass jene Freundesgruppe deutlich größer ist als die der Gymnasiasten, lässt sich unter anderem dadurch erklären, dass manche der Befragten vor dem Wechsel auf die Hauptschule eine Realschule besuchten und einige Freundschaftsbeziehungen erhalten blieben, wie auch in den Interviews berichtet wurde. Ebenfalls können Freunde von der Hauptschule auf die Realschule gewechselt sein oder im Zweig 10B einen Realschulabschluss anstreben und von den Teilnehmern entsprechend kategorisiert werden. Eine kleine Gruppe unter den genannten Freunden hat ihre Schullaufbahn bereits beendet. Darunter sind, auf den ersten Blick überraschend, mehr Realschul-, als Hauptschulabsolventen. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass viele Jugendliche nach ihrer klassischen Hauptschullaufbahn an der Real- Berufs- oder Hauptschule einen Realschulabschluss anschließen.

Mit Blick auf die systematische Netzwerkanalyse zeigt sich gleichwohl, dass ein großer Teil der befragten Jugendlichen freundschaftliche Kontakte zu Personen hat, die eine Realschule oder ein Gymnasium besuchen oder besucht haben[34], wie die folgende Aufschlüsselung zeigt:

Tabelle 10: Schulstati und –Abschlüsse in den Freundeskreisen. Anzahl der Befragten, die über Kontakte in die jeweiligen Gruppen verfügen (n=39)

	Schulstatus/-Abschluss der Freunde								
Jugendliche mit MH/ohne MH	Hauptschüler als Freunde	Realschüler als Freunde	Gymnasiasten als Freunde	Berufsschüler als Freunde	Hauptschulabsolventen als Freunde	Realschulabsolventen als Freunde	Abiturienten als Freunde	Andere als Freunde	Weiß nicht, keine Angabe
Befragte mit Migrationshintergrund (16)	15	9	3	-	3	4	-	1	2
Befragte ohne Migrationshintergrund (23)	23	13	14	-	3	5	3	1	2
Gesamt	**38**	**22**	**17**	**-**	**6**	**9**	**3**	**2**	**4**

Quelle: Eigene Darstellung.

Hinsichtlich der Unterschiede zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund ist – wenngleich an dieser Stelle Zufälle nicht ausgeschlossen sind – auffällig, dass nur drei Befragte mit Migrationshintergrund Freundschaften zu Gymnasiasten und kein einziger zu Abiturienten angeben, während ein großer Teil der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund Freundschaften zu Gymnasiasten benennt. Somit lässt sich feststellen, dass es keineswegs homogene aus Hauptschülern bestehende Netzwerke sind, welche überwiegen, sondern vielmehr aus Schülern verschiedener Schulen bestehende, gemischte Konstellationen. Beispielsweise erzählt der aus einer Familie ohne Migrationshintergrund stammende Tim über seinen Freundeskreis:

> *„Also ich habe so im Umkreis in jedem, in jeder Schule gibt es einen Freund von mir oder aber man kennt sich halt also das macht jetzt nichts aus das welche auf dem Borkener Gymnasium sind oder hier oder von Nünning (Borkener Realschule, TM), das ist eigentlich- das ist nicht das Problem, also Freundschaft zu knüpfen.“ (Tim, 15, Borken)*

[34] Der Verweis auf die Absolventen im Freundeskreis weißt auf eine weitere Strukturdimension der Beziehungen hin – auf jene des Alters: Die überwiegende Mehrheit der in der Netzwerkanalyse erfassten Freunde sind in etwa im Alter der Befragten und fallen in die Gruppe der zum Untersuchungszeitraum 14-16-Jährigen. Dies deckt sich mit den Angaben zum Schulbesuch der Netzwerkpersonen, in denen zum Ausdruck kommt, dass der überwiegende Teil der Freunde in die gleiche Klasse beziehungsweise Klassenstufe, eine Klassenstufe darunter oder eine Klassenstufe darüber geht. Einige Freunde sind ältere Jugendliche (17-20 Jahre), sehr wenige junge Erwachsene (20-35 Jahre). Entsprechende Freundschaftsbeziehungen zu Älteren lassen sich jedoch konkret bei einigen der befragten Jugendlichen konzentriert feststellen, bei vielen anderen hingegen kaum. Jüngere Freunde (unter 14 Jahren) werden hingegen sehr selten angegeben. Dass die befragten Jugendlichen somit deutlich mehr Freunde, die älter als sie und deutlich weniger solche, die jünger als sie sind angeben, hat gegebenenfalls auch mit dem besonderen Wert und Statusgewinn zu tun, der Beziehungen zu Älteren beigemessen wird beziehungsweise mit einer gewissen negativen Behaftung von Freundschaften zu Jüngeren.

Deutliche Unterschiede in der Struktur des Freundeskreises zeigen sich hingegen zwischen jenen Jugendlichen, die direkt nach der Grundschule auf die jeweiligen Hauptschulen wechselten beziehungsweise diese seit vielen Jahren besuchen, und jenen, die erst vor kürzerer Zeit von einer anderen Schulform oder von einer anderen Schule hinzugekommen sind. Letztere halten einen Teil ihrer an den früheren Schulen entstandenen Kontakte aufrecht, was zu einer größeren Heterogenität der Netzwerke hinsichtlich der schulischen Hintergründe – sowie auch der Wohnorte und Kennenlern-Wege – führt.

Blickt man auf die Wege, über welche die Befragten Schüler oder Absolventen von Realschulen oder Gymnasien kennenlernen, ergibt sich das folgende Bild:

Tabelle 11: Wege des Kennenlernens von Freunden der Befragten, welche die Realschule oder das Gymnasium besuchen oder abgeschlossen haben (n=102)

Tabelle 11: Wege des Kennenlernens von Freunden der Befragten, welche die Realschule oder das Gymnasium besuchen oder abgeschlossen haben (n=102)

Weg des Kennenlernens	Zahl der Genannten
Teil der Familie	1
In der Hauptschule/weiterführenden Schule	5
In der Grundschule	7
Im Kindergarten	7
In einem Verein oder einer Organisation	25
Bei einer anderen Freizeitbeschäftigung	17
Über Freunde	26
Über Familie oder Verwandte	5
In der Nachbarschaft	7
Im Internet	1
Auf anderem Weg	1
Gesamt	**102**

Quelle: Eigene Darstellung.

Die Ergebnisse zeigen, dass es in manchen Fällen der gemeinsame Kindergarten- oder Grundschulbesuch sind, aus denen Freundschaftsbeziehungen hervorgehen. Somit sind es nicht nur die Beziehungen zu anderen Hauptschülern, bei denen Bildungsinstitutionen die entscheidenden Generatoren sozialer Kontakte sind. Eine große Bedeutung hat das Kennenlernen in Vereinen oder Organisationen, bei anderen Freizeitbeschäftigungen oder über Freunde. Jene spezifisch für die Freunde aus anderen Schulformen festgestellten Anteile zeigen – die Kennenlern-Kategorie der weiterführenden Schule aus logischen Gründen ausgenommen – einen ähnlichen Proporz, wie der obige Blick auf die Gesamtheit der Freundschaftsbeziehungen ergeben hat.

Milieus der eigenen Eltern – Milieus der Freundeseltern

Im Rahmen der standardisierten Netzwerkanalyse wurden die befreundeten Jugendlichen der Befragten anhand einiger auf ihre Person bezogener Merkmale näher charakterisiert. Ich habe darüber hinaus aber auch versucht, Informationen über deren Elternhäuser zu generieren. Konkret habe ich die Studienteilnehmer nach den Berufen gefragt, welche die Eltern oder Stiefeltern der von ihnen benannten jugendlichen Netzwerkpersonen ausüben. Diese wurden dann einer Reihe vorab definierter Kategorien zugeordnet (akademischer Beruf, selbstständig in Ausbildungsberuf, angestellt in Ausbildungsberuf, ungelernte Tätigkeit, Tätigkeit im Haushalt, nicht berufstätig). Hierbei kam es, wie zu erwarten, im Vergleich mit anderen Fragen der Netzwerkanalyse vergleichsweise häufig vor, dass die Jugendlichen aufgrund fehlender oder unsicherer Kenntnis keine Angaben machen konnten oder wollten.

Die gegebenen Angaben zu den Berufen der Eltern ihrer Freunde zeigen, trotz der oben erklärten Unvollständigkeit, dass bestimmte Arten von Tätigkeiten deutlich häufiger als andere ausgeübt werden. Eine deutliche Mehrheit ist in nicht-akademischen Ausbildungsberufen beschäftigt, zu einem großen Teil angestellt, zu einem kleineren Teil selbstständig. Nur bei wenigen genannten Jugendlichen hingegen sind (Stief-)Elternteile in akademischen Berufen tätig. In ähnlich wenigen Fällen befinden sich Eltern in unqualifizierten Beschäftigungsverhältnissen. Bei einem Teil der benannten Freunde sind die Mütter nicht berufstätig und führen nach Auskunft der Befragten den Haushalt. Als Hausmänner aktive Väter wurden auch diesem Zusammenhang nicht von den Befragten erwähnt. Auch von Erwerbslosigkeit wird nicht berichtet. Hierbei ist aber wiederum in Erwägung zu ziehen, dass Aspekte der Scham und Negativbewertungen des Erwerbslos-Seins eine Rolle spielen; sowohl in den Erzählungen der Netzwerkkontakte gegenüber den Befragten als auch in der Abwägung der Untersuchungspersonen, bezüglich jener Informationen, die an den Forscher weitergegeben werden.

Tabelle 12: Bildungsabschluss der Eltern der Befragten und Tätigkeiten der Eltern bei den Freunden der Befragten. Zuordnung aller genannten freundschaftlichen Kontakte (n=304)

Tabelle 12: Bildungsabschluss der Eltern der Befragten und Tätigkeiten der Eltern bei den Freunden der Befragten. Zuordnung aller genannten freundschaftlichen Kontakte (n=304)

	Eltern der Befragten			**Gesamt**
Eltern der benannten Freunde	Elternhaus mit Hochschulreife	Elternhaus ohne Hochschulreife	Eltern, andere/ weiß nicht	
Arbeiter, angestellter Handwerker, Nicht akademische Tätigkeit, angestellt	15	46	27	**88**
Selbstständiger Handwerker/ Nicht akademische Tätigkeit, selbstständig	15	24	6	**45**
Akademische Tätigkeit	8	5	2	**15**
Arbeitssuchend	-	1	-	**1**
Weiß nicht	20	89	46	**155**
Gesamt	**58**	**165**	**81**	**304**

Quelle: Eigene Darstellung.

Die obige Kreuztabelle zeigt die Bereiche (vertikale Achse), in denen die Eltern ihrer Freunde gemäß den Auskünften der Befragten tätig sind. Wurden zwei oder mehr berufstätige (Stief-)Elternteile angegeben, wurde der jeweils ‚höchste' berufliche Status (1. nicht-akademisch angestellt > 2. nicht akademisch selbstständig > 3. akademisch) notiert. Ist, wie in vielen Fällen, nur ein Elternteil berufstätig, so wurde dessen Status aufgeschrieben. Die Darstellung ist außerdem auf Grundlage der Bildungsmerkmale der Untersuchungspersonen-Elternhäuser differenziert (horizontale Achse). So lassen sich grobe Aussagen dazu treffen, ob und inwiefern es mit Blick auf diesen sozio-ökonomischen Hintergrund Ähnlichkeiten zwischen den eigenen Elternhäusern der Jugendlichen und jenen ihrer Freunde gibt.

Der Blick auf die Aufschlüsselung verdeutlicht, dass bei jenen Schülern, deren Eltern über eine Hochschulreife verfügen, ein weitaus größerer Teil der Freundeseltern in akademischen Berufen arbeitet, als im Rest des Samples. Auch der Anteil selbstständig tätiger Freundeseltern ist in dieser Gruppe größer, der Anteil an abhängig, in nicht-akademischen Berufen beschäftigten Freundeseltern hingegen geringer. Dies deutet – die methodisch limitierte Aussagekraft dieser Daten vor Augen – auf eine gewisse Homogenität zwischen den Elternhäusern der befreundeten Jugendlichen hinsichtlich Bildungsstatus und Beruf hin.

Auffällig bei dieser graphisch dargestellten Auswertung ist, dass ein großer Anteil der Befragten die Schulabschlüsse der eigenen Eltern nicht kategorisieren konnte. Dabei handelt es sich in den meisten Fällen um Jugendliche mit Migrationshintergrund, deren Eltern im Ausland Schulabschlüsse erworben haben, die nicht ohne weiteres mit jenen des deutschen Systems vergleichbar

sind. Insgesamt zeigt das Bild der Elternberufe im Freundeskreis deutliche Ähnlichkeiten mit den Angaben der Befragten zu den Erwerbstätigkeiten der eigenen Eltern. Auch hier überwiegen nicht-akademische Tätigkeiten, zumeist im Status abhängiger Beschäftigung, in manchen Fällen aber auch in Selbstständigkeit.

Ethnische Hintergründe der Freunde

Hinsichtlich ihrer ethnischen Struktur wirken die Freundeskreise der Jugendlichen zunächst heterogen. Die Befragten weisen Kontakte zu Freunden aus diversen Herkunftsländern auf. So lässt sich auf Grundlage der systematischen Netzwerkanalyse der folgende erste Überblick darstellen:

Tabelle 13: Freunde der befragten Jugendlichen nach ethnischer Herkunft, Anzahl der Nennungen (n=304)

Herkunftsland	Zahl der genannten Freunde
Deutschland	201
Türkei	15
Italien	-
Russland	11
Andere/Gemischt	76
Weiß nicht	1
Gesamt	**304**

Quelle: Eigene Darstellung.

Bei etwa einem Drittel der genannten Personen stammt mindestens ein Elternteil nicht aus Deutschland. Anders als erwartet, ließen sich bei den Freunden nicht-deutscher Herkunft nur sehr bedingt schwerpunktmäßige Herkunftsländer feststellen. Vielmehr wurden hier Wurzeln in ganz unterschiedlichen Nationen und Weltregionen sichtbar. Auch beim Blick auf den Anteil eigenethnischer Beziehungen in den Netzwerken migrantischer Jugendlicher zeigt sich ein insgesamt heterogenes Bild. Die meisten als „migrantisch" kategorisierten[35] Befragten verfügen über ethnisch heterogene soziale Netzwerke und somit über Kontakte sowohl zu migrantischen als auch zu deutschstämmigen Jugendlichen. Nur bei einigen Befragten mit Migrationshintergrund zeigen sich ethnisch-homogene Netzwerke. So wird zum Beispiel im Falle eines türkischstämmigen Jugendlichen deutlich, dass alle die von ihm als Freunde benannten Personen ebenfalls als türkischstämmig kategorisiert wurden.

Wie dargelegt, enthält das Sample Personen mit einer Vielzahl unterschiedlicher ethnischer Hintergründe. Einige Jugendliche lassen sich dabei Gruppen zuordnen, die numerisch nur schwach in den Untersuchungsstädten und –Regionen vertreten sind. Folglich ist es nur bedingt zielführend zu fragen, inwiefern die sozialen Netzwerke dieser Personen durch Freunde desselben ethnischen Hintergrundes geprägt sind. Allgemeiner lässt sich jedoch betrachten, inwiefern die Netzwerke der migrantischen (wie auch jene der nicht-migrantischen) Teilnehmer durch Jugendliche mit oder ohne Migrationshintergrund geprägt werden und sich auf dieser Grundlage von einer Homogenität oder aber Heterogenität sprechen lässt.

Tabelle 14: Ethnische Struktur der Befragten-Netzwerke (Befragten-Gesamtnetzwerke der Untersuchungspersonen, Zahl der jeweiligen Netzwerktypen) (n=39)

	Jugendliche mit Migrationshintergrund	**Jugendliche ohne Migrationshintergrund**	**Gesamt**
Nur deutschstämmige Freunde	4	11	15
Gemischter Freundeskreis	10	12	22
Nur Freunde mit Migrationshintergrund	2	0	2
Gesamt	**16**	**23**	**39**

Quelle: Eigene Darstellung.

Kontrastiert man in diesem Sinne die Freundesnetzwerke der Untersuchungspersonen mit und ohne Migrationshintergrund, so deutet die Aufschlüsselung im Rahmen ihrer Aussagefähigkeit deutliche Unterschiede bezüglich der ethnischen Homogenität beziehungsweise Heterogenität an. Bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund lassen sich in den meisten Fällen migrantisch-deutsch-gemischte Freundeskreise (d.h. in diesem Fall mit jeweils mindestens einer Person deutscher und nicht-deutscher Herkunft feststellen) feststellen. Daneben geben mehrere Befrag-

[35] Dies erfolgte, wenn die Befragten selbst oder ein Elternteil nicht in Deutschland geboren wurden.

te ausschließlich Personen deutscher Herkunft als ihre Freunde an. Lediglich ein weiter oben bereits erwähnter Jugendlicher türkischer Herkunft nennt ausschließlich Personen mit einem (türkischen) Migrationshintergrund als seine Freunde, so dass er im Sample der einzige migrantische Jugendliche mit einem rein eigenethnischen Netzwerk ist. Bei den selbst aus Deutschland stammenden Jugendlichen zählt etwa die Hälfte der Befragten nur Personen ohne Migrationshintergrund zu ihren Freunden, die andere Hälfte weist ethnisch gemischte Freundesnetzwerke auf. Mit Blick auf das gesamte Sample überwiegen demnach ethnisch-gemischte Freundeskreise, wenngleich es eine Gruppe von deutschstämmigen Schülern gibt, die keine Jugendlichen mit Migrationshintergrund als ihre Freunde benennt.

An diesem Punkt bietet es sich an, die Erkenntnisse der vorliegenden Studie in Bezug zu anderen, thematisch relevanten, empirischen Arbeiten zu setzen. Für Deutschland liegen eine Reihe von Untersuchungen vor, in denen migrantische Jugendliche und die ethnische Komposition ihrer sozialen Netzwerke in den Blick genommen werden (z. B. Dietz und Roll, 1998; Keckskes, 2000; Venema und Grimm, 2002; Haug, 2003; zur Funktion dieser Freundschaften: Worresch, 2011). Dabei werden zumeist türkische, italienische und aus russischen Spätaussiedlerfamilien stammende Jugendliche fokussiert und analysiert, welche ethnischen Hintergründe die in den jeweiligen Alltagswelten relevanten Personen haben. Gaby Straßburger setzt in einem 2004 erschienen Aufsatz die bis zu diesem Zeitpunkt erschienen Arbeiten zueinander in Bezug und arbeitet auf dieser Grundlage die für Deutschland wesentlichen empirischen Erkenntnisse und zentralen, diskursprägenden Thesen heraus. Bei den zugrunde liegenden Studien handelt es sich entweder um großräumig angelegte Surveys oder aber in großstädtischen Kontexten durchgeführte Untersuchungen. Somit ist es auf dieser Grundlage besonders interessant, den Bezug zu den ländlich-gelegenen, mittelstädtischen Kontexten meiner Untersuchung herzustellen.

Eine zentrale Erkenntnis der von Straßburger aufgearbeiteten Studien spiegelt sich auch im empirischen Material meiner Untersuchung wider: Kaum einer der teilnehmenden migrantischen Jugendlichen verfügt über ausschließlich eigenethnische Freundschaftsbeziehungen (Straßburger 2004: 6ff.). Es überwiegen vielmehr gemischte Strukturen, in denen regelmäßige Kontakte, sowohl zu deutschstämmigen als auch zu migrantischen Jugendlichen, bestehen. Die Aussagekraft dieser Erkenntnisse ist jedoch dahingehend zu relativieren, dass in den meisten Studien nicht zwischen tatsächlich eigenethnischen Kontakten und Kontakten zu den Angehörigen weiterer Migrantengruppen unterschieden wurde (ebd.: 8).

Übergreifend macht Straßburger jedoch Unterschiede in Abhängigkeit von der bisherigen Verweildauer in Deutschland fest: Bei Jugendlichen, die bereits seit längerer Zeit in Deutschland leben, würde ein größerer Anteil der Freunde der autochthonen Bevölkerung angehören (ebd.: 17ff.). Dies wird darauf zurückgeführt, dass bessere Sprach- und (elektronische) Kommunikationskenntnisse das Knüpfen von Kontakten erleichtern. In meiner Studie wurden nahezu ausschließlich Jugendliche befragt, die bereits in Deutschland geboren wurden oder seit einigen Jahren hier leben. Darüber zeigte sich in den Gesprächen mit den Schülern, dass nahezu alle von ihnen über gute Kenntnisse der deutschen Sprache verfügen. Somit liegt die Schlussfolgerung

nahe, dass es sich um Jugendliche handelt, die sich beim Knüpfen von Kontakten nicht mehr mit den von Straßburger ausgemachten Hindernissen konfrontiert sehen.

Straßburger warnt anhand ihrer Analyse der zu Deutschland vorliegenden Untersuchungen vor einem Missverständnis, das leicht entstehen könne, wenn man lediglich den Anteil deutschstämmiger und nicht-deutschstämmiger Personen in den Netzwerken der Jugendlichen betrachten würde. So könnte man dabei zu dem Schluss kommen, dass ein hoher Anteil migrantischer Kontakte zugleich impliziert, dass nur wenige Kontakte zu Personen deutscher Herkunft bestehen (und umgekehrt). Da sich die Netzwerke einzelner Jugendlicher jedoch in ihrer Größe deutlich voneinander unterscheiden, kann ein Jugendlicher mit einem insgesamt großen Netzwerk über deutlich mehr Kontakte in beide Gruppen verfügen, ohne dass dies in den jeweiligen Anteilen zum Ausdruck kommt (ebd.: 18). Im Bewusstsein dessen hat meine Untersuchung nicht beansprucht, entsprechende Anteile in Einzelnetzwerken darzustellen, sondern lediglich analysiert, welche Netzwerke in ethnischer (sowie in anderer) Hinsicht komplett heterogen sind. Auch die Gesamtgröße der Netzwerke wurde im Rahmen der systematischen Analyse sowohl aus forschungspraktischen als auch aus methodischen Gründen nicht erfasst und anstelle dessen bei den namengenerierenden Fragen ein Maximum der zu nennenden Personen ausgegeben.

Gleichwohl wurde bei entsprechenden Fragen in den qualitativen Interviews und sonstigen Äußerungen der Jugendlichen deutlich, dass es merkliche Unterschiede bezüglich der Quantität der für die Einzelnen im Alltag relevanten Kontakte gibt. So finden sich zum Beispiel auch bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund solche, die offensichtlich über eine große Zahl von Kontakten verfügen, darunter auch ein gewisser Anteil zu Personen der eigenen Ethnie. Sie haben scheinbar Beziehungen zu einer größeren Zahl deutschstämmiger Jugendlicher als andere Befragte mit einem insgesamt deutlich kleineren Netzwerk, obwohl in Letzterem der Anteil eigenethnischer Beziehungen womöglich geringer ist. Ein weiteres zentrales von Straßburger herausgestelltes Merkmal ist, dass institutionelle Kontexte entscheidend dafür wären, inwiefern jugendliche Netzwerke sich ethnisch homogen oder heterogen gestalten. Dabei wird insbesondere die Bedeutung der Schulen als Generatoren interethnischer Kontakte hervorgehoben (ebd.: 19ff.).

An diesem Punkt geht Straßburger auf eine Untersuchung von Robert Keckskes (2000) ein. Mithilfe von Netzwerkgeneratoren untersucht er in einem repräsentativen Sample die Bezugspersonen 15-21-jähriger Schülerinnen und Schüler türkischer Staatsbürgerschaft. Dabei zeigt sich, dass die Jugendlichen, die keine Schule oder Hochschule besuchen, die anteilig wenigsten Kontakte zu deutschstämmigen Personen aufweisen (Keckskes, 2000: 71). Darüber hinaus sind innerhalb dieses Samples türkischer Jugendlicher Unterschiede zwischen den unterschiedlichen Schulformen relevant: Gegenüber der Gruppe der Gymnasiasten, Gesamtschülern und Studenten verfügen Hauptschüler und Realschüler über vergleichsweise wenige interethnische Kontakte. Die letzten beiden Schultypen zusammen genommen sind durchschnittlich 78,5% der Bezugspersonen der befragten türkischen Jugendlichen ebenfalls türkisch.

Diese Erkenntnisse der von Keckskes in verschiedenen Vierteln der Großstadt Köln durchgeführten Untersuchung lassen sich, wie die bisherigen Analysen gezeigt haben, nur bedingt auf meine Untersuchung übertragen. Die methodischen Grenzen der in ihrem Rahmen vorliegenden Netzwerkanalyse vor Augen, zeigen sich Hinweise, dass die Netzwerke vieler der von mir befragten migrantischen Jugendlichen in ethnischer Hinsicht hochgradig durchmischt sind. So würde eine ähnliche repräsentative, quantitative Untersuchung wie jene von Keckskes in Coesfeld, Borken und Olpe vermutlich andere, deutlich abweichende Ergebnisse zutage fördern, als die in Köln durchgeführte Befragung. Darüber hinaus haben die systematischen Netzwerkanalysen gezeigt, dass viele der an meiner Studie teilnehmenden Jugendlichen zahlreiche intensive Beziehungen zu Gymnasiasten und Realschülern pflegen, wodurch die implizite Annahme einer segregierenden Wirkung der Institution Hauptschule relativiert wird. Ein Grund dafür, dass derartige Unterschiede zwischen den Schulen nicht bestätigt werden können, ist mit Sicherheit der gegenüber ihren großstädtischen Pendants höhere Stellenwert, den die Hauptschulen in den Untersuchungsstädten aus einer Reihe unterschiedlicher Gründe (vgl. Kap. 3.1.2; 4.2.5; 5.3.4) genießen. Während erstere oft nahezu ausschließlich von migrantischen und aus ressourcenarmen Haushalten stammenden Jugendlichen besucht werden, weisen letztere eine gemischte Schülerschaft mit einem großen Anteil deutschstämmiger Jugendlicher auf.

Beste Freundinnen, Flirts und Partnerschaften – Kontakte zu Mädchen

Betrachtet man die Freundeskreise der befragten Jugendlichen mit Fokus auf die Geschlechterdimension, ergibt sich ein heterogenes Bild. Für die Mehrheit der Teilnehmer spielen alltägliche Kontakte zu Mädchen keine große Rolle. Die von ihnen genannten wichtigen Freunde sind ausschließlich männlich. In vielen Fällen entstand so der Eindruck geschlechtshomogener Cliquen. Eine kleinere Gruppe von Befragten erzählt hingegen von gemischten Freundeskreisen und engen Beziehungen zu Mädchen. Bei mehreren Teilnehmern befinden sich darunter ihre ‚besten Freundinnen', zu denen ein ganz besonderes Vertrauensverhältnis besteht. So auch beim Olper Jens, der wie folgt über seine beste Freundin und seinen Freundeskreis erzählt:

I: „Heißt beste Freundin, is dann auch eine Freundin, mit der Du Dich richtig gut verstehst?"
„Ja. Also der erzähl ich halt auch alles eigentlich. Und andersrum dann natürlich auch, die erzählt mir dann halt auch alles so von ihr und dann joa das bleibt dann halt auch so zwischen uns."
(…)
I: „Und wenn Du sagst, beste Freundin, ist das generell so, dass der Freundeskreis gemischt ist, Jungs und Mädchen?"
„Joa, also ich hab schon mit vielen Mädels zu tun, aber auch halt dann mit relativ vielen Jungs, also das is ähm ganz gemischt. Also das is jetzt nich nur dass ich jetzt Freundinnen als Freunde hab, sondern aber auch sondern auch Jungs." (Jens, 15, Olpe)

Darüber hinaus erzählten mir manche Befragte, dass sie eine Freundin im Sinne einer Paarbeziehung haben, meist in Reaktion auf meine diesbezügliche, explizite Nachfrage. Andere berichten, dass sie zwar derzeit Single sind, jedoch zuvor eine Beziehung zu einem Mädchen hatten. Bei je-

nen Teilnehmern, die von ihren Freundinnen erzählten, ergaben sich hinsichtlich der Dauer, der Intensität und der Art des Kennenlernens ganz unterschiedliche Bilder von den Beziehungen. Auffällig ist jedoch, dass offensichtlich keiner der Schüler mit einem Mädchen aus der eigenen Klasse zusammen ist. Während einige Befragte sehr zurückhaltend über ihre Freundinnen und Beziehungen zu Mädchen sprechen, geben sich (wenige) andere Jugendlichen offener. Sie genießen es offensichtlich, sich mit ihren Erzählungen zum spielerischen und spaßvollen Umgang zu Mädchen im Sinne einer bestimmten männlichen Rollenvorstellung zu inszenieren. So auch der Borkener Sergej:

I: „Bist Du derzeit mit jemand zusammen?“
„Nein.“
I: „Hattest Du schon mal längere Beziehungserfahrungen?“
„Sicher, sicher! Schon mehr als genug.“ (Sergej, Borken)

Die Erzählungen der Jugendlichen vermitteln darüber hinaus den Eindruck, dass es einzelne Cliquen sind, in denen Flirts und der spielerische Umgang mit Mädchen eine Rolle spielen. So auch beim Borkener Arjun, der von den bereits oben beschriebenen, ‚wilden‘ Jahre mit seiner Clique erzählt:

„Wir waren immer Schwimmen. Und, ja und, ja, weil wie soll man dat sagen? Beim Schwimmen konnte man mehr Frauen beobachten >lacht<.“
I: „Also Frauen war auch schon ein Thema?“
„Ja, ja. Wir ham immer Wetten gemacht, zum Beispiel sagen wir Schnick Schnack Schuck so, und wer verliert, sachte zum Beispiel, musste von der die Nummer holen oder musste fragen, ob sie heut Zeit hat oder so.“ (Arjun, 16, Borken)

Arjun hat in seinem Interview merklich Spaß daran, zu zeigen, dass er sich für Mädchen interessiert und gerne flirtet. In seiner Erzählung und in den dargestellten Aktivitäten der Clique kommen somit für Heranwachsende typische Sichtweisen zum Eindruck. Viele andere Befragte wirken in ihren Einstellungen noch eher kindlich, was unter anderem darin zum Ausdruck kommt, dass sie sich (noch) nicht für Mädchen interessieren. So zum Beispiel Carsten, ein Jugendlicher aus Borken, der seine ganz eigenen Gründe dafür hat, dass er keine partnerschaftliche Beziehung möchte:

I: „Bist Du derzeit mit jemandem zusammen?“
„Nein, möcht' ich auch nie sein.“
I: „Und wenn Du sagst, möchtest Du nie sein, was ist da der Grund?“
„Frauen sind nervig und die kosten Geld. Das ist eigentlich das einzige, das mir so einfällt.“ (Carsten, 15, Borken)

Die Unterschiede in den Beziehungen zu Mädchen und in den Sichtweisen auf das Thema Partnerschaft spiegeln sehr deutlich ein grundlegendes Merkmal der Erzählungen meiner Inter-

viewpartner: Während ein Teil von ihnen deutlich durch eine kindliche Perspektive geprägt ist, kommen im anderen für Heranwachsende typische Sichtweisen zum Ausdruck. Auch in dieser Hinsicht befinden sich die befragten Jugendlichen somit offensichtlich in einer Phase des Übergangs.

Insgesamt erweckten die Erzählungen den Eindruck, dass die Kontakte zu Mädchen nur bei sehr wenigen Befragten Ressourcen für die Zukunftsorientierungen bergen. Schließlich bestehen die meisten Freundeskreise überwiegend aus männlichen Personen. Partnerschaftliche Beziehungen sind (noch) selten und vielfach von kurzer Dauer. Eine im Sinne von Ressourcen größere Bedeutung haben für einige Jugendlichen indes ‚gute' oder ‚beste' Freundinnen: In diesen engeren und über einen längeren Zeitpunkt gepflegten Beziehungen wird auch über die persönlich wichtigen Dinge gesprochen.

Generatoren der Heterogenität – Freizeitsetting als Treffpunkte

Bei den meisten der befragten Jugendlichen kristallisierte sich auf Grundlage der systematischen Netzwerkanalyse und der qualitativen Interviews, aber auch durch die Erlebnisse und Erzählungen während der Go Alongs heraus, dass sie in einen oder mehrere relativ feste Freundeskreise eingebunden sind, in denen relativ enge Beziehungen überwiegen und ein großer Teil der Freizeit gemeinsam verbracht wird. Bei einigen Teilnehmern zeigt sich jedoch, dass sich im Zuge einer Reihe von Aktivitäten an den dabei besuchten Orten regelmäßig flüchtigere soziale Kontakte zu einem größeren Personenkreis anderer Jugendlichen ergeben, denen in den Erzählungen große Bedeutung zugeschrieben wird. Somit handelt es sich um einen Gesichtspunkt, den auch Merkens in seiner empirischen Studie zur Alltagsgestaltung Berliner Jugendlicher beleuchtet, wenn er auf die Frage eingeht, welche sozialen Kontakte seine Studienteilnehmer an den verschiedenen für sie relevanten Freizeitorten haben und in welchen Gruppenkonstellationen die unterschiedlichen Aktivitäten unternommen werden. Im Detail analysiert er beispielsweise, inwiefern die jeweiligen Peer Groups „ortsspezifischen" oder „personenspezifischen" Charakter haben (2001: 452). Ersteres läge vor, wenn sich ein Kontakt ergäbe, weil die Befragten mit anderen Personen am gleichen Ort und zur gleichen Zeit Aktivitäten ausführen und somit an verschiedenen Foci der Freizeitgestaltung verschiedene Kontaktnetzwerke haben. Letzteres wäre der Fall, wenn die Jugendlichen von einer engeren Personengruppe umgeben sind, mit der zusammen sie an verschiedene Orte gehen, um dort Freizeitaktivitäten nachzugehen.

In meiner Untersuchung verbringt ein Teil der Befragten regelmäßig freie Zeit an Orten, an denen eine größere Zahl an Jugendlichen zusammenkommt, um bestimmten Aktivitäten gemeinsam nachzugehen (vgl. Kapitel 5.2). An diesen Orten begegnen die Schüler auch Jugendlichen außerhalb ihres Freundeskreises, die ihnen aber zu einem gewissen Grad bekannt sind und mit denen für gewöhnlich auch ein verbaler Austausch stattfindet. Bei gemeinsamen Besuchen des Fußballplatzes mit Freunden ist es beispielsweise üblich, Mannschaften mit anderen dort anwesenden Jugendlichen zu bilden und zusammen zu spielen.

Ein besonders enges Verhältnis zu den an ihrem Freizeitort anzutreffenden anderen Jugendlichen beschreiben die auf den Skateplätzen der verschiedenen Untersuchungsstädte aktiven Schüler. Für sie bilden die aktiven Inlineskatefahrer und Skateboarder eine große und nicht nur hinsichtlich des Alters und der schulischen Hintergründe heterogene Gruppe, die jedoch durch eine enge Verbundenheit geprägt ist, wie der mehrfach formulierte Vergleich mit einer Familie zum Ausdruck bringt. Die folgende Sequenz aus einem Interview mit dem Borkener Juri verdeutlicht, wie die Besuche am Skateplatz Kontakte zu einer großen Zahl ganz unterschiedlicher Jugendlicher ermöglichen:

I:„Wenn Du jetzt mal so über'n Daumen schätzen würdest, was würdest Du sagen, wie viele Freunde hast Du insgesamt?"
„Also über zweihundert."
I: „Über Zweihundert? Ja ganz schön viele. Wo hast Du die dann kennen gelernt?"
„Im Internet, so ich bin ja auch regelmäßig draußen. Ich skate ja mit Inlinern, >Mhm< *bei uns hier am äh Skaterpark, und da da sind schon locker um die hundert Leute."*
I: „(...) Und sind das dann Leute eher so in Deinem Alter mit denen Du viel zu tun hast oder alle Altersgruppen?"
„Mehr von meinem Alter und weniger von den Älteren. >Mhm< *So bis zwanzig Jahre."*
I: „Ja. Und von den Schulen wo die herkommen, is das dann hier von der Remigiusschule?"
„Ne, die komm von allen, von Real-, Gymnasium, äh, Privatschulen. Eigentlich so ziemlich alle."
(Juri, 15, Borken)

Wie bereits in Kapitel 5 dargestellt, zeigen die Interviews und Go Alongs, dass auch die Innenstädte im Alltag vieler Teilnehmer Orte darstellen, an denen sie, ohne sich vorher dazu verabredet zu haben, auf eine größere Anzahl anderer Heranwachsender treffen. Ralf aus Olpe erzählt davon, dass er im Stadtzentrum regelmäßig eine große Anzahl ihm persönlich bekannter Jugendlicher treffen würde. Hieraus leitet er ab, dass es ihm angesichts der folglich üblichen Aktivitäten in der großen Gruppe schwer fallen würde, besonders wichtige Kontakte im Sinne bester Freunde zu benennen:

I: „Und wenn man so in der Stadt in Olpe is, begegnet man auch anderen Jugendlichen?"
„Ja, vielen. Die treffen, wir treffen uns da halt immer alle. Jetzt deswegen is auch schwer so die besten Freunde rauszusuchen, weil man vielleicht 50 Mann manchmal, die man."
I: „Is halt einfach 'n großer großer Bekanntenkreis?"
„Ja, auf jeden Fall. Überall Freunde hier aus jedem Dorf und so, von daher." (Ralf, 15, Olpe)

Bei genauerer Betrachtung hat sich in Borken insbesondere das – während eines der Go Alongs auch gemeinsam mit den Schülern besuchte – Mc Donald's-Schnellrestaurant als ein beliebter Ort erwiesen, an dem sich eine große Anzahl Jugendlicher begegnet. So spricht Tim zunächst über die Borkener Innenstadt im Allgemeinen und dann über den an ihrem Rand gelegenen Mc Donald's im Speziellen:

„Ja, auch manchmal, das gibt es auch, weil hier sind ja auch ein paar Geschäfte in Borken, sag ich mal, wenn wir etwas einkaufen wollen, gehen wir auch dahin oder der Mc Donalds Laden, der ist ja auch in Borken, da ist auch totaler Treffpunkt in Borken allgemein. Die meisten Leute treffen sich immer in Borken, wenn man dahin geht trifft man irgendwie immer irgendwelche Freunde von sich eigentlich, da sind sehr viele, wirklich." (Tim, 15, Borken)

Vergleicht man die hier exemplarisch dargestellten Beschreibungen der verschiedenen Treffpunkte, zeigt sich, dass die Intensität der dort gepflegten Beziehungen offenbar variiert, wenngleich es sich wohl generell um weniger intensive Kontakte als etwa innerhalb der weiter oben beschriebenen Cliquen handelt. Während in einigen Fällen eher lockere Bekanntschaften beschrieben werden, ist in anderen explizit von Freunden die Rede. Dies kann allerdings weniger auf die Spezifika der einzelnen Treffpunkte und der dort stattfindenden sozialen Prozesse zurückgeführt werden, als vielmehr auf eine insgesamt große Bandbreite an Kontaktformen an diesen Orten sowie auf unterschiedliche individuelle Definitionen der Kategorie Freundschaft (s.o.).

Bei den hier dargestellten Begegnungen fungieren die jeweiligen Foci in einem vergleichsweise unmittelbaren Sinne als Generatoren sozialer Kontakte. Die von mir Befragten treffen dort auf andere Jugendliche, mit denen sie sich nicht vorher verabredet haben und die sie unter Umständen (noch) nicht näher kennen. Anders als etwa bei den Freundschaftsbeziehungen innerhalb der eigenen Klasse, handelt es sich vielfach um Kontakte zu Jugendlichen aus anderen Altersgruppen und schulischen Kontexten. Die entsprechenden Foci ‚generieren' somit nicht nur zusätzliche sozialer Kontakte, sondern auch eine erhöhte Heterogenität innerhalb der Beziehungsnetzwerke. Zugleich bieten die an diesen Orten durchgeführten gemeinsamen Freizeitbeschäftigungen eine Grundlage gemeinsamer Interessen und Kommunikationssituationen.

Die bisherigen Überlegungen zum Thema ‚Freunde' zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Blick auf die Prozesse des Kennenlernens und den Charakter der meisten Freundschaftsbeziehungen zeigt, dass ein Großteil der Befragten über heterogene Verbindungen zu verschiedenen Gruppen von Jugendlichen verfügt, sowohl den schulischen als auch den ethnischen Hintergrund betreffend. Eine gewisse Homogenität lässt sich allerdings dahingehend feststellen, dass die Freunde zumeist in etwa im Alter der Befragten sind. Letztendlich wird aber auch die Bedeutung der jeweiligen Schulklasse als ein Focus des Knüpfens und des Aufrechterhaltens von Beziehungen deutlich, die dazu führt, dass im Endeffekt in quantitativer Hinsicht Kontakte zu gleichaltrigen Hauptschülern überwiegen.

Raumstruktur der Freundschaftsbeziehungen I – Die (geringe) Bedeutung der Nachbarschaft

Im Rahmen der systematischen Netzwerkanalyse wurden die Jugendlichen nach den Wohnorten ihrer Kontaktpersonen gefragt. Dabei zeigte sich, dass ein überwiegender Teil der Freunde am eigenen Wohnort oder in dessen näherer Umgebung zuhause ist. Dies ist wenig überraschend, wenn man sich die weiter oben dargelegten Wege des Kennenlernens vergegenwärtigt. Jener Großteil der Freunde, die im Rahmen von Schule und Kindergarten kennengelernt wurden, stammt in der Regel aus der nahräumlichen Umgebung dieser Bildungsinstitutionen und somit

auch der Wohnorte der Befragten. Insgesamt von geringerer Bedeutung ist es hingegen, ob die Freunde in der direkten Nachbarschaft oder in entfernteren Teilen des Wohnorts (beziehungsweise dessen näherer Umgebung) wohnen. Auch dies lässt sich darauf zurückführen, dass spätestens mit dem Besuch der weiterführenden Schulen ein großer Teil der Kontakte zu außerhalb der näheren Nachbarschaft wohnenden Jugendlichen entsteht. Nichtsdestotrotz beschreiben einige der Befragten, dass wichtige Freunde in der Nachbarschaft wohnen würden. Dabei werden die praktischen Vorteile hervorgehoben, die dadurch entstehen, dass jene Freunde schnell und unkompliziert besucht werden können. So stellt beispielsweise der Olper Peter die gemeinsamen Aktivitäten mit Freunden aus der Nachbarschaft wie folgt dar:

> *„Joa, mein Nachbar, und dann noch der Sri (Pseudonym des ebenfalls befragten Jugendlichen, TM), der wohnt auch direkt in der Nähe. Der is halt zum Fußballspieln gut. Mein mein Nachbar, ja mit dem was macht man mit dem? Ja bei dem chillt man dann sozusagen, spielt=zockt dann halt FIFA oder sonstwas und dann nach der Andreas, mit dem fahr ich dann halt öfters Roller. Also ich dann hinten drauf." (Peter, 14, Olpe)*

Eine leicht andere räumliche Struktur weisen die Freundeskreise jener Jugendlichen auf, die nicht in der Kernstadt und somit am Schulort, sondern in einer der kleineren umgebenden Ortschaften wohnen. Wie weiter oben dargelegt, haben diese Schüler zumeist Kindergarten und Grundschule an ihrem Wohnort besucht, bevor sie dann zum Besuch der weiterführenden Schule in die nächstgrößere Stadt pendeln mussten. So erzählt Michael, der in einem kleineren Ort außerhalb Olpes wohnt:

> *„Ähm, ja die (Freunde, TM) sind äh praktisch im ganzen Kreis so'n bisschen* >Mhm< *verstreut, weil äh ja in Olpe halt die weiterführenden Schulen sind,* >Klar<*, dann gibt's auch äh Leute, die halt in anderen Dörfern wohnt äh wohnen, aber äh in Olpe sind auch sehr viele Freunde halt, weil Olpe halt die größte Stadt auch ist." (Michael, 15, Olpe)*

Bei einiger dieser Jugendlichen haben sich deshalb parallele Freundeskreise am Schulort sowie am Wohnort herausgebildet. Dabei haben die Kontakte in den zumeist kleinräumigen, dörflichen Wohnorten teilweise nachbarschaftlichen Charakter. So erzählt Michael weiter:

> *„I: Und Du hast ja schon gesagt, dass Du auch mit den Nachbarn noch gut befreundet bist. Was würdest Du denn schätzen, wie viel von Deinen Freunden wohnen denn so in der Nachbarschaft?"*
> *„Ähm, also in der direkten Nachbarschaft eigentlich, vier Leute.* >Mhm< *Aber mit denen, also das sind dann praktisch schon sehr gute Freunde, auch die man halt schon. Einer ist jetzt vor ein paar Jahren da hin gezogen, aber ähm die anderen kennt man halt schon seit'm Kindergarten genau.* >Mhm< *Im Kindergarten kennengelernt schon." (Michael, 15, Olpe)*

Michaels Zitat macht deutlich, dass diese Freundschaften größtenteils bereits während der gemeinsamen Zeit im Kindergarten des Wohnorts geknüpft wurden. Zugleich jedoch kam eine wei-

tere, in den Ort hinzugezogene Person in den letzten Jahren dazu, was zeigt, dass die entsprechende Clique nicht einseitig auf vor langer Zeit geknüpften Beziehungen beruht.

Der ebenfalls außerhalb Olpes wohnhafte Ralf berichtete hingegen, dass sich die freundschaftlichen Beziehungen am Wohnort unter den Jugendlichen seines Jahrgangs weitestgehend aufgelöst hätten:

> *„Also is halt mein bester Freund, mit dem mach ich halt fast täglich was oder wir treffen uns täglich, ja. Ansonsten hab mit andere höchstens Freunde, die sich noch* >Mhm< *ja sonst treff ich meistens nur die älteren aus Dahl, weil die aus meinem Alter is jetzt irgendwie so in den vorherigen also mein Bruder und so, die hatten alle irgendwie so 'ne Gemeinschaft aus Dahl in unserm Alter, da warn vielleicht fünf sechs Leute, die alle was zusammen gemacht haben. Bei uns isses halt so, dass ja nach der Grundschule sich viele getrennt haben, und jeder macht was anderes. Die einen sitzen zu Hause nur am Computer, die andern gehen nur raus. (...) Wenn wir höchstens, wenn wir auch ma Dahler machen drei vier Leute nur." (Ralf, 15, Olpe)*

Ralf vergleicht somit die eigenen Kontakte am Wohnort mit jenen seines älteren Bruders. Letztere werden als weitaus intensiver dargestellt. Als der Bruder im Alter des Befragten gewesen wäre, hätte es eine „Gemeinschaft" gegeben. In seinem eigenen Jahrgang hingegen würden sich „höchstens" drei oder vier Leute aus dem Wohnort zu gemeinsamen Aktivitäten zusammenfinden. Als Grund dafür nennt Ralf Unterschiede in den Freizeitinteressen, wobei exemplarisch „nur am Computer sitzen" und „nur raus gehen" gegenüber gestellt werden. Dabei scheint es, als ob Ralf sich engere Kontakte in seinem Dorf wünschen würde und im Zuge dessen die Assoziation der Gemeinschaft mit positiven Bewertungen belegt.

Meine Studie verdeutlicht somit, dass die engere Nachbarschaft für die meisten Befragten keinen eindeutigen räumlichen Fokus ihrer Freundschaftsnetzwerke darstellt. Somit wäre die in vielen Argumentationen verbreitete Annahme einer strukturierenden Wirkung des nachbarschaftlichen Kontexts auf die jugendlichen Freundschaftsnetzwerke (z. B. Keckskes, 2000) für die hier fokussierten, mittelstädtischen Kontexte kritisch zu hinterfragen. Zugleich macht der Blick auf den jugendlichen Alltag den kleinräumigen Charakter des Wohnumfelds deutlich, weshalb insbesondere im Vergleich mit den für gewöhnlich in Großstädten lokalisierten existierenden Forschungen gewissermaßen die ganzen Wohnorte als ‚nachbarschaftliche Kontexte' beziehungsweise ‚Wohnumfelder' zu betrachten sind.

An dieser Stelle ist eine abermalige Bezugnahme auf die Studie von Kecskes (2000) relevant. Darin wird die Frage nach dem Einfluss des Wohnumfelds auf die ethnische Zusammensetzung der sozialen Netzwerke türkischer Jugendlicher und somit, genereller betrachtet, nach der Beziehungen strukturierenden Wirkung des nachbarschaftlichen Kontexts gestellt. Seine in verschiedenen Kölner Teilgebieten durchgeführte Untersuchung erlaubt es Keckskes, ein „türkisches", ein „multikulturelles" und ein „deutsches" Wohnumfeld miteinander zu vergleichen (2000: 71). Unter der Zuhilfenahme von Namensgeneratoren kommt er zu dem Ergebnis, dass mit dem Anteil türkisch-

stämmiger Personen in der Nachbarschaft auch der Anteil türkischstämmiger Bezugspersonen in den sozialen Netzwerken der Befragten zunimmt. Somit stützen Keckskes' empirische Erkenntnisse die in der Segregationsforschung verbreitete These, gemäß der die soziale Zusammensetzung der Nachbarschaft einen Einfluss auf die sozialen Netzwerkstrukturen ihrer Bewohner hat. Allerdings relativiert Keckskes den Einfluss dieses Kontextfaktors gegenüber der weitaus größeren und oben bereits erläuterten Bedeutung des schulischen Umfelds. Letzteres hätte weitaus mehr Erklärungskraft in der Frage, zu welchem Grade die Netzwerke der türkischstämmigen Jugendlichen durch eigenethnische Kontakte geprägt sind (ebd.). Wie schon dargelegt, wird auch in meiner Studie die große Bedeutung, welche die Schulen für das Entstehen und Aufrechterhalten von Freundschaften haben, deutlich. So lässt sich auch hier zugespitzt feststellen, dass es eher die Schulen und andere Institutionen und weniger die bloße nachbarschaftliche Wohnortnähe sind, durch welche der lokale Kontext die sozialen Beziehungen der befragten Jugendlichen strukturiert.

In meiner Studie spricht darüber hinaus eine Reihe von Faktoren dafür, dass der Einfluss des Wohnumfelds im Sinne einer kleinräumigen Nachbarschaft auf die ethnische (wie auch auf die sozio-ökonomische) Zusammensetzung der für die einzelnen Teilnehmer relevanten sozialen Netzwerke eher gering ist. Wie ich weiter oben erläutert habe, sind die Siedlungsstrukturen in Olpe, Borken und Coesfeld kleinteilig: Wohnlagen, in denen ein hoher Anteil einkommensschwacher oder migrantischer Haushalte zu vermuten ist, sind zumeist nur wenige Schritte von durch autochthone, mittelständische Haushalte geprägten Gebieten entfernt. In den Kindergärten, Grundschulen und weiterführenden Schulen, in denen die Befragten einen größeren Teil ihrer relevanten Bezugspersonen kennenlernten, trafen sie somit vermutlich auf Kinder oder Jugendliche mit ganz unterschiedlichen sozialen Hintergründen. Eine beachtliche Zahl an Kontakten sind, wie ich oben gezeigt habe, auch über den Zeitpunkt der Selektion zwischen Hauptschule, Realschule, Gymnasium (u.a.) erhalten geblieben, wodurch wiederum die segregierenden Effekte des Kontexts Schule relativiert und zugleich dessen Bedeutung als Kontaktgenerator hervorgehoben wird.

Darüber hinaus zeigen die Freizeitaktivitäten der befragten Jugendlichen, dass ganz unterschiedliche, über die Stadt verstreute Orte aufgesucht werden und dort Kontakte mit Angehörigen verschiedener sozialer und ethnischer Gruppen stattfinden, beispielsweise im Stadtzentrum, an Sporteinrichtungen oder in Parks. Würde man allerdings die Größenordnung der Betrachtung verschieben und die Stadt – oder die Wohnorte der auswärtig wohnenden Schüler – als analytischen Rahmen setzen, ließe sich sehr wohl von einer lokalen Konzentration der alltagsrelevanten sozialen Kontakte sprechen. Wie weiter oben gezeigt wurde, beschränken sich die rekonstruierten Netzwerke der Studienteilnehmer in weiten Teilen auf die Wohnorte und deren nähere Umgebung (von Verwandtschaftskontakten in weiter entfernte Orte und Länder einmal abgesehen). Mit Blick auf die ethnischen Bevölkerungsstrukturen in den Wohnumfeldern der befragten Jugendlichen ließen sich diese Kontexte – auf Grundlage der Eindrücke aus Begehungen und Erzählungen – in den Kategorien Keckskes' teilweise als „multikulturelle", tendenziell aber als „deut-

sche“ Wohnumfelder charakterisieren. Dies könnte sich gegebenenfalls förderlich auf eine ethnische Durchmischung der Netzwerke migrantischer Jugendlicher auswirken.

Raumstruktur der Freundschaftsbeziehungen II –Vereinzelt Kontakte in entfernte Regionen

Bei der überwiegenden Mehrheit der Befragten konzentriert sich der Freundeskreis wie erwähnt ausschließlich oder zu großen Teilen auf die nähere Umgebung des eigenen Wohnorts. Die entsprechenden Bezugspersonen kommen somit aus der eigenen Stadt – beziehungsweise dem eigenen Dorf – und den umliegenden Ortschaften. Nur einige wenige Jugendliche unterhalten Freundschaften in weiter entfernte Städte und Regionen. Zu jener vergleichsweise kleinen Gruppe zählen zum einen Befragte aus migrantischen Familien, die teils intensive Kontakte zu anderen Jugendlichen im Herkunftsland pflegen, zum anderen Teilnehmer, die einzelne Freundschaften zu Jugendlichen aus anderen Regionen Deutschlands unterhalten.

Beispielsweise berichtet Peter aus Olpe in seinem Interview an verschiedenen Stellen über regelmäßige Ferienaufenthalte in der süddeutschen Stadt Lörrach, nahe der Schweizer Grenze. Dort besucht er Verwandte und verbringt viel Zeit mit einem etwa gleichaltrigen Cousin. Über die Zeit, so berichtet der Schüler, seien aber auch die Freunde seines Cousins zu seinen eigenen Freunden geworden:

> *I: „Und haste auch so Freunde, die weiter weg wohnen, also jetzt nicht Dahl oder Olpe? „Wenn ich Verwandtschaft auch dazu zählen kann, dann auf jeden Fall ja. Vor allem äh durch meinen Cousin in Lörrach hab ich da auf jeden Fall doch schon einige fünf sechs Freunde bestimmt, mit denen ich auch, ich seh die halt selten, is ja auch schwierich, sich mit denen irgendwie zu treffen, aber mit denen schreib ich dann halt regelmäßig über Facebook und wenn ich dann halt mal da bin, dann treffen wir uns auch immer zusammen, weil wir uns auch wirklich alle zusammen supergut verstehn.“ (...)*
> *I: „Also dann auch so Leute, die er in Lörrach kennengelernt hat, und die dann gar nich mit Dir verwandt sind, aber die Du halt darüber auch gut kennst?“*
> *„Ja, durch meinen Cousin halt und den Nachbar.“ (Peter, 14, Olpe)*

Seiner Beschreibung zufolge ist Peter selbst Teil der Clique seines Lörracher Cousins. Die intensive Ausdrucksweise „alle zusammen supergut verstehen“ unterstreicht, dass diese Kontakte dem Befragten viel bedeuten und er eine miteinander eng verbundene, harmonische Gruppe wahrnimmt, zu der er sich zugehörig fühlt. Zugleich jedoch macht Peter deutlich, dass es für ihn schwierig ist, diese sozialen Kontakte über die große geographische Distanz aufrechtzuerhalten. Hierin liegt wohl eine Erklärung dafür, dass die überwiegende Mehrheit der befragten Jugendlichen von keinerlei vergleichbaren Kontakten in entferntere Regionen berichtet hat. Peter jedoch erzählt, dass Facebook eine von ihm regelmäßig genutzte Möglichkeit böte, um sich auch zwischen den Besuchen austauschen zu können. Auf die Bedeutung derartiger virtueller, interaktiver Verbindungen für geographisch disperse Freundschaftsbeziehungen werde ich weiter unten noch eingehen.

Lörrach ist für Peter generell ein Ort, den er mit positiven Assoziationen verbindet. Die entsprechenden Zuschreibungen entwickelt er, indem er den Vergleich zur in seinen Augen negativeren Situation an seinem Wohnort Olpe zieht. So nimmt er beispielsweise einer Kontrastierung mit Blick auf die Mentalitäten der Bewohner beider Städte vor und berichtet von entsprechenden Eindrücken:

> *„Da bin ich dann halt mehr- äh ja ein zweimal im Jahr äh und ich bin dann halt, schlender dann in der Stadt rum. Ich kenn da auch schon relativ viele Leute. Die Leute sind einfach total sympathisch. Die kommen auf einen zu, die sind da merkt man richtich krasse Unterschiede, wie die hier äh hier drauf sind und wie die in Lörrach drauf sind." (Peter, 14, Olpe)*

An dieser Stelle werden die Eindrücke, die Peter von persönlich bekannten Lörrachern hat, mit jenen von Begegnungen auf den Straßen von Olpe und Lörrach vermischt. Dabei werden große Unterschiede und eindeutige Sympathien zugunsten Lörrachs und seiner Bewohner in deutlichen Worten geäußert. An einer anderen Stelle des Interviews zeigt sich, wie Peter den Olpern negative Eigenschaften zuschreibt und diese einem ‚besseren' Verhalten der Lörracher Jugendlichen gegenüberstellt. So beschreibt er, dass Olper Jugendliche bereits in relativ jungen Jahren rauchen würden, während dies bei den gleichaltrigen Lörrachern erst in einem höheren Alter zu beobachten sei. Außerdem kommt die Zuneigung des Jugendlichen zu Lörrach dadurch zum Ausdruck, dass er Fan des SC Freiburg ist, der besten Profifußballmannschaft aus der Region. Peter zeichnet somit ein aus vielen unterschiedlichen Facetten bestehendes, positives Bild von Lörrach und seinen Bewohnern. Wie auch in den zumeist auf die eigenen Wohnorte bezogenen Aussagen der Jugendlichen in anderen Interviews (vgl. Kap. 7.1), sind für Peter somit offensichtlich vor allem Freundschaften und gute Beziehungen zu dortigen Menschen ausschlaggebend dafür, dass eine Stadt oder ein Ort mit positiven Assoziationen versehen wird.

In mehreren anderen Fällen sind es aus den Wohnorten der Untersuchungspersonen zu einem bestimmten Zeitpunkt fortgezogene Jugendliche, zu denen freundschaftliche Beziehungen an entferntere Orte aufrecht erhalten werden. So erzählt beispielsweise der Coesfelder Kevin davon, dass einer seiner guten Freunde nach Duisburg ins Ruhrgebiet, gezogen sei. Der Kontakt würde aber weiterhin bestehen bleiben, da dieser Freund regelmäßig zu Besuchen nach Coesfeld zurückkäme. Darüber hinaus würde die Freundschaft im Internet, durch Online-Spiele und damit verbundene Chats an der Spielkonsole ‚X-Box', gepflegt. Bei manchen der befragten Jugendlichen sind es auch Ausflüge und Ferienaufenthalte mit den Eltern und der Familie, bei denen sie die Gelegenheit erhalten, andere Regionen und dort anzutreffende Menschen kennenzulernen. Auch dabei haben Befragte die Chance genutzt, neue freundschaftliche Kontakte zu knüpfen, wie die folgende von Kevin in Hamburg und München erlebten Kennenlern-Geschichten zeigen:

> *„Wir warn dann in, in Hamburg da, und dann warn da, sind wir dann da so rumgegangen, wir warn dann auch im Hafen da, und da hab ich dann 'n paar Jugendliche kennengelernt, und wir ham uns dann relativ gut verstanden, und sind dann ins Gespräch gekommen, mhm, und ham dann, ja (…). Joah, ähm, mein Bruder hatte sich in München 'n Auto gekauft, und öhm, joah, da*

sind wir auch ins Gespräch gekommen, und die hatten dann das, ja, hatten sich da auch dafür interessiert, die warn etwas älter, so Siebzehn, Achtzehn, und da sind wa auch so ins Gespräch gekommen und warn auch relativ sympathisch und ham auch, ham auch miteinander geredet, joah, genauso wie in Hamburg kennengelernt, so." (Kevin, 14, Borken)

Neben diesen Beziehungen zu Freunden in anderen Regionen Deutschlands ließen sich bei mehreren migrantischen Schülern im Sample Kontakte zu jugendlichen Freunden in den familiären Herkunftsländern feststellen. Zumeist wohnen dort zahlreiche Verwandte räumlich konzentriert, darunter meistens auch Großelternteile der Untersuchungspersonen. Cousins und Cousinen ähnlichen Alters sind wichtige Bezugspersonen, mit denen während der Aufenthalte in diesen Ländern viel Zeit verbracht wird. In einigen Fällen entstehen über diese Verwandten auch Kontakte zu anderen Jugendlichen vor Ort.

Dieses Unterkapitel zeigt, dass freundschaftliche Kontakte in weiter entfernte Orte für einige der befragten Jugendlichen eine große persönliche Relevanz haben, den Hinweisen aus der Netzwerkanalyse zufolge aber eher selten vorkommen und von einer quantitativ eher geringeren Bedeutung sind. Den räumlichen Rahmen der Freundschaftsnetzwerke bilden somit die Wohnorte und ihre Umfelder, weitestgehend den Einzugsbereichen der Schulen entsprechend, und weniger kleinräumige Nachbarschaften oder die hier analysierten großräumigeren, landesweiten und internationalen Kontexte.

Raumstruktur der Freundschaftsbeziehungen III –Virtuell-räumliche Kontakte via Internet

Der Bedeutung des Internets für die Entwicklung der Freundschaften und sozialen Beziehungen Jugendlicher ist in den letzten Jahren ein breites Interesse der sozialwissenschaftlichen Forschung zuteil geworden. Insbesondere in Verbindung mit dem räumlichen Fokus meiner Untersuchung sind diese neuen digitalen Kommunikationsmöglichkeiten von großem Interesse. Schließlich eröffnen sie parallel zur physischen Umgebung des Alltags virtuelle Räume, in denen der persönliche Austausch auch über größere geographische Distanzen stark erleichtert wird. Mit der jährlich aktualisierten Langzeitstudie „Jugend, Information (Multi-) Media" – kurz JIM – analysiert der Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest die Mediennutzung und Ausstattung der Jugendlichen in Deutschland. Mit Fokus auf die 12-19-Jährigen wurde unter anderem die immense Verbreitung digitaler sozialer Netzwerke im Allgemeinen und des Angebots ‚Facebook' im Besonderen deutlich. Den Ergebnissen der 2012 veröffentlichten Auflage zufolge nutzen 79% der über Internet verfügenden 14-15-jährigen Jugendlichen mindestens einmal pro Woche ein Soziales Netzwerk (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2012: 34). Für 77% ist Facebook das meist frequentierte Angebot in dieser, wie in allen untersuchten Altersgruppen (ebd.: 41). 74% der 12-19-jährigen Nutzer von Online-Communities nutzen diese täglich oder mehrmals pro Woche um Nachrichten zu verschicken, 74% um mit anderen zu chatten. Die Studie aus dem Vorjahr (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2011) verdeutlichte aber vor allem auch, dass soziale Online-Netzwerke den meisten Jugendlichen nicht primär dazu dienen, neue Kontakte zu knüpfen, sondern vielmehr dazu, bestehende Verbindungen aufrecht zu erhalten. So gaben 96% an, ihre Facebook-Freunde auch persönlich und somit aus der physischen Welt zu kennen

(ebd.: 49). Dies deckt sich mit den Ergebnissen meiner Untersuchung, deren Befragte ebenfalls berichten, die Kommunikationsmöglichkeiten von Facebook und anderen ‚Sozialen Netzwerken' vorwiegend dafür zu nutzen, – zumeist im näheren Wohnumfeld wohnenden – persönlich bekannten Personen zu schreiben. Gleichwohl zeigt die aktuelle JIM-Studie, dass viele der in Online-Netzwerken bestehenden Freundschaften in der ‚realen' Welt nicht oder nur oberflächlich gepflegt werden: „Von den 272 Freunden sind den Jugendlichen nur etwa ein Drittel (95) durch regelmäßige persönliche Zusammenkünfte beziehungsweise Treffen besonders vertraut. Und zu Freunden, denen man ein Geheimnis anvertrauen würde, zählen dann nur noch durchschnittlich 17." (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2012: 44)

Ein großer Teil der an meiner Studie teilnehmenden Jugendlichen verbringt regelmäßig Zeit im Internet und kommuniziert dabei auch mit anderen Personen. Neben den verbreiteten sozialen Netzwerken, wie etwa Facebook, sind es vor allem Online-Computerspiele, im Rahmen derer ein Austausch mit anderen stattfindet. Überwiegend sind es aus der ‚physischen Welt' bekannte und im näheren Umkreis der eigenen Heimatstadt wohnende Jugendliche, mit denen über Internetverbindungen geschrieben oder gesprochen wird. Online-Kontakte dienen dann dazu, sich unkompliziert auszutauschen oder auch zu Treffen in der ‚realen' Welt zu verabreden. Bei Online-Videogames können befreundete Jugendliche gemeinsam spielen, ohne bei einem der (in aller Regel) Jungen zu Hause zusammenkommen zu müssen. Wie bereits dargelegt wurde, werden soziale Netzwerke auch dazu genutzt, Kontakte zu entfernter wohnenden Jugendlichen aufrecht zu erhalten, beispielsweise in die familiären Herkunftsländern migrantischer Jugendlicher oder im Falle von Umzügen an die ehemaligen Wohnorte. Nichtsdestotrotz berichten einige Jugendliche davon, online neue Kontakte geknüpft zu haben, aus denen Freundschaften oder gute Beziehungen geworden wären. Mehrere Teilnehmer erzählen, sich mit im Internet kennengelernten Personen zu einem späteren Zeitpunkt in der ‚realen' Welt verabredet zu haben. So berichtet zum Beispiel der Borkener Juri davon, wie er sich mit 20, allesamt bei einem Online-Spiel kennengelernten, Personen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz getroffen hat:

I: „Bei Deinen Freunden, sind ja auch welche, die woanders wohnen. Wo wohnen die dann zum Beispiel?"
„In Großstädten. Oder in Kleinstädten von, äh im Süden von Deutschland, Österreich, Schweiz."
I: „Das is ja dann teilweise ganz schön weit weg. Grad Süddeutschland, Schweiz, Österreich. Wo hast Du die denn kennengelernt?"
„Ähm, ich spiel so'n Onlinespiele und dann, durch Onlinespiele haben wir uns dann irgendwann mal getroffen. (…)Wir waren in Bottrop, und da waren eigentlich auch nich viele, da waren nur zwanzich Leute da, hat aber gereicht, hat aber Spaß gemacht." (Juri, 15, Borken)

Im weiteren Verlauf des Gesprächs erzählt Juri davon, dass er und die anderen Jugendlichen für dieses Treffen Hotelzimmer gemietet hätten, in denen sie übernachteten. Somit wurde zur Realisierung des Treffens ein gewisser organisatorischer und finanzieller Aufwand geleistet, der für Jugendliche im Alter der Untersuchungspersonen nicht alltäglich zu sein scheint. Auch dies unterstreicht, dass diese im Internet geknüpften Kontakte für Juri eine gewisse Bedeutung haben.

Als Beispiel für einen Jugendlichen, bei dem Internetfreundschaften eine besonders große Bedeutung haben, lässt sich Moritz aus Olpe betrachten. Der erst vor Kurzem von einem Internat zu seiner Mutter nach Olpe gezogene Schüler hat nach eigenen Angaben bislang nur wenige Freundschaften am neuen Wohnort knüpfen können. Intensive Beziehungen hingegen unterhält er, wie bereits weiter oben angedeutet, zu den anderen Mitgliedern seines Clans, einer Gruppe von Jugendlichen mit denen er im Team online Ego-Shooter spielt. Dabei hat er mit Personen zu tun, die über den gesamten deutschsprachigen Raum verteilt wohnen. Dieser bei Online-Spielen zum Einsatz kommende Clan wird im Sinne eines engen und aktiven Freundeskreises dargestellt:

> *„Ja, man ist einfach gut untereinander, also. Ja, man versteht sich einfach! (…) Man sieht sich zwar nicht, aber man redet viel miteinander." (Moritz, 16, Olpe)*

Auch wenn in diesem Kapitel einige Ausnahmen beschrieben werden konnten, lassen sich bei den meisten Befragten keine parallelen Online-Freundeskreise und damit verbundene räumliche Strukturen feststellen, da die Kontakte zumeist mit aus der physischen Umgebung bekannten Personen gepflegt werden. Somit bleibt auch unter Berücksichtigung der virtuellen Räume des Internets der für freundschaftliche Beziehungen relevante Bezugsrahmen jener der Wohnorte und ihrer näheren Umgebung.

Auch insgesamt zeigt dieses Unterkapitel zu den Freundschaftsbeziehungen der befragten Jugendlichen, dass diese einen starken lokalen, wenngleich keinen kleinräumig-nachbarschaftlichen Fokus aufweisen. Dieser kommt weniger durch die bloße nachbarschaftliche Wohnortnähe, als vielmehr durch den gemeinsamen Besuch bestimmter nahräumlicher Einrichtungen, wie dem Kindergarten, der Schulen oder diverser formeller und informeller Freizeitangebote, zustande. Eine Reihe von Foci trägt im Sinne von Generatoren sozialer Kontakte dazu bei, dass Personen mit anderen schulischen, ethnischen und auch altersspezifischen und sozio-ökonomischen Hintergründen Teil der Freundeskreise werden und bleiben. Somit lassen sich mit Blick auf diesen Aspekt der Alltagsgestaltung keine Muster einer ausgeprägten sozialen und (sozial-)räumlichen Segregation beobachten.

6.3.2 Familie und Verwandtschaft: Regionale und transnationale Strukturen

Wie ich gezeigt habe, stellen Beziehungen zu Familienmitgliedern und Verwandten für viele der Jugendlichen entscheidende implizite und explizite Ressourcen der Zukunftsorientierung dar. Dabei wurde deutlich, dass die in dieser Hinsicht relevanten Ansprechpartner zumeist in der Region der Befragten wohnhaft und so regelmäßige Treffen möglich sind. Wie lassen sich die im Hintergrund dessen stehenden Beziehungen der Jugendlichen zu ihren Eltern, Geschwistern und Verwandten charakterisieren? Wie kommt es zu einer offensichtlich nahräumlichen Ballung der Bezugspersonen und welche Bedeutung haben Kontakte an entferntere Orte, insbesondere in migrantischen Familien? Anhand dieser Fragen werde ich zeigen, welche Bedeutung Verwandte

im Alltag der Jugendlichen haben. Daraus ergeben sich weitere Hinweise auf hinsichtlich der Zukunftsorientierungen relevante Bezugspersonen. Schließlich ist auch mit Blick auf die Familie und Verwandtschaft davon auszugehen, dass nicht alle (potenziell) als Ressourcenzugänge relevanten Personen in der Netzwerkanalyse als solche benannt oder in den Interviews thematisiert wurden.

Vor diesem Hintergrund wird, wie schon mit Blick auf die Freundschaften, erläutert, inwiefern auch die Verwandtschaftsbeziehungen insgesamt einen lokalen oder regionalen Fokus aufweisen. Dabei sind die Netzwerke migrantischer Jugendlicher von besonderem Interesse: Hier lebt zumeist ein größerer Anteil der Verwandten im familiären Herkunftsland. Somit könnte für diese Befragten grundsätzlich eine gute Möglichkeit bestehen, Informationen und Eindrücke von den jeweiligen entfernten Orten zu erhalten, wodurch wiederum die Zukunftsorientierungen geprägt werden könnten. Dies setzt jedoch in der Regel voraus, dass die Jugendlichen in engen Beziehungen und im Austausch mit ihren entfernt wohnenden Verwandten stehen. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird das folgende Unterkapitel zunächst einen genaueren Einblick in die Verwandtschaftsbeziehungen der befragten Jugendlichen geben und die darin relevanten Wohnorte und Foci der Begegnungen beleuchten. Daraufhin wird detaillierter auf die Netzwerke der migrantischen Studienteilnehmer in ihrer räumlichen Struktur eingegangen, wobei sowohl ‚physische' Besuche als auch Fernkommunikation als mögliche Kontaktformen betrachtet werden.

Familie und Verwandtschaft im jugendlichen Alltag: Aktivitäten und Bedeutung

Alle befragten Jugendlichen wohnen noch zusammen mit ihren Eltern, Stiefeltern oder mit einem Elternteil in einem Haushalt. So ist es offensichtlich, dass (Stief-)Väter und (Stief-)Mütter wichtige Bezugspersonen in den jeweiligen Netzwerken darstellen. Aber auch ihre Geschwister sind im Alltag vieler Befragter gegenwärtig und bedeutsam. Darüber hinaus beschreiben ein großer Teil der Jugendlichen intensive Beziehungen zu bestimmten Personen aus seiner Verwandtschaft. Die meisten Teilnehmer berichten, dass sie ein gutes Verhältnis zu den in ihrem Haushalt lebenden (Stief-)Elternteilen haben. Auch zu den getrennt in einem anderen Haushalt lebenden Elternteilen und ihren Partnern bestehen in den meisten Fällen gute Beziehungen. Nur vereinzelt bringen Schüler zum Ausdruck, dass sie nach der Trennung ihrer Eltern ein schlechtes oder gar kein Verhältnis mehr zu einem Elternteil haben. Bezüglich der gemeinsam verbrachten Freizeit gibt es große Unterschiede zwischen den Angaben, die verschiedene Jugendliche im Rahmen ihrer Interviews, Zeitbudgetpläne und Netzwerkanalysen machen. Während manche relativ viel Freizeit und unterschiedliche Aktivitäten zusammen mit den Eltern erleben, verbringen andere deutlich weniger gemeinsame Zeit. Nichtsdestotrotz können die (Stief-)Väter und (Stief-)Mütter auch für letztere wesentliche Ansprechpartner und Ratgeber in wichtigen Fragen sein. Für einige der Befragten sind es weniger ihre Eltern, als vielmehr ihre Geschwister, mit denen viele gemeinsame Aktivitäten erfolgen. Manche von ihnen erzählen, dass sie gerne freie Zeit mit ihren (Halb-)Brüdern, oder (Halb-)Schwestern verbringen, unabhängig davon, ob diese im eigenen Alter, deutlich jünger oder älter sind.

Von den meisten der befragten Jugendlichen werden Verwandte im Rahmen der systematischen Analyse als Teil der relevanten Netzwerkpersonen benannt. Dabei werden jedoch große Unter-

schiede hinsichtlich der subjektiven Bedeutung von Verwandtschaftskontakten und der dafür aufgewendeten Zeit sichtbar. Darüber hinaus zeigen sich deutliche Differenzen hinsichtlich der Anzahl an Verwandten, die den einzelnen Jugendlichen persönlich bekannt sind. Jeweils gefragt nach der geschätzten Zahl persönlich bekannter Verwandter, beschreibt zum Beispiel der Olper Ralf einen sehr großen – auf das regionale Umfeld fokussierten – Kreis, während der Coesfelder Stefan angibt, nur wenige Personen aus seinem familiären Umfeld persönlich zu kennen:

„Ja, machen halt ziemlich viel äh Familientreffen sowas, so‘ne gemeinsamen Treffen. Und von daher sind die ich äh meine Oma hat fünf Geschwister, und die ham alle sechs oder sieben Kinder. Von daher isses halt ziemlich viele.“ (Ralf, 15, Olpe)

„Wir sind eher ´n bisschen kleiner. Also, ich hab ´n Cousin, ‘ne Cousine, mein Cousin heiratet im April, ich weiß nich, wat is dat dann?“ (Stefan, 16, Coesfeld)

Die meisten Befragten haben regelmäßigen Kontakt zu einem Teil ihrer Verwandten. Bei vielen beschränken sich die gemeinsamen Aktivitäten jedoch auf von den Erwachsenen organisierte, regelmäßige Treffen im erweiterten Familienkreis, bei denen somit auch die (Stief-)Eltern und gegebenenfalls Geschwister mit dabei sind. Typische Gelegenheiten dazu sind Kaffeetafeln und Familienfeste, wie Weihnachten oder Geburtstage. Andere Teilnehmer hingegen erzählen von seltenen, aber regelmäßigen gemeinsamen Aktivitäten mit jugendlichen Verwandten, beispielsweise mit Cousins. Des Weiteren sind für einige der Schüler Onkel und Patenonkel[36] wichtige Bezugspersonen, die in den Erzählungen aus dem Kreis der Verwandten hervorgehoben werden. Hierin kommt deutlich eine besondere Bedeutung männlicher Bezugsperson zum Ausdruck. Zum Beispiel beschreibt Stefan das enge Verhältnis zu seinem Patenonkel, mit dem er gemeinsam Fußballspiele und Konzerte besucht, wie folgt:

„Öh ich hab halt mit mein Patenonkel, auch ‘n gutes Verhältnis, ne, öhm, allo ich treff mich, glaub ich, mit ihm am meisten, wir machen auch verdammt viel, allo wir warn jetz, wir warn jetz vor kurzen in Dortmund nochmal auffem Spiel.“ (Stefan, 16, Coesfeld)

In seiner weiteren Erzählung bringt Stefan in verschiedenen Zusammenhängen eine große Bewunderung für den Patenonkel sowie für dessen Lebensstil zum Ausdruck. Dies wird beispielsweise deutlich, wenn er über den Beruf oder über die regen Reiseaktivitäten des Mannes spricht:

„Vom Geld würde mein Patenonkel, der verdient verdammt gut, der is irgendwie so‘n komischer, ich kann jetz den Namen nicht aussprechen, aber bei der AOK, Versicherung, genau, und da isser irgendwie noch ´n sehr hoher Typ, also der is auch Beamter noch.“ (…)

[36] Dabei ist zu vermerken, dass es sich bei Patenonkeln nur in einem Teil der Fälle zugleich um biologisch verwandte Personen handelt. In der Wahrnehmung der Jugendlichen werden Patenonkel und -tanten aber zumeist als Teil der Verwandtschaft betrachtet.

„Der macht wohl jedes Jahr sechs, sieben Reisen, nach Dubai fliecht der jetz so mit seiner Tochter, letztes Jahr warn se zwei Wochen in Japan, ähm, nach Mexiko fliegen die jetz, meine Tante und mein Onkel, also, ähm, die machen irgendwie immer alles so spontan und dann öhm, ‚jah, ich hab ne Woche Urlaub, mein Mann hat Geburtsach, jetzt buch ich eben schnell ne Woche' so und so und dann geht's sofort los." (Stefan, 16, Coesfeld)

Für einige der Befragten sind darüber hinaus auch die Großeltern wichtige Bezugspersonen, mit denen regelmäßig und gerne Zeit verbracht wird. Sie wohnen in vielen Fällen in der näheren Umgebung, in der Stadt oder sogar im Haushalt, so dass regelmäßige Zusammentreffen ohne einen größeren Aufwand möglich sind. Andere Jugendliche besuchen Großvater und Großmutter häufig in den Ferien, wodurch ein stetiger und intensiver Kontakt beibehalten wird.

In einem Teil der Interviews kommt zum Ausdruck, dass die Jugendlichen die oben beschriebenen Familientreffen als wenig interessant empfinden. Beispielsweise erläutert der Borkener Carsten plakativ, warum er sich bei diesen Anlässen langweilt:

„I: Und das heißt, wenn Ihr dann zusammen seid und Zeit miteinander verbringt, macht Ihr auch so die klassischen Sachen dann, wie zusammen eben essen, Kaffee trinken?"
„Ja, essen, Kaffee, so was. Dann reden die Erwachsenen meistens über irgendwie politischen, politischen Schwachsinn." (Carsten, 15, Borken)

Blickt man auf die Verwandtschaftsbeziehungen der Befragten, ergibt sich somit ein insgesamt differenziertes Bild. Die Zahl der persönlich bekannten Verwandten und auch die Regelmäßigkeit, in der diese getroffen werden, variieren von Teilnehmer zu Teilnehmer. Darüber hinaus zeigen sich Unterschiede mit Blick auf die Gestaltung der gemeinsam verbrachten Zeit und die Beliebtheit der Familientreffen bei den einzelnen Jugendlichen. Dass bestimmte, von den Schülern nicht unbedingt gemochte Situationen des Austauschs mit Verwandten, wie etwa die regelmäßigen Kaffeetafeln, gleichwohl auch implizite Ressourcen bergen können, habe ich weiter oben gezeigt. Darüber hinaus kristallisieren sich in einigen Fällen besondere Beziehungen zu einzelnen verwandten Personen heraus, die für die jeweiligen Jugendlichen von besonderer Bedeutung sind.

Die räumliche Struktur der Verwandtschaftsnetzwerke: Überwiegend Kontakte in der Region

Bei vielen Befragten ist die Verwandtschaft überwiegend im Wohnort und dessen näherer Umgebung zuhause. Dies ist darauf zurückzuführen, dass bei einem großen Teil der Jugendlichen die Familien seit längerer Zeit in der Region verwurzelt sind. So antwortet beispielsweise der Borkener Dirk auf die Frage nach den Wohnorten seiner Verwandten, dass wenige von ihnen direkt im Ort, aber viele in der näheren Umgebung lokalisiert seien:

„Ja halt hier in den nächsten Dorf in Bodum, wo halt mein Vater mit der Freundin, von der Freundin halt die Familie wohnt da und halt in Bodum wohnt meine Tante und meine Oma und

mein anderer Opa auch noch, ja, halt wohn halt alle da halt, so is halt von meiner Mutter der Freund, der hat noch welche in Gemen, das is auch hier in der Nähe." (Dirk, 15, Borken)

In manchen Fällen wohnen die Verwandten sogar in unmittelbarer Nähe, etwa in der gleichen Straße, auf dem gleichen Grundstück oder sogar im gleichen Haus wie die Befragten. Einige Teilnehmer erzählten aber auch von Verwandten, die in weiterer Entfernung ansässig sind. So hat auch Jens sowohl in anderen deutschen Regionen als auch in den USA Verwandtschaft:

„Ich weiß dass einige, also ein Pärchen, das sind äh ein Pärchen die ham drei Kinder, das weiß ich, die wohn in Amerika. Es gibt dann aber auch 'n paar die in anner Nordsee wohnen und ähm ja dann aber auch sehr viele hier. Dann auch im Märkischen Kreis und ähm dann aber auch hier im Kreis Olpe viele." (Jens, 15, Olpe)

Wie jedoch gezeigt wurde, sind jene Verwandtenkontakte in weiter entfernte Regionen für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen offenbar nur von sekundärer Bedeutung. Die als implizite und explizite Ressourcen entscheidenden Kontakte sind in der näheren, regionalen Wohnortumgebung der Untersuchungspersonen lokalisiert. Dies habe ich insbesondere darauf zurückgeführt, dass in dieser nahräumlichen Konstellation alltägliche Kommunikation erleichtert wird und spezifisches Wissen zu den lokalen Ausbildungsmöglichkeiten verfügbar ist.

Verwandtschaftsnetzwerke migrantischer Jugendlicher: Parallelität Lokaler und transnationaler Strukturen

In einem breiten Korpus sozialwissenschaftlicher Literatur wird die Annahme von intensiven sozialen Kontakten und Beziehungsnetzwerken vertreten, die Personen mit Migrationshintergrund in ihre Herkunftsländer unterhielten. Somit werden Bilder von sozialen Netzwerken gezeichnet, die in einer hohen Intensität über geographische Distanzen hinweg existieren und somit als „transnationale soziale Räume" (Priess, 1996) bezeichnet werden können. Mit Blick auf die Familien migrantischer Jugendlicher ist dieser Aspekt von besonderem Interesse. Schließlich ist davon auszugehen, dass viele ihrer im Herkunftsland aufgewachsenen Eltern auch nach der Migration weiterhin enge Beziehungen zur dort lebenden Verwandtschaft aufrecht erhalten. Aber wie sieht dies bei den in Deutschland geborenen Jugendlichen aus? Verfügen auch sie über diese intensiven Kontakte? Und welche Rolle spielen die entfernt wohnenden Verwandten als Ratgeber und Ansprechpartner in jenen Fragen, die für die Zukunftsplanungen und -orientierungen maßgeblich sind?

Tabelle 15: Maximale Distanz zwischen den Wohnorten der Befragten und jenen der von ihnen benannten Verwandten. Anzahl der Befragten, deren entsprechende Kontakte einen bestimmen Radius nicht überschreiten (n=39)

	Wohnorte der Verwandten				**Gesamt**
Jugendliche mit MH/ohne MH	Alle Verwandten in der Stadt und Umgebung	Alle Verwandten im Umkreis von 100 Kilometern	Verwandte in weiter entfernten Regionen	Keine Verwandten genannt	
Jugendliche mit Migrationshintergrund (16)	2	4	5	5	**16**
Jugendliche ohne Migrationshintergrund (23)	10	7	1	5	**23**
Gesamt	**12**	**11**	**6**	**10**	**39**

Quelle: Eigene Darstellung.

Diese auf der systematischen Netzwerkanalyse basierende Aufschlüsselung zeigt, dass bei einem großen Teil (12) der von mir befragten Jugendlichen alle von ihnen genannten Verwandten – (Stief-)Geschwister und (Stief-)Eltern fallen nicht in diese Kategorie – in der Stadt oder ihrer Umgebung wohnen. Bei einem zweiten großen Teil (11) sind die Verwandtschaftskontakte in einem etwas weiteren Umkreis von etwa 100 Kilometern geballt. Insgesamt nur wenige (6) Jugendliche haben Verwandte benannt, die in weiter entfernten Regionen leben. Auffällig dabei ist allerdings, dass fünf dieser Befragten aus Familien mit Migrationshintergrund stammen. Sie nennen eine Reihe von relevanten verwandtschaftlichen Kontakten in die familiären Herkunftsländer.

Die meisten der Jugendlichen, bei denen mindestens ein Elternteil im Ausland geboren ist, haben ihr ganzes Leben in Deutschland verbracht oder sind in sehr jungen Jahren dort hingezogen. Somit verfügen sie nicht annähernd über solch umfassende und intensive Erfahrungen in den jeweiligen familiären Herkunftsländern wie ihre Väter oder Mütter. In vielen der Erzählungen wird zum Ausdruck gebracht, dass sich die Elternteile mit Migrationshintergrund immer noch sehr eng mit ihrem Herkunftsland und den dort lebenden Personen verbunden fühlen und somit über starke emotionale Bezüge dorthin verfügen. So erzählt beispielsweise der Borkener Juri über seine aus der Ukraine stammende Mutter:

> *„Ja, das Problem is, meine Mutter vermisst ja ihre Mutter, und ja die kommt ja auch äh bald zu uns, äh und ja aber mein Vater is voll zufrieden weil alle Bekannten hier sind, alle Freunde, alle Mütter.“ (Juri, 15, Borken)*

In Juris Zitat kommt deutlich zum Ausdruck, dass es soziale Kontakte, wie im konkreten Fall jener zwischen Mutter und Großmutter, sind, auf denen die emotionalen Bezüge ins Herkunftsland basieren. Dies kann, wie der Interviewausschnitt zeigt, mit negativen Gefühlen des Vermissens verbunden sein. Gewissermaßen bestätigt wird dies durch den anders gelagerten Fall des Vaters

von Juri. Er fühlt sich in Borken wohl, da sowohl Freunde und Bekannte als auch Verwandte in der Nähe dieses aktuellen deutschen Wohnorts zuhause sind.

Besuche im familiären Herkunftsland: Positive und prägende Erfahrungen

Viele der im Ausland aufgewachsenen Eltern sind sehr darum bemüht, den Kontakt zu den weiterhin dort lebenden Verwandten aufrecht zu halten. Dies geschieht unter anderem durch regelmäßige Besuche, bei denen zumeist auch die befragten Jugendlichen mit dabei sind. So schildert der Borkener Tim, dessen Mutter in Lettland geboren wurde:

> *„Ja also in den Ferien, also wenn ich frei habe, dann fliegt meine Mutter natürlich auch oft hin, weil die möchte ja auch ihre Mutter und Vater sehen, weil die meistens entweder so ein bis zweimal im Jahr oder Weihnachten feiern wir mal zusammen, dann kommen die mal zu uns oder wir fahren dahin oder fliegen dahin. Ja so machen wir das eigentlich." (Tim, 15, Borken)*

Bei jenen Besuchen in den Herkunftsländern ihrer Eltern haben manche Befragte die Möglichkeit, die dortige Freizeit mit gleichaltrigen, zumeist also als „Cousins" beziehungsweise „Cousinen" bezeichneten, Verwandten zu verbringen. So finden sie auch dort Anschluss an andere Jugendliche. Der bereits an verschiedenen Stellen meiner Argumentation zu Wort gekommene Arjun berichtet von intensiven gemeinsamen Erlebnissen während seines Verwandtschaftsbesuchs in Indien:

> *„Aber meine Cousins sind immer noch die gleichen Chaoten. (...) Also wir warn auch 2010 war ich da, und mein Cousin konnte, also wir warn davor also letzt, also ich da so ich glaub beim zweiten Tach war das, und der konnte nich schlafen, nä. Wir warn alle todmüde, weil wir von Flughafen kamen, nä. Der so ‚kommkommkomm aufstehn aufstehn, alle aufstehn', wir dann so ‚lass uns schlafen, es is nachts'. Und er dann so ‚mein Gott, was habt ihr denn heut gemacht?' Ich so: ‚Ich komm vom Flughafen, er kommt von Arbeit'. ‚So ihr steht jetzt auf'. Ja dann sind wir aufgestanden und ham uns alle ‚nen Motorrad geschnappt von uns und sind nach äh Eisdiele erstmal gefahrn und wollten Eis essen. Ich so: ‚Jetzt biste zufrieden, können wir zurück?' Der so: ‚Ne, jetzt gehen wir noch 'n bisschen feiern'. Und ich so: ‚Ja, na toll'." (Arjun,16, Borken)*

Kurz nachdem Arjun mit dem Flugzeug aus Deutschland angekommen ist, wird er bereits von seinem Cousin auf eine nächtliche Partytour mitgenommen. Dies spricht dafür, dass die beiden Jungen ein freundschaftliches, unkompliziert Verhältnis zueinander haben. Zu Anfang des Zitats bemerkt Arjun, dass seine Cousins „immer noch die gleichen" Chaoten" wären. Er stellt das Verhältnis zu ihnen also als eine lange bestehende Beziehung dar, in der man schon Vieles – Chaotisches – miteinander erlebt hat.

Bei einigen der befragten Jugendlichen führen die Besuche in den familiären Herkunftsländern dazu, dass sie bezüglich der alltäglichen Lebensbedingungen Unterschiede zwischen ihrem eigenen Umfeld und jenem der Verwandtschaft reflektieren. In den meisten Fällen wird in diesem

Zusammenhang darauf Bezug genommen, dass in Deutschland ein größerer Wohlstand herrsche. Mehrere Schüler erzählen darauf aufbauend, dass die Gleichaltrigen in den jeweiligen Besuchsländern die in der Bundesrepublik vorherrschenden materiellen Lebensbedingungen bewundern würden und neidisch auf diese wären. Umgekehrt erhalten manche Befragte durch ihre verwandtschaftlichen Kontakte ins Ausland eine Möglichkeit, um die am eigenen Wohnort bestehenden Angebote und Perspektiven in Bezug zu setzen und vor diesem Hintergrund zu bewerten. Somit werden letztendlich Sichtweisen auf die eigene Stadt und die dort lebenden Menschen geprägt (vgl. ausführlicher in Kapitel 7).

Auf manche der Befragten aus Familien mit Migrationshintergrund üben jene familiären Herkunftsländer aber auch eine gewisse Faszination aus, so dass sie sich vorstellen könnten, dort einmal zu leben. Die diesbezüglichen Pläne und Überlegungen sind allerdings zumeist unkonkret und die Begründungen beziehen sich auf bestimmte, teils sehr individuelle Gesichtspunkte. Der bereits mit Blick auf seinen Migrationshintergrund vorgestellte Juri nimmt zum Beispiel Bezug auf das Verhältnis zu seiner dort lebenden Oma an, als er begründet, weshalb er sich vorstellen könne, einmal in der Ukraine zu leben:

> *„Ja ich bin ja mit meiner Oma ja nie, fast nie zusammen ich bin ja nur mit mein Onkel da und ich würd da auch gern auch wohnen, dass ich die dann mehr treffe und mehr was mit der unternehme. Weil wenn sie dann irgendwann mal hoff ich mal nicht gestorben is dann kann ich ja mit der gar nichts mehr unternehmen und da will ich jetzt alles noch mal nachholen, was ich nich eher nicht geschafft hab.“ (Juri, 15, Borken)*

Fernkommunikation mit Verwandten im Herkunftsland

Nicht nur bei den je nach Familie mehr oder weniger häufig stattfindenden Besuchen in den Herkunftsländern werden Kontakte zur dortigen Verwandtschaft gepflegt. In den meisten Fällen findet darüber hinaus regelmäßige Fernkommunikation per Telefon oder Internet statt. Zumeist lässt sich dabei jedoch beobachten, dass es in erster Linie die Eltern sind, die den intensiven Kontakt zu ihren Verwandten über die Distanz hinweg aufrecht erhalten. Die Jugendlichen selbst sind dabei ein wenig zurückhaltender und beteiligen sich nicht immer an der aktiven Kommunikation. Victor, dessen Verwandtschaft in Deutschland, Russland, Weißrussland und Kasachstan lebt, schildert, wie in seiner Familie Kommunikationstechnologien genutzt werden, um mit den weiter entfernt wohnenden Verwandten zu sprechen:

> *I: „Das heißt auch, Deine Familie hat dann im Alltag auch viel Kontakt mit den Verwandten in Kaliningrad und telefoniert viel?* >Ja< *Du dann auch, oder sind das eher so Deine Eltern?“*
> *„Ja, ab und zu lass ich mich auch ma blickn aber so,* >Ja, klar<*, also halt anrufen oderso über Skype dann kann man ja so* >Mhm< *Video, öh Chat haben und sowas alles.“*
> *I: „Und, Skype is ja ziemlich modern, machste das dann auch eher so mit Dein älteren Tanten und Großeltern? Oder hast dann auch so Cousins und Cousinen in Deinem Alter, mit den Du das machst?“*

„Ja, halt mein, mein Vater und äh, ähm die, die haben das gerne. Also die skypen halt mit den. Auch, auch Verwandte aus noch aus Kasachstan und aus Weißrussland und sowas alles.“ (Victor, 15, Olpe)

Kettenmigration in die Wohnregionen der Jugendlichen

Nicht bei allen aus Familien mit Migrationshintergrund stammenden Jugendlichen ist die Mehrheit der Verwandten im Herkunftsland ansässig. In vielen Fällen ist ein Großteil der Verwandtschaft im Lauf der Zeit nach Deutschland immigriert. So antwortet Victor auf die Frage, ob Verwandte von ihm in der Region leben:

„Ja, also, ne, es gibt dann noch ähm, hier, in Waldbröl haben einige, da sind ähm einmal mein, auch so Tante, Onkel, mein Cousin, Cousine, auch hier, und ähm, Onkel und Tante, ja, und dann noch, noch irgendwelche. (....) Wir warn zwar ab und zu mal da undso bei Geburtstagen, wir feiern oft Geburtstage in Halln und sowas alles, ja, dann komm da schon n paar Leute.“ (Victor,15, Olpe)

Die Erzählungen, dass Geburtstage in Hallen gefeiert werden und dass der Jugendliche den Überblick über die vor Ort lebenden Verwandten verloren zu haben scheint, stehen sinnbildlich dafür, dass eine weitverzweigte, große Verwandtschaft in seinem lokalen Umfeld wohnhaft ist. Auch insgesamt lassen sich mit Blick auf die Wohnorte der Verwandten in vielen Fällen Cluster rund um die Wohnorte der Befragten feststellen und Prozesse der Kettenmigration beobachten. So erzählt zum Beispiel der türkischstämmige Bülent:

„Ja, er is erst nach Köln gekomm, da war er ein Jahr auch da. Da wohn auch ganz vier, fünf Onkels von mir, also Cousins von meim Vater. Und dann ähm hat der mit den gewohnt, da hat der gesagt, hat der hier so war is mein Opa, also von ihm der Vater, is hierhin gekomm, weil er hier gute Berufschancen gesehn hat und dann hat der in (unverständlich, TM) gearbeitet und dann hat mein Vater, war ja auch hier, seine Ausbildung angefang. (...) Und dann wollt der hat der die abgebrochn und hat dann hat dann ähm so‘ne Firma, ich weiß nich mehr wie die heißt, da hat der da gearbeitet.“

I: „Und Du sagst, auch einige Onkel sind da, sind das dann, dass die dann zusammen Richtung Köln oder das erstmal einer und dann die andern hinterher?“
„Das sind ja alles Brüder. Und dann is der Vater da hingegangen, und dann ähm, is der , is, hat der Vater, war mit den Kindern erst da und dann sind, sind die Kinder alle auch da gebliebn also die sind nich weggegangn Vater is dann aber, später vor ein, zwei Jahrn is der glaub ich nach Türkei gegangen.“
I: „Dann im Rentnalter >Ja< *zurück dann und. Und habt Ihr wahrscheinlich auch noch viele Verwandte in der Türkei?“*
„Ja. Auch in Holland zum Beispiel haben wir auch ganz viel.“ (Bülent, 15, Olpe)

Wirft man einen besonderen Fokus auf die aus migrantischen Familien stammenden Jugendlichen, so zeigt sich, dass diese in den allermeisten Fällen über eine gewisse Anzahl an Verwandten im Herkunftsland verfügen. Neben Besuchen vor Ort, ermöglichen es Telefon und Internet, die Beziehungen in die Ferne aufrecht zu erhalten. Diese Formen der Fernkommunikation werden allerdings weniger von den befragten Jugendlichen, als vielmehr von deren Eltern intensiv genutzt. Hieraus ergeben sich Hinweise darauf, dass in größerer Distanz lebende Verwandte für die Teilnehmer eine vergleichsweise geringe Relevanz als Ansprechpartner und Ratgeber hinsichtlich ihrer Zukunftsorientierungen haben. Diesen Eindruck spiegeln auch die Angaben aus der systematischen Netzwerkanalyse (vgl. Kap. 6.1; 6.2): Die dort im Zusammenhang impliziter und expliziter Ressourcen benannten Verwandten wohnen überwiegend in der regionalen Wohnumgebung der befragten Jugendlichen. Viele jener Befragten, die selbst oder deren Eltern im Ausland geboren wurden, haben generell zahlreiche Verwandte am Wohnort oder in dessen näheren Umkreis. Ein familiärer Migrationshintergrund ist somit in vielen Fällen nicht mit einer räumlichen Distanz gegenüber einem Großteil der näheren Verwandten gleichzusetzen.

6.3.3 Nachbarschaftliche Kontakte zu Erwachsenen: Wenig und für Wenige bedeutend

Wie meine Analyse der impliziten und expliziten Ressourcen der Zukunftsorientierung gezeigt hat, spielen primär als Nachbarn kategorisierte Personen in diesem Zusammenhang eine deutlich untergeordnete Rolle. Auch die allgemeiner auf die im Alltag relevanten Kontaktpersonen bezogenen Erzählungen zeigen, dass für die befragten Jugendlichen Kontakte zu Erwachsenen, die in ihrer Rolle primär als Nachbarn definiert werden und bei denen soziale Nähe somit in erster Linie aus räumlicher Nähe resultiert, von geringer Bedeutung sind. Ähnlich wie bei den jugendlichen Freunden scheint unmittelbare räumliche Nähe auf der kleinräumigen Ebene von Nachbarschaften somit lediglich eine untergeordnete Rolle dabei zu spielen, wie für den Alltag und die Zukunftsorientierungen relevante Kontakte zustande kommen und gepflegt werden. Lediglich einige wenige Jugendliche betonen hingegen den positiven Wert guter und intensiver nachbarschaftlicher Beziehungen, wie zum Beispiel der in der Borkener Kernstadt lebende Kevin:

> *„Jah, also, ähm, ich kenn die Nachbarn alle, öhm, die sind auch sehr freundlich zu mir, und ich zu ihnen auch, wenn das nich so wär dann wär das ja, sag ich mal, is das einfach doof, weil wenn man irgendwie was braucht oder so, dann kann man ja eben zum Nachbarn gehen und so, dann nettes Pläuschchen auf der Straße halten, das is dann einfach total doof, wenn man dat ja nich machen kann, dann muss man irgendwo anders hinfahrn, und mit Freunden sich treffen, die am andern Ende, Stadtende wohnen, oder in 'ner andern Stadt, und dann, dann muss man sich auch integrieren in der Straße oder Nachbarschaft und das we-, is bei uns eigentlich gar kein Thema gewesen." (Kevin, 14, Borken)*

Bei dieser wie bei anderen Beschreibungen der Kontakte zu den Nachbarn ist auffällig, dass die Befragten weniger aus konkreten eigenen Alltagserfahrungen heraus berichten, sondern eher

generelle Sichtweisen auf ihr Umfeld und dabei zugleich auch ihre eigenen Positionierungen zum Ausdruck bringen. So zeigt sich beispielsweise bei Kevin, wie er an einer anderen Stelle des Gesprächs in einem allgemeineren Sinne ebenfalls argumentiert, dass eine Stadtgesellschaft gut „integriert“ sein müsse und somit einen ähnlichen Gedanken wie am Ende des obigen Zitats entwickelt.

Vor dem Hintergrund jener insgesamt geringen Bedeutung primär als Nachbarn kategorisierter Personen finden sich innerhalb meines Datenmaterials auch keine Erzählungen zu konkreten Situationen, in denen entsprechende Kontakte den Befragten Hilfestellung im Sinne impliziter oder expliziter Ressourcen boten. Hinsichtlich der Frage, inwiefern der lokale Kontext als ein Generator sozialer Begegnungen fungiert, lässt sich somit argumentieren, dass eine bloße kleinräumige Nachbarschaft der Wohnadressen kaum dafür ausreichend ist, jene Kontakte zu erleichtern, aus denen implizite und explizite Ressourcen für die Zukunftsorientierungen hervorgehen. Vielmehr sind es Begegnungen an bestimmten Foci gemeinsamer Aktivitäten – wie etwa Ausbildungs- oder Freizeiteinrichtungen –, aber auch Treffen bei Freunden zu Hause, durch die jene Kontakte geknüpft oder aufrecht erhalten werden, die den Jugendlichen für ihre Zukunftsorientierungen hilfreich sein können.

Eine besondere Bedeutung haben in diesem Zusammenhang der gemeinsame Schulbesuch und die im familiären Haushalt verbrachte Zeit. Somit zeigen die empirischen Ergebnisse meiner Studie anhand unterschiedlicher Aspekte, dass sich die Bedeutung des lokalen (sozial-)räumlichen Kontexts für die Entstehung und Pflege sozialer Beziehungen weniger durch eine Analyse der näheren Wohnumgebung und ihrer sozialen Zusammensetzung, als vielmehr durch eine Betrachtung der diversen relevanten räumlichen Foci der individuellen Alltagsgestaltungen erschließen lässt. Im Falle der Jugendlichen ließe sich somit alternativ argumentieren, dass es anstatt (sozial-)räumlicher – in Wohnortnähe lokal geballte – institutionelle Kontexte, wie etwa die Schule, die Peer Group oder die Familie, sind, welche die Lebenswelten und somit auch die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen prägen.

6.4 Zwischenfazit: Soziale Kontakte als Ressourcen der Zukunftsorientierung und die Bedeutung räumlicher Nähe für deren Aktivierung

Der zweite Teil des Kapitel diente mir dazu, die im Alltag der Jugendlichen relevanten sozialen Netzwerke zu rekonstruieren, deren räumliche Dimension anhand von Wohnorten und Interaktionsfoci abzubilden und auf dieser Grundlage weitere Hinweise darauf zu generieren, welche Ressourcen verschiedene Formen – sowohl lokaler als auch geographisch-disperser – sozialer Kontakte den Jugendlichen bieten. Sowohl durch die systematische Netzwerkanalyse als auch durch die qualitativen Interviews und Go Alongs konnte ein Einblick in die den Alltag prägenden sozialen Kontakte der Befragten gewonnen werden. Trotz vielfältiger Unterschiede zwischen den einzelnen Fällen zeigten sich übergeordnete Charakteristika, die auf einen Großteil der im Rahmen meiner Studie befragten Schüler zutreffen.

Freundschaftsnetzwerke: Sozial heterogen und lokal fokussiert

So weisen beispielsweise die freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Jugendlichen in einem Großteil der Fälle eine heterogene Struktur auf. In Bezug auf die ethnische Komposition sind durchmischte Netzwerke weit verbreitet: Die meisten Jugendlichen mit Migrationshintergrund haben sowohl Kontakt zu Freunden derselben Herkunft, als auch zu Deutschstämmigen und aus anderen Regionen stammenden Personen. Nur in sehr wenigen Fällen lassen sich stark eigenethnisch geprägte Freundschaftsnetzwerke migrantischer Teilnehmer beobachten. Häufiger aber treten solch eigenethnische Netzwerke bei deutschstämmigen Schülern zutage; dahingehend, dass sie keine Freundschaftskontakte zu Jugendlichen mit Migrationshintergrund angaben. Mit Blick auf die schulischen Hintergründe der Freunde lässt sich bei vielen Befragten ebenfalls eine deutliche Heterogenität feststellen. Auch wenn die meisten Teilnehmer eine gewisse Anzahl an Freunden in der Klasse oder an der eigenen Hauptschule haben, existieren oftmals intensive Kontakte zu Realschülern und Gymnasiasten sowie zu Jugendlichen, die andere Schulformen besuchen oder sich bereits in der beruflichen Ausbildung befinden. Jene jugendlichen Freunde wurden in manchen Fällen bei formellen oder nicht-formellen Freizeitaktivitäten kennengelernt. Entsprechende Foci, wie Sport- und Musikvereine, aber auch Skateparks, Bolzplätze und Jugendclubs, sind aber nicht für das Kennenlernen relevant, sondern – neben den verbreiteten Treffen zu Hause – vielfach auch die Plätze, an denen diese Beziehungen aufrecht erhalten werden.

Gleichwohl zeigt sich, dass Begegnungen mit Freunden nur selten auf einzelne Aktivitäten und mit ihnen verbundene Orte beschränkt sind (eine der Ausnahme bilden hier zu einem gewissen Grad die gezeigten Skatercliquen). Somit fällt es für die meisten dieser Beziehungen schwer, einzelne Freizeit-Foci als primär relevante ‚Kontaktgeneratoren' hervorzuheben. Sehr deutlich wurde hingegen, dass die verschiedenen besuchten Schulen (und auch Kindergärten) in sehr vielen Fällen für die Entstehung und Aufrechterhalten von Freundschaften wesentlich waren und wesentlich sind. In diesem Sinne hat meine Analyse gezeigt, dass bestimmte Institutionen aus den Bereichen der Bildung und Freizeit relevante Generatoren sozialer Beziehungen sind, die bloße nachbarschaftliche Nähe hingegen eine äußert geringe Bedeutung hat. Der lokale beziehungsweise regionale (sozial-)räumliche Kontext entfaltet seine Bedeutung in diesem Zusammenhang mittelbar, durch die in ihm enthaltenen Institutionen.

Bezugsgröße Stadt und Umgebung, geringe Bedeutung der Nachbarschaft

Fast alle Personen, mit denen die Befragten befreundet sind, wohnen im selben Ort oder zumindest im Einzugsgebiet der Schulen. Lediglich vereinzelt werden relevante Kontakte zu in größerer Entfernung lebenden Jugendlichen genannt, die beispielsweise mit ihren Familien fortgezogen sind oder bei Internetspielen kennengelernt wurden. Räumliche Nähe auf der Eben der Stadt und ihrer Umgebung hat somit eine gewisse Bedeutung dafür, dass Freundschaftsbeziehungen zustande kommen und aufrechterhalten werden. Dies ist keineswegs überraschend, wenn man sich die alterstypischen Alltagswelten und die darin wesentlichen Foci der Schulen, Freizeitinfrastrukturen und elterlichen Haushalte vor Augen führt. Relativ unbedeutend ist in diesem Zusammenhang hingegen die kleinräumigere Ebene der Nachbarschaften: hier lässt sich auf Grundlage der Netzwerkanalyse keine Ballung von Freundschaftskontakten feststellen, wenngleich vereinzelt

davon berichtet wird, dass Freunde direkt in der Nachbarschaft wohnen würden und es deshalb besonders unkompliziert wäre, diese zu treffen. Nur bei äußert wenigen ihrer Freunde gaben die Jugendlichen an, dass sie diese in der Nachbarschaft kennengelernt hätten. Lediglich bei außerhalb der Schulorte und Kernstädte wohnenden Befragten ließen sich hinsichtlich der Wohnorte mehrere Cluster innerhalb der näheren regionalen Umgebung, zumeist eines am Schulort und eines am Wohnort, feststellen. Blickt man also auf die Wohnorte der Freunde und die Plätze, an denen Treffen stattfinden, zeigt sich, dass in den meisten Fällen die Stadt als Ganzes den Bezugsrahmen bildet und an verschiedenen Foci und dort lokalisierten Institutionen Kontakte zu Personen mit verschiedenen Gruppenhintergründen aufrecht erhalten werden. Dieser empirische Befund steht diametral zu der in der Segregationsforschung vielfach zugrunde liegenden Idee sozial homogener und in bestimmten städtischen Teilräumen lokalisierter Communities.

Verwandtschaft: Nahräumliche Ballung und transnationale Verbindungen

Auch mit Blick auf die Verwandtschaft zeigt sich, dass ein großer Teil der für die Befragten relevanten Personen am Wohnort und in dessen näherer Umgebung wohnhaft ist. Viele Familien sind seit Generationen in der Region verwurzelt. Bei einigen Jugendlichen mit familiärem Migrationshintergrund bestehen engere Kontakte zu Verwandten im Herkunftsland. Bei anderen treten umfassende Prozesse der Kettenmigration zutage, so dass in einigen Fällen mittlerweile eine beträchtliche Anzahl an Verwandten in räumlicher Nähe zu den Befragten lebt.

Blickt man auf die Bedeutung, welche die vielfach vorhandenen transnationalen Verwandtschaftskontakte für die befragten migrantischen Jugendlichen haben, ergibt sich jedoch eine Relativierung: Sowohl in der allgemeinen Alltagskommunikation als auch konkret auf explizite und implizite Ressourcen bezogen haben die entsprechenden Beziehungen eine vergleichsweise geringe Bedeutung; unter anderem gegenüber den im näheren regionalen Umfeld wohnenden Bezugspersonen.

Beziehungsnetzwerke jenseits von residentieller, schulischer und ethnischer Segregation

Setzt man meine in diesem Kapitel dargestellten empirischen Ergebnisse in Bezug zu den Debatten des Gebietseffekte-Diskurses, so wird vor allem eines deutlich: Sowohl die Nachbarschaft als (kleinräumiger) residentieller, als auch die Schule als institutioneller Kontext lassen sich nur sehr bedingt in Zusammenhang mit Tendenzen der sozialen Segregation setzen. So spielt nachbarschaftliche Nähe nur selten eine Rolle dabei, wie die für die einzelnen Jugendlichen relevanten Beziehungen entstehen oder gepflegt werden. Vielmehr kann auf den weiträumigeren Ebenen der Untersuchungsstädte und der sie umgebenden Regionen eine Ballung der bedeutsamen Kontakte beobachtet werden. Anders als in zahlreichen Erklärungen von Gebietseffekten, lässt sich somit auf Grundlage der hier präsentierten Ergebnisse nicht argumentieren, dass kleinräumige und in verschiedenen Dimensionen sozial homogene Nachbarschaften die Entwicklung entsprechend homogener Beziehungsnetzwerke bedingen würden.

Neben der Nachbarschaft wird in anderen Studien den Schulen eine segregierende Funktion zugeschrieben. Auch diesbezüglich zeichnet die vorliegende Arbeit ein differenziertes Bild: Wenn-

gleich ein großer Teil der relevanten Freundschaftsbeziehungen zu Jugendlichen aus der gleichen Klasse und von der gleichen Hauptschule besteht, sind in diesem Zusammenhang ebenfalls Realschüler und Gymnasiasten oder bereits im Berufsleben stehende Personen relevant. Folglich bestehen für die meisten Teilnehmer Möglichkeiten des Austausches über den Kreis der Hauptschüler hinaus. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass der gemeinsame Besuch von Bildungsinstitutionen für die Entwicklung dieser Beziehungen irrelevant war. Schließlich wurden viele Beziehungen zu Jugendlichen von anderen weiterführenden Schulen während des gemeinsamen Grundschul- oder Kindergartenbesuchs geprägt. Diese werden nun in der Freizeit und an den in dieser aufgesuchten Foci weiter lebendig gehalten. Generell haben gemeinsame Aktivitäten an bestimmten – teilweise formell informell strukturierten – Freizeitsettings eine große Bedeutung für die Pflege von Freundschaften, wenngleich sich die regelmäßigen Kontakte nur selten einem einzigen räumlichen Fokus zuordnen lassen. Auch wenn die Erzählungen einiger Schüler mit Migrationshintergrund gezeigt haben, dass sie zusammen mit ihren Familien Teil lokaler oder auch regionaler ethnischer Communities sind und dementsprechend spezifische Infrastrukturen (vgl. Kapitel 5.2.7) besuchen, verdeutlicht meine Analyse der sozialen Netzwerke, dass auch migrantische Jugendliche in der Regel über ethnisch heterogene Freundeskreise verfügen. Folglich können die Ergebnisse der vorliegenden Studie auch jenen Befunden entgegengesetzt werden, die – vielfach mit Fokus auf ethnisch-homogene Wohngebiete – ethnisch-homogene Netzwerke migrantischer Jugendlicher diagnostizieren.

Somit verdeutlicht meine Analyse in der Dimension der sozialen Netzwerke, dass es nur bedingt für alle befragten Jugendlichen gleichsam wirkende Kontextbedingungen, wie etwa das nachbarschaftliche Umfeld oder die Kontakte in der Schule, sind, die das Kennenlernen und Aufrechterhalten von sozialen Beziehungen prägen. Die jeweiligen sozialen Beziehungen werden in einem hohen Maße durch die individuellen und heterogenen Alltags- und Freizeitgestaltungen strukturiert. Den Blick in die räumliche Dimension richtend, zeigt sich dabei insbesondere die kontaktgenierende Bedeutung bestimmter, regelmäßig genutzter Foci. Folglich ist der Zugang zu im Zusammenhang impliziter oder expliziter Ressourcen relevanter Personen nicht zwangsläufig durch kontextuelle Faktoren, wie die Wohnlage oder den schulischen Kontext, beschränkt. Die Jugendlichen haben die Möglichkeit, mit einem breiteren Spektrum von Personen bezüglich ihrer Zukunftsorientierungen in Kontakt zu treten und nutzen diese (teilweise) auch. Schlägt man an dieser Stelle den Bogen zu theoretisch-konzeptionellen Vorstellungen von der alltagspraktischen Bedeutung des (sozial-)räumlichen Kontexts, legen auch die in der sozialen Dimension von mir beobachteten Situationen und Zusammenhänge eine Abkehr von der Vorstellung eines für alle Befragten in gleicher Art und Weise relevanten ‚Container-Raumes' nahe. Vielmehr sind es heterogene Bezüge zu bestimmten Foci, an denen soziale Beziehungen entstehen und aufrechterhalten werden. Auch mit Blick auf die soziale Dimension und die ihn in ihr entscheidenden Kontaktpersonen versehen die Jugendlichen in ihren Alltagspraktiken bestimmte „Elemente" (Löw, 2001) mit Bedeutung und verknüpfen diese zu einem für ihren Alltag relevanten, sozial konstruierten Raum.

Die bei einem großen Teil der Befragten beobachteten Kontakte zu einem breiten Spektrum in

der Stadt lebender Jugendlicher und Erwachsener tragen in manchen Fällen dazu bei, dass die Studienteilnehmer ihre eigene Position als die eines integrativen Bestandteils innerhalb der Stadtbevölkerung begreifen. Sie sehen sich folglich als Teil des großen ‚Wir', als das sie vielfach die Menschen in der Stadt wörtlich beschreiben und wahrnehmen. Diese empfundene Zugehörigkeit zur städtischen Bevölkerung lässt sich somit im Zusammenhang mit Phänomenen der individuellen Positionierungen, Identifikationen und daraus hervorgehender Zukunftsorientierungen betrachten. Komplementär dazu können aber auch symbolische Grenzziehungen gegenüber bestimmten in der Stadt anzutreffenden Personengruppen und mit ihnen in Verbindung gebrachten Orten beobachtet werden. Dieser symbolischen Dimension lokaler Einbindungen und den aus ihr hervorgehenden Ressourcen widme ich mich im folgenden siebten Kapitel.

7 Die symbolische Dimension der lokalen Einbindung – Zugehörigkeit und Abgrenzung im städtischen Umfeld

Im Folgenden ist der Fokus meiner Argumentation auf die Wahrnehmungen der alltäglichen lokalen Umwelt gerichtet, wie sie von den Jugendlichen in den Interviews und während der Go Alongs zum Ausdruck gebracht werden. Somit wird den Fragen nachgegangen, welche Sichtweisen die Befragten auf ihr gebautes und soziales Umfeld entwickeln und welchen Einfluss dies auf ihre Prozesse der Selbstpositionierung und Zukunftsorientierung hat. Der (sozial-)räumliche Kontext wird dabei als ein Träger bestimmter subjektiver Bedeutungen und symbolischer Außenwirkungen betrachtet. Positive und negative Sichtweisen auf bestimmte Orte oder Gruppen in der Stadt stehen in einem engen Zusammenhang mit Phänomenen des Sich-Zugehörig-Fühlens oder des Sich-Abgrenzens zu beziehungsweise von diesen Plätzen oder Personen. Mit Blick auf die für die weitere Laufbahn in Schule, Ausbildung und Beruf relevanten Ressourcen zeigt sich im Folgenden, dass die Jugendlichen ihre Wahrnehmungen des lokalen Umfelds in Bezug zu unterschiedlichen, als wünschenswert oder weniger wünschenswert angesehenen, Zukunftsperspektiven setzen. Das im täglichen Leben vor Ort Wahrgenommene trägt somit zu den Vorstellungen der Befragten, wie sie (nicht) werden möchten, bei und birgt dadurch für die Zukunftsorientierungen relevante Ressourcen. Bereits an dieser Stelle soll jedoch erwähnt werden, dass, trotz der hergestellten Verbindung zur Ressourcenkategorie, die in meiner Studie rekonstruierten symbolischen Grenzziehungen keineswegs positiv konnotiert werden sollen. In ihnen kommen deutliche bedenkliche Aspekte, wie etwa die Verfestigung xenophober Ansichten oder anderweitiger Vorurteile, zum Ausdruck. Dies wird im weiteren Verlauf des Kapitels ersichtlich werden.

Um diese Zusammenhänge zu erläutern, werden im Folgenden (Kapitel 7.1) zunächst positive Wahrnehmungen des städtischen Umfelds und daraus hervorgehende Empfindungen der Zugehörigkeit und des Zuhause-Fühlens erläutert, wie sie ein Großteil der Befragten schildert.[37] Daraufhin werden negative Wahrnehmungen bestimmter städtischer Orte und darin zum Ausdruck kommende Phänomene der Abgrenzung gegenüber den dortigen Personengruppen beziehungsweise gegenüber deren Verhaltensweisen rekonstruiert. Meine empirische Analyse hat gezeigt, dass es die immer wieder gleichen Typen von Orten sind, die in den diesbezüglichen Erzählungen der Jugendlichen eine wesentliche Rolle spielen: (1) ‚schlechte' Straßen und kleinräumige Wohnlagen, (2) Treffpunkte devianter Erwachsener im öffentlichen Raum, (3) Treffpunkte ‚anderer' devianter Jugendlicher sowie (4) Schulen mit einem schlechten Ansehen.

7.1 Dazugehören und sich zuhause fühlen

Die individuellen Sichtweisen auf einen bestimmten Ort, wie etwa eine Stadt, einen Stadtteil oder eine bestimmte infrastrukturelle Einrichtung, werden oftmals durch Empfindungen der Zugehö-

[37] Darüber hinaus haben viele der von mir befragten Jugendlichen intensive und positiv geprägte persönliche Verbindungen zu bestimmten, zumeist häufig von ihnen aufgesuchten, kleinräumigen Freizeitorten, wie ich bereits in Kapitel 5.2 beschrieb. Dabei habe ich deutlich gemacht, dass die Nutzungsmöglichkeiten dieser Orte wesentlich dazu beitragen, dass die Schüler gerne in ihren Wohnorten leben und auch weiterhin dort bleiben möchten.

rigkeit zu ebendiesem Ort geprägt. Fühlt eine Person sich zugehörig, dann verfügt sie aus ihrer subjektiven Sichtweise über eine besondere Verbindung zu einer bestimmten Bezugsgröße. Wie aber kommt es dazu, dass Menschen sich einem Ort zugehörig fühlen? Welche Faktoren sind ausschlaggebend dafür, dass ein Ort für bestimmte Personen eine entsprechende Bedeutung erlangt, für andere hingegen nicht? In Bezug zu den jugendlichen Zukunftsorientierungen sind diese Fragen mindestens in zweifacher Hinsicht relevant. Wenn ein Jugendlicher sich am Wohnort zugehörig oder zuhause fühlt, kann dies zum einen dazu beitragen, dass er auch weiterhin gerne dort bleiben möchte. Zum anderen können derartige lokale Bezüge aber auch eine Grundlage von Identifikationen und Positionierungen bilden. Dies kann dazu führen, dass die Befragten ihre eigenen Zukunftsorientierungen an den vor Ort wahrgenommenen Lebensmodellen ausrichten und mit ihren eigenen Idealen und Zielen für das Erwachsensein Teil der lokalen ‚Gemeinschaft' sein möchten.

In den letzten beiden Jahrzehnten ist in der Stadtsoziologie und den angrenzenden Disziplinen das Interesse an Fragen rund um die Zugehörigkeitsgefühle, die Individuen gegenüber ihren Wohnumfeldern entwickeln können, merklich angewachsen (z. B. Eade, 1997; Savage et al., 2005; Watt, 2009). Hintergrund dieser neuen Aufmerksamkeit waren vor allem globalisierungstheoretische Überlegungen. Wird die Globalisierung als ein Prozess verstanden, in dem es durch eine zunehmende geographische Mobilität vieler Menschen sowie durch die Möglichkeiten neuer Kommunikationstechnologien zu einem Bedeutungsverlust physisch-räumlicher Distanzen und einer Intensivierung translokaler Beziehungen kommt, lässt dies darauf schließen, dass lokale Kontexte für ein breites Personenspektrum eine immer geringere Bedeutung für Empfindungen der Zugehörigkeit haben (z. B. Castells, 2001). Andere Autoren hingegen betonen, dass Lokalität gerade im Kontext jener neuen, ortsübergreifenden Alltagswelten für viele Menschen eine gesteigerte Relevanz erhalten würde (z. B. Massey, 1994; Dürrschmidt, 1997).

Die Bedeutungen, die bestimmte lokale Alltagskontexte für die Individuen erhalten, würden sich jedoch zunehmend ausdifferenzieren und in Relation zu den jeweiligen Bedeutungen anderer, vielfach weit entfernt liegender, Orte ergeben. So sei beispielsweise die Sichtweise eines Individuums auf ein alltäglich relevantes Setting und die sich dort vollziehenden sozialen Prozesse stark durch jene Eindrücke geprägt, die es an anderen Orten – sei es durch physische Präsenz oder aber durch mediale Beobachtungen – gesammelt hat und nun in den lokalen Alltag einbringt. Um dem auf einer analytischen Ebene gerecht zu werden, plädiert beispielsweise Doreen Massey dafür, einen „Global Sense of Place" (1994: 146) zu entwickeln. In einem gewissen Gegensatz dazu haben meine bisherigen Analysen in der infrastrukturellen und in der sozialen Dimension gezeigt, dass die Alltagswelten der meisten befragten Jugendlichen stark lokal, auf die Wohnorte und deren nähere Umgebung, fokussiert sind. Nichtsdestotrotz wird in diesem Kapitel deutlich werden, dass es in manchen Fällen auch Bilder von entfernteren Orten sind, welche die Sichtweisen der Teilnehmer auf ihre alltägliche Wohnumgebung prägen. So wird beispielsweise gezeigt werden, dass es, sowohl durch persönliche Besuche als auch durch Medienkonsum gemachte, Eindrücke aus Großstädten sind, welche die Wahrnehmungen des eigenen eher ländlichen Umfelds beeinflussen.

Im Zusammenhang mit jenen Überlegungen zur Dazugehörigkeit zu bestimmten Orten werden oft die Verbindungen eines Individuums in bestimmte Gemeinschaften beziehungsweise Communities reflektiert. Somit werden nicht nur der Ort als physische Bezugsgröße, sondern insbesondere die dort anzutreffenden Menschen und die sich ereignenden sozialen Kontakte in den Blick genommen. So rankten sich in den letzten Jahrzehnten der Stadtforschung breite und kontroverse Debatten um die Fragen, inwiefern sich urbane Bevölkerungen als Gemeinschaften betrachten lassen und wodurch diese konstituiert werden. Vorstellungen von Communities beziehen sich vielfach auf Tönnies' Konzept von Gemeinschaft, das in Dichotomie mit dem Begriff der Gesellschaft eine durch intensiven Austausch geprägte und in sich geschlossenen Gruppe beschreibt (Tönnies, 2005 [1887]). Solche Gemeinschaften werden von manchen – in der Tradition der klassischen Argumentation Louis Wirths (1938) stehenden – Autoren tendenziell außerhalb der großen Agglomerationen, in den kleineren Städten und Gemeinden des ländlichen Raums lokalisiert.

In den Großstädten hingegen würde es an derartigen engen Beziehungsgefügen mangeln, die dem Einzelnen verbindliche Normen und ein Gefühl der Zugehörigkeit vermitteln (Wirth, 1938: 20ff.). Herbert Gans (1962), ein anderer diskursprägender Autor, wandte sich gegen die Perspektive Wirths und argumentierte, dass bestimmte Beziehungsgefüge nicht an einen bestimmten Ortstypus gebunden seien und sich auch in den großen Städten – beispielsweise in migrantisch-geprägten Nachbarschaften – dorfähnliche Communities beobachten ließen, wie auch urbane Lebensweisen in ländlichen Gebieten. Mit Blick auf die Orte meiner empirischen Studie bieten diese Überlegungen einen besonders interessanten Ausgangspunkt. Schließlich stammen die von mir befragten Schüler nicht aus den intensiv beforschten Metropolen, sondern aus ländlich gelegenen, kleineren Städten. Gleichwohl sind die ausgewählten Regionen relativ dicht besiedelt und in nicht allzu großer Entfernung zum Ballungsraum Rhein-Ruhr gelegen.[38] Somit ließen sich sowohl Argumente für als auch gegen positive Bedingungen hinsichtlich des Entstehens lokaler Gemeinschaften im Sinne der klassischen Autoren anfügen.

Grundsätzlich liegt der Idee städtischer ‚Communities' die Vorstellung zugrunde, dass diese Gemeinschaften, ob in der Nachbarschaft oder auf einer anderen Ebene, räumlich strukturiert sind. Auch diesen Überlegungen wurde vor dem Hintergrund einer diagnostizierten Globalisierung sozialer Beziehungen neue Beachtung geschenkt und Kritik entgegengebracht. Schließlich impliziert der Gedanke räumlich diffuser und weitreichender Kontaktmöglichkeiten, dass sich die relevanten Bezugsgruppen der Individuen zusehends weniger auf einen bestimmten Ort, wie etwa das nähere Wohnumfeld, beziehen (Appadurai, 1990; Albrow, 1997). So plädieren beispielsweise Wellman und Leighton dafür, nicht gemeinsame Wohnumfelder, sondern die sozialen Netzwerke der Individuen als Ausgangspunkt bei der Erforschung von Communities zu nehmen (Wellman und Leighton, 1979). Dies impliziert, Communities räumlich entkoppelt zu denken und nicht per

[38] Darüber hinaus sprechen manche Autoren davon, dass sich die städtische Lebensform auf die gegenwärtigen (Industrie-) Gesellschaften in ihrer Gesamtheit ausgebreitet habe, wie etwa Henri Levebvre (Schmid, 2005: 140). So argumentierte auch Bernd Hamm bereits 1973: „In der Phase der verstädterten Gesellschaft ist es in der Tat nicht mehr möglich, wissenschaftlich brauchbare Definitionen für Stadt und Land zu finden. Die Stadt wird zur universellen Lebensform, alle sozialen Phänomene sind auch Stadtphänomene" (Hamm, 1973: 21; zitiert nach Hannemann, 2004: 41).

se von einer besonderen Relevanz des lokalen Kontexts auszugehen. Talja Blokland (2003) entwickelt anhand ihrer in einer Rotterdamer Nachbarschaft durchgeführten Studie ein differenziertes Bild von der Bedeutung des Wohnumfelds für Prozesse der Vergemeinschaftung. Dabei zeigt sie unter anderem, dass eine Nachbarschaft nicht nur auf der Ebene sozialer Netzwerke im klassischen Sinne, sondern auch mit Blick auf die Beobachtungen, Vorstellungen und Eindrücke von den diese lokale Gemeinschaft konstituierenden ‚Anderen' analysiert werden kann. Letztere hätten einen Einfluss darauf, wie die Bewohner sich selbst und wie sie Andere sehen. Die entsprechenden Phänomene lassen sich mithilfe des bereits in Kapitel 6.2.3 eingeführten Konzept der ‚Public Familiarity' genauer betrachten. Auf dessen Grundlage gehen Blokland und Nast davon aus, dass Erfahrungen von öffentlicher Familiarität dazu beitragen können, dass sich Individuen zu ihrem lokalen städtischen Umfeld zugehörig fühlen und dieses im Sinne einer „Komfortzone" wahrnehmen können:

> *„Public familiarity, we argue – the recognizing and being recognized in local spaces, where one meets some people, whom one knows, and many whom one does not, but with whom one develops some level of acquaintance, however superficial and fluid – creates a comfort zone that allows people to feel they belong, even though they may have no local friends or family, never talk to their direct neighbours, and not even like the place where they live." (Blokland und Nast, 2014: 1155).*

Dieses Zitat verdeutlicht, dass Empfindungen von Public Familiarity auf ganz unterschiedlichen Arten von Kontakten basieren und nicht davon abhängig sein müssen, ob eine Person jene Menschen näher kennt, denen sie in ihrem lokalen Umfeld begegnet. Sowohl Kontakte zu bereits bekannten Personen als auch Begegnungen mit Unbekannten können dazu beitragen, dass Individuen bestimmte Sichtweisen auf und Vorstellungen von ihrer städtischen Umgebung entwickeln. Aus dem Public Familiarity-Konzept lässt sich somit eine Perspektive ableiten, aus der Zugehörigkeitsempfindungen zu einem lokalen Umfeld weder einseitig auf die sozialen Netzwerken der Individuen noch auf eine untereinander auch tatsächlich eng vernetzte lokale Gemeinschaft zurückgeführt werden (ebd.: 1150). Vielmehr sind es ganz unterschiedliche Aspekte und Elemente, die dazu beitragen, dass sich Individuen zu ihrer städtischen Umgebung (nicht) zugehörig fühlen, wie auch die folgenden empirischen Analysen meiner Studie zeigen.

Ferner ergibt sich aus den hier rekonstruierten Überlegungen ein Verständnis von Gemeinschaften beziehungsweise Communities, das diese weniger räumlich definiert, sondern deren räumliche Bezüge vielmehr analytisch hinterfragt und präzisiert. Dabei wird sowohl die ‚soziale' Ebene der alltäglichen Kontakte und Beziehungen (siehe Kapitel 6) als auch jene ‚symbolische' der Vorstellungen und Wahrnehmungen von Gemeinschaft, Dazugehörigkeit und Vertrautheit (im Folgenden) betrachtet.

Viele Autoren sehen in den Wünschen zu einer Gruppe oder an einem Ort dazuzugehören ein menschliches Grundbedürfnis (Bennett, 2013; Probyn, 1996). Dabei lassen sich verschiedene Aspekte betrachten, die der Wunsch nach Zugehörigkeit umfasst und auf denen das Gefühl der Zugehörigkeit basiert. So argumentiert Julia Margaret Bennett:

"'To belong' is sometimes described as a basic human need, but it can be interpreted in different ways. Therefore specific types of belonging ought to be investigated. The 'type' of belonging demonstrated in the empirical chapters is one that I see as having been particularly neglected, at least sociologically: that is an embodied, active belonging in place through history, memory, family, the luminal moments of ritual and the discursive work of boundary making. Place gathers these strands of communal belonging which are visible in the actions people undertake, their tasks, as part of their everyday lives." (Bennett, 2013: 26)

Bennett hebt somit hervor, dass Gefühle der Dazugehörigkeit in den alltäglichen Praktiken der Individuen kontinuierlich konstruiert werden und sowohl durch körperliche Präsenzen vor Ort als auch durch diskursive Elemente geprägt sind. Darüber hinaus werden sie nicht nur durch die gegenwärtige Lebenssituation, sondern auch durch vergangene Ereignisse und auf die Zukunft bezogene Gedanken beeinflusst. Auch Mike Savage und seine Mitautoren heben die komplexen Grundlagen von Gefühlen der Zugehörigkeit hervor und betonen, dass diese weder einseitig auf erlebten Situationen und Face-to-Face-Kontakten noch ausschließlich auf diskursiv vermittelten Eindrücken basieren:

„Belonging should be seen neither in existential terms (as primordial attachment to some kind of face-to-face community), nor as discursively constructed, but as a socially constructed, embedded process in which people reflexively judge the suitability of a given site as appropriate given their social trajectory and their position in other fields." (Savage et al., 2005: 12)

In ihrem auf Bourdieus Konzepten von Habitus und Feld basierendem Ansatz gehen Savage, Bagnall und Longhurst somit davon aus, dass die soziale Konstruktion von Zugehörigkeit wesentlich darauf beruht, inwiefern diese lokale Verbindung zu den Positionierungen der Individuen in anderen sozialen Feldern passt. Sie lenken den Fokus somit auf eine gewisse strategische Komponente, da sie argumentieren, dass die Individuen diese Passgenauigkeit reflexiv ausloten würden. Die Autoren verdeutlichen anhand des Beispiels der Wohnortwahl, dass die gegenüber anderen zum Ausdruck gebrachte Zugehörigkeit zu einem bestimmten Wohngebiet ein entscheidendes Werkzeug der sozialen Distinktion sein kann.

Jene von Savage und Anderen geprägte Idee einer mit einem gewissen strategischen Kalkül entwickelten Zugehörigkeit mündet in dem in den letzten Jahren breit diskutierten Ansatz des ‚Elective Belongings'. Dieser nimmt die Idee auf, dass Empfindungen lokaler Zugehörigkeit im zeitlichen Verlauf wandelbar sind und geht davon aus, dass neben einer traditionellen, über einen langen Zeitraum gewachsenen Form der Zugehörigkeit, eine zweite, gewollte und in vergleichsweise kurzer Zeit herstellbare Zugehörigkeit für Erklärungen sozialer (städtischer) Prozesse relevant ist. Während Erstere im städtischen Forschungskontext idealtypisch der an einem Ort angestammten Bevölkerung zugeschrieben wird, wird Letztere als für hinzuziehende Personen typisch erachtet. Der viel diskutierte Ansatz von Savage und Anderen rief dahingehend Kritik hervor, dass jene Form selektiver Zugehörigkeit aus der Sicht mancher Autoren lediglich für bestimmte, bessergestellte Gruppen aus der Mittelklasse zutreffend sei (z. B. Bennett, 2013).

Indem Savage und seine Mitautoren den Zusammenhang von Zugehörigkeitsempfindungen und sozialen Positionierungen in den Vordergrund stellen, legen sie die Annahme nahe, dass eben jene subjektiv wahrgenommenen Verbindungen zu einem Ort als Ressourcen für die Zukunftsorientierungen der Individuen Bedeutung haben, beispielsweise hinsichtlich der generellen Frage, welche zukünftige Rolle in der Gesellschaft angestrebt wird. Aber nicht nur die Definition der eigenen Position, sondern auch jene der wahrgenommenen Anderen steht in enger Verbindung mit Vorstellungen davon, dass bestimmte soziale Gruppen zu bestimmten Wohnumfeldern gehören:

> *"Where people live, their location in residential space, plays a key role in how they define both themselves and others and it also provides an important conduit to various social fields: for example education." (Watt, 2009: 2875f.)*

Auf jene Sichtweisen, welche die Jugendlichen anderen Personen aufgrund ihres Wohnorts entgegenbringen, wird im weiteren Kapitel (7.2) unter Bezugnahme auf die Idee symbolischer Grenzziehungen eingegangen.

Welche Implikationen lassen sich aus diesen theoretischen Überlegungen für die vorliegende Studie, ihr Forschungsinteresse und ihre Untersuchungsgruppe, ableiten? Im Falle der von mir fokussierten Jugendlichen erscheint es naheliegend, dass Prozesse des ‚Elective Belonging' nicht in jenem Ausmaß zu beobachten sein werden, wie bei den erwachsenen Angehörigen gehobener Mittelschichten. Zum einen scheint in dieser Gruppe ein Bewusstsein für die strategische Bedeutung derartiger Positionierungen weniger ausgeprägt, da unter anderem die Möglichkeit zur eigenständigen Wohnstandortwahl im Alter der Schüler kaum gegeben ist. Zum anderen verfügt die überwiegende Mehrheit der von mir Befragten nicht über intensivere (Wohn-)Erfahrungen an anderen Orten.

Nichtsdestotrotz ist die Frage, inwiefern die Jugendlichen Zugehörigkeiten zu ihrem lokalen (Wohnort-)Kontext entwickeln aus einer Reihe von Erwägungen heraus besonders interessant: Die Teilnehmer befinden sich einer Phase des Übergangs aus dem Kindes- ins Erwachsenenalter, in der Sichtweisen, genau wie Zukunftspläne und alltägliche Ortsbezüge, einen flexiblen, sich in ständiger Veränderung befindlichen Charakter haben können. Dies umschließt auch die Denkweisen über das Wohnumfeld und die dort lokalisierten Menschen. Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass auch jene Jugendlichen, die über vergleichsweise wenige Vor-Ort-Erfahrungen aus anderen Städten und Regionen verfügen, auf einem anderen Weg mit Referenzräumen konfrontiert werden: über realitätsnahe sowie über fiktive mediale Darstellungen. Darüber hinaus ist zu vermuten, dass auch die Sichtweisen der Eltern, Peers und weiterer relevanter Personen dafür maßgeblich sind, inwiefern sich die Jugendlichen zu ihrem lokalen Umfeld zugehörig fühlen.

Wie ich weiter oben anhand des existierenden Forschungsstands gezeigt habe, werden Prozesse des Zugehörig-Fühlens zu bestimmten Orten insbesondere mit Blick auf die nähere Wohnumgebung relevant. Um diesem Rechnung zu tragen und um die Komplexität des Gegenstands aufzubrechen, habe ich die Interviewpartner primär danach gefragt, ob sie sich in ihrem Wohnumfeld ‚zuhause fühlen'. Zusätzlich, zumeist daran anschließend, wurde die Frage gestellt, inwiefern die

Jugendlichen das Gefühl hätten, bei sich am Ort dazuzugehören. Dabei wurde der Fokus explizit auf das ‚Dazugehören zu den Menschen vor Ort' gerichtet und somit von den baulichen und infrastrukturellen Aspekten abgewendet. Die Antworten auf die beiden Fragen zueinander in Bezug setzend, ergeben sich interessante Überschneidungspunkte und Unterschiede, wie meine weitere Argumentation zeigen wird.

7.1.1 Sich zuhause fühlen

Die überwiegende Mehrheit der befragten Jugendlichen fühlt sich in ihrem lokalen Umfeld zuhause. In den Interviews werden die diesbezüglichen Antworten prompt und entschieden gegeben. Es sind im Wesentlichen zwei Begründungen, die in zahlreichen Gesprächen mit dieser Frage verbunden werden. Erstens führen viele der Schüler an, bereits schon lange Zeit, meist seit ihrer Geburt, an ihrem Wohnort zu leben. Zweitens ist es für die Befragten entscheidend, vor Ort viele Leute zu kennen, mit denen man sich gut versteht. So bringen beispielsweise der Borkener Schüler Tim und der Coesfelder Jugendliche Phillip beide Punkte in ihre Erzählungen ein:

> *„Ich fühle mich auf jeden Fall zuhause, ich bin ja auch in Borken geboren. Also ich habe, bin, also seit ich äh, seit ich lebe wohne ich auch in Borken. ich war auch noch nie wo anders, zwischendurch mal in Marbeck (einem dörflichen Ortsteil, knapp 6 Kilometer außerhalb Borkens, TM), früher mit meinem richtigen Vater noch aber seit ich halt zwei Jahre alt bin, wohne ich in Gemen (einem Ortsteil im Borkener Stadtgebiet, TM) und da fühle ich mich auch total wohl mit meinen ganzen Freunden, die ich schon seit ich ganz- seit ich so klein war kenne. Also ich fühle mich hier total wohl, also hier würde ich auch gerne bleiben." (Tim, 15, Borken)*

> *„Ja, dat ich hier halt schon ewig seit meiner Geburt wohne. Öhm, das ich eigentlich mit jedem klar komm, halt keine Probleme gibt und ja, dass ich mir hier wohlfühlen kann, in der Gesellschaft." (Phillip, Coesfeld)*

In Phillips Zitat wird der Begriff der Gesellschaft verwendet, um die Menschen in der Stadt zu bezeichnen. Dies zeigt, dass diese Menschen von dem Jugendlichen als eine Gruppe wahrgenommen werden, der er sich selbst auch hinzurechnet.

Darüber hinaus geben einige der Interviewpartner weitere Gründe dafür an, dass sie sich in ihrem Umfeld zuhause fühlen. So werden zum Beispiel Bezüge zu den vor Ort existierenden Freizeitmöglichkeiten genannt. Der Borkener Carsten hingegen stellt die ruhige Umgebung als einen wichtigen Faktor heraus (vgl. ausführlicher in Kapitel 5.2):

> *„Es ist klein, es ist nicht so, nicht so viel Trubel, schön ruhig, das ist eigentlich alles. (Carsten, 15, Borken)*

Wie in der Aussage von Carsten zum Ausdruck kommt, geht das bei der überwiegenden Mehrheit der Schüler vorhandene Gefühl, in den Untersuchungsstädten zu Hause zu sein, mit dem Wunsch

einher, dort auch weiterhin wohnen zu bleiben. Nur wenige der Befragten gaben in den Interviews an, dass sie ihre Zukunft lieber an einem anderen Ort verbringen möchten (vgl. ausführlicher in Kapitel 5.2). In einigen wenigen Interviews wurden zu den obigen Erzählungen konträre Sichtweisen geäußert, von Jugendlichen, die sich in ihrem lokalen Umfeld nicht wohl fühlen. So erzählt zum Beispiel der Borkener Schüler Sergej:

„Einige Jahre hab ich mich hier wohlgefühlt, aber dann irgendwann nicht mehr."
I: „Mhm. Wie kam das, dass Du sagst, dann irgendwann nicht mehr?"
„Pff, fing an mit, mit Schule, Scheiße bauen, Lehrer hassen mich. Und dann irgendwann hab ich gesagt, kein Bock mehr hier, und dann hab ich gesagt, mit 25 bin ich hier weg." (Sergej, 15, Borken)

Sergej verweist somit auf Probleme in der Schule und Konflikte mit den Lehrern, die bei ihm eine negative Einstellung gegenüber dem lokalen Umfeld hervorrufen. Jene distanzierte bis ablehnende Haltung gegenüber einem großen Teil der Jugendlichen und Erwachsenen in der Stadt zeigt sich bei ihm in verschiedenen Zusammenhängen. Wichtige Bezugsgrößen vor Ort sind jedoch die Clique, die Familie und die Verwandtschaft. In diesem Gruppen positioniert sich Sergej mit deutlichen Zugehörigkeitsbekundungen. Anders als der Großteil der Befragten bezieht er gegenüber der Mehrheit der Menschen in der Stadt und ihrem Umfeld jedoch eine distanzierte Position und grenzt sich deutlich ab. Wie bei Sergej ist auch die die Familie des Coesfelders Wladimir durch einen Migrationshintergrund geprägt. In Reaktion auf die Frage, ob er sich in seinem Wohnort Coesfeld zuhause fühle, nimmt er explizit auf diesen Aspekt Bezug:

I: „Wenn man Dich jetzt nach Deiner persönlichen Verbindung zu Coesfeld fragen würde, ob Du Dich hier zu Hause fühlst. Würdest Du dann sagen: ‚ja'?"
„Mh, eher so etwa so in der Mitte. >In der Mitte?< *Ja."*
I: „Weshalb würdest Du sagen, in der Mitte?"
„Weil, einerseits isses mein zu Hause und andererseits nicht."
I: „Was würd dann dafür sprechen, dass es nicht ganz Dein zu Hause is?"

„Also, ich äh bin ja, sag ich mal jetzt Aussiedler, und ich bin halt nicht hier geboren, deswegen find ich da, empfind ich das nicht so wirklich als mein zu Hause." (Wladimir, 15, Coesfeld)

Somit nimmt Wladimir auf dieselbe Kategorie wie viele der anderen, weiter oben zu Wort kommenden Befragten Bezug: den Geburtsort. Allerdings tut er dies im diametralen Sinne. Den Fakt, dass er nicht aus der Stadt kommt, bewertet Wladimir als entscheidend dafür, dass er sich dort nur teilweise zuhause fühlt. Unabhängig von den konkreten Erlebnissen und Empfindungen der Jugendlichen wird somit deutlich, dass der Geburtsort und die Verbundenheit mit ihm in ihren Vorstellungen eine wichtige Rolle spielen. Betrachtet man die Erzählungen Wladimirs an anderen Stellen, wird darüber hinaus deutlich, dass der Geburtsort im Herkunftsland auch derzeit noch im Alltag eine gewisse Rolle spielt. Eine Großmutter des Jugendlichen lebt bis heute in Kasachstan. Die andere Großmutter und ein Großvater wohnen in Russland. In den letzten vier Jahren ist Wladimir an beiden Orten gewesen, um die Großeltern und die anderen Verwandten zu besu-

chen. Die kasachische Großmutter würde eine Disko leiten, weshalb auch er als ihr Enkel von den dortigen Jugendlichen großen Respekt und Freundschaftsangebote entgegengebracht bekäme. Anders als andere befragte Jugendliche pflegt Wladimir jedoch von Deutschland aus keinen regelmäßigen Kontakt zu Verwandten und Freunden in den Herkunftsländern der Eltern. Ein Grund dafür ist, dass, nach Angaben des Schülers, nur wenige seiner dortigen Verwandten einen Computer besitzen würden.

7.1.2 Zuhause im Viertel, in der Stadt, in der Region: Alltägliche Bezugsgrößen

Differenzierte Ergebnisse ergeben sich bei der Frage nach der räumlichen Bezugsgröße des ‚Sich-zuhause-Fühlens'. Ob es primär die Stadt, der Stadtteil oder die dörfliche Siedlung im Einzugsgebiet der Stadt ist, variiert von Fall zu Fall und in Abhängigkeit von der jeweiligen Lebenssituation der befragten Schüler. Einige Jugendliche wohnen im Stadtzentrum, andere ein wenig außerhalb in Wohnsiedlungen, wiederum andere in Dörfern des Umlands. Sie alle aber gehen in den Untersuchungsstädten zur Schule und verbringen einen großen Teil ihrer Freizeit dort. Aus diesem Grunde stellt die Kernstadt für alle einen wichtigen Ort der Alltagsgestaltung dar. Die Jugendlichen, die in den umliegenden Dörfern wohnen, verbringen jedoch zugleich auch einen Teil ihrer Freizeit in ihrem dortigen Wohnumfeld (vgl. ausführlicher in Kapitel 5.1). Dies spiegelt sich auch in den subjektiven Empfindungen bezüglich der Fragen, welche persönliche Bedeutung die verschiedenen Orte haben und ob man sich dort zuhause fühlt.

Während viele aus größeren Städten vorliegende empirische Studien gute Gründe haben, Phänomene des zu Hause-Fühlens auf der Ebene von Stadtteilen und Nachbarschaften zu untersuchen (z. B. Eade, 1997; Gestring et al., 2006), zeigen die Ergebnisse meiner Untersuchung deutlich, dass der Stadtteil für die meisten Jugendlichen in diesem Zusammenhang eine geringere Bedeutung hat, als die Stadt als Ganze. Die Jugendlichen fühlen sich somit primär als ‚Coesfelder', ‚Borkener' oder ‚Olper'. Anders verhält es sich bei den Untersuchungspersonen aus den umliegenden dörflich geprägten Ortschaften. Sie schildern Bezüge sowohl zum Schulort Kernstadt als auch zu ihrem Wohnort, außerhalb dieser Kernstadt. Bei der Frage, wo sie sich in erster Linie zuhause fühlen, reflektieren einige Schüler diese Bezüge detailliert und fokussieren dabei insbesondere die Frage, wo sie ihren Alltag verbringen und wo ihre Freunde und wichtigen sozialen Kontakte lokalisiert sind. So auch der Borkener Tim und der Olper Peter:

> *„Ähm, das kann ich jetzt eigentlich nicht so sagen, weil äh, also bis auf die Grundschule bin ich halt immer hier in Olpe auf die Schule gegangen und werd auch noch n äh ein Jahr hier bleiben und dann denk ich mal die Ausbildung auch hier irgendwo in Olpe absolvieren, aber äh, ja ich bin halt, in beiden Dörfern oder beiden Städten bin ich halt täglich und äh ja, kann ich jetzt eigentlich nicht so ausschließen. Also ich denke eher so 'n bisschen Gerlingen, weil ich da halt doch n biss= ja halt auch schlafe oder so* >Ja<*, aber äh, ich fühl mich überall wohl hier eigentlich hier." (Tim, 15, Borken)*

„Ja also dann schon würd ich eher sagen Olper, weil ich auch wirklich ziemlich viel in Olpe bin, und dann äh ja ich lebe zwar in Dahl, also ich wohne da, aber trotzdem irgendwie in Olpe, da bin ich halt öf=mehr auf jeden Fall.“ (Peter, 14, Olpe)

Für einige der von mir befragten Jugendlichen, sowohl aus den Kernstädten als auch aus den umliegenden kleineren Orten, stellt jedoch auch die kleinräumigere Ebene der Nachbarschaft eine wichtige Bezugsgröße dar. In ihren Begründungen erzählen diese Schüler vor allem davon, dass dort andere Jugendliche beziehungsweise Freunde wohnen würden, die sie schon lange kennen und die im Alltag eine wichtige Rolle spielen. Die räumliche Nähe im Alltag trägt somit in diesen Fällen dazu bei, soziale Beziehungen über eine längere Zeit aufrecht und lebendig zu erhalten (vgl. auch Kapitel 6.3.1). Exemplarisch berichtet der Olper Michael über die Freunde in seiner Nachbarschaft:

„Also in meiner direkten Nachbarschaft sind auch äh viele gute Freunde und mit meiner Nachbarin und mit äh meinem Nachbarn bin ich halt, ja die kenn ich praktisch schon seit 'm Kindergarten, die sind immer auf dieselbe Schule und äh, also ich fühl mich schon wohl >Ja< *und komm auch eigentlich gut klar mit fast allen.“ (Michael, 15, Olpe)*

Während Michael seine sozialen Bezüge in die Nachbarschaft vorwiegend aufgrund von engen Kontakten zu dort lebenden Jugendlichen beschreibt, schließen andere Befragte hier auch die in ihrem Wohnumfeld lebenden Erwachsenen mit ein. Diese Beziehungen werden teilweise als gemeinsame Kontakte, welche die Jugendlichen zusammen mit den in ihrem Haushalt wohnenden Eltern, Geschwistern und Verwandten unterhalten, beschrieben. Nichtsdestotrotz haben meine mit Hilfe des Netzwerkgenerators durchgeführten Analysen gezeigt, dass die Nachbarschaft für die meisten Teilnehmer weder der entscheidende räumliche Rahmen für die alltagsrelevanten Begegnungen noch ein wesentlicher Kontaktegenerator ist. So deutet auch Michaels Zitat an, dass sich seine Kontakte zu den Freunden aus der Nachbarbarschaft nicht auf den dortigen Straßen, sondern in den Institutionen Kindergarten und Schule gefestigt haben.

7.1.3 Dazugehörig fühlen

Die Frage, ob sich die Jugendlichen in ihrem lokalen Umfeld dazugehörig fühlen, ist mit dem Aspekt des Zuhause-Fühlens eng verbunden, hat jedoch einen anderen Fokus. Sie ist unmittelbarer auf die sozialen Beziehungen und Wahrnehmungen der anderen Menschen vor Ort ausgerichtet. So wurde in den Interviews jeweils getrennt angesprochen, ob die Jugendlichen sich an ihrem Wohnort zuhause und dazugehörig fühlen. Die Antworten der Schüler auf die Frage nach dem ‚Dazugehörig Fühlen‘ werden primär durch positive Konnotationen geprägt, wenngleich es vielen Befragten schwer zu fallen scheint, die Bedeutung von Dazugehörigkeit zu durchdringen. Jedoch erweisen sich in diesem inhaltlichen Zusammenhang nicht nur Antworten auf die direkte Frage relevant, sondern ebenso vielfältige weitere Erzählpassagen, in denen Gefühle der Zugehörigkeit zu den Menschen des lokalen Kontexts zum Ausdruck kommen. Vielfach wird dabei, wie bereits in Kapitel 6 angerissen, die Vorstellung einer lokalen Gemeinschaft, eines ‚großen Wir‘ geprägt.

Die meisten Schüler bringen in ihren Interviews zum Ausdruck, in ihrer Stadt dazuzugehören und somit Teil der dort lebenden Menschen zu sein. Ein Teil von ihnen legt dabei einen besonderen Schwerpunkt auf Beziehungen zu und zwischen den Jugendlichen der Stadt. Die generelle Sichtweise, mit den meisten anderen Jugendlichen vor Ort gut auszukommen, ist in diesem Zusammenhang für viele der Befragten wesentlich und spiegelt sich bei einigen in der Vorstellung einer nach innen geschlossenen und zugleich nach außen offenen Gruppe, wie das folgende Zitat von Peter zeigt:

I: „Und wenn Du jetzt hier so an die Menschen denkst, hast Du dann das Gefühl, dass Du hier dazu gehörst?“
„Das ja wenn man wird direkt aufgenommen, (…) man versteht sich halt direkt mit denen, man verabredet sich dann sofort und dann meint man direkt, ja das sind sie. Also da fühlt man sich wohl dann.“ (Peter, 14, Olpe)

Ralf, ein anderer Schüler aus einem Dorf außerhalb Olpes, beschreibt die dort lebenden Menschen als eine gefestigte Gemeinschaft, die sich aktiv darum bemühen würde, die guten Beziehungen untereinander aufrecht zu erhalten. Zugleich grenzt er jene Gruppe der bereits lange am Ort ansässigen Etablierten (vgl. auch Elias und Scotson, 2002 [1965]) gegenüber den Zuzüglern ab, die wegen der Nähe zur Autobahn und somit aus pragmatischen Gründen in das Dorf zögen:

„Ja. Gehört eigentlich so gesacht jeder dazu, irgendwie trägt seinen Teil dabei zu bei. So seh ich das zumindestens. Natürlich gibt es Leute, die da hin ziehen, weil wir sind halt ziemlich nah an der Autobahn. Die dann wegen dem Ruf oder so ins Neubaugebiet ziehn, aber sonst gibt viele, die kennt halt jeder im Dorf. Es gibt immer welche, die kaum jemand kennt oder die auch kaum was mit irgendwelchen zu tun haben.“ (Ralf, 15, Olpe)

Ralf selbst rechnet sich merklich den ersteren hinzu. Deutung und Wortwahl weisen darauf hin, dass der Schüler die im Zitat wiedergegebenen oder ihnen ähnliche Sichtweisen bei Erwachsenen aus seinem Umfeld gehört hat. An einer anderen Stelle seines Interviews verbindet Ralf das Gefühl, dazuzugehören mit seiner Aktivität im Sportverein und dort durchgeführten Gemeinschaftsaktionen:

„(Man, TM) sieht halt überall so gemeinsame Aktionen, zum Beispiel so am Sportplatz arbeiten oder sowas. Gemeinschaftsaktionen.“
I: „Bist Du dann auch mit aktiv, wenn es drum geht, am Sportplatz was zu machen?“
„Ja, ja natürlich. Macht halt jeder, so gesacht. Osterfeuer aufbauen, is halt macht man halt so.“ (Ralf, 15, Olpe)

Die Vorbereitung des traditionellen Osterfeuers ist aus Ralfs Sicht eine Sache bei der „jeder mitmacht“, die man „halt so macht“, also ein gemeinsamer und fester Bestandteil des Lebens vor Ort. Solch ein durch gemeinsame Aktionen und Traditionen gestärktes Zugehörigkeitsgefühl kann auch auf Grundlage einer Mitgliedschaft in einem Verein wahrgenommen werden, wie es Stefan zum Ausdruck bringt, als er über seine Aktivitäten in einer Coesfelder Musikkapelle spricht:

„Ich bin ja auch im Musikverein, inner Blaskapelle, da is auch, hier, Thorsten (Pseudonym des Studienteilnehmers, TM) drin, der Vater ha, is nämlich der Dirigent so gesacht der Chef da und öhm auf jeden Fall öhm, wir ham da, deswegen ham wir halt auch ‘n bisschen wat mir der Stadt äh zu tun, weil wir sind die einzichste, sehr angesehene Kapelle bei uns, die viel, viel, viel macht, öhm, und wir ham halt, wir ham halt Bürgerschützenfest und so.“ (Stefan, 16, Coesfeld)

Nachdem der Borkener Kevin zu Beginn seines Interviews gebeten wurde, seine Stadt zu beschreiben, kommt er nach einigen Ausführungen zu den dortigen Freizeitmöglichkeiten von sich aus auf die Menschen in seinem lokalen Umfeld zu sprechen:

„Hm, hier is relativ, also jetz‘ sag ich mal, wissen Sie, Ausländeranteil jetz is auch um, es gibt Städte mit größerem Ausländeranteil, zum Beispiel, aber hier is dat in Ordnung, also das is jetz nich zu viel oder zu wenich, öhm, die sind auch sehr gut integriert hier, öhm, joah, es is schön, Leute sind relativ nett hier, man versteht sich, man, man kennt Viele hier, und öhm auch die, sag‘ ich mal älteren Leute hier bleiben auch hier oder ziehn jetz auch nur etwas, paar Kilometer weiter, oder so, also man bleibt dann schon hier eingebunden.“ (Kevin, 14, Borken)

Kevin thematisiert somit zunächst den Ausländeranteil vor Ort. Er bewertet diesen positiv: Es seien nicht zu viele aber auch nicht zu wenige Migranten in der Stadt ansässig. Er bringt dies in Verbindung mit der Einschätzung, dass ebenjene Migranten vor Ort gut integriert wären. Dies impliziert den Umkehrschluss, dass ein vergleichsweise hoher, gleichermaßen aber auch ein vergleichsweise niedriger Migrantenanteil von Kevin als problematisch angesehen wird. Wie das weitere Interview noch zeigen wird, sind seine diesbezüglichen Sichtweisen deutlich durch für ihn konträre Erfahrungen in der Ruhrgebietsstadt Bochum geprägt. Aus der Perspektive dieses Befragten stellt der Ausländeranteil folglich einen entscheidenden Faktor dafür dar, dass das Zusammenleben in einer Stadt gut funktioniert. Somit wird eine vergleichsweise abstrakte Perspektive auf die soziale Kohäsion der Stadtbevölkerung entwickelt, die sicherlich auch durch diverse Meinungen aus den Medien und dem sozialen Umfeld geprägt wurde. Signifikant ist, dass Kevin daraufhin einen direkten Bezug zu einer allgemeineren Einschätzung der Menschen vor Ort und ihrer Beziehungen untereinander herstellt. Er spricht davon, dass die Leute in Borken nett wären und man sich untereinander kennen würde. Somit konstruiert er das positiv konnotierte Bild einer in sich geschlossenen, funktionierenden Gemeinschaft. Zu dieser rechnet er sich selbst hinzu, wie die mehrfach verwendete Formulierung „man“ nahelegt.[39] Einen Ausdruck dieses funktionierenden Zusammenhalts sieht Kevin in seiner Beobachtung, dass viele Menschen im weiteren Verlauf ihres Lebens in der Stadt oder zumindest der Region wohnhaft blieben und ihre lokalen Ein-

[39] Darüber hinaus äußert Kevin im weiteren Verlauf seines Interviews, dass er sich zu den Menschen vor Ort zugehörig fühlt. Ein Ausdruck dieses Zugehörigkeitsgefühls sei für ihn, dass er gerne Fotos von seiner Umgebung mache, um so Erinnerungen festzuhalten:

„Also, würd ich schon sagen, der Großteil würd ich einfach sagen, das dat jetz‘, ja, ich gehör dazu, alsoich bin ein Bestandteil des Lebens hier, ja, und öhm, es würde, ja ‚ich würd jetz einfach sagen, ich gehör hier dazu, ich mach auch gerne Fotos, und öhm, das is einfach dat schöne daran (....). Ja, also, wenn wir mit Freunden unterwegs sind, dann mach ich auch davon Fotos, ich mach auch gerne Naturaufnahmen, so vom Park oder so, generell Aufnahmen, also Fotos sind scho-, schon was besonderes, die halten auch Erinnerungen fest (...).“ (Kevin, 14, Borken)

bindungen aufrechterhielten. Wie der weitere Verlauf des Interviews zeigt, beabsichtigt auch Kevin selbst, in Borken zu bleiben.

Die bis zu diesem Punkt zitierten Jugendlichen fühlen sich unter anderem deshalb in ihrem lokalen Umfeld zuhause, weil sie eine bestimmte und positiv konnotierte Vorstellung von den anderen dort lebenden Menschen haben. Diese Vorstellung bezieht sich nicht nur auf die engeren Bezugspersonen im Familien-, Verwandtschafts- und Freundeskreis. Vielmehr werden Eindrücke und Bilder von einer größeren und abstrakteren Gruppe ‚der Menschen hier' vermittelt. Dabei scheinen die Jugendlichen an Personen zu denken, die sie nicht näher persönlich kennen, jedoch mit bestimmten Eigenschaften und Charakterzügen verbinden, wie etwa ihrer Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit oder Offenheit gegenüber Zugezogenen. Diese Bezüge der Jugendlichen in ihr lokales Umfeld lassen sich mit dem in Kapitel 6 eingeführten Konzept der „Public Familiarity" (Fischer, 1982; Blokland, 2003; Blokland und Nast, 2014) erfassen. Schließlich basiert dieses auf der Vorstellung, dass Individuen das Gefühl haben, die anderen Menschen in ihrem alltäglichen lokalen Umfeld soweit zu kennen, dass sie deren Verhaltensweisen in bestimmten Situationen einschätzen können. Solche allgemeinen Eindrücke und Vorstellungen von den Menschen vor Ort tragen dazu bei, dass die Jugendlichen gerne in ihrem Wohnumfeld leben und in vielen Fällen auch weiter dort verbleiben möchten. Gleichwohl haben die bisherigen Auswertungen gezeigt, dass die engen Beziehungen in den Familien-, Verwandtschafts- und Freundeskreis einen im Vergleich wohl deutlich stärkeren Einfluss auf die emotionalen Verbindungen der Jugendlichen in ihrem lokalen Alltagskontext haben.

Im Unterschied zu den bisher zitierten, erläutern einige Teilnehmer die Frage nach der lokalen Zugehörigkeit auf der Grundlage weitergehender Differenzierungen. So erzählen zum Beispiel mehrere Schüler, dass sie sich nicht mit allen Menschen vor Ort beziehungsweise in allen Situationen verstehen würden. So differenziert zum Beispiel der Borkener Juri:

I: „Und wenn Du hier an die Menschen denkst, die hier in der Stadt wohnen, die Du siehst, denen Du begegnest, hast Du dann das Gefühl, dass Du hier dazu gehörst?"
„Ja bei manchen wohl, und bei manchen eigentlich nicht. So zum Beispiel bei strengeren, wir haben auch eine bei uns im Haus die is streng und ich glaub, mit der wird nix."
(Juri, 15, Borken)

Serkan aus Olpe differenziert in anderer Hinsicht zwischen der konkreten Bezugsgruppe seiner Freunde und der der abstrakteren Gruppe der Menschen vor Ort:

I: „Und wenn Du hier so an die Menschen denkst, hast du dann so das Gefühl, dass Du hier dazu gehörst?"
„Ja unter Freunden bestimmt. Das schon. Aber sonst weiß ich jetzt nicht." (Serkan, 15, Olpe)

Der Coesfelder Tiago äußert eine entsprechende Sichtweise in noch deutlicheren Worten:

> *„Ja also die meisten Leute also überwiegend hab ich nich viel mit den Leuten zu tun, sondern halt nur mit den Freunden, mit denen ich mich gut verstehe. Aber das is mir eigentlich auch recht egal.“ (Tiago,15, Coesfeld)*

Tiago weist somit unmittelbar darauf hin, dass er mit den meisten Leuten in der Stadt „nicht viel zu tun“ hätte. Wie in Kapitel 6 dargelegt, trifft dies auf einen Großteil der Befragten in bestimmter Hinsicht zu: Neben Familienmitgliedern und Verwandten sind es insbesondere Personen aus dem Freundeskreis, mit denen sich die Jugendlichen in ihrem Alltag austauschen. Gleichwohl wurde gezeigt, dass jene Freundeskreise in vielen Fällen durch eine gewisse Heterogenität geprägt sind; sowohl mit Blick auf die schulischen, beruflichen und die ethnischen Hintergründe als auch die Altersstrukturen. In ihren Zitaten machen Serkan und Tiago somit explizit, dass ihre Gefühle der lokalen Zugehörigkeit weniger durch Empfindungen im Sinne der Public Familiarity und mehr durch enge Beziehungen in ihre Freundeskreise konstituiert werden.

Die persönlichen emotionalen Verbindungen der Jugendlichen zum Wohnort und den dort anzutreffenden Menschen beeinflussen ihre Wünsche, dort zu bleiben oder lieber an einem anderen Ort zu leben. Die bei den Meisten vorherrschenden Empfindungen, sich in der Stadt zuhause und zu den dortigen Menschen zugehörig zu fühlen, stehen in einem deutlichen Zusammenhang damit, dass sie gerne auch weiterhin am Wohnort bleiben möchten. Vor allem die dort wohnhaften Freunde sind zum Zeitpunkt der Interviews ein wesentlicher Grund für den Wunsch, auch in Zukunft nicht fortzuziehen. Der Coesfelder Jörg fasst dies in eigene Worte, als er beschreibt, warum er eigentlich fortziehen wollte, letztlich aber doch dagegen tendiert und sich lediglich einen Ortswechsel innerhalb der Region vorstellen könnte:

> *„Also eigentlich wollt ich ja weg von Coesfeld.* >Mhm< *Aber das Dumme is, ich kenn hier auch seit meiner Geburt halt kenn ich auch welche, und ich glaub das würd mir noch voll schwer fallen* >Ja<. *Aber so, weiß nich, also bis Münster würd ich nich fahrn, aber so noch Dülmen oder Ahaus würd noch gehen.“ (Jörg, 14, Coesfeld)*

7.2 Die Anderen in der Stadt und deren Orte

Die bis hierhin präsentierten empirischen Ergebnisse machen deutlich, dass ein Großteil der befragten Jugendlichen eine starke Zugehörigkeit zum lokalen Umfeld seiner Wohnorte empfindet. Sowohl bezüglich der gebauten Stadt und ihrer infrastrukturellen Angebote als auch mit Blick auf die Menschen vor Ort überwiegen positive Bewertungen und dementsprechende Beschreibungen einzelner Aspekte. Wie ich in den Kapitel 5.2 und 7.1 herausgearbeitet habe, sehen viele der Teilnehmenden in ihrer Stadt ein attraktives Wohnumfeld, das ihnen zahlreiche Freizeitmöglichkeiten bietet und in dem sie sich wohlfühlen. Dies begründet nicht zuletzt den von einer deutlichen Mehrheit der Befragten geäußerten Wunsch, auch weiterhin am Ort oder in dessen näherem Umfeld zu bleiben. Wie ich in Kapitel 7.1 dargelegt habe, stehen die Sichtweisen, welche die Jugendlichen auf die städtische Bevölkerung haben in einem engen Zusammenhang zu ihren

Selbstbildern und ihren sozialen Positionierungen. Die beiden letzteren sind in einem überwiegenden Teil der Fälle durch Ideale von Fleiß, Zielstrebigkeit, normkonformem Verhalten und gegenseitiger Unterstützung geprägt (vgl. auch Kapitel 4.2). In vielen Interviews werden jene Attribute auch der städtischen Bevölkerung zugeschrieben. Die Stadt sei durch ‚normale', ‚gute' Leute geprägt, zu denen sich die Jugendlichen durch ihre dargestellten Werthaltungen und Orientierungen selbst hinzurechnen. Wie beschrieben, konstituieren die Jugendlichen somit ein deutliches ‚Wir', das unter anderem auch durch räumliche Kategorien des eigenen Ortes oder teilweise auch der eigenen Nachbarschaft eingegrenzt wird.

Zugleich werden die Erzählungen immer wieder durch deutliche symbolische Grenzziehungen gegenüber anderen Bewohnergruppen und deren Verhaltensweisen geprägt. Hierunter fallen insbesondere von den Befragten als solche bezeichnete ‚Asis': erwachsene Menschen, die in der Vorstellung der Jugendlichen keiner geregelten Erwerbstätigkeit nachgehen und anstatt dessen in ihrem Wohnviertel oder im öffentlichen Raum ‚rumlungern'. Gleichermaßen erfolgt in vielen Gesprächssituationen eine Abgrenzung gegenüber Jugendlichen, die in der Stadt ‚rauchen', ‚saufen' und andere ‚anmachen'. In einer größeren Anzahl an Fällen werden (teilweise verschämt geäußerte) Vorbehalte und Vorurteile gegenüber bestimmten Migrantengruppen zum Ausdruck gebracht.

Betrachtet man dies zusammen mit den Erkenntnissen zu den anderen Dimensionen der räumlichen Einbindungen, so wird deutlich, dass den Jugendlichen ihr Stadtgebiet als Ganzes gut vertraut ist: Infrastrukturelle Nutzungen und alltägliche Kontakte erstrecken sich über große Teile der Städte, in denen sich die überwiegende Mehrheit der Schüler wohlfühlt. Umso überraschender wirkten die in vielen Interviews gegebenen, lebendigen und deutlichen Beschreibungen der ‚anderen', unschönen Orte in der Stadt, die im Folgenden in den Fokus meiner Analyse rücken. Zum einen werden hier bestimmte Mikro-Orte, wie Plätze rund um Bahnhöfe oder Einkaufszentren sowie Skaterparks (Kapitel 7.2.3) oder Schulen (Kapitel 7.2.4), zum anderen bestimmte Straßenzüge und kleinräumige Wohngebiete beschrieben, worauf zunächst eingegangen wird (Kapitel 7.2.2).

Wie ich im Folgenden detailliert zeigen werde, tragen die Wahrnehmungen der Jugendlichen auf diese ‚Anderen' und ‚deren' städtischen Orte dazu bei, dass sie bestimmte Vorstellungen davon entwickeln, wie sie nicht sein oder werden möchten. In diesem Sinne einer Abgrenzungsfolie stellen die entsprechenden Eindrücke somit auch Ressourcen der Zukunftsorientierungen dar.

Um eine genauere analytische Perspektive auf die symbolischen Grenzziehungen der Jugendlichen und deren lokale Bezugspunkte zu entwickeln, erfolgt zunächst ein Einschub zur theoretisch-konzeptionellen Rahmung dieser Phänomene.

7.2.1 Theoretischer Einschub: Symbolische Grenzziehungen

In ihren Erzählungen beschreiben die Jugendlichen verschiedene Gruppen von Menschen in der Stadt. Dabei wird von vielen Befragten auf eine Reihe sich vielfach wiederholender Kategorien

Bezug genommen. Darüber hinaus zeigt das Datenmaterial, dass in einem großen Teil dieser Beschreibungen deutliche Unterschiede zwischen jenen ‚Anderen' und dem Selbstbild beziehungsweise der eigenen sozialen Positionierung konstruiert werden, die in Vorstellungen davon, wie man nicht sein oder werden möchte, münden. Um diese Prozesse genauer verstehen zu können, ist eine Bezugnahme auf relationale Sozialtheorien und die darin zentrale Idee ‚symbolischer Grenzziehungen' gewinnbringend. Diese bietet Konzepte, um zu erklären, wie Menschen in ihrem Alltag die ‚Anderen' definieren und sich von ihnen distanzieren. Dabei wird auch die Bedeutung sichtbarer physischer Elemente – wie etwa städtischer Plätze und Gebäude – innerhalb symbolischer Grenzziehungen präzisiert.

Relationale Betrachtungen sozialer Phänomene haben innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte zusehends an Beachtung und Einfluss gewonnen. In den bis dahin dominanten positionellen Ansätzen standen bestimmte Individuen oder Gruppen mit ihren Alltagspraktiken, Denkweisen und Handlungsmöglichkeiten auf der einen und die sie betreffenden strukturellen Restriktionen auf der anderen Seite im Mittelpunkt der Analyse. Der Fokus lag somit primär auf den Positionen dieser Einheiten, seien es Individuen oder Gruppen, in der Gesellschaft. Die Beziehungen verschiedener Einheiten zueinander wurden erst in zweiter Linie analysiert und vielfach durch die Positionen der einzelnen Einheiten erklärt. Relationale Ansätze nehmen dem gegenüber eine perspektivische Wendung vor: Sie betrachten zunächst die Beziehungen zwischen den Akteuren um daraufhin Rückschlüsse auf die Position der Individuen und Gruppen, auf deren Möglichkeiten und Einschränkungen, zu ziehen.

Die angesprochenen Beziehungen können von unterschiedlicher Natur sein. Sie können beispielsweise sowohl auf persönlichen Kontakten zwischen Individuen als auch auf abstrakten Verbindungen (zum Beispiel im Falle wirtschaftlicher oder politischer Beziehungen) beruhen. Die Existenz von Beziehungen impliziert zugleich das Vorhandensein von Grenzen zwischen verschiedenen Beziehungsgefügen. Das gegenwärtige soziologische Denken über solche Grenzziehungen und Grenzen wird wesentlich durch einen richtungsweisenden Aufsatz von Michèle Lamont und Virag Molnár (2002) beziehungsweise durch die darin entwickelte konzeptionelle Unterscheidung zwischen sozialen und symbolischen Grenzziehungen geprägt. Unter symbolischen Grenzziehungen verstehen die beiden Autorinnen:

> *„tools by which individuals and groups struggle over and come to agree upon definitions of reality. Examining them allows us to capture the dynamic dimensions of social relations, as groups compete in the production, diffusion, and institutionalization of alternative systems and principles of classifications. Symbolic boundaries also separate people into groups and generate feelings of similarity and group membership (Epstein, 1992: 332). They are an essential medium through which people acquire status and monopolize resources."*
> *(Lamont und Molnár, 2002: 168)*

Dieses Zitat fast gleich mehrere zentrale Aspekte symbolischer Grenzziehungen zusammen. So wird zum Beispiel deutlich, dass Menschen im Zuge dieser Prozesse nicht nur eine bestimmte Gruppe der ‚Anderen' definieren, sondern zugleich ihre eigene Zugehörigkeit zu einer Gruppe schärfen und entsprechend Merkmale des Gleich- und Anders-Seins festlegen. Darüber hinaus

können soziale Ungleichheiten zwischen verschiedenen Gruppen beeinflusst und generiert werden. Hier setzen Lamont und Molnár die Kategorie der symbolischen Grenzziehungen in Bezug zu jener der sozialen Grenzziehungen. Letztere werden von ihnen definiert als "objectified forms of social differences manifested in unequal access to, and unequal distribution of resources (material and non material) and social opportunities" (Lamont und Molnár, 2002: 168). In diesem Sinne würden soziale Grenzziehungen zum Beispiel dadurch verstärkt, dass symbolische Grenzziehungen in Akten der Diskriminierung münden und so den Angehörigen bestimmter Gruppen den Zugang zu bestimmten Ressourcen erschweren. Ihrerseits können soziale Grenzziehungen auch symbolische Grenzziehungen hervorrufen oder stimulieren: So sind es vielfach wahrnehmbare Unterschiede bezüglich des Zugangs zu Ressourcen, die bestimmte Individuen oder Gruppen als ‚andersartig' kenntlich machen (van Eijk, 2011: 4f.).

In diesen Überlegungen wird deutlich, dass symbolische Grenzziehungen in ihrem Kern Phänomene der Kategorisierung darstellen. Um die Wahrnehmung ihrer Umwelt zu strukturieren, konstruieren Menschen Kategorien, denen sie die verschiedenen Elemente ihres Alltags und somit auch andere Menschen zuordnen. Jene Kategorien basieren auf bestimmten Merkmalen, die es erlauben, Gleiches und Unterschiedliches zu gruppieren. Jene Kategorien werden oftmals nicht durch die Individuen aus einer Situation heraus entwickelt. Vielmehr erfolgt eine Bezugnahme auf bestehende, gewissermaßen institutionalisierte Kategorien. Vielfach haben diese wertenden Charakter und tragen dazu bei, dass der Status einer Gruppe oder eines Individuums auf bestimmte Art und Weise im gesellschaftlichen Gesamtgefüge definiert wird, insbesondere wenn bestehende Kategorien reproduziert werden.[40] Um symbolische Grenzziehungen genauer zu verstehen, ist es folglich wesentlich, zu analysieren, anhand welcher Kategorien bestimmte Individuen und Gruppen beschrieben werden. Damit einher geht die Frage, in welchen Kontexten diese Kategorien generiert beziehungsweise aus welchen Kontexten sie entnommen werden. Bedeutend ist es dabei, die impliziten Bedeutungen und Kategorisierungen im Hintergrund der explizit genannten Kategorien zu erforschen. So können zum Beispiel ästhetische Merkmale, wie etwa der Kleidungsstil, als Hinweis auf eine bestimmte Klassenzugehörigkeit interpretiert werden (van Eijk, 2011: 3).

Wie ich dargelegt habe, impliziert das Konzept symbolischer Grenzziehungen die Idee, dass Gruppenzugehörigkeit in Unterscheidung zwischen einem „Wir" und einem „die Anderen" definiert wird. Die sich dabei vollziehenden sozialen Prozesse lassen sich gleichermaßen der Individual- wie auch der Gruppenebene zuordnen. Dieses Wechselspiel wird von Richard Jenkins (2004) theoretisch erfasst und vor dem Hintergrund zugleich individueller und sozialer Identitätskonstruktionen fokussiert. So beschreibt er einerseits, dass es sich bei der in diversen Abgrenzungsmechanismen entwickelten Individualität um ein soziales Phänomen handeln würde. Andererseits jedoch würden die soziale Welt und die ihr inhärenten Bedeutungen in individuellen Handlungen geschaffen. Zwischenmenschliche Interaktionen und Verhandlungen seien folglich die Grundlagen stets prozesshafter Identitätskonstruktionen (vgl. auch Buckingham, 2008). Aufgrund

[40] Jenen Prozessen, in denen symbolische Grenzziehungen und Kategorisierungen soziale Ungleichheiten befördern, widmet sich insbesondere Charles Tilly in seinen Arbeiten (z. B. Tilly, 2004).

dieser Situationsbezogenheit und Prozesshaftigkeit und der daraus hervorgehenden Pluralität spricht Jenkins von Identifikationen anstelle von Identitäten. Jene Muster werden im empirischen Kontext meiner Studie sichtbar werden, wenn die Jugendlichen sich in verschiedenen Gesprächssituationen anhand bestimmter, in anderen Interaktionen adaptierten oder für sich entwickelten, Kategorien bestimmten Gruppen zuordnen und sich damit zugleich von anderen abgrenzen.

Im Folgen wird nun der Fokus auf verschiedene Orte und die an ihnen lokalisierten Personengruppen gelenkt, um so zu zeigen, welche Bedeutung der lokale (sozial-)räumliche Kontext im Zusammenhang mit den symbolischen Grenzziehungen der befragten Jugendlichen erlangt.

7.2.2 ‚Schlechte' Straßen und ihre Bewohner

In Reaktion auf verschiedene Fragen, wie etwa jener nach weniger schönen Orten oder jener nach Orten mit einem schlechten Ruf, aber auch aus anderen thematischen Zusammenhängen heraus, gingen viele der von mir befragten Jugendlichen in ihren Interviews sehr lebendig und bildhaft auf bestimmte negativ bewertete Straßenzüge oder kleinräumige Stadtviertel und die dortigen Lebensbedingungen ein. Diese Narrative stehen in einem deutlichen Kontrast zu den generell positiven Bewertungen des alltäglichen Lebens vor Ort. So entwickelt der bereits weiter oben in diesem Kapitel zitierte Coesfelder Jörg anhand des Aspekts der Kriminalität den folgenden Gedanken:

> *„Aber Coesfeld is nich so kriminell. Es gibt halt nur solche kleinen Viertels, und ähm von denen hört man einfach wenn man wenn welche da so in der Nähe wohnen, von denen hört man dann was." (Jörg, 14, Coesfeld)*

Sven, ein Befragter aus Borken, betont, dass es für ihn wichtig sei, in welchem Teil seines Wohnorts er lebt, und versieht dabei bestimmte städtische Gebiete mit einer deutlichen negativen Konnotation:

> *I: „Würdest Du sagen, dass is für Dich auch wichtich, Dein Stadtteil hier in Borken?"*
> *„Ja, das is wichtich, also es gibt ja schon so genannte Ghettos, wo mehr so armere Leute wohnen, da würd ich nicht so gerne wohnen." (Sven, 15, Borken)*

Der Befragte grenzt seinen eigenen Wohnort somit deutlich von den Wohngebieten der ärmeren Leute ab, die er in drastischen Worten als „Ghettos" bezeichnet. Auffällig ist, dass die Bezeichnung ‚Ghetto' im Zusammenhang mit den ‚schlechten' Straßen und Gebieten äußerst häufig und von vielen Befragten verwendet wird, wie die folgenden Aussagen zweier Borkener Jugendlicher verdeutlichen:

> *„Die Breslauer war vor zwei Jahren, drei, vier, fünf, sechs Jahren sozusagen die Ghetto-Straße da hinten,* >Mhm<, *da wo ich auch noch gewohnt hab. Da war viel an Ausländern, oft Polizei, aber jetzt wird die auch zu modern umgebaut." (Sergej, 15, Borken)*

„Nur von der Breslauer, da wohnen so wie so die ganzen- das ist ein Ghetto. Oder die auch, neugemacht, die werden momentan alle rausgeschmissen. >Ja< *Die wollen halt nicht mehr, dass das ein Ghetto ist.“ (Andreas, 16, Borken)*

Jene Bezeichnung ‚Ghetto‘ ist offensichtlich fest im Bewusstsein und im Sprachgebrauch vieler Jugendlicher verankert. Es ist zu vermuten, dass dies primär durch mediale Wahrnehmungen, zum Beispiel von Filmen, Dokumentationen und Reality Soaps, geschieht, was ich in der weiteren Argumentation näher erläutern werde. Gleichwohl kann auch eine Adaption von Redeweisen der Eltern und anderer Bezugspersonen zugrunde liegen, wie ebenfalls gezeigt wird.

In den Beschreibungen der Schüler sind es die immer gleichen Wohngebiete oder kleinräumigen Straßenzüge, die als solche negativ behafteten Orte dargestellt wurden. In Borken (‚Breslauer Straße‘) und Olpe (‚Hatzenberg‘) handelte es sich dabei um jeweils eine spezifische Straße beziehungsweise eine spezifische Hügellage. In Coesfeld sind die negativen Zuschreibungen an bestimmte Gebiete räumlich diffuser. Es werden Orte beschrieben, die in einem bestimmten Teil der Stadt, hinter der nicht an der Untersuchung teilnehmenden Hauptschule liegen. Ein in einer kleineren Gemeinde außerhalb von Olpe wohnender Schüler beschrieb zudem eine bestimmte Hügellage in seiner Gemeinde mit denselben negativen Mustern.

In Borken fokussieren sich die in diesem Zusammenhang relevanten Erzählungen nahezu ausschließlich auf die Breslauer Straße. Diese Straße mit einer Länge von 700 Metern befindet sich am Rand der Kernstadt liegt jedoch zugleich in fußläufiger Entfernung zur Innenstadt. Bis vor kurzem war die dortige Baustruktur durch vier- und fünfgeschossige, aus den 1970er-Jahren stammende Wohnblocks geprägt. Seit 2011 findet eine, von zahlreichen Schülern berichtete, umfassende Kernsanierung der Wohnanlagen statt, die von der Stadt Borken gemeinsam mit der zuständigen Wohnungsbaugenossenschaft durchgeführt wird und in den lokalen Medien regelmäßig präsent ist.

Das in Olpe in diesem Zusammenhang relevante Gebiet ist der Hatzenberg; ein Wohngebiet, das sich in relativ steiler Hanglage am Stadtrand befindet und gute zwei Kilometer vom Zentrum entfernt ist. Wie die Erzählungen der Jugendlichen gezeigt haben, gelten die in diesem Kapitel interessanten negativen Bewertungen jedoch nicht dem ganzen Hügel Hatzenberg, der auch durch eine gleichnamige Straße erschlossen wird, sondern seinem unterem Teil. Dieser unterscheidet sich aufgrund seiner baulichen Struktur von den umliegenden, überwiegend aus kleineren Häusern bestehenden Wohngebieten. Er ist zum einen durch eine Reihe mehrstöckiger Wohnblocks und zum anderen durch einige, etwa zehn Etagen zählende Wohnhochhäuser geprägt.

Ein Jugendlicher, der aus einer etwa 15 Kilometer entfernten kleineren Stadt nach Olpe zur Schule pendelt, beschreibt darüber hinaus eine am Rande seines Wohnorts gelegene Siedlung, überwiegend bestehend aus dreistöckigen Mehrfamilienhäusern. Dieses größtenteils von russischstämmigen Personen bewohnte Gebiet wird in den Deutungen mit vergleichbaren negativen Attributen wie die anderen in diesem Kapitel betrachteten Gebiete versehen.

Auffallend ist, dass die von den Jugendlichen negativ bewerteten Stadtviertel in Coesfeld nicht so klar räumlich definiert und abgegrenzt werden wie in den anderen beiden Untersuchungsstädten. So wird auch insgesamt deutlich, dass Wahrnehmungen von benachteiligten Straßenzügen und vergleichbaren Stadtgebieten bei den Coesfelder Schülern anscheinend nicht so deutlich ausgeprägt sind wie in Borken und Olpe. In einigen Coesfelder Interviews werden nichtsdestotrotz ähnliche Sichtweisen auf bestimmte Straßenzüge sichtbar. Diese werden schwerpunktmäßig im Gebiet rund um die zweite städtische Hauptschule lokalisiert. Dies ist insofern eine besondere Notiz wert, als dass diese Schule und insbesondere die sie besuchenden Jugendlichen von vielen Schülern mit äußerst negativen Attributen konnotiert werden (Kapitel 7.2.3). Ein Befragter geht aber auch auf ein Ensemble mehrerer kleinerer Hochhäuser in der Nähe des Bahnhofs ein, ein anderer auf einen überwiegend von Menschen türkischer Herkunft bewohnten Wohnblock in der Nähe seines Zuhauses.

Gerede über die ‚schlechten Straßen'

Wie weiter oben erläutert, können Prozesse symbolischer Grenzziehungen auf unterschiedlichen Grundlagen beruhen, wie zum Beispiel persönlichen Erfahrungen, abstraktem Wissen, medial generierten Bildern oder aber auch alltagsweltlichen Diskursen, in welche die jeweiligen Personen involviert sind. Die Gespräche mit den Jugendlichen machten deutlich, dass in ihrem lokalen Umfeld vielfach über die als schlecht angesehenen Gebiete gesprochen wird und dass dabei verschiedene Arten von negativen Bewertungen weitergegeben werden. Einige Interviewpartner berichten darüber, dass es sich um ein vorwiegend unter den Jugendlichen diskutiertes Thema handle. Bei anderen Befragten wird deutlich, dass es insbesondere die Eltern sind, die ihre Sichtweisen an die Jugendlichen weitergeben. Andreas aus Borken zum Beispiel erzählt davon, wie seine Mutter über die Breslauer Straße spricht:

> *„Die Erwachsenen reden auch. Meine Mutter redet sehr viel darüber. Meine Mutter hat gesagt, wenn ich jetzt an der wohnen würde und ich würde mir eine Wohnung suchen, ich würde keine bekommen, weil ich in der Breslauer wohne, Punkt. Das hat meine Mutter mir gesagt, weil die Vermieter wissen dann, die wohnen in Breslauer, die sind asozial und auch wenn man nicht asozial ist, da gibt es ja bestimmt Leute, die nicht asozial sind aber meine Mutter hat gesagt niemals in die Breslauer hinziehen." (Andreas, 16, Borken)*

Nachdem man in der Breslauer Straße gewohnt hat, würde man in den Augen der Mutter Schwierigkeiten haben, in anderen Teilen Borkens eine Wohnung zu erhalten, da auch die Vermieter über dieses Gebiet und seine Bewohner Bescheid wüssten. Der Rekurs auf die drastische Vorstellung einer Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt verdeutlicht, welch negatives Image und welch negative Auswirkungen auf die Lebenschancen seiner Bewohner dem Gebiet aus dem Umfeld der Jugendlichen zugeschrieben werden und wie präsent entsprechende Deutungen offenbar in den Sichtweisen mancher Erwachsener sind. Jörg aus Coesfeld kommt im Rahmen seiner Erzählung über ‚schlechte' Wohngebiete in der Stadt auf ein Erlebnis seines Vaters zu sprechen:

„Also mein Vater musste der is ja Maler und Lackierer da musste der mal da in diesen das heißt Coesfeldspark in diesen Hochhaus das sieht von außen ja schön aus, aber von innen musste der was machen. Und dann sah der einfach äh son Loch in der Wand. Dann hat er den Mann da gefragt: ‚Was isn das da fürn Loch in der Wand?' ‚Ja da hab ich rein geschlagen und so'. Ja und das hat das auch ja da gegenüber die Menschen oder die Leute halt die ham auch gehört irgendwie dass man da draußen auch immer mal kleine Schlägerei sieht, oder auch weinende Kinder oder also sechs sieben." (Jörg, 14, Coesfeld)

Dem Zitat zufolge war der Vater im Rahmen seiner Tätigkeit als Maler in der Wohnung eines Mannes, der scheinbar grundlos ein Loch in seine Wand geschlagen hat. Dies könnte von Jörg und seinem Vater als ein Ausdruck unkontrollierter Aggression, zumindest aber einer Form abweichenden Verhaltens interpretiert worden sein. Dass der Vater wohl im Kreis der Familie von diesem Erlebnis erzählt hat, lässt darauf schließen, dass es für ihn eine gewisse Relevanz hatte. Da der Schüler im Interview diese Geschichte unmittelbar und prompt mit dem Thema der ‚schlechten' Gebiete und dortigen Alltagskultur verbindet, ist zu vermuten, dass auch in der Erzählung des Vaters oder dem daran anschließenden Gespräch eben dieser Zusammenhang hergestellt wurde.

Mehrere der befragten Jugendlichen fügen darüber hinaus an, dass es in ihrem Umfeld oder in der Stadt zwar das schlechte Gerede über bestimmte Gebiete und Straßen gäbe, dass sie persönlich diese Ansichten aber keineswegs teilen würden. In jenen Argumentationsmustern eines vergleichsweise kleinen Teils der Schüler werden somit Prozesse symbolischer Grenzziehungen in ihrem städtischen Umfeld beschrieben, von denen sie sich selbst jedoch explizit distanzieren. So wendet sich beispielsweise der Olper Bülent gegen negative Sichtweisen auf den Hatzenberg und setzt dies in Bezug zu der Aussage, dort Freunde zu haben und somit den Ort und die dort lebenden Menschen persönlich zu kennen:

„Ja, viele Leute sagn, Hatznberg is 'n bisschen nicht schöner Stadtteil, weil da viele, so, ich sach ma jetz Asoziale, aber, so sagen die das halt eben. Ja, aber find ich nich. Ich hab da auch n paar Freunde." (Bülent, 15, Olpe)

Die Deutlichkeit, mit der ein Teil der Befragten anhand der immer wieder gleichen Kategorien Beschreibungen von den Bewohnern dieser Gebiete entwirft, und die Art und Weise, in der diese den eigenen Positionierungen gegenüberstehen, weisen auf deutliche Prozesse der symbolischen Abgrenzung hin, in denen die Schüler ein ‚Wir' und ein ‚die Anderen' konstruieren. Diese in einem Großteil der Interviews in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen zutage tretenden binären Unterscheidungen spiegeln sich vielfach in signifikanten Formulierungen. Beispielsweise verwenden mehrere Jugendliche die Formulierung ‚Wir', wenn sie von den Menschen beziehungsweise einer Mehrheit der Menschen, in ihrer Stadt sprechen. Dies wird zum Beispiel im Interview mit dem Borkener Tim deutlich, als jener von einer symbolischen Abwertung der Straße durch ebenjene Mehrheit spricht:

„Ja in Borken, also die Breslauer Straße. Da sagen die ganzen- also alle Ausländer meistens und da ist auch viel immer Palaver und oft Polizei, also das man die bei uns als asoziale abgestuft hat, die Straße." (Tim, 15, Borken)

Tims Zitat verdeutlicht bereits einige wesentliche Bestandteile der gebietsbezogenen Negativbilder. Im Folgenden werden nun jene Kategorien in den Vordergrund gerückt, anhand derer die befragten Jugendlichen die ‚schlechten' Straßen ihrer Wohnumgebung beschreiben. So lässt sich nachvollziehen, auf welche Art und Weise entsprechende symbolische Grenzziehungen konstruiert werden. Analytisch kann dabei zwischen baulich-physischen und sozialen Kategorien unterschieden werden. Während sich erstere auf die bauliche Struktur und Lage der Straßen im Stadtgebiet beziehen, rekurrieren letztere auf den Bewohnern zugeschriebene Eigenschaften.

Die bauliche Struktur

Blickt man auf die baulich-physischen Kategorisierungen, so überwiegen bestimmte Aspekte der Gebietswahrnehmung. Die folgenden Zitate von Schülern aus allen drei Untersuchungsstädten machen dies deutlich:

„Jah, es gibt so Viertel, also bei Thorsten (Pseudonym des Befragten, TM) gegenüber, da sind so ganz viele Häuser, so, ähm wie heißen die nochmal, so Blockhäuser, wo mehrere drin wohnen, (…)." (Daniel, 15, Coesfeld)

„Also ich bin auf jeden Fall der Meinung, dass es n also ich fühl mich selber am Hatzenberg nich so wohl, weil da auf jeden Fall ziemlich viele so riesige Wohnungen sind. Also wirklich ich weiß gar nich so Blockhäuser, wirklich einfach äh ein riesen Haus mit was weiß ich wie viel Wohnungen dann direkt die nächste und so geht das dann immer weiter und das is auch nich grade schön da." (Peter, 14, Olpe)

„Mhm, Stadtteil würd ich das jetz' nich unbedingt nennen, das is mehr so eine Straße da, und das is' dann ne, jah, kann man das jetzt Plattenbausiedlung nehmen, aber das sind erstmal Hochhäuser, Hochhäuser da die ganze Straße, und da wohnen zum größten Teil russische Mitbürger." (Kevin, 14, Borken)

Die jeweils fokussierten Straßen seien aus Sicht vieler Befragter durch besonders große Häuser geprägt. Die Rede ist dabei von „Blockhäusern", „Wohnblocks", „Hochhäusern" oder auch einer „Plattenbausiedlung". Letztere Bezeichnung gibt einen Hinweis darauf, dass Erzählungen und Deutungen der Jugendlichen stark durch mediale und gesellschaftliche Diskurse sowie die daraus aufgeschnappten Schlagwörter und Bezeichnungen geprägt werden. So wird der Begriff „Plattenbau" in den deutschsprachigen Medien vorrangig in Bezug auf Wohngebiete in den Städten der ehemaligen DDR verwendet. Einige Interviewpartner sprechen von einer großen Zahl jener Gebäude, die sich, wie es Kevin ausdrückt, „entlang der ganzen Straße" erstrecken. Dies geht einher mit der Wahrnehmung einer Vielzahl dicht aneinander gedrängter Wohnungen, in denen eine große Zahl an Menschen lebt. Die überspitzten Formulierungen, sowohl bezüglich der Größe als auch bezüglich der Zahl der Wohnblocks, fallen in einigen Interviews ins Auge. In dieser drasti-

schen Art und Weise, in der einige Interviewpartner diese großen Wohnblocks beschreiben, spiegelt sich eine skeptische Sichtweise gegenüber den dortigen Wohnbedingungen und ein Unverständnis über solche Bauweisen wider. Zusammen mit den Unsicherheiten bei den Beschreibungen der Häuser und ihrer Bauweise vermittelt dies, dass die materiellen Strukturen der hier fokussierten Straßen den Jugendlichen als Fremdkörper in der restlichen baulichen Substanz der Stadt erscheinen.

Die Art, in der die Untersuchungspersonen über die ‚schlechten' Straßen in ihren Wohnorten berichten, weist darüber hinaus deutliche Ähnlichkeiten mit ihren Beschreibungen von Großstädten auf. Wie ich schon in Kapitel 5.2 zeigte, haben viele der befragten Jugendlichen bei der Beschreibung ihrer Städte von sich aus den Vergleich zu bestimmten Großstädten oder zu abstrakten Vorstellungen von ‚Großstadt' gezogen. In der Mehrheit der Fälle werden dabei die positiven Aspekte des Lebens in der eigenen, kleineren Stadt negativen Facetten des großstädtischen Lebens gegenübergestellt. Zentrale Attribute, die der Großstadt zugeschrieben werden, sind in diesem Zusammenhang Lärm, Verkehr und Hektik sowie die fehlende Ruhe, wenig Grün und fehlende Bezüge zur Natur. Die beschriebenen ‚schlechten' Straßen stellen somit gewissermaßen ein gegenteiliges Stück Großstadt im mittelstädtischen, ländlichen Umfeld dar.

Die Unterschiede zwischen den in den Interviews beschriebenen Lebensbedingungen der ‚schlechten' Straßen und Gebiete und dem eigenen nahräumlichen Umfeld der befragten Jugendlichen sind darüber hinaus in den meisten Fällen überaus groß und erklären fehlende Bezüge zu den entsprechenden Wohnformen. Ein Großteil der befragten Schüler wohnt schließlich mit seiner Familie in einem eigenen Haus, umgeben von einem Garten. Den entsprechenden Unterschied formuliert der Coesfelder Thorsten drastisch:

> *„Ja, es gibt ja welche, die nen Haus haben, aber äh, es gibt auch welche die 'ne Wohnung haben und halt in so äh Ghettos, so kleinen sach ich mal, wohnen. Da kann ich eigentlich schon froh drüber sein, dass ich so wohn." (Thorsten, 15, Coesfeld)*

Von einigen Schülern wird der Garten rund um das familiäre Eigenheim intensiv genutzt, zum Beispiel um darin Fußball zu spielen. Somit ist die Bedeutung eines grünen, geräumigen Wohnumfelds nicht nur abstrakter Natur, sondern tief in den alltäglichen Bedürfnissen und im Freizeitverhalten der Jugendlichen begründet (siehe dazu auch Kapitel 5.2). Darüber hinaus spiegeln sich in den Wertschätzungen, die viele der befragten Jugendlichen ihrem Zuhause mit Garten entgegenbringen, wohl auch die aus dem familiären Umfeld übernommenen Werthaltungen und Prioritäten bezüglich einer wünschenswerten Wohnform.

Neben dem Charakteristikum großer, von vielen Menschen bewohnter Gebäude werden die in diesem Kapitel relevanten Straßenzüge auch durch einen schlechten Zustand der Bausubstanz und Infrastrukturen beschrieben. Nach der Ansicht einiger Befragter sei dort alles „heruntergekommen" oder „dreckig". Beschrieben werden somit Zustände der Verwahrlosung, wie sie sowohl durch die Befragten als auch durch deren soziales Umfeld wahrgenommen werden. So würde, dem Borkener Bastian zufolge, darüber gesprochen, inwiefern diese Wohnbedingungen einen direkten Einfluss auf die Verhaltensweisen der Bewohner hätten:

„Ich mein, dass es da eine Straße gibt, die nich ganz so guten Ruf hat. >Ja. Wo is die?< *Ich mein es is die Breslauer Straße is. Ja, da darüber erzählt man sich halt da wohnen ziemlich viele ähm Emigranten auch, die nich viel tun und es is einfach nich schön da, es is alles ziemlich runtergekommen und die Leute müssen sich glaub ich verhalten sich auch dementsprechend. Ja, die sind nich grade öhm nich grade sehr soziale.* >Mhm< *Alles auch nich extrem aber sie sind nich ganz so gesellschaftlich. Aber das is das, was ich so höre." (Bastian, 15, Borken)*

In jenem Zitat werden bereits einige der typischen, auf die Bewohner bezogenen Kategorisierungen angewandt, wie sie in der folgenden Argumentation im Fokus stehen werden. Dabei wird gezeigt werden, dass es bestimmte, von den Schülern auch in anderen Erzählzusammenhängen negativ konnotierte, Einstellungen sind, die diesen Personen zugeschrieben werden und die zusammen mit den Eindrücken von der baulichen Struktur symbolische Grenzziehungen konstituieren.

Die Bewohner

Die meisten befragten Jugendlichen haben eine, wenn auch in vielen Fällen nicht durch persönliche Erfahrung geprägte, Vorstellung davon, was für Menschen in den ‚schlechten' Straßen leben. Die diesbezüglichen Beschreibungen wirken vielfach sehr bildhaft und auch zugespitzt. Dabei nehmen die Jugendlichen in den meisten Fällen auf dieselben Kategorien Bezug. In diesen spiegeln sich in gesellschaftlichen Debatten zentrale Kategorisierungen, entlang der Dimensionen der Ethnizität und der sozialen Klassen mit den ihr zugeschriebenen kulturellen Mustern und ästhetischen Praktiken – Prozesse des Entleihens und Übertagens von Kategorien, die von Charles Tilly als „Borrowing" bezeichnet werden (2004: 219).

Wie bereits in den vorherigen Zitaten deutlich wird, hebt ein großer Teil der Jugendlichen bei seinen Erzählungen über die ‚schlechten Straßen' hervor, dass die dortige Bewohnerschaft durch Menschen mit Migrationshintergrund geprägt sei. Explizit genannt werden dabei zum einen Bewohner türkischer und zum anderen Personen russischer Herkunft. Es zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Gebieten hinsichtlich der dort, aus Sicht der Schüler, vorrangig wohnhaften ethnischen Gruppen. Während beispielsweise Stefan eine benachteiligte Wohnlage in seiner Heimatstadt Coesfeld als „Türkenblock" bezeichnet, spricht Jens über den so genannten „Wodkahügel" in seiner kleineren Wohngemeinde Attendorn, zehn Kilometer außerhalb seines Schulorts Olpe.[41]

[41] Derartige umgangssprachlich und abwertend konnotierten Bezeichnungen der migrantisch geprägten Gebiete deuten auf die Art und Weise hin, in der im Umfeld der Jugendlichen teilweise über diese konkreten Bewohnergruppen, aber auch über Migranten generell gesprochen wird. Ähnliche Sprechweisen tauchen in einem Teil der Interviews auch an anderen Stellen auf, an denen Bezug auf Personen mit Migrationshintergrund genommen wird. In den für dieses Kapitel relevanten, wie auch in manchen anderen, Interviewpassagen wird darüber hinaus deutlich, dass die negativ konnotierten ethnischen Zuschreibungen bei einigen der Befragten im Wechselspiel mit Relativierungen und Rechtfertigungen erfolgen. So wird beispielsweise betont, dass es auch sich schlecht verhaltende Deutsche gäbe oder aber, dass man grundsätzlich gegen ethnische Abstufungen sei. Ein Schüler nimmt eine explizite Differenzierung vor und hebt seine persönliche Einstellung von dem Gerede und den Einstellungen der anderen Bewohner ab, die ein schlechtes Bild von den Migranten in den fokussierten Straßen hätten.

„Aber et gibt manche, da sach ich oh, ne, oder wir ham auch bei uns in der Nähe so'n Türkenblock, (…) da sind auch Manche, mit elf Kindern, so, ne, da denkt man auch, oh." (Stefan, 16, Coesfeld)

„Ja. Da sind dann halt auch viele Russen und deswegen heißt das auch ähm an einer Stelle Wodkahügel, weil da nur Russen wohnen. Da wohnen also keine Türken oder Deutschen oder was auch immer, sondern nur Russen. Das is son großes Haus, da wohnen halt wirklich nur Russen drin. Und der da die der Platz da heißt halt dann Wodkahügel." (Jens, 15, Olpe)[42]

In der Sichtweise des Olpers Ralf wird die benachteiligte Wohngegend Hatzenberg nicht nur mit einem hohen Anteil migrantischer Bewohner in Verbindung gebracht. Er beschreibt, dass dort zugleich Rechtsradikale beziehungsweise Nazis anzutreffen wären:

„Ja, also Nazis sind da am Hatzenberg, viele Ausländer unten und oben viele Nazis. Von daher gibts da schon öfters mal Probleme." (Ralf, 15, Olpe)

Jene, eine deutliche Bedrohungs- und Konfliktsituation implizierende, duale Konstellation wird von Ralf zugleich räumlich präzisiert und lokalisiert: So würden die migrantischen Bevölkerungsgruppen im oberen Teil des Hatzenbergs wohnen, die Nazis im unteren.

Neben den ethnischen Kategorisierungen prägen Deutungen des sozio-ökonomischen Status und der damit verbundenen Lebensweisen die Erzählungen der Jugendlichen über die Straßenbewohner. Die zentralen Kategorien sind dabei jene des Nicht-Arbeitens und des infolgedessen notwendigen Bezugs sozialer Transferleistungen. In manchen Erzählungen werden diese Kategorien explizit der migrantischen Bevölkerung zugeschrieben, in anderen allgemeiner den Gebietsbewohnern attestiert. Jene Abhängigkeit von Arbeitslosenhilfe wird mit drastischen, jedoch in der Umgangssprache verbreiteten Begriffen beschrieben. Zentral sind dabei Formulierungen, die sich aus der Bezeichnung ‚Hartz 4' ableiten lassen. Ein Teil der Jugendlichen vertritt die Ansicht, dass jene Bezieher sozialer Transferleistungen gar nicht arbeiten wollen und schreibt ihnen entsprechende Charaktereigenschaften zu, wie zum Beispiel „arbeitsfaul" zu sein:

„Ähm joa das sind äh ich seh immer dann äh mit Jogginghose da rumlaufen undundund. Also eher arbeitsfaul sind sag ich mal, dass die dann eher Hartz IV beziehen und ähm dass die dann auch wirklich morgens schon da rumsitzen und rumchilln und was weiß ich und ähm ja das sind dann auch einige, die wo man dann merkt ok, man is hier in son Viertel und öhm ja." (Jens, 15, Olpe)

Dies ist in den Sichtweisen vieler Befragter Teil umfassender Vorstellungen zu den Lebensweisen und Einstellungen der in den ‚schlechten' Straßen lebenden Menschen. Schüler beschreiben, dass

[42] Diese subjektiven Wahrnehmungen spiegeln teilweise objektiv vorhandene Bevölkerungsstrukturen wider, die unter anderem auf gesteuerte Prozesse der Ansiedlung zurückgeführt werden können. So wurde zum Beispiel in dem genannten Attendorner Gebiet gezielt Spätaussiedler, unmittelbar nach ihrem Umzug nach Deutschland, angesiedelt.

die Bewohner, da sie keiner geregelten Arbeit nachgingen, den ganzen Tag rumhingen. Dies wird wiederum mit bestimmten, eindeutig negativ konnotierten Verhaltensweisen in Verbindung gebracht. Beispielsweise beschreiben mehrere Teilnehmer, dass die Bewohner der Straßen sich laut verhalten und andere Personen anpöbeln würden. Es gäbe ständig Konflikte. Dies würde unter anderem dazu führen, dass es in den Gebieten regelmäßig zu Polizeieinsätzen käme, wie Andreas aus Borken berichtet:

> *„Das sind so Leute, auch Deutsche, ich rede jetzt nicht nur von Ausländern, auch Deutsche wohnen da, die wirklich alle große Fresse haben, die keine Ausbildung kriegen wollen, die wollen den ganzen Tag nur zu Hause abhängen und gammeln und dabei pöbeln die noch an und dann machen die Scheiße und dann werden die von der Polizei abgeholt, dann gibt es Schlägerei ohne Ende und das dauert schon seit Jahren, das habe ich auch von meiner Mutter gehört, dass die schon früher in ihrem Kindesalter, schon einen schlechten Ruf hatte." (Andreas, 16, Borken)*

Darüber hinaus wird auf weitere Formen devianten Verhaltens eingegangen. Es ist in einer größeren Zahl der Gespräche die Rede von problematischem Drogenkonsum. Peter erzählt in diesem Zusammenhang, dass man es den Bewohnern dieser Gebiete eindeutig ansehen würde, dass sie mit Drogen hantieren würden. Eng damit verbunden ist die Vorstellung, dass in den entsprechenden Gebieten der Drogenhandel deutlich stärker ausgeprägt sei, als in anderen Teilen der Stadt:

> *„Also klar, ich hab da auch 'n paar Freunde. Aber so von Leuten was ich da schon gehört habe, das is dann doch n bisschen krass."*
> *I: „Ja was sind das zum Beispiel für Geschichten, die man da hört?"*
> *„Ja dass da n irgendwie ich weiß ja jetzt nicht, ob das stimmt irgendwie dass die da Cannabis konsumiern und auch verkaufen und sowas." (Peter, 14, Olpe)*

Somit nehmen die Jugendlichen Bezug zu generellen Kategorien und Phänomenen, die in deren Wahrnehmung abweichenden Verhaltens wesentlich sind.[43] Auch im Zusammenhang mit anderen (räumlich strukturierten) symbolischen Abgrenzungsprozessen werden dieselben Kategorien zur Charakterisierung der ‚Anderen' aufgeführt. Neben dem Drogenkonsum ist es vor allem das Trinken alkoholischer Getränke, das als negative Eigenschaft in den Erzählungen genannt wird. Auch das weiter oben benannte Anpöbeln anderer Personen wird nicht nur den Bewohnern der

[43] In ihrer Studie eines Belfaster Arbeiterstadtteils rekonstruiert Nicola Ingram (2009) ähnliche Sichtweisen der von ihr fokussierten 11-16 jährigen Jugendlichen auf manche in der Nachbarschaft wohnenden Personen. In den von ihr analysierten Narrativen werden ebenfalls deutlich Beschreibungen anti-sozialer Verhaltensweisen gegeben. Auch in ihrer Studie grenzen die Jugendlichen ihre eigenen Praktiken deutlich von jenen Verhaltensweisen ab. Ein deutlicher Unterschied zu den Ergebnissen meiner Studie besteht allerdings darin, dass die von Ingram befragten Heranwachsenden keine eindeutige Relativierung in dem Sinne vornehmen, dass es sich nur um eine bestimmte kleine Gruppe in einem bestimmten limitierten Gebiet handle. Vielmehr werden – trotz gleichzeitigen Empfindens intensiver Zugehörigkeit - generelle Negativzuschreibungen gegenüber dem lokalen Kontext entwickelt. Somit wird ein gewisser Widerspruch zu dem für diese Jugendlichen ebenfalls bestehendem Bild einer lokalen Präsenz ‚normaler' Leute konstruiert, der in meiner Studie so nicht prägend ist.

‚schlechten' Straßen zugeschrieben. Es wird ebenfalls als typische Verhaltensweise jener Personen bewertet, die an bestimmten negativ konnotierten Orten im öffentlichen Raum ‚abhängen', wie etwa dem Bahnhofsvorplatz, dem Skaterpark oder den Flächen rund um ein großes Einkaufszentrum (vgl. Kapitel 7.2.3 und 7.2.4). Darüber hinaus werden die angesprochenen zentralen Kategorien in allgemeinen und nicht auf bestimmte Sozialräume bezogenen Distanzierungen gegenüber devianten Verhaltensweisen verwendet.

Die in den ‚schlechten' Straßen wohnenden Personen werden von den Jugendlichen nicht nur anhand bestimmter, für sie typischer Verhaltensweisen charakterisiert. Ebenso sind es äußerliche Merkmale, die aus Sicht der Befragten eine bestimmte Ästhetik widerspiegeln und aufgrund dessen in einer negativen und distanzierenden Art und Weise interpretiert werden. So erzählt zum Beispiel der Olper Jens in seinem obigen Zitat davon, dass die in diesen Straßen wohnenden Menschen draußen in Jogginghosen herumlaufen würden. Ein anderer berichtet, dass man in den entsprechenden Gebieten viele schmutzig gekleidete Menschen sehen würde, da diese nicht über das nötige Geld verfügen würden, um ihre Kleidung zu waschen. Ähnlich wie bei den Beschreibungen der baulichen Substanz spielen auch bei den Charakterisierungen der Bewohner Vorstellungen des ‚Schmutzig'- oder ‚Heruntergekommen'-Seins eine wesentliche Rolle. Gleichwohl wird in diesem Zusammenhang deutlich, dass die Bilder von den relevanten Gebieten und den dort lebenden Menschen zugespitzt und unabhängig von persönlichen Erfahrungen konstruiert erscheinen. Es ist davon auszugehen, dass generelle Vorstellungen von bestimmten Milieus und den mit ihnen verbundenen Verhaltensweisen und äußeren Erscheinungen auf die hier fokussierten Gebiete projiziert werden.

Großen Einfluss haben dabei mediale Darstellungen der Alltagswelten bestimmter Milieus: Nachrichten, aber insbesondere auch so genannte Reality Soaps, deren Inhalte als vermeintlich real dargestellt werden, letztendlich aber einem Drehbuch entstammen. Der folgende Interviewausschnitt zeigt, wie der Coesfelder Daniel in Reality Soaps generierte Bilder auf die Realität vor Ort überträgt:

> *I: „Hast Du den Eindruck, dass entspricht der Realität, diese Geschichten, die da (in Reality Soaps, TM) erzählt werden?"*
> *„Joah, manche, ja klar, also natürlich gibt's dat, so würd ich sagen."*
> *(…)*
> *I: „Würdest Du sagen, dass das hier in Coesfeld auch viele Familien gibt, wo das so is?"*
> *„Ja, es gibt so Viertel, also bei Thorsten (Pseudonym des Befragten, TM) gegenüber, da sind so ganz viele Häuser, so, ähm wie heißen die nochmal, so Blockhäuser, wo mehrere drin wohnen, nja, und da sind halt mehrere Ausländer und so und ich denke, dat die so ´ne Einstellung ham."*
> (…)
> *I: „Was ist so das, was man sich in Coesfeld über die erzählt, oder, was über die gedacht wird?"*
> *„Na, dat die halt auch so vom Staat leben, denk ich mal, dat die alle sowas denken, dat die alle zu faul sind zum Arbeiten." (Daniel, 15, Coesfeld)*

Medial an entfernten Orten generierte Wirklichkeitsbilder verschmelzen somit in den Wahrnehmungen der Jugendlichen mit deren Vorstellungen von der lokalen Realität. Die dabei entstehen-

den Räume beziehungsweise Raumbilder stellen folglich komplexe Syntheseleistungen im Sinne Martina Löws (2001; vgl. Kapitel 2.4.2) dar, in denen geographisch disperse – sowohl menschliche als auch dingliche – Elemente miteinander verknüpft und bedeutungsvoll miteinander in Bezug gesetzt werden.

Wie meine bisherigen Ausführungen gezeigt haben, ist eine zentrale Kategorie, die von den Jugendlichen zur Beschreibung der Menschen in den ‚schlechten' Straßen aber auch zur negativen Bewertung anderer Menschen herangezogen wird, jene der „Asozialen", in vielen Interviews auch umgangssprachlich als „Asis" bezeichnet. Jene Bezeichnung, die bereits dem Wortsinn zufolge die adressierten Personen aus dem Kreis der Gesellschaft ausschließt, scheint tief in der Alltagssprache der Befragten verwurzelt zu sein. Zugleich scheint sie aber an den meisten Stellen der Gespräche inhaltlich bewusst gewählt, mit einer Vorstellung davon, welche Eigenschaften und Praktiken diesen Status begründen. So spricht zum Beispiel der Borkener Bastian im weiter oben dargestellten Zitat davon, dass viele Bewohner der Gebiete „nicht ganz so gesellschaftlich" seien und stellt somit deren Lebensweise jener anderer Personengruppen gegenüber. Die Interviews verdeutlichen, dass Vorstellungen des ‚Asozial'-Seins zwar zumeist den Status der Arbeitslosigkeit und Abhängigkeit von sozialen Transferleistungen zum Ausgangspunkt haben, vor allem aber, wie in diesem Kapitel ausgeführt, durch Vorstellungen von bestimmten Verhaltensweisen und äußeren Erscheinungsbildern geprägt werden.

Abgrenzung des eigenen Wohnumfelds

Die symbolische Distanzierung gegenüber den fokussierten Gebieten und den dort lebenden Menschen erfolgt in manchen Gesprächen nicht nur auf Grundlage von auf die bauliche Substanz und die Bewohnerschaft bezogenen Kategorisierungen, sondern auch durch explizite Beschreibungen der räumlichen und sichtbaren Grenzen zu den sie umgebenden Gebieten. Besonders deutlich wird dies, wenn sich die eigenen Wohnadressen der Befragten in unmittelbarer Nähe zu den ‚schlechten' Straßen befinden. Der Olper Moritz zum Beispiel beschreibt den Hatzenberg als ein Wohnquartier, das sowohl aus einem besseren als auch aus einem schlechteren Teil bestünde. Sein eigener Wohnort befände sich im besseren Teil:

> *„Wir wohnen so Reihenhäusern und genau über uns, das ist auch irgendwo, heißt glaub ich auch Pfarrer-Ermert-Weg, alles ist da eins* >Mhm<*, bei uns sind das die zweistelligen Bereiche, da oben die äh einstelligen und, die ganzen Hochhäuser, also ich sag mal, da wohnen zu 80 Prozent HartzIV-Empfänger und auch Leute, denen man's ansieht, dass sie was mit Drogen zu tun haben. (…) Hatzenberg is 'n Reichenviertel, da wohnen die ganzen Ärzte und so was. Aber in den Hochhäusern, also, man sieht's einfach. Es sind, wirklich äh 9/10 sind Ausländer, das ist das Erste, und, äh 8 ja, 8/10 sind davon auch HartzIV-Empfänger." (Moritz, 16, Olpe)*

Die Unterschiede zwischen beiden Teilen beschreibt der Schüler nicht nur anhand der unterschiedlichen Bewohnergruppen, sondern auch unter Bezugnahme auf die bauliche Struktur: Während im schlechteren Part mehrgeschossige Wohngebäude typisch wären, sei der bessere Teil durch Reihenhäuser geprägt. In einem der letzteren lebe auch er. Die Grenze zwischen diesen beiden Gebietsteilen wird von Moritz anhand eines weiteren Merkmals definiert: Der gute

Teil des Hatzenbergs sei jener der zweistelligen Hausnummern, der schlechte Bereich jener der Einstelligen. Diese originelle und detaillierte Strukturierung des Gebiets anhand von Hausnummern zeugt von einer gewissen Präsenz des spezifischen Themas in den Wahrnehmungen und Denkweisen des Befragten. Ob selbst beobachtet oder von anderen gehört – er bezieht sich an dieser Stelle auf ein keineswegs offensichtliches Merkmal und offenbart detaillierte Gebietskenntnisse.

Der in diesem Kapitel bereits mehrfach zitierte Andreas aus Borken, der in der so genannten „Vogelsiedlung", in unmittelbarer Nähe zu der auch von ihm als negativ bewerteten Breslauer Straße lebt, betont dass die beiden nachbarschaftlichen Gebiete nichts miteinander zu tun hätten:

> *„Die Vogelsiedlung ist, ja, wie so eine normale Straße, das ist ja gegenüber von der Breslauer aber das ist ja, das hat damit nichts zu tun.* (…) *Ja und die Siedlung ist eigentlich ordentlich, vernünftig und da hört man nicht viel und wenn ich da jetzt her gehe, da gibt es ja auch einen Spielplatz und ähm nen Bolzer, wo wir, da spielen wir ja meistens immer, direkt vor der Haustür bei mir." (Andreas, 16, Borken)*

Diese deutliche Abgrenzung erläutert Andreas dadurch, dass seine Straße normal, nämlich sauber, akzeptabel und kein Ort sei, über den negative Erzählungen kursieren. Hierdurch wird zugleich die Breslauer Straße als absonderlich und nicht der Norm entsprechend kategorisiert. Dabei wird implizit auf zentrale, oben diskutierte Kategorien Bezug genommen: Dreck und Schmutz, inakzeptable Zustände und negativ konnotierte Thematisierungen in der Bevölkerung und den lokalen Medien. In Andreas' Beschreibung des eigenen Wohnumfelds kommen darüber hinaus Empfindungen von ‚Public Familiarity' zum Ausdruck. Die Vorstellungen einer „vernünftigen" Siedlung, von der man „nicht viel hört", basiert unter anderem darauf, dass Andreas meint, die Verhaltensweisen ihrer Bewohner einschätzen zu können. Die in vielen Interviews zum Ausdruck kommenden, positiven Wahrnehmungen eines Großteils der lokalen Bevölkerung schärfen somit zugleich die negativen Bilder von ‚den Anderen' – bestimmten Bewohnergruppen bestimmter Wohnlagen.

Eine lokale Kultur der Anderen?

Bei einem Teil der befragten Schüler herrscht somit die Vorstellung, dass insbesondere die arbeitslosen und von sozialen Hilfsleistungen abhängigen Bewohner der ‚schlechten' Straßen spezifische (abweichende) Verhaltensweisen und äußere Erscheinungsbilder entwickelt hätten, die sich von jenen der Menschen in anderen Teilen der Stadt unterschieden. Manche Gesprächsteilnehmer argumentieren explizit, dass unter diesen spezifischen Lebensbedingungen bestimmte Verhaltensweisen der Bewohner alltäglich würden. Mehrere Schüler illustrieren dies am Beispiel des einfach möglichen Drogenkaufs in der Nachbarschaft der Hochhäuser am Hatzenberg und in den Wohnblöcken des Stadtviertels Lütringhausen:

> *„Ja, also ganz viel. Auch hier oben am Hatzenberg oder so. Also das ist eher schon so das Viertel von Leuten, die=die sind mir alle da oben nicht so geheuer, also man hört auch viel Schlechtes von Olpe manchmal hier so, von wegen Drogenstadt und so war (…). Ja, Hatzenberg, Hat-*

zenberg ist so der Großteil, warum das wahrscheinlich in der Zeitung stand. (…) Ja diese Hochhäuser und so und dann gehste eben mal zum Nachbar, fragste ob der nicht noch was hat, weil er hat selber keins mehr (…). Ist wie als würdest du nach Eier oder Milch fragen." (Marco, 14, Olpe)

„Ja. Die Hochhäuser, das ist so richtig bekannt. Es ist zwar auch hier bekannt mit Lütringhausen, wo die Leute ihr Gras herkriegen und so. Also, da brauchen die sich gar nicht wundern! (…) Also äh ich weiß das hier von den Leute, die hier sind, von denen weiß ich das ganz genau. Dann unterhält man sich mal da drüber, dann ‚Wo holst du dir das denn?' Dann sagt 'n ‚Ja, Lütringhausen'. Dann sag ich: ‚Alles klar du'." (Moritz, 16, Olpe)

Mit diesen, wie auch mit vielen der weiter oben rekonstruierten Deutungen (bezüglich Arbeitsscheu und aggressivem Verhalten) der lokalspezifischen Realitäten benachteiligter Sozialräume, stimmen die Schüler mit der in der Stadtforschung kontrovers diskutierten Grundidee einer ‚Kultur der Armut' überein, wie sie insbesondere mit der Perspektive Oscar Lewis' (u.a. Lewis, 1959) in Verbindung gebracht wird. Kritische Auseinandersetzungen an den hier zuzurechnenden Ansätzen basieren vielfach auf dem Kernargument, dass diese Idee letztendlich die Ursachen sozialer Benachteiligung den Benachteiligten selbst zuschreibe (z. B. Gajdosikiené, 2004: 91f.; Valentine, 1968): Da angenommen würde, dass die Bewohner insbesondere unter der Bedingung einer nahräumlichen Wohnortkonzentration, aus den eingeschränkten Möglichkeiten heraus, bestimmte Verhaltensmuster und Denkweisen herausbilden und sich dadurch letztlich deren Benachteiligung verstärkte, würde das Problem in weiten Teilen in den sozialen Prozessen vor Ort gesehen und somit den betroffenen Personen angelastet. Ausgeblendet hingegen würden strukturelle, zumeist gebietsexterne Grundlagen, wie sie etwa im Arbeitsmarkt, den sozialen Sicherungssystemen oder medialen (Stigmatisierungs-)Diskursen begründet sein können. Jene Deutung, dass Vor- und Nachteile im Ressourcenzugang primär auf die Motivationen und Handlungen der einzelnen Personen und weniger auf strukturelle Benachteiligungen zurückzuführen sind, spiegelt sich auch in den generellen Sichtweisen der in meiner Studie befragten Schüler auf die Möglichkeiten und Restriktionen, mit denen sie selbst und Andere bei der Realisierung ihrer Zukunftspläne konfrontiert werden.

Wie ich bereits in Kapitel 4 dargelegt habe, wurde von einem Großteil der teilnehmenden Jugendlichen betont, dass Ernsthaftigkeit, Fleiß, Motivation und Willen wichtige Kriterien für eine erfolgreiche Laufbahn in Schule, Ausbildung und Beruf sind. Strukturelle Benachteiligungen, beispielsweise aufgrund von geringer Anerkennung bestimmter Schulabschlüsse, ethnischer Diskriminierung oder fehlender sozio-ökonomischer Ressourcen des familiären Haushalts werden von einem Großteil der Schüler hingegen nicht als wesentliche Hemmnisse bewertet. Sich selbst positionieren die Befragten überwiegend als Teil der der ernsthaften, fleißigen und motivierten Jugendlichen vor Ort. Anhand ähnlicher Kategorisierungen wie den in diesem Unterkapitel rekonstruierten grenzen sie sich damit explizit von den weniger zielstrebigen, arbeitsscheuen, deviant handelnden Jugendlichen ab, denen geringere Zukunftschancen zugeschrieben werden. Diese binäre Konstruktion aus Positionierung und Abgrenzung, aus einem ‚Wir' auf der einen und aus einem ‚die Anderen' auf der anderen Seite, ist somit grundlegend dafür, wie die Jugendlichen ihre Wahrnehmungen ihrer Umwelt strukturieren. Jene Unterscheidung wird auch auf die Wahr-

nehmungen der und Distanzierungen gegenüber den Lebensweisen in den ‚schlechten' Straßen projiziert. Gleichsam sind es Wahrnehmungen solch konkreter Orte, Personengruppen und Milieus, welche die binären Denkstrukturen und symbolischen Grenzziehungen der Untersuchungspersonen unterfüttern und verstärken. Die allgemeine Fokussierung auf die ressourcenarmen Personen und ihre Alltagskultur bedeutet im Umkehrschluss auch mit Blick auf die ‚schlechten' Straßen, dass nur von wenigen der Befragten ein umfassenderes Bewusstsein für die strukturellen Einschränkungen vieler dort lebender Personen entwickelt wird.

Blickt man auf die bis zu diesem Punkt rekonstruierten Erzählungen zu den ‚schlechten' Straßen und Wohngebiete, so wird deutlich, dass die Jugendlichen sehr klare Bilder von diesen Orten und den dort lebenden Menschen entwickeln. Diese Bilder ähneln sich bei vielen Personen, unterscheiden sich in einigen Fällen aber auch deutlich. Es zeigt sich, dass es sich um deutlich subjektiv geprägte Konstruktionen handelt, in denen die lokalen Gegebenheiten unterschiedliche Bedeutungen erhalten können. Um diese Beobachtungen systematisch einzuordnen und in Bezug zueinander zu setzen, bieten relationale, sozialkonstruktivistische Raumkonzepte einen geeigneten Anknüpfungspunkt.

Wie weiter oben gezeigt, entwickelt insbesondere Martina Löw (2001) einen konzeptionellen Rahmen, um jene im Alltag der Individuen geschaffenen Räume zu rekonstruieren. Mit der Kategorie der „Syntheseleistungen" erfasst sie die sowohl kognitiven als auch emotionalen verhaltensprägenden Prozesse, in denen die Subjekte platzierte Menschen und Güter in ihrer Wahrnehmung zu Räumen verknüpfen (ebd.: 59, vgl. auch Kapitel 2.5). Daraus hervorgehende Raumkonstitutionen enthalten somit sowohl Personen als auch gebaute Strukturen. Derartige Verknüpfungen zeigen sich in den Vorstellungen der Jugendlichen sehr deutlich. Die spezifische bauliche Struktur des Ortes wird unmittelbar mit bestimmten Vorstellungen von den dort lebenden Personen verknüpft. Jene Prozesse sind hochgradig selektiv. Unabhängig von einer vermeintlich objektiven Realität in den Gebieten sind es bestimmte Charakteristika, die viele der Jugendlichen mit den Menschen und Bauten vor Ort in Verbindung bringen. Erstere werden als arm, arbeitsscheu und deviant, letztere als groß, eintönig und anonym beschrieben. Die Synthese dieser Elemente lässt in den Sichtweisen der Befragten einen Raum des ‚Anderen' – oder einen entsprechenden Bestandteil eines größeren Raumes – entstehen, der sich deutlich von ihrem eigenen alltagsrelevanten Umfeld unterscheidet. Obwohl diese deutlich subjektive Prägung der Raumkonstruktionen evident erscheint, sind es gleichermaßen Bezüge zu einem für einen breiten Personenkreis präsenten und historisch gewachsenen Ort, welche die Wahrnehmung der Teilnehmer strukturieren. So sind es beispielsweise klare Zuordnungen durch Straßen- oder Gebietsnamen, die dazu beitragen, dass diese Räume beziehungsweise Raumausschnitte an einer bestimmten Stelle lokalisiert werden. Die schlechten Straße und Wohngebiete lassen sich also in den meisten Fällen auch als Orte kategorisieren, welche in diversen Raumkonstruktionen eine subjektiv gefärbte Bedeutung erhalten.

Der Blick auf mein Datenmaterial zeigt, dass viele der oben dargestellten Raumkonstruktionen durch gemeinsame, wesentliche Elemente geprägt werden. Er zeigt ebenfalls, dass sich in diesen Elementen allgemeinere Sichtweisen spiegeln, wie sie die Jugendlichen auf ihr Umfeld entwickelt haben. Darin lassen sich aus ihrem Umfeld übernommene Wertvorstellungen und in ihnen zum

Ausdruck kommende Normen erkennen. Im Sinne Bourdieus ließe sich auch von einer habituellen Prägung sprechen. Somit ist auch für die Interpretation meines Datenmaterials Martina Löws an Bourdieus und Giddens' Theorien angelehnte Idee, dass die Raumkonstruktion der Individuen wiederum strukturell – durch Normen, aber auch durch Ressourcenverteilungen – beeinflusst werden (Löw, 2001: 167ff.), zentral. Ein dominantes Muster scheint hier zu sein, dass die – in vielen Fällen konservativ anmutenden – Einstellungen der Eltern die Sichtweisen der befragten Jugendlichen und somit auch deren Raumkonstitutionen prägen. Somit ließe sich von der Übertragung eines „familiären" als Form eines „institutionellen Habitus" (Reay, 1998; Reay und Ball, 2001; Ingram, 2009; kritisch: Atkinson, 2011) sprechen.

Wie bereits in der Fußnote dargestellt, definieren Burke, Emmerich und Ingram diesen wie folgt: „We consider these terms to be heuristic and socio-analytic tools concerned with the 'impact of a cultural group or social class on an individual's behaviour as it is mediated through an organization' (Reay, 1998: 521, referencing McDonough, 1996) or institution, such as a family or a school" (2013: 165). Mit Blick auf die befragten Schüler ließe sich auf dieser Grundlage argumentieren, dass es überwiegend die Sichtweisen einer nicht-akademisch ausgebildeten, aber ökonomischen etablierten, lokal-orientierten Mittelklasse sind, die aus dem Familienkreis an die Jugendlichen weitergegeben werden und deren Sichtweisen auf die soziale und gebaute Umwelt prägen.

Konkrete persönliche Erfahrungen

Auch wenn die Erzählungen der Jugendlichen zu den ‚schlechten' Straßen überwiegend auf Projektionen abstrakter Vorstellungen und auf Wahrnehmungen diesbezüglichen Geredes basieren, werden in den Gesprächen doch einige Erlebnisse und persönliche Erfahrungen wiedergegeben, die für die jeweiligen (in der Regel zumeist negativen) Sichtweisen auf die entsprechenden Gebiete maßgeblich sind. So erzählt zum Beispiel der Olper Ralf, dass er sich bei Aufenthalten im Hatzenberg nicht wohl fühlen würde:

> *„Ja, beim Kaufland, also da oben is halt son bisschen und beim Hatzenberg, das is so Plattenbau, dat is so find ich nich so angenehm. Aber der Georg (Pseudonym, TM) wohnt da, deswegen bin ich da öfters ma. Aber gefällt mir jetzt nich so gut." (Ralf, 15, Olpe)*

Andere Jugendliche berichteten von konkreten Situationen, in denen sie in den jeweiligen Gebieten angepöbelt und verbal belästigt wurden. Victor berichtet von einem speziellen Erlebnis im Olper Hatzenberg, wie das folgende Zitat illustriert:

> *„Wir warn mal mit Freunden da und dann is da, warn wir kurz weg, haben unsere Taschen da liegen gelassen, dann sind wir wieder gekomm da warn so kleine Kinder haben auf ähm mit unsern Eddings auf Matratzen gemalt." (Victor, 15, Olpe)*

Diese Erzählung zeigt, wie es wohl eine bestimmte Vorstellung von für das Gebiet typischen Verhaltensweisen, nämlich ‚Stehlen' ist, die das spezifische Ereignis für den Jugendlichen relevant und erzählenswert werden lässt. Zugleich zeigt sich, dass ein auf den ersten Blick unspektakulär

wirkendes Erlebnis, ein ‚Kinderstreich', in den Deutungen der Jugendlichen in einen neuen Zusammenhang gesetzt und dadurch dramatisiert und überhöht wird.

Einige der befragten Schüler haben früher einmal in den in diesem Kapitel fokussierten ‚schlechten' Straßen und Wohngebieten gelebt oder haben Freunde, die dort gewohnt haben oder zum Befragungszeitpunkt noch wohnen. Die in diesen Zusammenhängen zur Sprache gebrachten Alltagserfahrungen divergieren. Es gibt dabei sowohl Erzählungen, in denen die oben rekonstruierten negativ konnotierten Beschreibungen überwiegen, als auch solche, in denen positive Eindrücke prägend sind.

So blickt der Borkener Juri auf jene Zeit zurück, in der er mit seiner Familie in der Breslauer Straße wohnte:

> *„Ja das gabs ja mal die Breslauer, die war schlimm.* >Mhm< *Na ich habs ja da überlebt* >Ja< *da war schon ziemlich schlimm."*
> *I: „Was heißt das, was waren da so Sachen die nich schön waren, die da passiert sind?"*
> *„Ja, es wurde alles gemacht, Drogen genommen, gespritzt, alles eigentlich."*
> *(…)*
> *I: „Wie alt warst Du, als das alles so war?"*
> *„Als ich das kapiert hab war ich hm um die neun, zehn Jahre." (Juri, 15, Borken)*

Juri zeichnet somit ein drastisches Bild von der damaligen Realität in seinem unmittelbaren Wohnumfeld, das in der Vorstellung mündet, dass dort auch gespritzt und somit die harte Drogen Heroin genommen wurde. Über dieses Zitat hinausgehend berichtet er an anderer Stelle, dass er damals nur gemeinsam mit anderen, in der Gruppe auf der die Straße ging, da sonst die Gefahr bestanden habe, von betrunkenen Jugendlichen geschlagen zu werden. Auffallend an Juris Schilderungen sind die drastischen Vorstellungen, die vermutlich nicht in Gänze einer ‚objektiven' Realität entsprechend.

Ganz andere Eindrücke vermittelt der Olper Bülent, wenn er darüber spricht, wie ein dort lebender Freund und er selbst das von vielen Befragten negativ konnotierte Wohnviertel Hatzenberg sehen:

> *„Ja, viele Leute sagen Hatzenberg* >Mhm< *is n bisschen nicht schöner Stadtteil, weil da viele, so, ich sach ma jetz' Asoziale, aber , so sagn die das halt* >Mhm< *leben. Ja, aber, find ich nich. Ich hab da auch n paar Freunde."*
> *(…)*
> *I: „Und, die Freunde, die da wohnen, wie is das für die? Wohn die da gerne?"*
> *„Ach, die wohn da eigentlich gern. Ich weiß nich, ja." (Bülent, 15, Olpe)*

Bülent stellt somit seine eigenen und die Erfahrungen seines Freundes den lokalen Diskursen über den Hatzenberg gegenüber. Er selbst ist unter anderem deshalb gerne auf dem Hatzenberg, weil er dort eine große Zahl an Freunden auf einmal treffen kann, wie er weiter erzählt. Somit

wird die positive Bewertung durch pragmatische Gesichtspunkte begründet.[44]

Symbolische Grenzziehungen, räumliche Nähe und Sichtbarkeit der ‚Anderen'

Wie weiter oben in Bezug auf die empirischen Arbeiten Gwen van Eijks erläutert (2010; 2011), kann räumliche Nähe die Entwicklung symbolischer Grenzziehungen auf unterschiedliche Art und Weise beeinflussen. Einerseits ist es denkbar, dass durch direkte Kontakte und Interaktionen mit den ‚Anderen' Kategorisierungen hinterfragt und gegebenenfalls vorherrschende Vorurteile revidiert werden. Andererseits ist es aber auch möglich, dass, wie von Van Eijk mit Blick auf nachbarschaftliche Beziehungen dargelegt, regelmäßige Begegnungen mit den und Beobachtungen der Menschen vor Ort eben gerade nicht dazu führen, dass sich starre Vorstellungen und Kategorisierungen aufweichen, sondern dass sich diese vielmehr verstärken und verfestigen. Wie die Erkenntnisse van Eijks zeigen, kann Letzteres geschehen, wenn die ‚Anderen' regelmäßig wahrgenommen werden, ohne dass tiefergehendes Wissen zu ihnen, ihren Alltagspraktiken und Denkweisen besteht (2011: 7). In diesem Falle seien es bestimmte sichtbare „Marker" (van Eijk, 2011: 8) der Personen und Ihrer Umgebung , wie etwa ein Kopftuch oder die vor der Tür stehenden Schuhe, die als Ausgangspunkt von Kategorisierungen genutzt und vor der Hintergrundfolie der eigenen Wissensvorräte und Deutungsmuster interpretiert werden.

Die Erzählungen der Jugendlichen über die ‚schlechten' Straßen und Wohnviertel lassen ebenjene Mechanismen deutlich werden. Auch wenn einige ihrer Freunde dort leben und ein paar von ihnen vormals selbst dort gewohnt haben, verfügen die befragten Schüler über insgesamt recht wenige persönliche Einblicke in das Leben dieser von ihnen ausgemachten ‚Anderen'. So sind es vor allem die benannten sichtbaren Marker, die wesentlich dazu beitragen, dass die Befragten ein bestimmtes Bild von den Gebieten und ihren Bewohnern entwickeln. Die großdimensionale Bausubstanz aus Hochhäusern oder Wohnblocks, der teilweise schlechte Zustand der Gebäude aber auch der Kleidungsstil sowie womöglich das fremdländische Aussehen der Bevölkerung führen zu bestimmten Vorstellungen von den dort anzutreffenden Lebensweisen, wie sie zum Beispiel in den oben analysierten Bildern einer ‚Kultur der Armut' zum Ausdruck kommen. Jene Marker spielen nicht nur im Zusammenhang mit den persönlichen Wahrnehmungen der Jugendlichen eine wichtige Rolle. Es ist davon auszugehen, dass auch die sie beeinflussenden Wahrnehmungen ihrer Bezugspersonen – also der Eltern, Freunde und Bekannten – durch sie geprägt werden. In diesem Zusammenhang wird abermals die Rolle medialer Darstellungen deutlich, in denen derartige Merkmale gezielt in den Mittelpunkt gerückt werden. Wenn einige der befragten Jugendli-

[44] Eine weitere, in diesem Zusammenhang interessante Sichtweise entwickelt der Borkener Sven. Er erzählt von seinem besten Freund, der früher einmal in der Breslauer Straße gewohnt habe. Auch dieser hätte positiv über sein Wohnumfeld in der von anderen als negativ-konnotierten Straße erzählt. Jedoch geht Sven davon aus, dass der Freund dies nur getan hätte, weil es ihm unangenehm sei, über die tatsächlichen Lebensbedingungen dort zu sprechen:

„Ich, ähm, da (in der Breslauer Straße, TM) wohnten ma Leute, mein bester Freund hat da ma gewohnt, aber jetz nich mehr."
I: „Is weggezogen, und hat der dann auch teilweise erzählt, wie's da is?"
„Der hat natürlich nur schöne Sachen erzählt, weil er is halt, find' das auch echt unangenehm." (Sven, 15, Borken)

chen beispielsweise über „Asis“ und deren äußeres Erscheinungsbild reden, ist auffällig, dass sich dies stark mit den Bildern aus den von vielen Befragten konsumierten und auch explizit als Bezugsgröße herangezogenen ‚Reality Soaps‘ überschneiden.

Eigene Positionierung in Abgrenzung zu den Anderen und ihren Straßen

Zusammenfassend zeigt sich, dass ein großer Teil der befragten Jugendlichen sehr ähnliche und deutliche negative Bilder von den immer gleichen Straßenzügen und Stadtvierteln seiner Wohnorte entwickelt. Darin kommen klare symbolische Grenzziehungen gegenüber den in diesen Teilen der Stadt lebenden Menschen zum Ausdruck. Die Schüler grenzen die Gebiete zunächst anhand der Baustruktur als einem äußerlichen ‚Marker‘ vom Rest der Stadt und somit auch der eigenen Wohnumgebung ab. Den Bewohnern dieser für den eigenen lokalen Kontext als untypisch wahrgenommenen Struktur werden bestimmte Attribute und Eigenschaften zugeschrieben, in denen Kategorisierungen entlang der Linien von Klasse, Ethnizität, Milieu und Lebensstil zum Ausdruck kommen. Hierbei zeigt es sich, dass die Jugendlichen diesen Einschätzungen oftmals wenig konkrete Erfahrungen zugrunde legen. Vielmehr handelt es sich um auch in anderen Gesprächszusammenhängen auftretende, generelle Vorstellungen von bestimmten gesellschaftlichen Gruppen und deren Lebensweisen. Diese Bilder werden auf Gebiete der lokalen Umgebung projiziert. Starken Einfluss nehmen hier auch von Familienmitgliedern, Verwandten und Freunden kommunizierte Vorstellungen und Bilder, die vermutlich ihrerseits auf vergleichbaren Projektionen beruhen.

Die Spiegelung genereller, abstrakter Ansichten im lokalen Kontext des eigenen Wohnorts verfestigt und konkretisiert diese. Bei vielen Befragten fehlende Alltagsbezüge in die Gebiete und zu den dort lebenden Menschen tragen dazu bei, dass die stark kategorial geprägten Sichtweisen nicht durch ein differenzierteres Bild von der Realität vor Ort relativiert werden. Jene Reproduktion bestimmter Sichtweisen auf die ‚Anderen‘ trägt zugleich dazu bei, die eigenen Positionierungen innerhalb des städtischen Umfelds und der Gesellschaft zu schärfen. Dies kommt in der weiter oben skizzierten Vorstellung einer städtischen Gesellschaft zum Ausdruck, in der die meisten Menschen ‚normal‘, wie man selbst sind und zu der man folglich ein starkes Zugehörigkeitsgefühl empfindet. In den Erzählungen vieler Schüler kommt somit das Bild eines durch ein großes ‚Wir‘ geprägten städtischen Umfelds zum Ausdruck, in dem lediglich bestimmte Gruppen in wenigen Gebieten die ‚Anderen‘ darstellen. Diesen Anderen wird eine bestimmte Lebensweise zugeschrieben, die unter anderem durch fehlenden Arbeitswillen, deviantes Handeln, Nachlässigkeit und eine damit verbundene Passivität und Eingeschränktheit in der Zukunftsgestaltung gekennzeichnet sei.

Demgegenüber stehen die Selbstbilder eines Großteils der befragten Jugendlichen, die zumeist durch Zielstrebigkeit, Ernsthaftigkeit und (teilweise) Fleiß geprägt sind. Somit tragen eben jene Positionierung gegenüber einer bestimmten abstrakten und zugleich in den städtischen Gebieten konkret lokalisierten Gruppe zur Verfestigung bestimmter Deutungsmuster, Denkweisen und vermutlich auch Zukunftsperspektiven bei. Hier wie auch in anderen Zusammenhängen wird deutlich, wie stark die Sichtweisen und Positionierungen der Eltern und anderer wichtiger Erwachsener, aber auch jene wichtiger jugendlicher Bezugspersonen, die Perspektive der Befragten prägen. Phänomenen der lokalen, sozialen Reproduktion von Wahrnehmungen und Deutungen

muss somit in diesem Zusammenhang eine große Bedeutung zugeschrieben werden. Darüber hinaus ist dem medialen Kontext in einem besonderen Maße Beachtung zu schenken. Jenem im vorhergehenden Abschnitt fokussierten großen ‚Wir' der Stadtbevölkerung stehen aber nicht nur in den Erzählungen, sondern auch in der alltäglichen Realität die ‚Anderen' gegenüber. Die ihnen vor allem von Seite der Erwachsenen entgegengebrachten negativen Zuschreibungen lassen Prozesse der Stigmatisierung vermuten, die zu sozialer Benachteiligung in unterschiedlichen Lebensbereichen führen könnten, wie zum Beispiel auf dem Arbeits- oder Wohnungsmarkt.

Die bis zu diesem Punkt präsentierten Erkenntnisse aus der mittelstädtischen, ländlichen Alltagsrealität überschneiden sich deutlich mit Befunden, die der britische Sozialforscher Les Back in einem multikulturellen Quartier der Großstadt London gewonnen hat. Back argumentiert, dass die negativen Sichtweisen der etablierten Bewohner auf benachteiligte Stadtteile und Wohnorte in einem hohen Maße ‚ethnisiert' würden. Der als solcher wahrgenommene Niedergang entsprechender Stadtteile würde von vielen Bewohnern auf die negativen Einflüsse einer spezifischen Alltagskultur der dort lebenden Migranten zurückgeführt:

> *„Opposition by established residents to the settlement of ethnic minority tenants manifests itself in a racialised form (Miles, 1989). The cultural and racial difference' of new tenants is constructed to explain the falling standards of housing provision and the decline of general living conditions. The logic of the discourse revolves around the assertation that the degeneration of public housing is explained in terms of 'lower standards of hygiene' and 'lack of responsibility' of ethnic minority tenants. Racists formulae of this type are widely circulated and can be heard in almost every context where established residents concregate." (Back, 1993: 219)*

Wie weiter oben gezeigt wurde, treten derartige Muster der Kategorisierung auch in den Erzählungen der von mir interviewten Jugendlichen zutage. Insbesondere die Vorstellung einer in den ‚schlechten' Straßen und Wohnblocks herrschenden Kultur abweichender Verhaltensweisen und Einstellungen wird vielfach deutlich. Bei den Kategorisierungen, für welche Gruppen diese Kultur denn nun typisch sei, überlagern sich ethnische und klassenspezifische Zuordnungen. So werden einerseits, vornehmlich mit türkisch- oder russischstämmigen Personen, bestimmte ethnische Gruppen ausgemacht, andererseits mit Sozialleistungsempfängern und Arbeitslosen ein bestimmtes Segment in der sozio-ökonomischen Gesellschaftsstruktur fokussiert.

Weitere zentrale Befunde aus diesem Kapitel schließen an die empirischen Ergebnisse der Untersuchung von Les Back (1993) an. So zeigt er in seiner Londoner Studie insbesondere, welche Rolle ethnische Kategorisierungen im Alltag der dort lebenden Jugendlichen spielen. Mit Fokus auf autochthone Heranwachsende zeigt Back, dass einerseits immer wieder Grenzziehungen und Abwertungen auf Basis ethnischer Kategorisierungen erfolgen würden, dass andererseits aber auch Sichtweisen deutlich würden, welche die Integration der verschiedenen Ethnien und damit verbundene Vorstellungen von Gleichheit in ihrem Zentrum hätten. Jene Orientierungen der Jugendlichen würden durch Einflüsse auf verschiedenen Ebenen geprägt. Auf jeder dieser Ebenen träten Prozesse auf, die ethnische und rassistische Kategorisierungen befördern oder diesen entgegenwirken würden (Back, 1993: 221ff.): Auf der Mikro-Ebene sozialer Beziehungsnetzwerke beispielsweise, könnten rassistische Vorurteile durch die Eltern vermittelt werden. Gleichzeitig

könnten Freundschaften mit allochthonen Jugendlichen dazu beitragen, eben jene Vorurteile abzubauen oder bestimmte Personen von den auf ihre Gruppe bezogenen Vorurteilen auszuklammern, gemäß dem Prinzip: „Llyod is ‚alright', but it is the rest of them, that are not" (ebd.: 222).

Auch auf der Meso-Ebene des Stadtteils würden einerseits negative ethnische Kategorisierungen genährt, zum Beispiel durch die Abwertung bestimmter Wohnanlagen und ihrer Bewohner. Gleichwohl würde aber so etwas wie ein „Neighbourhood Nationalism" (ebd.: 220; 228) entstehen: Die Bewohner des Stadtteils würden sich untereinander als eine integrierte Gemeinschaft definieren und damit zugleich die Bedeutsamkeit ethnischer Kategorisierungen relativeren. Schließlich lassen sich nach Back auch auf der Makro-Ebene gesellschaftlicher (u.a. medialer und politischer) Diskurse divergierende Einflüsse festmachen: Zum einen werden hier, zum Beispiel in der Darstellung krimineller migrantischer Jugendlicher, ethnisch diskriminierende Bilder erzeugt oder verstärkt. Zum anderen werden aber auch Vorstellungen von einer egalitären Gesellschaft vermittelt, zum Beispiel in den offiziellen Leitlinien der Jugendarbeit (ebd.: 221).

Die von Back herausgearbeiteten Phänomene treten auch in meiner empirischen Untersuchung zutage. Mit Blick auf die in diesem Kapitel fokussierte Meso-Ebene des Stadtteils zeigte sich ebenjene Ambivalenz zwischen der Vorstellung einer lokalen, sozial integrierten Gemeinschaft auf der einen und deutlicher symbolischer Grenzziehungen gegenüber den Bewohnern bestimmter städtischer Gebiete auf der anderen Seite. Dabei gibt es jedoch deutliche Unterschiede zwischen den Sichtweisen verschiedener Schüler: Zum einen sind die Wahrnehmungen hinsichtlich der ethnischen Diversität im lokalen Umfeld der Städte heterogen. Während einige Schüler von der ethnischen Vielfalt in ihrem Kontext berichten, spielt dieser Aspekt in den Erzählungen anderer eine untergeordnete Rolle, wenn Sie die Menschen in ihrer Stadt beschreiben. Zum anderen sind auch die negativen Bilder von bestimmten Straßenzügen und ihren Bewohnern bei den verschiedenen Schülern unterschiedlich stark ausgeprägt: Während einige zu diesem Aspekt sehr detaillierte und emotionale Erzählungen entwickeln, haben andere Jugendliche diese Straßen und die über sie kursierenden Diskurse in keiner besonderen Weise wahrgenommen.

Auch auf der Makro-Ebene der gesellschaftlich dominanten Vorstellungen und Diskurse werden unterschiedliche Einflussprozesse wirkmächtig: Während einerseits die negativen Sichtweisen der Jugendlichen auf bestimmte Gruppen in ihrem Umfeld durch medial-konstruierte, oftmals fiktive aber als Wirklichkeit deklarierte, Bilder beeinflusst werden (insbesondere durch Darstellungen ressourcenschwacher Milieus), sind es gleichzeitig verinnerlichte gesellschaftliche Normen von Toleranz und Akzeptanz, die dazu führen, dass geäußerte Vorbehalte gegenüber migrantischen Gruppen in vielen Interviews umgehend relativiert werden.

Wie ich erläutert habe, wird auf der Mikro-Ebene bei vielen Jugendlichen eine deutliche Prägung durch die Sichtweisen und Erzählungen der Eltern sichtbar, unter anderem im thematischen Zusammenhang der ‚schlechten' Straßen und ihrer Bewohner. Gleichermaßen wurde aber in mehreren Interviews deutlich, dass unmittelbare, positive Alltagserfahrungen mit migrantischen Jugendlichen dazu beitragen, negative Kategorisierungen und Stereotypisierungen der entsprechenden Gruppen zu relativieren.

Die deutlichen von den befragten Jugendlichen hervorgebrachten, symbolischen Abgrenzungen gegenüber den Bewohnern der ‚schlechten' Wohnlagen und den mit diesen Orten assoziierten Lebensweisen und -bedingungen erinnern darüber hinaus in vielerlei Hinsicht an jene empirischen Beobachtungen, die Paul Watt unter der Bezeichnung des „Selective Belonging" in einer Reihe von Publikationen konzeptionell aufarbeitete (u.a. 2009). Am Rande des London umschließenden Ballungsraumes wandte sich Watt einem kleineren Ort zu, in dem verschiedene Siedlungsstrukturen existieren und, damit verbunden, unterschiedliche Bevölkerungsgruppen auf engem Raum zusammenleben. Neben dem alten Ortskern gibt dort eine Siedlung von Mietern bewohnter Mehrfamilienhäuser und mehrere Neubausiedlungen, deren Häuser Privateigentum sind. In seinen Interviews mit den Bewohnern letzterer, stößt Watt auf ausgeprägte und deutliche Mechanismen der symbolischen Abgrenzung gegenüber ‚den Anderen' – in diesem Falle den in den Mehrfamilienhäusern lebenden Personen (Watt, 2009: 2883ff.). Auch er beobachtet, wie jenen Anderen ganz ähnliche negativ konnotierte Lebensstile und Verhaltensmuster zugeschrieben werden wie den in der vorliegenden Studie fokussierten ‚Bewohnern schlechter Straßen und Wohnlagen'. Es werden beispielsweise das schlechte Benehmen sich im öffentlichen Raum aufhaltender Jugendlicher sowie auch wahrnehmbare Konflikte, Kriminalität und Drogen thematisiert (ebd.: 2884). Darüber hinaus wird von Watts Interviewpartnern, ebenfalls ähnlich den Erzählungen der von mir befragten Jugendlichen, die bauliche Struktur der Wohngebiete als extrem unattraktiv und bedrückend beschrieben (ebd.). Wie auch ich, sieht Watt in den symbolischen und auf einen Ort der lokalen Umgebung bezogenen Distanzierungen Phänomene sozialer Abgrenzung, die letztlich auf die zentralen Kategorien der Ethnizität und Klassenzugehörigkeit rekurrieren. Somit stellt auch er jene Sichtweisen, die seine Untersuchungspersonen auf die ihre Wohnorte umgebenden ‚anderen' Orte und deren Bewohner entwickeln, in den Zusammenhang sozialer Positionierungen im Sinne Bourdieus.

Dabei nimmt Watt Bezug auf das oben rekonstruierte und durch Mike Savage geprägte Konzept des ‚Elective Belonging' und fordert, dieses mit einem noch stärkeren Fokus auf die genauen (klein-) räumigen Bezüge der individuellen Alltagswelten zu verbinden (2009: 2888 ff.): Jene kleinräumigen Abgrenzungsmechanismen würden zeigen, dass die Bewohner nicht zwangsweise das gesamte nachbarschaftliche Umfeld als Referenzgröße ihrer Zugehörigkeit betrachten, sondern vielmehr selektiv einzelne Teilbereiche als ‚ihre' und andere als jene der ‚Anderen' kategorisieren. Dies zeigt auch meine Studie auf eindeutige Weise: Die von den Jugendlichen als ‚schlechte Straßen' dargestellten Bereiche liegen vielfach in unmittelbarer räumlicher Nähe zu ihren Wohn-, Schul- und Freizeitorten. Sie werden auf alltäglichen Wegen frequentiert und teilweise als Wohnorte von Freunden aufgesucht. Trotzdem werden in den Deutungen der Befragten klare Differenzierungen artikuliert: Auf der einen Seite stehen die zumeist generell positiven Sichtweisen auf die Städte und die in ihnen lebenden Menschen – auf der anderen Seite die extrem negativen Sichtweisen auf eben jene ‚anderen' Orte. Watt beschreibt, dass die von ihm befragten Personen sich nicht nur symbolisch, sondern auch in ihren alltäglichen infrastrukturellen Nutzungen und Aktionsräumen von den negativ kategorisierten Nachbarn abgrenzen (2009: 2886 ff.). Somit tritt ein wesentlicher Unterschied zu den in meiner Studie rekonstruierten Phänomenen zutage. Aufgrund der lediglich mittleren Größe und der damit verbundenen limitierten infrastrukturellen Nutzungsmöglichkeiten vor Ort, sowie der für die Jugendlichen eingeschränkten Optionen, an entfernteren Orten gelegene Angebote zu erreichen, ist es ihnen schon strukturell nur bedingt

möglich, Distinktion über den Besuch spezifischer Orte herzustellen. Zudem scheinen die Vorbehalte seitens der Jugendlichen nicht derart ausgeprägt zu sein, dass versucht wird, Kontakte mit den Bewohner der ‚schlechten' Straßen zu vermeiden. Jene von Watt aufgezeigten Distanzierungen sind in Teilen gruppenspezifischer Natur und treffen auf die Lebenssituation der von mir befragten Schüler nicht zu, beispielsweise wenn es den britischen Studienteilnehmern um die Ausbildungssituation der eigenen Kinder geht.

Mit den von ihm ausgewählten erwachsenen Angehörigen der Mittelklasse nimmt Watt darüber hinaus eine Gruppe in den Blick, die sich in den von ihnen gelebten Prozessen der Positionierung und Abgrenzung in einem gewissen Ausmaß strategisch verhält. Bei den Jugendlichen meiner Studie kann hingegen davon ausgegangen werden, dass die dargestellten Deutungen und Grenzziehungen eher vor einem intuitiven Hintergrund erfolgen. Besonderes Interesse galt dabei externen Einflüssen, aufgrund derer vermutlich bestimmte Sichtweisen übernommen werden oder eine bestimmte Prägung erhalten. Dabei erscheinen zum einen mediale Einflüsse, insbesondere in Form der oben beschriebenen ‚Reality Soaps', und zum anderen die Sichtweisen der Eltern von besonderer Bedeutung. Letztere legen wiederum eine Bezugnahme auf Paul Watts Idee strategisch geprägter, gegebenenfalls klassenbasierter, Positionierungen nahe. Schließlich kann die überwiegende Mehrheit der elterlichen Haushalte solch einer, in diesem Fall größtenteils in qualifizierten nicht-akademischen Berufen tätigen, Mittelklasse zugerechnet werden. Den Erzählungen der Jugendlichen zufolge sprechen auch ihre Eltern negativ über die ‚schlechten' Wohnlagen und deren Bewohner und grenzen sich damit vermutlich gegenüber dieser Personengruppe und ihrer Lebensweise ab (s.o.). Folglich könnte ein solches, von vielen Eltern gelebtes ‚Selective Belonging' als eine wesentliche Stellgröße für die symbolischen Grenzziehungen der von mir befragten Jugendlichen und als ein Ausgangspunkt der aus diesen hervorgehenden Zukunftsorientierungen betrachtet werden.

7.2.3 Negativ bewertete Mikro-Orte erwachsener Personen

Wie ich oben beschrieben habe, sind für viele der befragten Jugendlichen bestimmte Straßen oder Wohnlagen ‚schlechte Orte' in ihrer Stadt. Die Wahrnehmung dieser Plätze ist eng mit bestimmten Vorstellungen von den dort lebenden Personen und ihren Alltagswelten verbunden. In den Interviews und während der Go Alongs zeigte sich jedoch, dass es darüber hinaus noch andere Orte gibt, die ähnliche Bilder und Vorstellungen hervorrufen. Dabei handelt es sich um Settings im (halb)öffentlichen Raum der Stadt, die von den Jugendlichen zumeist regelmäßig passiert werden: Bahnhofsvorplätze, die Gelände von Einkaufszentren, Kneipen und Diskotheken, Orte in der Fußgängerzone, bestimmte Plätze in Parks oder in der Natur. Auch speziell für Jugendliche geschaffene Freizeitangebote, wie etwa Jugendclubs oder Skaterparks, spielen in diesem Zusammenhang eine Rolle. Insgesamt werden solche negativ konnotierten Mikro-Orte von den Teilnehmern überwiegend im Zusammenhang mit jenen Jugendlichen thematisiert, die dort ihre Freizeit verbringen. Aber auch Orte, an denen sich, den Erzählungen der Teilnehmer zufolge, in erster Linie Erwachsene aufhalten und ein deviantes Verhalten an den Tag legen, werden genannt.

Wie ich weiter oben gezeigt habe, ist es aus den Perspektiven der Jugendlichen ein entscheidender Unterschied, ob erwachsene Personen ein geregeltes (Erwerbs-)Leben führen oder anstelle dessen von sozialstaatlichen Transferleistungen abhängig sind und gegebenenfalls deviante Verhaltensweisen an den Tag legen. Letztere spielen auch in der Wahrnehmung der im öffentlichen Raum sichtbaren Erwachsenen eine besondere Rolle. Mehrere Interviewpartner berichten davon, dass entsprechende Personen an bestimmten Orten in der Stadt anzutreffen wären. Als charakteristisch für ihre Verhaltensweisen in der Öffentlichkeit werden der Alkoholkonsum, aber auch das Anpöbeln von Passanten betrachtet, wie Daniels Erzählung von seinen Erlebnissen am Coesfelder Bahnhof zeigt:

> *„Also der (Bahnhof, TM) könnte mal irgendwie neu gemacht werden, weil da ziemlich viele, Asis sach ich jetz rumlaufen und, ohne angespre-, äh, ja ohne dass Dich einer anspricht, kann man da auch nich langlaufen."*
> *I: „Wenn Du jetz diese Leute näher beschreiben solltest: Wie sind die? Sind es zum Beispiel Schüler?"*
> *„Ja, also von Fünfzich bis Siebzich könnt ich mal sagn." (Daniel, 15, Coesfeld)* [45]

Während der Coesfelder Go Alongs kam es mehrfach zu Begegnungen mit Personen, die von den mich begleiteten Jugendlichen dieser von Daniel beschriebenen Gruppe zugerechnet wurden. Auf den Bänken vor dem Bahnhof saßen zum Beispiel ein halbes Dutzend Personen mit mehreren Hunden. Nachdem wir an diesen vorbeigelaufen waren und uns außerhalb ihrer Hörweite befanden, wandten sich die Jugendlichen mir zu und sagten, dass dies die Personen wären, von denen sie mir bereits erzählt hätten. Auf einer anderen Tour war am Rande eines Rad- und Spazierwegs eine Gruppe erwachsener Personen sichtbar, die unter anderem ein Fahrrad bei sich hatten, sich unterhielten und dabei rauchten. Auch hier folgte der Hinweis von Seiten der Jugendlichen, dass dies die negativ bewerteten Personen wären, über die bereits gesprochen wurde.

Die Erzählungen von den hier fokussierten, im öffentlichen Raum sichtbaren Erwachsenen zeigen, dass diese Personen den Jugendlichen auffallen und dabei deutliche negative Assoziationen hervorrufen. In diesen spiegeln sich die verbreiteten Vorstellungen von angestrebten und abgelehnten Biographien und Lebensstilen im Erwachsenenalter. Dies wird insbesondere deutlich, wenn man die in diesem Kapitel rekonstruierten Beschreibungen den eigenen Zukunftswünschen der Jugendlichen gegenüberstellt. Letztere sind in den meisten Fällen durch das Ideal einer soliden Existenz, mit gutbezahltem Job, eigener Familie und Einfamilienhaus, verbunden. Die Konkretheit, mit der die Jugendlichen die hier betrachteten Erwachsenen bestimmten Mikro-Orten zuordnen, gibt einen Hinweis darauf, dass diese mit ihrer Erscheinung in den Untersuchungsstädten hervorstechen und deutliche Unterschiede zwischen ihnen und dem Rest der dort sichtbaren Menschen wahrgenommen werden. Zusammen mit der während der Go Alongs und anderer Stadtbegehungen gemachten Beobachtung, dass die beschriebenen Gruppen beim Passieren der

[45] Bezüglich dieser Altersangabe ist anzufügen, dass die Personen, denen wir während der Go Alongs an der entsprechenden Stelle begegneten, überwiegend jünger als Fünfzig zu sein schienen. Andere Jugendliche erzählten zudem, dass zu der auch von Daniel beschriebenen Gruppe am Coesfelder Bahnhof sowohl Erwachsene als auch Jugendliche gehören würden.

ihnen zugeschriebenen Orte meist nur aus wenigen Personen bestanden, verdeutlicht sich das Bild, dass es sich um ein kleines Segment ‚anderer' handelt. Da sich diese Gruppe im äußeren Erscheinungsbild und in den (ihnen zugeschriebenen) Verhaltensweisen deutlich vom Großteil der Stadtbevölkerung abhebt, ist sie für die Jugendlichen besonders auffällig und wird zum Bezugspunkt symbolischer Grenzziehungen.

7.2.4 Negativ bewertete Orte anderer Jugendlicher

Ein großer Teil der von den Befragten negativ bewerteten Freizeitorte ‚anderer' Jugendlicher sind öffentlich zugängliche Plätze. Neben kommerziellen Konsumeinrichtungen, wie Kneipen oder Diskotheken, wird auch öffentlichen Jugendeinrichtungen von einigen Teilnehmern Skepsis entgegengebracht. So erzählten zum Beispiel Borkener Jugendliche in diesem Zusammenhang über die städtische Einrichtung ‚Jugendhaus', über einen Treffpunkt unterhalb der Stadtbibliothek, das Einkaufszentrum ‚Vennehof' und auch den Stadtpark. In Olpe werden analog dazu der Skateplatz, ein Treffpunkt hinter einer Kirchmauer, der zentrale Kurköllner Platz und der alte Postbahnhof hinter dem Busbahnhof erwähnt. Coesfelder Jugendliche sprechen über den Bahnhof, einen ihm nahen versteckten Ort, das Jugendhaus ‚Stellwerk', den Skateplatz, den Coesfelder Berg und die Diskothek ‚Fabrik'. Im Folgenden wird auf die Erzählungen zu einigen dieser Orte detaillierter eingegangen.

In Coesfeld befinden sich der Bahnhof, der Skaterplatz und das Jugendhaus Stellwerk in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander. Diese drei Orte wurden jeweils in mehreren Interviews und Go Alongs Gegenstand negativer Bewertungen und damit verbundener Erzählungen. Johannes beispielsweise benennt die drei Orte als Plätze ‚anderer Jugendlicher', an denen er selbst nicht so gerne Zeit verbringt:

> *I: „Gibs denn auch Orte, wo andere Jugendliche hier in Coesfeld viel sind?* >Ja<
> *Wo Du aber sagst, da gehst Du jetzt nicht so gerne hin?"*
> *„Skaterpark, (lacht)* >Ja<*, Stellwerk*, >Mhm< *, ja."*
> *I: „Stellwerk is?"*
> *„Ja irgendwie so, sowas mit Sozialamt.* >Ja< *irgendwelche Freizeitbeschäftigungen." (Johannes, 15, Coesfeld)*

Wie das Zitat zeigt, bringt Johannes den Jugendclub Stellwerk mit dem Sozialamt in Verbindung. Hierin deuten sich bereits im Zusammenhang mit den aus Sicht der Befragten ‚schlechten Orten' typische Assoziationen an, wie sie im Folgenden näher beleuchtet werden. So schildert beispielsweise Stefan den Coesfelder Bahnhofsvorplatz, das Jugendhaus Stellwerk und die dort anzutreffenden Jugendlichen wie folgt:

> *„Ja, dat sind, wie soll man sagn, öhm, wir ham so halt, am Bahnhof sitzn immer solche, die öhm, mit in meinem Alter rauchen, trinken, nö, da gibt's nämlich so'ne Bank, die is direkt neben Stellwerk, da die Leute, die das machen, die gehen da meistens hin, halt dat sind jetz nich*

die Leute, ich würd mal sagn, so Problemfälle >senken der Stimme<, die da viel hingehn." (Stefan, 16, Coesfeld)

Das Zitat bringt eine deutliche Distanzierung gegenüber jenen Jugendlichen zum Ausdruck, die sich am Bahnhof oder im Jugendhaus aufhalten. Durch die Bezeichnung „solche" werden sie zugleich als eine spezifische Gruppe definiert. Demgegenüber verdeutlicht die Formulierung „wir haben", dass es sich um eine Angelegenheit jener eigenen Gruppe – gewissermaßen der Stadtbevölkerung – handelt, der sich Stefan selbst zurechnet. Die Jugendlichen am Bahnhof würden „rauchen" und „trinken". Jene Verhaltensweisen bilden auch in anderen Zusammenhängen den Gegenstand von Negativbewertungen und Abgrenzungen. Auch Stefans Hinweis, dass der Konsum schon „in unserem Alter" erfolgt, ist sinnbildlich. Viele der befragten Jugendlichen fühlen sich selbst als noch zu jung für derartige Praktiken, ebenso wie für Disko- und Kneipenbesuche, und fügen entsprechende Argumente an. Darüber hinaus werden einige der negativ bewerteten Mikro-Orte mit dem Konsum von Drogen in Verbindung gebracht, wie etwa der Bahnhof in Olpe oder eben auch der schon beschriebene Skatepark in Coesfeld.

Ein weiteres Verhaltensmuster, das den an den ‚schlechten' Mikro-Orten anzutreffenden Jugendlichen zugeschrieben wird, ist das Anpöbeln anderer Passanten. Einige Befragte berichten davon, bereits selbst Ziel derartiger Pöbeleien gewesen zu sein, andere hingegen erzählen, entsprechende Geschichten gehört zu haben, wie zum Beispiel der Olper Jens über den zentralen Kurköllner Platz:

„Ja, also ich hörte von einigen äh Kollegen, dass das schon abends so neun Uhr, dass da schon viele Jugendliche rumspringen würden, aber ähm ja ich weiß nich, das wär so nix für mich so, die mit diesen ganzen also ich sag ich jetzt mal so ähm dann hier so rumzuhängen. Weil die pöbeln dann da rum, dann Polizei undundund. Das is mir dann so nich wirklich was." (Jens, 15, Olpe)

Die Motive des Herumpöbelns und des Ärgers mit der Polizei ließen sich bereits in Bezug auf die benachteiligten Straßen rekonstruieren. Somit wird deutlich, dass auch hier generelle Vorstellungen von abweichenden Verhaltensweisen mit den Geschehnissen an lokalen Mikro-Orten in Verbindung gebracht werden. Darüber hinaus berichten die Jugendlichen von mutwilligen Sachbeschädigungen und Zerstörungen an diesen Settings, wie das Zitat des Borkeners Andreas zeigt, in das auch wieder die zentralen Kategorien der „Asozialen" und des „Anpöbelns" Eingang finden:

„Das Jugendhaus ist jetzt für Jugendliche nur im Ghetto, sozusagen da gehen alle Asozialen dahin und machen alles kaputt, da kannst du nichts gescheit machen, weil die dich direkt anpöbeln und ja." (Andreas, 16, Borken)

Darüber hinaus beschreiben mehrere Teilnehmer Treffpunkte von Jugendlichen, die zentral, aber zugleich versteckt und abseits der belebten Straßen und Plätze liegen. Olper Befragte erzählten zum Beispiel von einem oberhalb des größten Platzes der Stadt gelegenen Treffpunkt (vgl. Kapitel 5.2.5). Im bergigen Olpe wird dieser Platz auf einer Seite durch eine hohe Mauer begrenzt, oberhalb derer ein höher gelegener Teil der Innenstadt anschließt. Dort oben, direkt hinter der Mau-

er, befindet sich, abgeschottet von Straßen und anderen Gebäuden, der Hof einer Kirche, vom dem aus sich ein Blick über weite Teile Olpes eröffnet. Dieser Platz diene vielen Jugendlichen als ein Ort, an dem sie ihre Freizeit verbringen können, ohne von anderen gesehen zu werden. Peter beschreibt die dort anzutreffenden Leute und ihre Praktiken wie folgt, wobei auch er auf die in so vielen Gesprächen negativ kategorisierte Alltagspraxis des Rauchens Bezug nimmt:

> *„Rabauken eher so Leute, die dann halt rauchen, alte Zigaretten dann. Was weiß ich sowas die treffen sich dann halt öfters hinter der Kirche irgendwie, um da dann irgendwie zu rauchen oder sowas." (Peter, 14, Olpe)*

Auch während eines der Olper Go Alongs führte mich die Gruppe an diesem Platz vorbei. Oben angekommen zeigten mir die Schüler auf dem Boden liegende Kronkorken und Abfälle. Daran könne man sehen, dass sich an diesem Ort Jugendliche getroffen hätten.[46] Gleichermaßen machten die Jugendlichen aber auch auf die schöne Aussicht über die Stadt aufmerksam, die man von dieser Stelle genießen könne, wodurch zugleich ein positiver Aspekt zum Ausdruck gebracht wurde.

Ein anderer ‚versteckter' Ort in Olpe, über den sowohl in den Interviews als auch während der Go Alongs gesprochen wurde, ist der so genannte „Bierbaum". Dieser Baum, zu dem mich die Schüler während eines gemeinsamen Stadtspaziergangs dann auch führten, liegt auf der Rückseite des Kauflands, einem der größeren Einkaufsmärkte in der Stadt. Auch der Bierbaum ist abseits der nahen Ausfallstraße gelegen, wenngleich er durch die Nebenstraßen eines Wohngebiets erreichbar und aus den Fenstern der umliegenden Häuser sichtbar ist. Der Baumstamm ist in einen mit Erde gefüllten Betonkübel von mehreren Metern Durchmesser eingepflanzt, der auf seinen Rändern Sitzgelegenheiten bietet. Innerhalb des Kübels und rund um den Bierbaum fanden sich ebenfalls zahlreiche Kronkorken und andere Abfälle, die ein Anzeichen dafür waren, dass sich dort Leute getroffen haben müssen. Auch wenn keiner der Schüler in seinen Erzählungen davon berichtete, am Bierbaum Zeit zu verbringen, so hatten einige doch eine Vorstellung davon, welche Jugendlichen sich dort treffen und was sie dort tun. So erzählen beispielsweise die Olper Schüler Ralf und Serkan:

> *„Jaa, da is so'n Baum, da sind halt die ganzen Türken, die sich dann da betrunken und so. Ganz viele Leute anpöbeln und so." (Ralf, 15, Olpe)*

> *„Ja, auch. Es gibt hier noch paar Jugendliche, die sind überm Kaufland, da is so'n Baum, da saufen die sich jedes Wochenende voll. Die sind halt über Achtzehn schon." (Serkan, 15, Olpe)*

---

[46] Zugleich führte der Go Along in der Nähe des ‚versteckten' Ortes hinter der Mauer zu einer der für diese Spaziergänge typischen Begegnungen mit den Jugendlichen bekannten Erwachsenen. Nur wenige Schritte hinter dem angesprochenen Treffpunkt begegnete uns die (Klassen-)Lehrerin einer der an meiner Studie teilnehmenden Klassen. Sie war gerade auf dem Weg, den im Praktikum befindlichen Schülern einen obligatorischen Lehrerbesuch abzustatten. Wie so viele andere, verdeutlichte auch diese Begegnung, dass die Jugendlichen auf ihren Wegen durch die Städte ständig auf ihnen bekannte Erwachsene treffen und damit immer auch unter deren sozialer Kontrolle stehen.

Die beiden Aussagen nehmen abermals Bezug auf die negativ konnotierten Praktiken des Alkohol-Trinkens und des Anpöbelns anderer Menschen. Wie mir auch während der Go Alongs berichtet wurde, verdeutlicht Serkans Zitat, dass der „Bierbaum“ offenbar von älteren Jugendlichen aufgesucht wird, die dort – legal – Alkohol konsumieren. Sie würden sich „betrinken“ beziehungsweise an jedem Wochenende „vollsaufen“, wie es der Schüler negativ konnotiert formulieren. Dies bringt zum Ausdruck, wie sich Serkan und andere Befragte von solchen Formen des übermäßigen Alkoholkonsums klar distanzieren, auch weil sie sich, wie bereits dargestellt, noch zu jung dafür fühlen.

Ralf spricht von „den ganzen Türken“, die sich am „Bierbaum“ treffen, und nimmt somit eine eindeutige ethnische Kategorisierung vor. Der wenig spezifische Charakter seiner Aussage lässt jedoch Zweifel daran entstehen, ob diesbezüglich tatsächlich ein genaues Wissen beziehungsweise konkrete Erfahrungen vorhanden sind oder ob es sich nicht vielmehr um Projektionen allgemeinerer Sichtweisen auf diesen konkreten, negativ konnotierten Ort handelt. Danach gefragt, ob er die am Bierbaum anzutreffenden Jugendlichen persönlich kenne, antwortet Ralf, dass diese ihm lediglich vom Sehen vertraut wären.

Neben den beiden exemplarisch vorgestellten ‚versteckten‘ Orten in Borken wurden in den Interviews noch weitere derartige Plätze genannt. In Olpe wurde über den abseits gelegenen Postbahnhof am Busbahnhof, als einem Ort an dem Drogen verkauft würden, berichtet. In Coesfeld erzählt Phillip von einem ‚versteckten Ort‘ und bringt diesen mit den drei in den Interviews häufig genannten Kategorien „rauchen“, „saufen“ und „rumhängen“ in Verbindung:

> *„Ja, also ich weiß wohl, dass am Bahnhof da so‘n, so‘n versteckter Ort. (…) Eigentlich kann man den nich sehn, dat is ne, ne Straße?* >Mhm< *Unten rechts: und da is son kleiner Wall, der hochgeht, (…), Gestrüpp und dahinter liecht dann so ne, son Tischtennisplatte oder wat irgendwie sowat is da und dann muss man so zwischen som Gebäude und den Büschen halt so hergehn ,*>Ja< *ja, leicht versteckt is der (…). Ja, da sind die, die sich dann immer besaufen, (…), die dann da immer rumhängen und dann da am rauchn sind (…).“ (Phillip, 14, Coesfeld)*

In Borken erzählt Kevin von einem Platz an der Stadtbibliothek:

> *„Öhm, ein Platz, den ich kenne, das is unter der Stadtbücherei, das is‘, na, da geht so ‘ne Treppe und das ich auch von der Stadthalle da so ‘ne kleine Ecke, und da treffen sich ab und zu mal Leute, und is auch relativ abgeschottet da, oder oben auf Plattform, öhm wo die Bibliothek da is, da sieht man die ja auch nich‘, und da können sie, sag ich mal, von oben irgendwie was runterschmeißen, oder ungesehn wat machen.“ (Kevin, 14, Borken)*

In Kevins Zitat wird noch einmal sehr explizit betont, dass es die abgeschottete Lage dieses Treffpunkts ist, welche die Ausübung devianter Praktiken, in diesem Falle unter anderem das Herunterschmeißen von Gegenständen, möglich macht. Zugleich wird abermals die Vagheit derartiger Vorstellungen deutlich, wie sie in der Formulierung „irgendwie was runterschmeißen“ ihren Ausdruck findet.

Die Geschichten über ‚versteckte' Mikro-Orte und Treffpunkte, wie sie von einigen der Jugendlichen erzählt werden, spiegeln eine generelle Perspektive der Befragten auf die öffentlichen Räume ihrer Städte. Wie ich bereits in Kapitel 5 erläutert habe, geht ein großer Teil der Jugendlichen davon aus, dass öffentlich sichtbare abweichende Verhaltensweisen auch durch andere wahrgenommen würden: Durch unbekannte Passanten, aber auch durch persönlich bekannte Personen. Solche Praktiken werden folglich nicht nur als in der jeweiligen Situation peinlich empfunden. Zugleich herrscht das Bewusstsein, dass die eigenen Eltern und andere relevante Erwachsene über diese Handlungen informiert würden. So traten in den Go Alongs immer wieder Situationen zutage, die bestätigten, dass die Jugendlichen auf ihren Wegen durch die Stadt häufig ihnen bekannten Personen begegnen. Als wir beispielsweise während einer der Touren durch Olpe in der Nähe des Bahnhofs die Straße per Zebrastreifen überqueren, erkennt Maximilian den Vater seiner Freundin in einem vor uns zum Halten kommenden Auto. Prompt überlegt der Schüler laut, dass jener Vater sich doch fragen wird, was er zu dieser Zeit in der Stadt mache und gegebenenfalls denken könnte, er würde den Unterricht schwänzen.

Später während der Tour greift Maximilian das Thema wieder auf und stellt sich und der Gruppe die gleiche Frage noch einmal laut. Dies zeigt, dass die von ihm auch als solche wahrgenommene soziale Kontrolle in jener Situation greift und der Jugendliche davon ausgeht, dass der Vater der Freundin seine vormittägliche Präsenz im öffentlichen Raum gegebenenfalls als schlechte Verhaltensweise interpretiert. In dieser Hinsicht kristallisiert sich aus den Erzählungen und Eindrücken der empirischen Phase ein Bild von den Untersuchungsstädten heraus, das Christine Hannemanns Beschreibung der Sozialform Kleinstadt ähnelt: Der Alltag vor Ort ist durch ausgeprägte Mechanismen der sozialen Kontrolle geprägt, so dass insbesondere nicht der Norm entsprechende Milieus und Subkulturen sozial und räumlich exkludiert werden (Hannemann, 2004: 310f.). Vor dem Hintergrund derartiger Wahrnehmungen und Erlebnisse ist unter den Jugendlichen die Vorstellung verbreitet, dass abweichende Verhaltensweisen vornehmlich an versteckten Orten vollzogen werden, an denen sie sich den Blicken anderer Personen entziehen.

Zusammenfassend soll am Ende dieses Unterkapitels festgehalten werden, dass die Befragten auch mit Blick auf die von anderen Jugendlichen aufgesuchten, von ihnen aber selbst negativ bewerteten Mikro-Orte konkrete und auf der Basis von persönlichen Erfahrungen oder den Erzählungen Anderer beruhende Schilderungen mit allgemeineren Vorstellungen zu jenem Bild der Realität vermischen, das in vielen Interviews wiedergegeben wird. Dem Großteil der Stadt und den in ihm sichtbaren ‚normalen' Leute und Praktiken, werden die spezifischen Orte der ‚anderen' und die mit ihnen assoziierten devianten Verhaltensweisen gegenübergestellt.

Rekurs: Positive Bewertungen jugendlicher Mikro-Orte

Gleichwohl enthält meine Untersuchungsgruppe auch Jugendliche, die positive Assoziationen zu eben jenen, von anderen skeptisch bewerteten Freizeitorten herstellen. Sie gehen dort zumeist ihren Hobbies nach und treffen sich dabei mit Freunden oder Bekannten. Die Sichtweisen auf die jeweiligen Orte und die dort anzutreffenden Menschen unterscheiden sich somit deutlich von jenen der oben fokussierten Teilnehmer. Exemplarisch soll in diesem Zusammenhang der Coesfelder Schüler Tiago näher betrachtet werden. Er verbringt, wie in Kapitel 5 gezeigt, einen großen Teil seiner Freizeit draußen und ist nach eigenen Angaben auch an den Wochenenden oft bis in

die späten Abendstunden unterwegs. Seine Mutter, mit der er im Alter von sechs Jahren aus Brasilien nach Deutschland gekommen ist, würde dem nicht kritisch gegenüberstehen, so die Erzählung. Im Interview erzählt Tiago lebendig von seinem wichtigsten Hobby, dem Inlineskates-Fahren. Fast täglich sei er mit seinen Rollerblades unterwegs. Dabei sei er häufig auch im oben bereits beschriebenen Skatepark, hinter dem Bahnhof anzutreffen. Tiago betont aber, dass er dieses Setting nicht nur zum Skaten aufsucht. Der Skateplatz sei ebenso ein Ort, an dem man sich treffe, um über die Schule und den Alltag, vor allem aber über das Skaten zu reden. In diesem Zusammenhang stellt der Schüler heraus, dass er sehr viele Leute kennen würde, die am Skateplatz anzutreffen wären und dass „ziemlich alle" dort „Kollegen" seien. Unter anderem erzählt Tiago auch von Gesprächen mit einem 26-jährigen, bereits im Beruf stehenden „Kollegen". Mit dem hätte er sich bereits über dessen Arbeit unterhalten, wenngleich am Skaterplatz nur selten über derartige Themen gesprochen würde. Insgesamt werden die Besucher des Skaterplatzes von Tiago als durchaus heterogene Gruppe beschrieben. So seien dort Jugendliche zwischen 12 und 26 Jahren anzutreffen, die nicht mit ihm in die Klasse gingen. Auf dem Skateplatz könne man darüber hinaus Inliner-Fahrern, Skateboardern und BMX-Fahrern gleichermaßen begegnen. Tiago beschreibt das Verhältnis zwischen den verschiedenen Gruppen wie folgt:

> *„Ja, bei uns is auch so, weil bei manchen Orten is das dann so dass dann so es gibt ja immer die Inlinerfahrer, die BMX-Fahrer und halt die äh Skater, die mit Skateboard fahren. Und dann gibts dann immer so die Skateboarder mögen die Inlinerfahrer, und dann mögen sich alle nich. Aber bei uns is das so, dass jeder jeden mag, jeder jedem hilft und so weiter." (Tiago, 15, Coesfeld)*

Die Jugendlichen vom Skateplatz werden somit als eine enge und eingeschworene Gemeinschaft dargestellt. Jeder würde den anderen mögen, was auf Grundlage des Vergleichs mit den Skateparks in anderen Städten als nicht selbstverständlich bewertet wird. Andernorts relevante Grenzziehungen zwischen den Nutzern verschiedener Sportgeräte (Skateboard, BMX, Inlineskates) würden in der Coesfelder Szene keine Rolle spielen. Darüber hinaus wird mit der Aussage, dass jeder jedem helfen würde, auf die ausgeprägte Solidarität innerhalb der Gruppe hingewiesen. Den Jugendlichen am Skateplatz werden somit – allgemein mit einem funktionierenden Zusammenleben assoziierte – positive Eigenschaften zugeschrieben.

In diesem Zusammenhang berichtet Tiago davon, wie er sich mit Freunden zusammen engagiert und jüngeren Skatern hilft:

> *„Ja das is dann so, wir ham dann halt so so Gruppen, die wir manchmal dann halt so trainieren. Und dann ham wir dann halt auch manchmal dann so einzelne die wir dann halt so intensiv trainieren, dass die richtich gut werden. Weil die schon am Anfang sehr gut sind* >Ja< *Zum Beispiel 'n Freund von mir, der is jetzt zwölf. Und der fährt jetzt vielleicht seit einem Monat bis maximal zwei, und den trainieren wir so ziemlich jeden Tag. Dass wir dann halt sagen , ja dann und dann musst du am Skatepark sein, dann dehnst du dich, machst Aufwärmübungen, fährst zwei Runde um den ganzen Park'.* >Mhm< *Und dann halt dieses Training und dann bringen wir dir halt so'n paar Tricks bei. (…) Ja wir sagen der hat dann halt so n Programm* >Mhm< *und das absolviert der ab und meistens sind wir dann auch so nett und wenn er dann halt irgendwas*

gut macht sehr gut macht das uns dann auch beeindruckt, geben wir dem mal n Eis aus oder gehn wir mit dem nach Subway und bezahln dem dann halt son Sub und so.“ (Tiago, 15, Coesfeld)

Wie hier deutlich wird, zeigen die älteren Skater großes Engagement dabei, den jüngeren ein systematisches Trainingsprogramm zu bieten. Sie nehmen gewissermaßen die Rolle von Mentoren ein, die Freude daran haben, ihr Können an den Nachwuchs weiterzugeben. Dabei sind sie sogar dazu bereit, kleinere Belohnungen, wie etwa ein Eis oder ein Sandwich, zu spendieren. Zugleich nehmen sie die Angelegenheit, Tiagos Erzählung zufolge, aber durchaus ernst, so dass sie auch Druck auf ihre Schützlinge ausüben. Diese Geschichte zeigt, dass der Skaterplatz für Tiago und seine Freunde offenbar ein Ort ist, an dem sie sich als Ältere in einer herausgehobenen Position sehen und daraus die Aufgabe ableiten, Verantwortung für ihr Umfeld zu übernehmen.

In einem großen Teil der anderen Interviews, aber auch während einiger Go Alongs werden die an den negativ bewerteten Mikro-Orten anzutreffenden Menschen mit bestimmten Verhaltensmustern in Verbindung gebracht, insbesondere mit dem Konsum von (weichen) Drogen und Alkohol. In seinen Erzählungen über den Skateplatz nimmt auch Tiago Bezug auf diesen Aspekt, als er berichtet, dass dort Cannabis geraucht werde:

„Also die meisten, die ich kenne, die sich dann zum Beispiel halt da bei Drogen- halt beim Cannabiskonsum die sitzen dann oft am Skatepark hinten am Rasen, wo dann keiner ihn stört und wir die uns nich stören beim Skaten. Ähm. Joa dann rauchen die sich dann wohl einen, setzen sich dann auf der Bank, und stören keinen. Also is jetzt nichts schlimmes, find ich, solange die nich irgendwie aggressiv werden und irgendwas irgendwie dumm=dummes Zeug machen, is mir das egal.“ (Tiago, 15, Coesfeld)

Der Schüler bringt somit eine tolerante Haltung gegenüber entsprechenden Konsumpraktiken zum Ausdruck und berichtet von einem konfliktfreien Miteinander vor Ort. Gleichwohl grenzt er sich von diesen Verhaltensmustern sowohl in räumlicher Hinsicht als auch mit Blick auf unterschiedliche Aktivitätsmuster ab: Die Cannabis-Konsumenten würde man hinten oder am Rande des Skaterplatzes, auf dem Rasen oder auf einer Bank sitzend antreffen, während er beim Skaten auf der eigentlichen Bahn unterwegs wäre. Diese Toleranz gegenüber dem Cannabis-Konsum anderer wird von Tiago jedoch durch kritische Sichtweisen auf die Effekte dieser Droge ergänzt. Jene Einstellung ist deutlich mit Erfahrungen des Drogenkonsums von (ehemaligen) Freunden verbunden. So berichtet Tiago davon, dass er in der Vergangenheit mit einer Crew zusammen Street Dance betrieben hätte. Viele der Mitglieder hätten sich jedoch inzwischen vom Tanzsport abgewendet, da sie damit begonnen hätten, Drogen zu nehmen und sich im Zusammenhang damit ihre Freizeitgestaltung verändert habe. Gleichwohl betont Tiago in diesem Zusammenhang, dass er nichts gegen den Konsum von Cannabis einzuwenden habe. Konsumenten würden nichts anrichten, sich lediglich ein bisschen ruhiger und weniger aktiv verhalten. Eine klare Distanzierung erfolgt hingegen gegenüber Jugendlichen, die härtere, „schlimmere“ Drogen nehmen. Mit ihnen möchte Tiago „überhaupt nichts zu tun haben“. Mit Blick auf den Drogenkonsum in Coesfeld betont er, dass dort „glücklicherweise“ nur Cannabis konsumiert würde und keine gefährlicheren Substanzen. Cannabis zu bekommen sei allerdings auch relativ einfach, da es durch Per-

sonen über 18 ohne größeren Aufwand in den Niederlanden erworben werden könnte und lediglich die Grenzkontrollen ein Hindernis darstellen würden. Insgesamt zeigen die Äußerungen von Tiago somit ein vergleichsweise detailliertes und reflektiertes Bild des jugendlichen Drogenkonsums in seinem lokalen Umfeld.

Direkt neben dem Skaterplatz befindet sich das vom städtischen Jugendamt geführte Jugendhaus Stellwerk. Dessen Betreiber sind auch für die Skateanlagen verantwortlich, wie Tiago mir erklärte. Auch dort hält sich der Schüler seinen Abgaben zufolge regelmäßig und gerne auf. Unter anderem würde er die Möglichkeit nutzen, im Jugendhaus wöchentlich in einer kleinen Gruppe Bogenschießen zu üben. Tiago berichtet, dass die diesbezügliche Anmeldeliste stets schnell gefüllt sei, so dass es seitens der Verantwortlichen Pläne dafür gäbe, das Angebot auszuweiten. Dass Tiago an diesem Training teilnimmt zeigt, dass er gut über die Angebote des Jugendhauses informiert ist und eine vergleichsweise enge Verbindung dorthin hat. Er erzählt von weiteren Aktivitäten im Stellwerk: unter anderem davon, dass er sich dort auch zum Billard verabreden würde. Dies verdeutlicht, dass das Jugendhaus für Tiago ein weiterer wichtiger Fokus ist, an dem er sich mit Personen aus seinem Freundeskreis trifft, um gemeinsame Aktivitäten auszuüben.

Auch mit Blick auf das Jugendhaus beschreibt Tiago die dort anzutreffenden Leute als vielfältig und verschieden. Viele der Besucher seien zugleich auch auf der Skateranlage aktiv. Auch ältere Jugendliche, die „schon 30 oder so“ wären, würden die im Stellwerk gebotenen Möglichkeiten, wie etwa den Internetzugang, nutzen. Er selbst hätte jedoch nur mit Leuten bis zu einem maximalen Alter von 25 Jahren etwas zu tun. Jedoch hat Tiago nicht nur zu den Jugendlichen, sondern auch zu den im Jugendhaus tätigen Sozialarbeitern eine gute Verbindung:

> *„Und das sind dann halt auch Leute, die mit dem Jugendlichen zusammenarbeiten. Und ich kenn da auch welche, und ja. Ich steh auch gut mit denen in Kontakt.“ (Tiago, 15, Coesfeld)*

Die gute Beziehung zu einem Sozialarbeiter hat Tiago unter anderem den Zutritt zu einer Diskothek ermöglicht, in der der Einlass eigentlich erst ab 18 Jahren gestattet ist:

> *„Für meine Freunde auch nich, weil wir denen das war nämlich auch ebenfalls so ‘nen Sozialarbeiter. Und zwar hatte der was mit Jugendlichen zu tun und wir kannten den halt sehr gut und so und ham uns gut mit dem verstanden, und der hat dann halt nebenbei auch im Jugendhaus gearbeitet so seinen sozialen Dienst da abgeleistet und ähm dann hat der in der Fabrik halt so nebenbei gearbeitet als Barkeeper und hat uns dann immer reingelassen auch für umsonst und so.“ (Tiago, 15, Coesfeld)*

Dies gibt einen Hinweis darauf, dass zwischen Tiago und seinen Freunden auf der einen und den Sozialarbeitern auf der anderen Seite ein vertrautes Verhältnis herrscht, dass die Jugendlichen die Sozialarbeiter anerkennen, den Kontakt mit ihnen keinesfalls meiden. Die beruflichen Pläne von Tiago scheinen durch die regelmäßigen Erfahrungen und Kontakte auf dem Skateplatz und im Jugendhaus beeinflusst zu sein. Auch wenn die diesbezüglichen Pläne noch nicht allzu konkret sind, kann er sich für seine eigene Zukunft vorstellen, im sozialen Bereich und in der Arbeit mit Jugendlichen tätig zu werden:

„Ähm, ich möcht in jedem Fall was im sozialen Bereich machen (…). Ja, das wär dann schon eher so meine Sache, so mit Jugendlichen zu arbeiten. Weil ich interessier mich halt sehr für die Jugend so wie sich die auch in der Generation verändert und so. Und das interessiert mich halt." (Tiago, 15, Coesfeld)

In diesem Zitat bringt Tiago zudem sein Interesse an Menschen im Allgemeinen und Jugendlichen im Speziellen zum Ausdruck. Dies wird auch in anderen Passagen seines Interviews deutlich. Zum Beispiel berichtet er von regelmäßigen Situationen auf dem Skateplatz, in denen es ihm Spaß macht, auf neue Leute zuzugehen. Auch dieser Aspekt des Alltags auf dem Skaterplatz prägt somit die generellen Einstellungen, das Selbstbild und die Positionierung und somit letztlich auch die Zukunftsorientierung von Tiago.

Die in den vorangegangen Abschnitten näher betrachteten persönlichen Bezüge zu Jugendeinrichtungen, wie dem Skaterpark oder dem Jugendhaus, liefern somit gute Beispiele dafür, wie sich an bestimmten Orten unterschiedliche individuelle aber auch gruppenspezifische Raumkonstitutionen überlagern können. Wie Martina Löw (2001) in ihrem theoretischen Modell entwickelt, gehen Räume aus individuellen beziehungsweise gruppenspezifischen Bedeutungszuschreibungen hervor, während Orte eine über einen längeren Zeitraum gewachsene und einer größeren Allgemeinheit gegenwärtige Bedeutung haben. Skaterpark und Jugendhaus lassen sich somit zunächst als Orte kategorisieren, die den meisten Jugendlichen in den Untersuchungsstädten bekannt sind und von ihrer nahräumlichen Umgebung klar abgegrenzt werden können. Wirft man jedoch einen genaueren Blick auf die Bedeutungen und Geschichten, die von den verschiedenen Befragten mit diesen Orten verknüpft werden, wird deutlich, dass sich eben dort ganz unterschiedliche Raumkonstitutionen überschneiden.

Die dargestellten Beispiele, in denen verschiedene Jugendliche sehr unterschiedliche Sichtweisen auf den Skaterplatz, den Jugendclub und die dort anzutreffenden Personen wiedergeben, zeigen, dass es sich hier um bestimmte freizeitinfrastrukturelle Einrichtungen handelt, die bei den jeweiligen Befragten divergierende Assoziationen hervorrufen. Dabei werden ganz verschiedene ‚Elemente' relevant: So macht zum Beispiel der eine Jugendliche die im Jugendhaus anzutreffenden Problemfälle zum wesentlichen Bestandteil seiner Raumkonstitution, während für einen anderen die ambitionierten Skater auf der Anlage und die auf der Bank am Rande sitzenden und Marihuana rauchenden Personen wichtig sind. Aus diesen verschiedenen Selektionen ergeben sich die deutlich unterschiedlichen Sichtweisen auf die Realität vor Ort. Zugleich zeigt sich, dass die Sichtweisen auf Skaterparks und Jugendclubs jeweils in größere individuelle beziehungsweise gruppenspezifische Raumkonstitutionen eingebettet sind: Die fokussierten Orte erhalten ihre Bedeutung in Relationen zu anderen Plätzen, wie beispielsweise jenen Treffpunkten, an denen ebenfalls deviant handelnde Jugendliche vermutet werden. Die raumtheoretische Perspektive legt es somit nahe, Räume und Orte wechselseitig aufeinander zu beziehen. In anderen Worten erscheint es gleichermaßen relevant, die in den Alltagspraktiken und Wahrnehmungen der Jugendlichen konstituierten individuellen Bedeutungen des lokalen Kontexts in ihrer jeweiligen Ganzheit zu rekonstruieren, wie auch die multiplen Bedeutungen, die einzelne Plätze für verschiedene Gruppen oder Individuen haben, herauszuarbeiten.

7.2.5 Abgrenzung gegenüber Jugendlichen von bestimmten Schulen

Nicht nur bestimmte Wohnlagen und Straßenzüge sowie diverse Freizeitstätten und andere Mikro-Orte erweisen sich als zentrale Bezugsgrößen symbolischer Grenzziehungen und damit verbundener subjektiver Raumkonstruktionen. Auch Jugendliche, die bestimmte Schulen besuchen, werden von den Befragten mit negativen Eigenschaften in Verbindung gebracht und dadurch zu einem Referenzpunkt für Distanzierungen und eigene Positionierungen. Relevant sind dabei größtenteils Schulen in der gleichen Stadt sowie vornehmlich Jugendliche der gleichen Altersgruppe. Sowohl Hauptschulen und Förderschulen als auch Realschulen sind Gegenstand diesbezüglich bedeutender Erzählungen.

In Borken gab es zu Beginn der empirischen Phase neben jener, an der die Datenerhebung durchgeführt wurde, noch eine zweite, kleinere Hauptschule. Mit Beginn des Schuljahres 2012/2013 wurde Letztere aufgelöst und in die größere Schule eingegliedert. Differenziert nach Klassenstufen werden die Schüler seitdem auf beide Standorte verteilt. Für die in meiner Studie befragten Jugendlichen bedeutete dies, dass sie am Übergang von der neunten in die zehnte Klasse zugleich den Schulstandort und somit in die ehemalige ‚kleine' Schule wechseln mussten. Dies wurde von vielen Interviewpartnern explizit negativ bewertet. So erläutert beispielsweise Arjun:

> *„Also hier, Sie sind ja nich aus Borken, aber fragen sie hier jeden. Also die Duisburgschule hat keinen guten Ruf, sagen wir's mal so. Das fand ich natürlich scheiße, weil in der neunten Klasse hatten wir auch viele Freunde, und wir sind einfach die Zehner sind rüber gegangen, die warn noch in der neunten, nä. Also früher die Neuner, die Achter halt (…). Ja aber sehen sie, zum Beispiel wenn man jetzt raus geht und sacht ‚auf welcher Schule bist du?' Dann muss man auch sagen ‚auf der Duisbergschule', man kann nich sagen ‚auf der Remigius'."* (Arjun, 16, Borken)

Darüber hinaus erzählten einige Borkener Befragte, dass die Schüler der örtlichen Realschule ebenfalls einen weitaus schlechteren Ruf als die Jugendlichen von ihrer eigenen Schule genießen würden.

In Coesfeld gibt es zwei getrennt voneinander geführte Hauptschulen. Auch dort berichten mehrere Befragte, dass sich die Jugendlichen an der anderen Hauptschule im negativen Sinne deutlich von ihnen unterschieden würden. Dabei wird betont, dass jene andere Schule in einem problematischen Gebiet läge, was dazu führe, dass dort viele ‚schwierige' Jugendliche anzutreffen wären:

> *„Ja. Aber Kreuzschule die is nich mehr so so heftich wie äh als ich in der Fünf. war, weil da wollt ich nie Kreuzschule gehen.* >Ja< *Weil äh da hat man dann so gesacht jeder der raucht fast oder so, also vom Rauchen fühlt er sich dann cool und hart, ne. Und ähm ja das is einer der muss erster Tag oder zweiter Tag da war er in der siebten neu gekommen und äh Jacke wurde zerfetzt oder halt kaputt gemacht und der wurde in der Mülltonne gesteckt* >Mhm< *und dann hab ich gedacht auch wenn ich n paar da kenne: nee (…). Ne ich glaub Coesfeld-Stadt is mehr Anne-Frank, aber ähm zur Kreuzschule is da so wo ich ja wohne, wo das also da in der Nähe, wo der*

Hertrüffelspark da is in der Nähe >Ah< *und ja, da is das halt so (…). Und irgendwo da so in der Nähe, da gibts sehr auch viele Hochhäuser* >Mhm<. *Und äh da is das, da ähm gibts auch eben diesen kleinen Garten gibts da so nen Spielplatz.* >Ja< *und ähm da war mein Bruder mal mit dem andren Kumpel, und dann ham (...) drei ja Russen ham die ganze Zeit so angeguckt so böse und so. Ja und dann ham die auch schon gedacht. Und dann kamen die zu denen hin, ja was macht ihr? Ja hier nur öhm rumhängen halt. Ja geht hier weg und so, sonst sonst knallts sozusagen (…), ich hab auch von meinem andren Kumpel da was gehört." (Jörg, 14, Coesfeld)*

Jörgs Zitats zeigt deutlich, wie den Schülern der Kreuzschule diverse negative Verhaltensweisen zugeschrieben werden, die auch in anderen Interviewkontexten zum Ausdruck kommen: Rauchen, Sachbeschädigung, Gewaltausübung. Dieses Bild wird durch Erlebnisse anderer jugendlicher Bezugspersonen – des Bruders und eines nicht weiter definierten Bekannten –unterfüttert. In Jörgs Erzählung zur Gewaltandrohung gegenüber dem Bruder ist auffällig, wie die Beschreibung der Schule in jene des nahräumlichen Umfelds übergeht und wie dabei auf bekannte Kategorien Bezug genommen wird. Zunächst wird die Gegend, wie viele andere negativ bewertete Gebiete, durch ‚sehr viele Hochhäuser' charakterisiert. Dann wird mit dem Spielplatz ein durch Jugendliche angeeigneter Freizeitort mit einer negativen Assoziation versehen. Die dort angetroffen aggressiven Jugendlichen werden alleinig auf ethnischer Basis als ‚Russen' kategorisiert.

Darüber hinaus werden in mehreren Interviews sich ‚schlecht' verhaltende Jugendliche als (vermutliche) Förder- beziehungsweise Sonderschüler kategorisiert. Damit einher gehen negative Sichtweisen auf die entsprechenden Schulen, wie Andreas anhand von zwei Beispielen erläutert:

„Ein paar sind schon ähm in BOZ, Bocholt hingegangen oder die sind auf Sonder gegangen aber die meisten sind eher weggegangen hier."
I: „Das heißt BOZ in Bocholt ist?"
„Ist Berufsorientale//Berufsorientierte Zukunft >Ja<*, da kannst du- kann man auf jeden Fall den Hauptschulabschluss nachholen und die Sonderschule in Gemen ist- ja da kann man- eher gesagt, das ist nur Langeweile, die lernen da nicht viel und, da kann man nichts machen mit. Die kriegen keinen Abschluss,* >Mhm< *nix. Und ja, da würde ich lieber noch hier bleiben und da meinen Hauptschulabschluss machen, wenn ich jetzt keine Ausbildung hätte. So wie nur Krach machen in der Klasse, so ein Typ bin ich nicht, ich bin lieber ruhig in der Klasse und pass lieber auf und mach mit, wie die ganze Zeit Ärger von den Lehrern kriegen und rausgeschmissen werden und dadurch das Zeugnis zu versauen." (Andreas, 16, Borken)*

Die symbolischen Grenzziehungen gegenüber den auf andere Schulen gehenden Jugendlichen verdeutlichen, dass auch diese Institutionen eine Rolle in den Positionierungs- und Abgrenzungsmechanismen der befragten Jugendlichen spielen. Bei den damit verbundenen Konstruktionen symbolischer Grenzziehungen kommen ähnliche Kategorien zum Einsatz, wie bei den Beschreibungen der ‚schlechten' Straße und ‚schlechten' Mikro-Orte. Diese deutlichen Bilder von der Qualität der lokalen Schulen werden offensichtlich auch in den Diskursen der Erwachsenen vor Ort, insbesondere jenen der Eltern, geprägt. Viele Schüler zeichnen folglich in ihren Beschreibungen eben solch ein Bild der ‚guten' eigenen Hauptschule und ziehen dabei den Vergleich mit

anderen Schulen heran. Gleichwohl wird in unterschiedlichen Zusammenhängen meiner Analyse deutlich, dass auch die befragten Jugendlichen ein mit ihrem Status als Hauptschüler verbundenes Stigma wahrnehmen und verschiedene Strategien entwickelt haben, um damit umzugehen (vgl. Kapitel 4.2.5).

7.2.6 Großstadtvergleiche als symbolische Grenzziehungen

Nicht nur bestimmte Wohnlagen und Foci in den eigenen Städten, sondern auch Großstädte werden von den Jugendlichen der Realität im eigenen Wohnumfeld als negative Kontrastfolien gegenübergestellt, indem Bezug auf die devianten Verhaltensweisen der dortigen Bewohner genommen wird. Der Borkener Schüler Kevin berichtet beispielsweise von Erfahrungen aus der Ruhrgebietsgroßstadt Bochum, in der er mit seinen Eltern vormals gewohnt hat. Zum Zeitpunkt des Interviews leben aber noch Verwandte von ihm dort. Kevin erzählt vom folgenden Erlebnis, das er während eines Besuchs bei der Großmutter hatte:

> *„Öhm , meine Großmutter wohnt in Bochum, und da fahrn wir auch ab und zu ihr mal hin, und da sehn wir auch schon öfters, dass es da öfters Probleme gibt, in der Nähe davon is 'n Spielplatz und da sieht man auch, dass da viele Leute sind, viele ausländische Leute, und dass die da dann auch Probleme machen und, dat is dann zum Beispiel hier auch nich der Fall."*
> *I: „Was sind das klassisch für Probleme, an die Du da denkst?"*
> *„Das sagen, sag ich mal jetzt, öh, Jugendliche, dass die dann da hingehn und die kleinen Kinder da ärgern oder jetz' einfach mal ältere Leute da einfach anschnauzen, auch egal in welchem Alter, dass die dann einfach nur vorbeigehn und nich antworten, dass die dann schon rumschauten, dat is zum Beispiel ein Problem davon."*
> *I: „Mhm, was wärn noch so andere Probleme, die Dir einfallen?"*
> *„Dass die dann ohne Grund aggressiv werden, dass sie dann kommen und meinen, dass sie jetz hier, weil sie jetz Ausländer sind, wir sollen uns integrieren, da kommen sie dann sofort, ja öhm, kanns mir mal wat geben, wir solln ja, wir sind ja eine große Familie hier, und dass wir dann einfach dann so kommen und dass die dat dann einfach so ausnutzen dann (…)."*
> *I: „Und, wo Du aber sagst, das is hier anders?"*
> *„Ja, hier is das generell, wenn überhaupt, dann nur ein, zweimal im Jahr dann so, würd ich so einfach mal sagen." (Kevin, 14, Borken)*

Aus Kevins Sicht stellen aggressive Jugendliche ein für die Großstadt Bochum typisches Phänomen dar. Jene Personen werden in seinem Zitat unmittelbar als Ausländer kategorisiert. Somit stellt der Jugendliche eine ähnliche argumentative Verknüpfung her, wie es andere Befragte tun, wenn sie symbolische Grenzziehungen gegenüber einem entsprechenden Typus von Jugendlichen konstruieren (vgl. Kapitel 7.2.1-7.2.3). Kevins Erzählung beruht auf konkreten Erlebnissen im Rahmen der Besuche bei den Großeltern. Gleichwohl bleibt sie abstrakt, was einen Hinweis darauf gibt, dass auch hier generelle Sichtweisen auf bestimmte Jugendgruppen in den konkreten räumlichen Kontext der Großstadt und auf die dort anzutreffenden Menschen projektiert wer-

den. Deutlich fällt Kevins Einschätzung aus, dass sich derartige Dinge in der kleineren Stadt Borken nicht beziehungsweise deutlich seltener ereignen würden.

Sergej, ein anderer Borkener Befragter, vergleicht die Jugendlichen in seinem Wohnort mit jenen der Großstadt hinsichtlich des bereits oben thematisierten Konsums von Alkohol und Drogen. Wie dargelegt, wird dieser von einem Großteil der befragten Personen als sinnbildlich für negative jugendliche Verhaltensweisen angeführt. Auch wenn Sergej sich, anders als die meisten Befragten, selbst deutlich von den ‚braven' Jugendlichen seiner Umgebung abgrenzt und mit den devianten Verhaltensweisen seiner Clique brüstet, argumentiert er zugleich, dass es einen deutlichen Unterschied zwischen der Situation in Borken und jener in den Großstädten gäbe:

> *„So Kleinstadt wie Borken ist eher so'n liebes Dorf oder Kaff oder wat ist das hier. Und so Großstadt, die machen dann me=mehr Scheiß, die Jugendlichen.* >Ja< *Die machen dann alles. Die=die kiffen, rauchen, Shisha und alles Mögliche. Drogen, Alkoholsucht, Drogensucht und in Borken ist das nicht so. Ist halt nicht so stark wie in Großstädten." (Sergej, 15, Borken)*

Gleichwohl sind die Beschreibungen Borkens als „liebes Dorf" und „Kaff" deutlich negativ konnotiert. Darin kommt zum Ausdruck, dass Sergej die Situation in der eigenen Stadt nicht nur positiv bewertet, sondern gleichzeitig eine Faszination für das Leben der Großstadtjugendlichen empfindet. Die Vorstellungen von deren Praktiken zeigen in Teilen deutliche Ähnlichkeiten mit der idealisierten Beschreibung der Aktivitäten in der eigenen Clique, die unter anderem durch deviante Verhaltensweisen („Scheiße bauen") geprägt wären.

Auch wenn ein überwiegender Teil der Befragten die Großstadt im Vergleich mit dem eigenen Wohnort deutlich negativ bewertet, gibt es gleichwohl Untersuchungspersonen, welche die positiven Seiten des Großstadtlebens den Defiziten des eigenen lokalen Kontexts gegenüberstellen. Dabei handelt es sich größtenteils um jene Personen, die gerne den derzeitigen Wohnort verlassen und in einer größeren Stadt leben möchten. Wie ich in Kapitel 5.2 gezeigt habe, basiert die Unzufriedenheit dieser Jugendlichen mit den vor Ort gebotenen Möglichkeiten in erster Linie auf einer empfundenen Langeweile und der Annahme, dass größere Städte einen interessanteren Alltag ermöglichen würden. Aber nicht nur auf das unmittelbare Thema ‚Langeweile' wird in jenen auf die positiven Aspekte des Großstadtlebens fokussierten Vergleichen Bezug genommen. Auch weitere Gesichtspunkte werden hier miteinbezogen. So betont der gegenüber seinem Wohnort Borken sehr kritisch eingestellte und mittelfristig umzugswillige Andreas, dass sich deviant verhaltende Jugendliche in den kleinräumigen Strukturen der eigenen Stadt viel einfacher sichtbar würden als in größeren Städten:

> *„Mehr Leute asi, wie vernünftigere* >Ja<, so *kommt mir das hier vor, weil kleine Stadt, hier kriegt man direkt alles mit. In Dortmund laufen auch vernünftige rum oder man kann denken, dass sie nicht asi sind* >Ja<*, weil die sich alle ausbreiten und Borken ist ja klein und da sind hier ja sehr viele Asis." (Andreas, 16, Borken)*

Jene höchst unterschiedlichen Bewertungen[47] derselben Gesichtspunkte zeigen, wie subjektiv geprägt jene Großstadtvergleiche sind und wie stark sich darin generelle Vorstellungen von ‚guten' und ‚schlechten' Städten sowie ‚guten' und ‚schlechten' Lebensweisen spiegeln. Die Vergleiche des eigenen Wohnorts mit dem Gegenpol der Großstadt sind in den Interviews allgegenwärtig. Die Großstadt steht somit für einen in den Wahrnehmungen der Jugendlichen präsenten Typus ‚anderer' Orte, deren Lebenswirklichkeit sich von jener in den eigenen Städten unterscheidet. Konträr zu diesem Gegenpol werden die eigenen Wohnorte von Vielen als klein, ruhig, ländlich, durch persönliche Kontakte unter den Bewohnern geprägt und weitestgehend frei von Kriminalität und abweichenden Verhaltensweisen beschrieben (vgl. auch Kap. 5.2.1).

Die Sichtweisen auf die eigenen Städte und die ihnen gegenüberstehenden Großstadtbilder zeigen, dass darin allgemeine Vorstellungen von einem guten und für die Zukunft gewünschten Leben in einen bestimmten Ortstypus – zumeist der eigenen Stadt – gespiegelt und die entsprechenden negativen Gegeneigenschaften dem komplementären Typus – zumeist der Großstadt – zugeschrieben werden. Somit stehen diese Eindrücke in Zusammenhang mit den Zukunftsorientierungen der Schüler. Die Sichtweisen auf die eigenen und weiter entfernten Städte können allgemeinere Einstellungen nicht nur widerspiegeln, sondern auch festigen und modifizieren. Letzteres scheint insbesondere dann der Fall zu sein, wenn konkrete Beobachtungen und Erlebnisse vor Ort die Sichtweisen der Jugendlichen prägen und daraufhin in Bezug zu generelleren Überlegungen und Einstellungen gesetzt werden.

Die Großstadt bleibt in den Beschreibungen der meisten Befragten relativ abstrakt, wird zugleich aber in ziemlich drastischen Bildern umschrieben. Bezüglich der dort lebenden Menschen werden vielfach Eigenschaften, Verhaltensweisen und Äußerlichkeiten angeführt, die auch in anderen Zusammenhängen bei negativen Charakterisierungen zentral sind, wie etwa der Konsum von Alkohol und Drogen, ‚asoziales' Verhalten, Aggressivität und Gewalttätigkeit. Auch wenn einige Schüler regelmäßig in den umliegenden oder auch weiter entfernten Großstädten Zeit verbringen, bleibt dieser Stadttypus für die meisten von ihnen etwas grundsätzlich Fremdes, das sich in seinem Wesen grundlegend von ihrer eigenen Umgebung unterscheidet. Gleichwohl erscheint es, als ob die Großstädte – wie auch andere entfernte Orte und Regionen – in den alltäglichen Denkweisen keine allzu große Rolle spielen. Nicht nur in ihren Aktionsräumen, sondern auch in ihren Wahrnehmungen und Denkmustern scheinen die Jugendlichen primär auf ihr lokales Umfeld fokussiert.

[47] Darüber hinaus gibt es auch einige wenige Interviewpassagen, in denen die Schüler die Gemeinsamkeiten zwischen ihren Wohnorte und den Großstädten hervorheben. So betont zum Beispiel der Olper Marco: „Ich sag mal gut, es kann, äh. Es gibt irgendwo in jeder Familie Probleme und es kann auch. Ich find, das macht kein Unterschied ob in der Kleinstadt, Großstadt >Mhm< oder so, es können überall die gleichen Probleme sein. Ich sag mal, überall kann 'n Elternteil sterben. Öh, also würd ich schon sagen, dass, gut, es gibt auch manche Probleme natürlich, die's vielleicht nur in der Großstadt gibt, >Mhm< einfach weil's anders geregelt ist, aber so die meisten Probleme würd ich sagen, gibt's einfach überall, Kleinstadt, Dorf, ganz egal." (Marco, 14, Olpe)

7.3 Zusammenfassung und Zuspitzung

Dieses Kapitel gab einen Einblick darin, auf welche Art und Weise die Jugendlichen das gebaute und soziale Umfeld ihrer Stadt wahrnehmen. Es zeigte, inwiefern die Befragten sich dem lokalen Kontext ihres Alltags verbunden fühlen und welche entsprechenden (zumeist positiven) Sichtweisen vorherrschend sind. Das Kapitel demonstrierte aber auch, dass ein Großteil der Studienteilnehmer bestimmte städtische Wohnlagen und Mikro-Orte sowie die dort wohnenden oder anzutreffenden Personen mit negativ konnotierten Eindrücken und Charakteristika in Verbindung bringt. Auf dieser Grundlage ließ sich darlegen, inwiefern diese Eindrücke und ihre Interpretationen eine Bedeutung für die Positionierungen und Zukunftsorientierungen der Jugendlichen haben.

Die bei den meisten Schülern ausgeprägten Empfindungen des ‚Sich-zuhause-Fühlens' und des ‚Dazugehörens' unter den Menschen am Wohnort zeigen, dass der lokale (sozial-)räumliche Kontext von diesen Befragten als ‚ihr' Ort betrachtet wird, an dem sie sich wohlfühlen, gerne ihren Alltag verbringen und in den meisten Fällen auch in Zukunft leben möchten. Sie fühlen sich den meisten Menschen zugehörig und empfinden diese vorwiegend als ‚normal' und so, wie sie selbst auch sind.[48] Das Gefühl dieser Jugendlichen, im lokalen Kontext unter ihresgleichen zu sein, spiegelt somit die eigene Positionierung und trägt zugleich zu deren Verfestigung bei. Folglich bietet das alltägliche nahräumliche Umfeld Ressourcen für eben jene eigene Positionierung, zum Beispiel hinsichtlich der Fragen, wie man als Erwachsener sein möchte (z. B. ‚normal', fleißig, engagiert). In diesem Zusammenhang kann es symbolische Distinktionsprofite im Sinne Bourdieus (vgl. Kapitel 2.2.6) eröffnen. Zudem beeinflussen die Sichtweisen auf den städtischen Kontext und auf die dort anzutreffenden Menschen die Einstellungen hinsichtlich der Frage, an welchen Orten man die eigene Zukunft verbringen möchte, wodurch die von Bourdieu kategorisierten Situationsrendite (vgl. Kapitel 2.2.6) wirksam werden können. Neben einzelnen vor Ort anzutreffenden Personen, die als konkrete Rollenmodelle für die Sozialisation fungieren, bietet der lokale Kontext somit auch auf einer abstrakteren Ebene eine Bezugsgröße für die Zukunftsorientierungen der von mir befragten Jugendlichen.

Jene positiven Sichtweisen beziehen sich zumeist auf die abstrakte Größe der Stadt als Ganze und weniger auf bestimmte Teilgebiete oder Stadtteile. Anstelle einer fragmentierten Stadtstruktur, in der unterschiedliche Gruppen in ihren jeweils verschiedenen Teilgebieten verankert sind, wie sie etwa in den Vorstellungen der Chicago School existiert (z. B. Park/Burgess/Mc Kenzie 1925), nehmen die befragten Jugendlichen ihre Wohnorte vornehmlich in ihrer Gesamtheit wahr. Dies deckt sich in weiten Teilen auch mit den zuvor von mir analysierten infrastrukturellen Nutzungen sowie mit den Lokalisierungen sozialer Kontakte: Sie erstrecken sich über das gesamte Stadtgebiet, auch wenn es bezüglich des Freizeitverhaltens eine Verdichtung im Bereich der Innenstädte gibt. Zugleich wurden aber bestimmte Foci – wie etwa Fußballplätze, Skateparks oder Jugend-

[48] Ähnliche Sichtweisen der von ihm befragten Personen hebt Mike Savage (2000) in einer empirischen Studie zur Klassenstruktur Großbritanniens hervor. Dort würde die Mehrheit der Teilnehmer ihre eigene soziale Identität als „ordinary" bewerten und sich damit zugleich von jenen Personen distanzieren, die am unteren Ende des sozialen Ungleichheitsgefüges stehen.

clubs – identifiziert, die für den Alltag und die sozialen Positionierungen eines Teils der Befragten eine wesentliche Rolle spielen.

Diesen Erzählungen mit Schwerpunkt auf Zugehörigkeit und positive Verbindungen in das städtische Umfeld stehen aber zugleich Narrative gegenüber, in denen deutliche Abgrenzungen gegenüber den Menschen, die an bestimmten städtischen Orten wohnen oder anzutreffen sind, zum Ausdruck kommen. Sowohl in den Erzählungen zu den Bewohnern ‚schlechter' Straßen und Wohnlagen als auch in jenen zu den Jugendlichen an bestimmten negativ bewerteten Mikro-Orten und Schulen wird Bezug auf die immer gleichen Kategorien genommen: Rauchen, Alkohol trinken, fehlender Arbeitswille, abweichende beziehungsweise destruktive Verhaltensweisen. Jene Kategorisierungen kommen auch in nicht auf bestimmte Settings fokussierten Schilderungen zum Ausdruck und werden von den Erzählern ihren eigenen Positionierungen und den mit diesen verbundenen Zukunftsorientierungen gegenübergestellt: So betonen viele Befragte wiederholt, dass es für eine erfolgreiche Laufbahn in Schule, Ausbildung und Beruf unabdingbar sei, fleißig, zielstrebig und zukunftsorientiert zu sein und sich gleichzeitig von negativen Verhaltensweisen und Gewohnheiten, wie dem Trinken, Rauchen und Rumlungern, zu distanzieren. Jene grundsätzlich wahrgenommenen Dichotomien zwischen guten und schlechten Verhaltensweisen werden folglich in den Wahrnehmungen bestimmter städtischer Orte und an ihnen lokalisierter Personen gespiegelt. Zugleich werden solche, merklich durch andere Kontexte wie die Medien oder das Elternhaus geprägten, Sichtweisen durch die konkreten nahräumlichen Erfahrungen bestätigt und konkretisiert.

Demnach ist davon auszugehen, dass die lokalen Kontexte der Wohn- und Schulorte symbolische Abgrenzungen gegenüber anderen und – in Relation dazu – die eigenen Positionierungen und Handlungsorientierungen prägen. Somit kann der (sozial-)räumliche Kontext auch in diesem Zusammenhang Ressourcen für die Entwicklung der jugendlichen Zukunftsorientierungen bieten.[49] Die mit den negativ bewerteten Orten in Verbindung gebrachten Lebens- und Verhaltensweisen stellen für viele Befragte eine Bezugsgröße da, in Abgrenzung zu der sie ihre eigenen Orientierungen entwickeln. Solche Prozesse der Distanzierung gegenüber anderen sind somit wichtiger Bestandteil der individuellen Positionierung, so dass sie für viele der Teilnehmer symbolische Distinktionsprofite im Sinne Bourdieus bergen. Bei einem Großteil dieser Jugendlichen tragen die lokalen räumlichen Bezüge und die in ihnen zum Ausdruck kommenden – und subjektiv empfundenen – Zugehörigkeiten und Distanzierungen zur Reproduktion (familiärer) habitueller Dispositionen bei.

Wenngleich jene, durch Zugehörigkeit zur Stadt im großen Ganzen und Distanzierung gegenüber den Personen an bestimmten Mikro-Orten geprägten, Wahrnehmungsmuster bei einem Großteil der Schüler – wenn auch in unterschiedlicher Deutlichkeit und Ausprägung – zutage treten, brachte die Analyse auch Fälle zum Vorschein, in denen die Befragten nicht die beschriebene

[49] Auch an dieser Stelle soll nochmal darauf hingewiesen sein, dass der von mir hergestellte Bezug zwischen symbolischen Grenzziehungen und für die Zukunftsorientierungen relevanten Ressourcen keinesfalls die negativen Aspekte dieser Grenzziehungen, wie etwa die Vorurteile gegenüber Fremden und die Stigmatisierung bestimmter Gruppen, negieren soll.

Zugehörigkeit zu ihrem nahräumlichen Kontext empfanden. Dies war zum Teil bei Jugendlichen zu beobachten, deren Familien durch eine Migrationsgeschichte geprägt sind. Hieraus ergibt sich ein Hinweis darauf, dass die in den Erzählungen vieler deutschstämmiger Jugendlicher zum Ausdruck gekommenen symbolischen Grenzziehungen und Distanzierungen auf der Grundlage ethnischer Kategorien auch ‚auf der anderen Seite', bei einem Teil der migrantischen Jugendlichen spürbar werden und deren Empfinden der Zugehörigkeit beeinträchtigen.

Generell zeigen die von mir beschriebenen Phänomene, dass insbesondere Personen im Jugendalter, auf die sich bestimmte Kategorisierungen anwenden lassen, zu Adressaten negativ konnotierter symbolischer Grenzziehungen werden: Jugendliche mit bestimmten Migrationshintergründen, aus einschlägigen Wohnlagen, mit einem bestimmten sozio-ökonomischen Hintergrund des Elternhauses. Auch in meinem Sample sind Personen enthalten, die diesen Kriterien entsprechen. Wenngleich diese Jugendlichen zumeist nicht direkt von im hier diskutierten Zusammenhang denkbaren Stigmatisierungserfahrungen berichtet haben, ist nicht auszuschließen, dass sie Ziel derartiger negativer Zuschreibungen und daraus hervorgehender Benachteiligungen werden. Dies erscheint insbesondere deshalb möglich, da viele der in diesem Kapitel rekonstruierten Zuschreibungen ihren Ursprung in den Wahrnehmungen der Eltern und somit der Erwachsenen haben. Davon ausgehend, dass viele vergleichbaren Milieus angehörende Erwachsene entscheidend für die weitere Laufbahn der Jugendlichen in Ausbildung und Beruf sein können, beispielsweise als Entscheidungsträger in den Ausbildungsbetrieben, erscheinen Diskriminierungssituationen denkbar.

Wie meine in diesem Kapitel präsentierten empirischen Analysen deutlich gemacht haben, basieren die Sichtweisen, welche die Jugendlichen auf ihr lokales Umfeld entwickeln, in wesentlichen Aspekten auf abstrakten Vorstellungen von den Orten der näheren Umgebung und den dort wohnhaften oder anzutreffenden Personen. Gerade mit Blick auf die von den Befragten beschriebenen ‚schlechten Straßen' und Wohngegenden wird deutlich, dass viele von ihnen über keine persönlichen Kontakte zu dort lebenden Menschen verfügen. Auch die von einem großen Teil der Schüler dargelegten, durch positive Aspekte geprägten Vorstellungen von den anderen Menschen in der Stadt sind durch abstrakte Bilder von einer guten, vernünftigen Lebensweise und einem freundlichen Verhalten geprägt. In diesen Wahrnehmungen spiegeln sich Elemente der Vertrautheit. Die Jugendlichen haben das Gefühl, ihr nahräumliches Umfeld zu kennen, ohne dafür über umfassende persönliche Kontakte oder Erfahrungen vor Ort verfügen zu müssen. Zur Einordnung dieser Muster bietet es sich an, auf das schon dargestellte Konzept der „Public Familiarity" Bezug zu nehmen (Blokland und Nast, 2014). In dessen Kern steht die Idee, dass es weniger intensive persönliche Kontakte zu den Nachbarn, als vielmehr ein generelles Gefühl, diese zu kennen und einschätzen zu können, ist, das bei den Bewohnern ein Vertrauen in ihr lokales soziales Umfeld entstehen lässt. So zeigt die vorliegende Studie, dass bestimmte vor Ort gemachte Beobachtungen und Einrücke oder auch durch Erzählungen weitergegebene Vorstellungen dafür ausreichen, dass die entsprechenden städtischen Gebiete und insbesondere deren Bewohner auf eine bestimmte Art und Weise positiv oder negativ bewertet werden.

Wie in der physisch-infrastrukturellen und der sozialen, wird auch in der symbolischen Dimension deutlich, dass viele der befragten Schüler durch ihre jeweiligen spezifischen Einbindungen in den

lokalen Kontext ihrer Wohn- und Schulorte Raumprofite im Sinne Bourdieus für sich nutzbar machen können. In Prozessen der symbolischen Zuordnung und Abgrenzung trägt das soziale und bauliche Umfeld dazu bei, dass die Jugendlichen sich selbst in Relation zu anderen positionieren und dabei ihre Zukunftsorientierungen schärfen können. Die an unterschiedlichen städtischen Orten beobachtbaren Lebensweisen und Alltagsgestaltungen Anderer stellen für die Teilnehmer meiner Studie somit Ressourcen dar, die sich aufgrund der jeweiligen Einbindungen in den (sozial-)räumlichen Kontext ergeben und erst im Zusammenspiel mit den jeweiligen individuellen Dispositionen, sozialen Positionen und verfügbaren Ressourcen – wie etwa dem Wissen und den bisher gemachten Erfahrungen – wirksam werden. Bei diesen die Zukunftsorientierungen prägenden Eindrücken handelt es sich also weniger um dem sozialen Kontext inhärente und für alle Jugendlichen gleichermaßen zugängliche Ressourcen. Vielmehr wird deutlich, dass es in Zusammenhang mit den heterogenen und ausdifferenzierten Bezügen, welche die Befragten zu unterschiedlichen Orten und Personen in ihrem alltäglichen (sozial-)räumlichen Kontext entwickeln, ganz unterschiedliche und teilweise fallspezifische Zusammenhänge sind, in denen Ressourcen des lokalen Kontexts für die einzelnen Jugendlichen nutzbar werden.

8 Fazit

Für die meisten der von mir befragten Jugendlichen bieten die lokalen Kontexte der Wohnorte und ihrer Umgebungen vielfältige Ressourcen, die für die Entwicklung ihrer Zukunftsorientierungen bedeutend sind. Ausgehend von der Frage, in welchen Situationen solche Ressourcen wirksam werden, ließen sich Zusammenhänge in unterschiedlichen Dimensionen der (sozial-) räumlichen Einbindungen zeigen. Beim Blick in die physisch-materielle beziehungsweise infrastrukturelle Dimension wurde deutlich, dass bei einem großen Teil der Befragten die positiven Bewertungen der Freizeitangebote und der Lebensqualität dazu beitragen, dass die Zukunftsplanungen räumlich auf den Wohnort und seine regionale Umgebung ausgerichtet werden. Nur für wenige Teilnehmer stehen hingegen die Defizite und Einschränkungen im Vordergrund, so dass manche von ihnen mittelfristig lieber an einem anderen Ort leben möchten. Bezüglich der für Ausbildung und Beruf entscheidenden Infrastrukturen bilden fast ausschließlich Unternehmen aus dem näheren regionalen Umfeld die wichtigen und aus Sicht der Befragten vielversprechenden Anlaufpunkte für bereits adressierte und zukünftig geplante Bewerbungen.

Wenngleich die diesbezüglichen Planungen bei vielen Studienteilnehmern noch wenig konkret erscheinen, sind sie doch eindeutig auf den regionalen Kontext ausgerichtet. Einen Wegzug unmittelbar nach dem Schulabschluss zieht, schon alleine aus pragmatischen Gründen, kaum einer der Befragten in Erwägung. Die lokalen Freizeit- und Ausbildungsinfrastrukturen sind somit für die meisten interviewten Jugendlichen relevante Ressourcen. Die aus Sicht dieser Befragten bestehenden guten Angebote vor Ort tragen dazu bei, dass die Zukunftsorientierungen in einem hohen Maße auf das lokale beziehungsweise nähere regionale Umfeld und die dort bestehenden Möglichkeiten der Lebensgestaltung ausgerichtet werden. Nur wenige Studienteilnehmer sind mit den Freizeitangeboten in ihren Wohnorten unzufrieden und möchten deshalb mittelfristig lieber in einer anderen Gegend leben.

Neben den Freizeitangeboten und Ausbildungsmöglichkeiten sind es vor allem die bestehenden sozialen Kontakte und Freundschaften, aufgrund derer die Planungen der meisten Jugendlichen auf das Vorortbleiben gerichtet sind. Neben diesen bedeutenden emotionalen Bezugspunkten bietet der lokale Kontext in seiner sozialen Dimension aber weitere für die Zukunftsorientierungen der Befragten relevante Ressourcen: Sowohl der engere Freundes-, Familien- und Verwandtschaftskreis als auch demgegenüber lockerere Beziehungen enthalten relevante Ansprechpartner und Ratgeber in den wichtigen Fragen rund um die Schule, die Ausbildung, aber auch um private Aspekte. Auch mit Blick auf diese zukunftsrelevanten Kontakte zeigt sich eine deutliche nahräumliche Ballung der Wohnorte sowie der relevanten Interaktionsfoci in den Untersuchungsstädten und deren näheren Umkreisen.

Diese Kontakte sind nicht nur deshalb so hilfreich, weil die Bezugspersonen über lokalspezifische Informationen zu Ausbildungsbetrieben, Praktikumsmöglichkeiten und Ähnlichem verfügen, sondern ebenso, weil die Wohnortnähe und die gemeinsam genutzten Foci des Alltags regelmäßige, alltägliche Interaktionen erleichtern. Letzteres ist insbesondere mit Blick auf die oben dargestellten impliziten Ressourcen von Bedeutung, da diese aus der ungefragten und oftmals beiläufigen Weitergabe von Ratschlägen und Informationen hervorgehen. Dass sich nicht nur die familiären

und verwandtschaftlichen, sondern auch die freundschaftlichen Kontakte in der näheren regionalen Umgebung ballen, ist wesentlich darauf zurückzuführen, dass sowohl die gemeinsam besuchten Schulen und Kindergärten als auch die zusammen frequentierten Foci der Freizeitgestaltung in diesem Umkreis lokalisiert sind. Insgesamt verdeutlicht mein Blick in die soziale Dimension, dass sich hier die Relevanz des (sozial-)räumlichen Kontexts primär aufgrund in ihm angesiedelter Institutionen (die sich ebenfalls als Kontexte bezeichnen ließen), wie der Schulen, Familien und Peer Groups, ergibt. Geringe Bedeutung haben hingegen durch bloße räumliche Nähe konstituierte, zufälligere Begegnungen, wie sie sich etwa in der Nachbarschaft ereignen könnten.

In meinen Analysen zur symbolischen Dimension der lokalen Einbindungen wird deutlich, dass viele Befragte sich an ihren Wohnorten uneingeschränkt zuhause und zu den Menschen dort zugehörig fühlen. Auch in dieser Hinsicht bietet der lokale Kontext Ressourcen, deren Aktivierung dazu beiträgt, dass die meisten der befragten Schüler gerne weiterhin in der Region bleiben möchten. Darüber hinaus bietet die Auseinandersetzung mit den Menschen vor Ort den Jugendlichen eine Ressource, um sich an deren Lebensmodellen und Verhaltensweisen zu orientieren, eigene Identifikationen herauszubilden und sich dadurch in zentralen Aspekten der Zukunftsorientierung zu positionieren. Jene Positionierungen und Identifikationen entwickeln sich nicht nur über Empfindungen der Zugehörigkeit und Ähnlichkeit, sondern auch in Prozessen der symbolischen Abgrenzung gegenüber bestimmten Gruppen. Auch in diesem Zusammenhang birgt das lokale Umfeld relevante Ressourcen: Mit bestimmten Orten in Verbindung gebrachte Personengruppen werden für die Befragten zur Bezugsgröße symbolischer Grenzziehungen und damit verbundener Reflektionen der eigenen Orientierungen. Dabei ist erkennbar, dass es generelle Vorstellungen von bestimmten Personengruppen und ihren Verhaltensweisen sind, die auf den lokalen Kontext projiziert und durch lokale Erfahrungen und Erzählungen verstärkt und modifiziert werden.

8.1 Heterogene Bezüge in den lokalen Kontext

Meine Beobachtungen in den verschiedenen Dimensionen der lokalen Einbindungen machen deutlich, dass das städtische Umfeld keineswegs allen befragten Jugendlichen die gleichen Ressourcen bietet. Dies ist zunächst in der Heterogenität der rekonstruierten Alltagswelten begründet. So zeigen sich große Unterschiede darin, wie die Jugendlichen ihre Tagesabläufe gestalten und welche Rolle die jeweiligen lokalen Umfelder und deren Bewohner dabei spielen. Auch bezüglich der Art und Weise, in der die Schüler ihr soziales und gebautes städtisches Umfeld wahrnehmen und sich selbst darin positionieren, zeigen sich divergierende Muster. Es wäre folglich wenig zielführend, den städtischen Raum und die in ihm vermeintlich ‚objektiv' vorhandenen und beobachtbaren infrastrukturellen Angebote, sozialen Kontaktmöglichkeiten und symbolischen Außenwirkungen zum Ausgangspunkt einer Analyse der für die Studienteilnehmer relevanten Ressourcen – und auch Constraints – zu machen. Vielmehr ist es ein breites Spektrum unterschiedlicher Lebenswelten und Sichtweisen, aus dem sich die Bedeutung, welche die Stadt als Ressource für die schulische und berufliche Laufbahn sowie für die persönliche Entwicklung der einzelnen Jugendlichen hat, ableitet.

Beispielsweise lässt sich beobachten, dass für einige der Befragten städtische Freizeitangebote, wie die Skaterbahn, das Jugendhaus oder der Fußballplatz, entscheidende Faktoren dafür sind, dass sie gerne in der Stadt leben und auch zukünftig dort bleiben möchten. Andere Jugendliche hingegen richten ihre Freizeit weitestgehend auf Aktivitäten in privaten Räumen, bei sich zu Hause oder auch bei Freunden, aus, so dass die städtischen Freizeitangebote für sie von geringerer Bedeutung sind. Mediennutzungen, insbesondere Computer- und Videospiele, sind dabei die beliebtesten Beschäftigungen. Auch mit Blick auf die sozialen Netzwerke und die darin enthaltenen relevanten Ansprechpartner und Ratgeber lässt sich eine gewisse Bandbreite unterschiedlicher Strukturen und räumlicher Radien beobachten, wie ich in Kapitel 6 dargelegt habe. Gleichwohl lässt sich bei der überwiegenden Mehrheit der teilnehmenden Jugendlichen beobachten, dass die im Alltag und hinsichtlich der Zukunftsorientierungen relevanten Kontakte zumeist im nahräumlichen Umfeld der Stadt und ihrer Umgebung lokalisiert werden können.

Unterschiede zeigen sich jedoch beispielsweise darin, dass bei einem Teil der Befragten die Freundeskreise überwiegend aus Schülern der eigenen Klasse bestehen, bei anderen hingegen viele wichtige Kontakte aus gemeinsamen Freizeitaktivitäten im öffentlichen Raum resultieren und bei wiederum anderen aus der Mitgliedschaft in örtlichen Vereinen hervorgehen. Auch mit Blick auf die symbolische Dimension zeigen sich Unterschiede in den Wahrnehmungen der lokalen Umgebung und der dort lebenden Menschen: Viele Befragte sehen in ihren Städten ruhige, friedliche Orte, an denen Menschen anzutreffen sind, die von ihnen mit überwiegend positiven Eigenschaften konnotiert werden. Sie fühlen sich dort zuhause und zugehörig. Ein Teil der Jugendlichen spricht jedoch gleichsam über negativ bewertete Wohnlagen der ‚anderen Stadtbewohner' und grenzt sich selbst dabei deutlich von dieser Bevölkerungsgruppe und ihren Lebensweisen ab.
Auch mit Blick auf kleinräumige Freizeitorte, wie zum Beispiel Skaterparks oder Jugendclubs, zeigt sich, dass diese von manchen Befragten als attraktive und selbst genutzte Freizeitangebote, von anderen hingegen als Treffpunkte von „Asis" und anderen ablehnend bewerteten Personengruppen betrachtet und folglich gemieden werden. Wie die Jugendlichen ihre Stadt sehen, an welchen Foci sie sich aufhalten, welchen Aktivitäten sie dort nachgehen und welche Personen sie dort treffen, variiert demnach stark zwischen den befragten Schülern mit ihren jeweiligen persönlichen Hintergründen. Welche Rückschlüsse lassen sich aber daraus hinsichtlich einer adäquaten theoretischen Konzeption des (sozial-)räumlichen Kontexts und der ihm inhärenten Ressourcen ziehen?

Zunächst soll festgehalten werden, dass es, wie gezeigt, stark von den Alltagspraktiken und Wahrnehmungen, zugleich aber auch von den jeweiligen Zukunftsorientierungen der Jugendlichen abhängig ist, welche Ressourcen des (sozial-)räumlichen Kontexts sie aktivieren und welche Hemmnisse ihre Handlungsmöglichkeiten dabei einschränken. Während ein Teilnehmer, wie ich in Kapitel 6 gezeigt habe, intensiv in die Aktivitäten lokaler Vereine eingebunden ist und dort für die berufliche Orientierung hilfreiche Kontakte zu Erwachsenen knüpft, ist ein anderer zumeist auf der lokalen Skateanlage anzutreffen und entdeckt beim Training Jüngerer seinen Spaß an der Arbeit mit Menschen. Ein dritter Schüler verbringt seine Zeit überwiegend mit Freunden zu Hause, profitiert aber anderweitig von seinen Erfahrungen mit den Ausbildungsmöglichkeiten vor Ort, indem er sich in jenem Betrieb bewirbt, in dem er zuvor sein Schülerpraktikum absolviert

hat. Für eine Analyse der für die Jugendlichen relevanten lokalen Ressourcen ist es folglich nicht alleinig zielführend, die infrastrukturellen Angebote und Treffpunkte als Möglichkeitsstrukturen zu betrachten und daraus auf die für die einzelnen Individuen bestehenden Gelegenheiten zu schließen. Vielmehr ist es entscheidend, die Alltagswelten der verschiedenen Personen und die in ihnen relevanten Bezüge in den lokalen (sozial-)räumlichen Kontext zu fokussieren und auf dieser Grundlage zu analysieren, welche Ressourcen für die jeweiligen Alltagsgestaltungen und Zukunftsorientierungen relevant werden.

Nimmt man solch eine die individuellen Alltagswelten rekonstruierende Perspektive ein, wird eine große Bandbreite unterschiedlicher, für jeweils einzelne oder mehrere Teilnehmer, relevanter Foci innerhalb des lokalen Kontexts sichtbar. Dies mündet nicht nur in der bereits erläuterten Feststellung, dass für die einzelnen Befragten ganz unterschiedliche kleinräumige Orte bedeutsam sind. Gleichermaßen zeigt sich, dass manche Orte und an ihnen anzutreffende Personen für eine größere Zahl an Jugendlichen gleichermaßen relevant sind, dabei jedoch unterschiedlich genutzt und wahrgenommen werden (vgl. Löw, 2001 zum Verhältnis von Räumen und Orten). Meine empirischen Ergebnisse verdeutlichen somit, dass eine entsprechende perspektivische Schärfung gewinnbringend ist. So habe ich dargelegt, dass ein bestimmtes Setting oder eine bestimmte Einrichtung für verschiedene Jugendliche in individuell ganz unterschiedlicher Hinsicht eine Ressource für die Zukunftsorientierungen sein kann. So stellen beispielsweise Jugendhäuser und Skaterparks für manche Befragte wichtige Freizeitorte dar, an denen sie Erfolgserlebnisse verbuchen, Kontakte knüpfen und prägende Erfahrungen machen können. Sie entwickeln folglich enge positive Bezüge zu diesen Orten, an denen sie Leute ‚wie sie selbst' treffen können.

Andere Schüler hingegen bringen genau dieselben Orte mit negativen Konnotationen in Verbindung, nehmen sie etwa als heruntergekommen oder dreckig wahr. Vor allem aber grenzen sich diese Befragten zumeist von den sich dort aufhaltenden ‚anderen' Personen ab, die als „Asis" bezeichnet oder mit negativ konnotierten Verhaltensweisen, wie etwa dem „Rauchen" oder dem „Trinken", in Verbindung gebracht werden. Auch in diesem Zusammenhang werden die Sichtweisen auf die jeweiligen Orte zu für die Zukunftsorientierungen relevanten Ressourcen.[50:] Sie bieten den Jugendlichen Gelegenheiten, im Zuge der beschriebenen Prozesse symbolischer Abgrenzung, die eigene Positionierung in der Stadtbevölkerung – und somit zugleich in größeren, abstrakteren sozialen Zusammenhängen – zu festigen und sich dadurch selbst zu definieren, beispielsweise als ‚normale' und ‚vernünftige' Stadtbewohner.

Meine Studie fokussierte bewusst ‚gewöhnliche' Jugendliche in ‚gewöhnlichen' städtischen Umfeldern (vgl. Robinson, 2006), anstatt in besonderem Maße benachteiligte Gruppen oder Gebietskontexte zu betrachten. Hierbei zeigte sich ein heterogenes Spektrum individueller Lebenswelten und darin auftretender Bezüge in das städtische Umfeld. Der empirische Blick auf das

[50] Dies soll keinesfalls dahingehend missverstanden werden, dass die offensichtlich benachteiligten Lebensbedingungen der mit den ‚schlechten Orten' in Verbindung gebrachten Personen durch die Bezeichnung als ‚Ressourcen der jugendlichen Zukunftsorientierungen' verharmlost oder gar in ein positives Licht gerückt werden. Durch die Verwendung der Ressourcenkategorie soll, wie ich in Kapitel 2.3 erläutert habe, hingegen gezeigt werden, dass die subjektive Wahrnehmung dieser Orte und der mit ihnen in Verbindung gebrachten Personen dazu beiträgt, dass sich bei einem Teil der Befragten bestimmte Orientierungen entwickeln oder verfestigen.

Gewöhnliche muss demnach nicht in einer Betrachtung uniformer und vorausschaubarer Phänomene münden. Vielmehr werden vielleicht gerade in ‚gewöhnlichen' Stadtgebieten individuelle Entfaltungsspielräume eröffnet und eine Pluralität der Lebenswelten befördert, da die Handlungsmöglichkeiten der dortige Bevölkerung in einem vergleichsweise geringeren Maße durch bestimmte Problemlagen oder Herausforderungen eingeschränkt werden. Gleichwohl finden sich in meinem empirischen Material deutliche Hinweise auf prägende und die Zukunftsorientierungen homogenisierende Faktoren, wie zum Beispiel die Wertvorstellungen des elterlichen Milieus.

8.2 Die strukturierenden Wirkungen multipler kontextueller Einbindungen und habitueller Prägungen

Derartige, stark divergierende Sichtweisen auf ein und denselben städtischen Ort und die dort anzutreffenden Personen verdeutlichen zudem den stark subjektiven Charakter, den die von den Jugendlichen zum Ausdruck gebrachten Wahrnehmungen und Interpretationen ihres lokalen Umfelds haben. Die vielfach deutlich überzeichneten Bilder von der Stadt als gutem oder auch als schlechtem Platz beruhen bei einem großen Teil der Befragten offensichtlich nicht nur auf persönlichen Erlebnissen vor Ort, sondern vielmehr auf generellen Vorstellungen von anderen Individuen und Gruppen. Hierbei entfalten auch die von den Teilnehmern konsumierten medialen Bilder ihre Wirkkraft. Die Sichtweisen der Jugendlichen auf ihr städtisches Umfeld werden somit nicht nur durch die vor Ort vorfindbaren Kontextbedingungen geprägt, sondern sind vielmehr ein Spiegelbild und Multiplikator genereller Denkweisen, Wahrnehmungsmuster und eines in ihnen zum Ausdruck kommenden Habitus, im Bourdieu'schen Sinne (vgl. Kap. 2.3).

Wie in vielen Interviews deutlich wurde, haben dabei insbesondere die Eltern eine große Bedeutung. Hier lässt sich von einem „familiären Habitus" (Ingram, 2009) sprechen, der sich in den Sichtweisen, welche die Befragten auf ihr Umfeld entwickeln, spiegelt. So finden sich in den entsprechenden Erzählungen Hinweise darauf, dass viele Jugendliche die Lebens- und Sichtweisen des elterlichen Milieus adaptieren und reproduzieren. Darüber hinaus wird bezüglich der Alltagsgestaltungen und Einstellungen ein Einfluss der Peers und Bezugspersonen innerhalb des Freundeskreises deutlich, wenngleich in diesem Punkt durchaus auch Uneinigkeiten und Widersprüche feststellbar sind.

Diese Beobachtung steht in Zusammenhang mit einem weiteren zentralen Befund meiner Studie. Die für die einzelnen Jugendlichen relevanten und zugänglichen Ressourcen des lokalen (sozial-) räumlichen Kontexts variieren deutlich und erschließen sich erst im Zusammenspiel mit den weiteren Kontexten der individuellen Alltagswelten und den darin verfügbaren Ressourcen. Mit Blick auf die Familie erweist sich beispielsweise nicht nur der dort vermittelte Habitus als entscheidend, sondern auch die sozialen Kontakte und das (ausbildungsbezogene) Wissen der Eltern und Geschwister, wie Kapitel 6 gezeigt hat. Wie ich im Theoriekapitel entwickelt und am empirischen Material verdeutlicht habe, lässt sich der (sozial-)räumliche, insbesondere mit Blick auf seine soziale Dimension, nicht trennscharf von anderen Kontexten der jugendlichen Alltagsgestaltung und Entwicklung abgrenzen.
Vielmehr beeinflussen der Aspekt räumlicher Nähe und die aus ihm hervorgehenden Erfahrungen

und Begegnungen an bestimmten Settings die Art und Weise, in der diverse Kontexte für die Befragten relevant werden. So wurde beispielsweise gezeigt, dass der für die jugendlichen Zukunftsorientierungen bedeutsame Austausch mit Familienmitgliedern, Verwandten und Freunden durch den nahräumlichen regelmäßigen Kontakt an bestimmten Foci des Alltags sowie durch das Teilen lokalspezifischer Informationen eine besondere Bedeutung erlangt. An anderer Stelle habe ich mit Blick auf ‚schlechte' Straßen und Mikro-Orte dargelegt, wie die symbolischen Grenzziehungen gegenüber den mit diesen Orten in Verbindung gebrachten Personengruppen nicht nur durch die eigenen dort gemachten Erfahrungen, sondern auch durch mediale Wirklichkeitsdarstellungen sowie im Familien-, Verwandtschafts- und Freundeskreis vorherrschende Sichtweisen geprägt werden.

Folglich ist es wenig zielführend, unterschiedliche Kontexte der jugendlichen Entwicklung getrennt voneinander zu betrachten. Vielmehr sollte der Fokus auf deren Verwobenheit und die daraus hervorgehenden Wirkkräfte gerichtet werden. Somit lohnt es sich, Studien, welche die Einflüsse unterschiedlicher Kontexte messen und miteinander vergleichen (z. B. Elliott et al., 2006) durch Untersuchungen wie die vorliegende zu ergänzen, in denen jene Situationen und Zusammenhänge rekonstruiert werden, in denen verschiedene Kontexte in Verbindungen miteinander individuelle Alltagspraktiken und Sichtweisen prägen. Mit Blick auf die Vorstellungen und Konzeptionen von den für die jugendliche Entwicklung relevanten Kontexten und den ihnen inhärenten Ressourcen impliziert dies, dass eine Unterscheidung zwischen (sozial-)räumlichen auf der einen und weiteren Ressourcen auf der anderen Seite ins Leere laufen muss.
Vielmehr ist es dem Gegenstand angemessen, von einem breiten Spektrum an – beispielsweise für die jugendlichen Zukunftsorientierungen – relevanten Ressourcen auszugehen, deren Zugänglichkeit und Bedeutung sich unter anderem im Zusammenhang mit räumlicher Nähe beziehungsweise Ferne und den alltagsrelevanten Foci ergibt. Somit ließe sich alternativ nicht von einem (sozial-)räumlichen Kontext, sondern von einer Relevanz der ‚räumlichen Dimension' unterschiedlicher sozialer Kontexte, wie etwa der Familie, der Verwandtschaft der Peers und der besuchten Bildungsinstitutionen, sprechen.

8.3 Räumliche Bezugsgrößen der Alltagspraktiken und Zukunftsorientierungen

Meine empirischen Ergebnisse verdeutlichen, dass ‚die Stadt' ‚die Nachbarschaft' oder andere räumliche Bezugsgrößen ihre Alltagsrelevanz für die Befragten nicht als homogene, klar abgrenzbare und objektiv charakterisierbare Kontexte entfalten. Zum einen ist eine Differenzierung nach innen erforderlich: Schließlich sind es bestimmte kleinräumige Foci, wie etwa der Skateplatz oder die Sitzbank vor dem Bahnhof, die für die Praktiken, Interaktionen und Deutungen der Jugendlichen relevant und somit für mein Forschungsinteresse an den Ressourcen des (sozial-)räumlichen Kontexts von Bedeutung sind. Zum anderen wird an vielen Stellen der Gespräche die Existenz und subjektive Bedeutung räumlich diffuser Bilder von der Stadt als Ganzer und ihrer Bevölkerung deutlich. Hier vermischen sich Wahrnehmungen des lokalen Umfelds mit medialen Wirklichkeitsdarstellungen und generellen Sichtweisen auf die Gesellschaft. Die Rekonstruktion der subjektiven Perspektive der von mir befragten Schüler verdeutlicht somit, dass der (sozial-)räumliche

Kontext seine Alltagsrelevanz zugleich kleinräumig und konkret sowie räumlich diffus und abstrakt entfalten kann. Dabei wird deutlich, dass bestimmte städtische Orte und infrastrukturelle Einrichtungen von den Jugendlichen zwar unterschiedlich bewertet und mit Bedeutungen versehen werden, dass es aber nur wenige offen ausgetragene oder auch latente Konflikte um die Aneignung und Definition dieser Plätze gibt.

In der Literatur vielfach benannte Situationen, in denen verschiedene Gruppen Jugendlicher, sowohl untereinander als auch mit Erwachsenen, um die Nutzung, die physische aber auch symbolische Besetzung städtischer Orte konkurrieren (z.B. Becker et al., 1983), treten in meinen Forschungsergebnissen, trotz der in den Kapiteln 5.2 und 7 beschriebenen divergierenden individuellen Sichtweisen auf bestimmte Settings, kaum zutage. Dies kann unter anderem darauf zurückgeführt werden, dass es in den ausgewählten Städten ein insgesamt relatives breites und einfach zu erreichendes Spektrum an Freizeitmöglichkeiten gibt und zugleich auch darauf, dass sich die Interessen und Ansprüche der einzelnen Jugendlichen weit ausdifferenzieren und auf unterschiedliche Einrichtungstypen beziehen.

Möchte man die für die jugendlichen Alltagspraktiken und Zukunftsorientierungen relevanten lokalen Bezüge in ihrer tatsächlichen Heterogenität und Subjektivität nachvollziehen, ist nicht nur eine Differenzierung nach innen zielführend. Ebenso ist, wie die Ergebnisse der vorliegenden Studie zeigen, eine Differenzierung nach außen erforderlich. Sowohl in der physisch-infrastrukturellen, als auch in der sozialen und der symbolischen Dimension zeigte mein empirisches Material Bezüge zu in entfernteren Regionen lokalisierten Settings, wenngleich die räumlichen Foci der jugendlichen Alltagswelten zumeist in den Wohnorten und deren regionalen Umgebungen liegen.

8.4 ‚Wir in der Stadt' – eine wahrgenommene Gemeinschaft und ihre Außenseiter

Viele der in meine Studie eingeflossenen Erzählungen zeigen, dass die jeweiligen Jugendlichen sich in der Stadt zuhause und zur lokalen Bevölkerung zugehörig fühlen. Die Schüler positionieren sich selbst als integrative Bestandteile einer als solche wahrgenommenen lokalen Gemeinschaft. Die symbolischen Abgrenzungen dieser Befragten innerhalb des lokalen Kontexts beschränken sich auf die ‚anderen': bestimmte, vergleichsweise kleine und spezifische Teilgruppen und die mit ihnen in Verbindung gebrachten Orte, wie etwa im Falle der Bewohner als ‚schlecht' bewerteter Straßenzüge und Wohnlagen. Somit liefert meine Studie einen empirischen Kontrast zu jenen Vorstellungen, in denen die Identifikation Jugendlicher vorrangig in kleinen, spezifischen (gleichaltrigen) Gruppen verortet und Prozesse der Abgrenzung gegenüber einem Großteil der lokalen (erwachsenen) Bevölkerung hervorgehoben werden. Letzterem entsprechende Muster ließen sich nur in einigen Fällen feststellen, in denen Teilnehmer sich von den ‚gewöhnlichen' Stadtbewohnern distanzierten. So machte insbesondere ein Befragter, Sergej, deutlich, dass er sich stark als Teil seiner Clique definiert und sich mitsamt dieser nicht als typischer Bestandteil der (jugendlichen) Borkener Bevölkerung sieht. Bei anderen sich gegenüber den Menschen vor Ort abgren-

zenden Teilnehmern, wie etwa beim Borkener Andreas, kam keine derartig ausgeprägte Selbstzuschreibung zu einer spezifischen Gruppe zum Ausdruck.

In dem von den meisten Studienteilnehmern beschriebenen Empfinden der Zugehörigkeit zu einer großen Gemeinschaft der Stadtbewohner spiegelt sich in vielen Fällen der bereits erläuterte familiäre Habitus wider. Die meisten Jugendlichen beschreiben die Menschen vor Ort als ‚vernünftig' und ‚normal' und übertragen damit ein Bild, dass sie auch von sich und ihrer Familie haben. Nur wenige Befragte vertreten hingegen eine distanzierte und kritische Sichtweise gegenüber einem Großteil der Stadtbevölkerung und bringen diesen mit negativen Eigenschaften in Verbindung.

Jene in meiner Studie auf der symbolischen Ebene angesiedelten Empfindungen der Zugehörigkeit zu einer größeren städtischen Gemeinschaft stehen in Zusammenhang mit Einbindungen in der physisch-infrastrukturellen und sozialen Dimension, wie sie in den vorangegangenen Kapiteln ebenfalls rekonstruiert wurden. Mit Blick auf ihre sozialen Netzwerke zeigt sich beispielsweise, dass viele der Befragten regelmäßige Kontakte in ganz unterschiedliche am Wohnort lokalisierte Gruppen haben. So bestehen bei den meisten Teilnehmern nicht nur Freundschaften zu Jugendlichen von der eigenen Hauptschule, sondern auch zu Realschülern und Gymnasiasten. Darüber hinaus steht ein Teil der Jugendlichen zu bereits im Berufsleben befindlichen Personen in Kontakt und trifft diese beispielsweise in Vereinen oder an öffentlich zugänglichen Freizeitsettings. Auch in räumlicher Hinsicht zeigen sich bei den meisten Befragten heterogene soziale Kontakte in die Stadtbevölkerung. So lassen sich bei einem Großteil der Jugendlichen keine einseitigen Kontaktballungen in der Nachbarschaft, der Schule oder in bestimmten Freizeiteinrichtungen feststellen. Folglich zeichnen sich die Beziehungsnetzwerke sowohl hinsichtlich räumlicher als auch sozialer Kriterien durch eine ausgeprägte Heterogenität aus. Die Teilnehmer verfügen somit über Kontakte in vergleichsweise weite Teile der Stadtbevölkerung.

Auch in der physisch-infrastrukturellen Dimension zeigt sich, dass die Jugendlichen über ein breites Spektrum an Verbindungen in den lokalen Kontext verfügen. Wenngleich ein Teil der Befragten äußerst viel Zeit bei sich oder bei Freunden zu Hause verbringt, nutzen viele Interviewpartner heterogene Freizeiteinrichtungen in verschiedenen Teilen der Stadt und ihrer Umgebung, in denen sie Personen aus ganz unterschiedlichen sozialen Gruppen begegnen. Auch diesbezüglich hat die Nachbarschaft eine vergleichsweise geringe Bedeutung. Besonders relevante Gebiete sind für die meisten Studienteilnehmer hingegen die Innenstädte. Hier überwiegen mit den Erwartungen der Erwachsenen konforme Nutzungen, wie etwa der Bummel durch die Geschäfte. Lediglich für einen kleineren Teil der Befragten sind darüber hinaus von Erwachsenen oft als deviant bewertete und teilweise an versteckten Orten praktizierte Nutzungsweisen, wie Zigaretten rauchen oder Alkohol trinken, bedeutsam. Somit partizipieren die meisten befragten Jugendlichen mit ihren infrastrukturellen Nutzungen an einem von Bewohnern aus ganz unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen geteilten, normkonformen städtischen Leben. Meine Daten zeigen, dass in den Alltagspraktiken vieler Befragter umfassende lokale Bezüge zu einem breiten Spektrum an Personen und Foci hergestellt werden. Dies trägt wesentlich dazu bei, dass die meisten Teilnehmer sich in den Untersuchungsstädten oder auch an den in ihrem Umland liegenden Wohnorten dazugehörig fühlen und in vielen Fällen auch zukünftig dort bleiben möchten.

8.5 Denkanstöße für die Nachbarschaftseffekteforschung

Meine Studie zeigt, dass ein großer Teil der für die jugendlichen Zukunftsorientierungen relevanten Ressourcen im lokalen Kontext der Wohn- beziehungsweise Schulorte und ihrer näheren Umgebungen angesiedelt ist. Die räumlicher Nähe und die damit verbundenen regelmäßigen Präsenzen und Kontakte tragen dazu bei, dass bestimmte in diesem lokalen Rahmen gelegene Settings und Personen im Alltag der Schüler eine besondere Bedeutung erhalten. Gleichwohl ist es nicht zielführend, von primär (sozial-)räumlichen Ressourcen auszugehen, wie dies der Nachbarschaftseffekte-These implizit zugrunde liegt, wenn von einer Wirkung des Gebietskontexts auf die Lebenschancen seiner Bewohner ausgegangen wird. Vielmehr sind es verschiedene Arten infrastruktureller Nutzungen, sozialer Beziehungen, symbolischer Grenzziehungen beziehungsweise Positionierungen und somit letztlich individuelle Alltagspraktiken und Wahrnehmungen, in denen relevante Ressourcen aktiviert werden.

Der lokale Kontext erhält in diesem Zusammenhang die Bedeutung eines Möglichkeitsgenerators, da die im Alltag vorhandene räumliche Nähe einen Bezug zu bestimmten Foci, Plätzen, Infrastrukturen und Personen erleichtert, wodurch der Zugang zu Ressourcen eröffnet wird. Somit ist es, genau genommen nicht zutreffend, von der Stadt, dem Stadtteil oder der Nachbarschaft als primär relevanter räumlicher Bezugsgröße der Alltagspraktiken und Zukunftsorientierungen zu sprechen. Stattdessen sind es, in unterschiedlicher Entfernung zum Wohnort gelegene, kleinräumige Mikro-Orte, an denen sich jene infrastrukturellen Nutzungen, sozialen Kontakte und Wahrnehmungen abspielen, durch welche die einzelnen Befragten für sie zukunftsrelevante Ressourcen aktivieren. Räumliche Nähe alleine ist dabei nur bedingt konstitutiv dafür, dass bestimmte Ressourcen von bestimmten Jugendlichen genutzt werden. Dies zeigen die Unterschiede in den (sozial-)räumlichen Bezügen der einzelnen Befragten. Somit ist es auch für andere Studien zu den Ressourcen oder auch zu den Constraints bestimmter Wohnumfelder – und somit auch zu den Erklärungen von Nachbarschaftseffekten – zielführend, zunächst die Alltagspraktiken, Einstellungen, Bedürfnisse und Hemmnisse der Individuen in ihrer Heterogenität und Bandbreite zu betrachten und erst auf dieser Grundlage eine Einschätzung zu treffen, inwiefern räumliche Nähe oder der (sozial-)räumliche Kontext in einem bestimmten Analysezusammenhang bedeutsam sind. Die Vorstellung einer eindimensional strukturierenden Wirkung ‚des Raumes' greift jedenfalls zu kurz. Folglich legen es die Ergebnisse meiner Untersuchung nahe, bei den Erklärungsmodellen von Nachbarschaftseffekten einige Aspekte kritisch zu überdenken. Schließlich relativieren sie die Idee einer handlungsstrukturierenden Wirkung lokaler (sozial-)räumlicher Kontexte, wie etwa der Nachbarschaft, in mehrfacher Hinsicht.

Erstens hat es sich gezeigt, dass die meisten alltagsrelevanten und Ressourcen bergenden Foci nicht in der Nachbarschaft, also im unmittelbaren Wohnumfeld der Jugendlichen, angesiedelt sind, wenngleich sich in bestimmter Hinsicht auch die vergleichsweise kleinen Städte in ihrer Gesamtheit als Nachbarschaften bezeichnen ließen. Vielmehr handelt es sich um geographisch disperse Mikro-Orte, an denen die Freizeit verbracht, soziale Kontakte geknüpft und aufrecht erhalten sowie prägende Eindrücke gesammelt werden. Diese Foci sind jedoch in großen Teilen und bei den meisten Befragten im lokalen Bereich der Untersuchungsstädte und ihrer näheren Umgebungen geballt und nur selten in entfernteren Regionen gelegen. Möchte man also Nachbar-

schaftseffekte erklären und zu diesem Zweck die Bedeutung lokaler Kontexte für bestimmte Lebensbereiche ihrer Bewohner verstehen, sollte die Analyse zunächst darauf abzielen, jene Foci zu identifizieren, an denen die Individuen auf Ressourcen zugreifen oder sich mit Hemmnissen konfrontiert sehen und die dort lokalisierten Situationen zu verstehen. Somit ist es in einem ersten Schritt wichtig, die Alltagsgestaltungen der fokussierten Individuen zu rekonstruieren und so zu erfassen, welche Mikro-Orte aufgesucht werden und bedeutsam sind. Erst auf dieser Grundlage lässt sich dann in einem zweiten Schritt beurteilen, inwiefern ein bestimmter (sozial-)räumlicher Kontext die Lebenschancen der in ihm anzutreffenden Individuen positiv oder negativ beeinflusst.

Zweitens verdeutlichen die Ergebnisse meiner Studie, dass es auch bei der Erklärung von Nachbarschaftseffekten wenig zielführend ist, bestimmte Mikro-Orte und infrastrukturelle Einrichtungen aus einer ‚objektivierenden' Perspektive heraus zu beurteilen und ihnen eine eindeutige Funktion und Bedeutung für den Alltag der Nutzer zuzuschreiben. So zeigen die Erzählungen der Jugendlichen, dass ein und derselbe Ort, wie etwa der örtliche Skatepark, für die einzelnen Individuen eine ganz unterschiedliche alltägliche Bedeutung haben kann, so dass dort gemachten Erfahrungen die jeweiligen Zukunftsorientierungen auf verschiedene Arten beeinflussen. Dies legt es auch für die Erklärungen von Nachbarschaftseffekten nahe, die in einem Gebiet lokalisierten Foci und infrastrukturellen Einrichtungen nicht aus der Außenperspektive – etwa als defizitär – zu bewerten, sondern genauer auf die verschiedenen und gegebenenfalls auch widersprüchlichen Bedeutungen, welche diese Orte für die fokussierten Bewohner haben, zu schauen. Somit sollten auch Analysen zur physisch-infrastrukturellen Dimension von (sozial-)räumlichen Kontexten (vgl. Kap 2.2.1) nicht die materiellen Strukturen des ausgewählten Gebiets, sondern die in den Alltagswelten der Individuen hergestellten Bezüge zu bestimmten Foci und Mikro-Orten in ihren Mittelpunkt rücken.

Drittens kann solch eine auf kleinräumige Foci des Alltags gerichtete Perspektive eine Abkehr von den in der Gebietseffekte-Forschung verbreiteten Samplingstrategien nahelegen. Dort werden zumeist die Wohnadressen zum räumlichen Ausgangspunkt der Analyse gemacht und die in einem bestimmten Gebiet gemeldeten Personen als Grundgesamtheit definiert. Stattdessen könnten bereits beim Sampling die alltagsrelevanten Foci – wie Arbeitsstätten, Schulen, Universitäten und Freizeitorte – und somit jene kleinräumigen Kontexte in den Mittelpunkt gerückt werden, die den Alltag städtischer Bewohner und somit auch deren Lebensbedingungen prägen, so dass dort in vielen Fällen weitaus mehr (wache) Zeit als zu Hause verbracht wird. Somit könnten anstatt der Bewohner verschiedener Nachbarschaft auch die Jugendlichen unterschiedlicher Schulen oder die Beschäftigten mehrerer Betriebe ausgewählt werden, um im Vergleich zu zeigen, welche Bedeutung die jeweiligen lokalen Umfelder für bestimmte Aspekte der Lebensgestaltungen haben.

Viertens erscheint es für die Erklärung von Nachbarschaftseffekten nicht nur lohnenswert, den Blick ins Innere der Städte und auf die dortigen Foci alltäglicher Situationen zu schärfen. Ebenso sollte es in vielen Fällen gewinnbringend sein, die Aufmerksamkeit nach außen, auf die Bezüge der Bewohner an weiter entfernte Orte zu richten. So zeigen meine empirischen Ergebnisse beispielsweise, dass die Sichtweisen der Jugendlichen auf ihr lokales Umfeld deutlich durch mit weiter entfernten Orten in Verbindung stehenden Erfahrungen, Eindrücken und Vorstellungen ge-

prägt werden. Folglich erscheint es – insbesondere in der symbolischen Dimension – lohnenswert, der Frage nachzugehen, welche Rolle jene entfernteren Orte, die Individuen besuchen und (medial) wahrnehmen, für deren Bezüge in und Sichtweisen auf den lokalen Kontext ihres Alltags haben. Aber auch mit Blick auf die physisch-infrastrukturelle und die soziale Dimension der Gebietseffekte erscheint solch eine, in geographischer Hinsicht relationale, Perspektive vielversprechend, um auch die vom Wohnort entfernten, aber im Alltag der jeweiligen Studienteilnehmer relevanten Orte und Regionen in die Analyse mit einzubeziehen. So ist es zum Beispiel denkbar, dass die Ressourcen bergenden sozialen Kontakte oder infrastrukturellen Nutzungen der Individuen in vom Wohnort weit distanzierten Regionen stattfinden. Folglich kann es zu Fehlschlüssen führen, wenn Gebietseffekte und damit verbundene ‚Outcomes' lediglich durch die im lokalen Rahmen beobachtbaren Alltagspraktiken und Nutzungsmöglichkeiten erklärt werden.

Fünftens haben meine empirischen Ergebnisse deutlich gemacht, dass es ein breites Spektrum ganz unterschiedlicher Situationen und lokaler Bezüge gibt, in denen Ressourcen wirksam werden und der (sozial-)räumliche Kontext dadurch eine Bedeutung für die Zukunftsorientierungen der Jugendlichen erhält. Sowohl in der physisch-materiellen als auch in der sozialen und in der symbolischen Dimension zeigen sich vielfältige Zusammenhänge, die auch bei der Erklärung von Nachbarschaftseffekten relevant sein können. Dies gibt einen Hinweis darauf, dass es ein höchst komplexes Unterfangen ist, jene Aspekte zu identifizieren, durch die ein Gebietskontext individuelle Alltagspraktiken und Lebenschancen beeinflusst und somit empirisch messbare Effekte hervorbringt. Folglich ist es wenig zielführend, die Erklärung von Gebietseffekten auf einige wenige Phänomene, wie vielfach soziales Imitationslernen oder infrastrukturelle Mängel, zurückzuführen.

Vielmehr erscheint es auch hier notwendig, die lokalen Bezüge der Individuen in einer sehr offenen Herangehensweise zu rekonstruieren. Auf diesem Wege ließen sich auch jene positive und negative Effekte messen, die mit den klassischen Gebietseffekte-Modellen nicht als ‚Outcomes' identifizierbar sind. So kann zum Beispiel davon ausgegangen werden, dass sich aus verschiedenen lokalen Bezügen hervorgehende positive und negative Kontexteffekte bei manchen Individuen ein Stück weit egalisieren (zum Beispiel bei guten regionalen Ausbildungsinfrastrukturen, aber ressourcenarmen Netzwerken der Jugendlichen) und deshalb nicht ohne weiteres als ‚Outcomes' nutzbar sind. So können auch in Quartieren, in denen insgesamt keinen negativen Beeinträchtigungen der Lebenschancen messbar sind, bestimmte Zusammenhänge und Kontextaspekte zu einer Benachteiligung bestimmter Bewohner führen.

Diese beobachtete Komplexität und Vieldimensionalität der lokalen Bezüge verdeutlicht, dass es auch mit Blick auf Gebietseffekte schwierig ist, den (sozial-)räumlichen in Abgrenzung zu anderen Kontexten eindeutig zu definieren. Meine empirische Studie zeigt im thematischen Zusammenhang jugendlicher Zukunftsorientierungen, dass es in der Analyse nur schwer möglich ist, von einer Rolle ‚des Raumes' als einem Träger der für die Individuen relevanten Ressourcen zu sprechen. Vielmehr konnten eine Reihe ganz unterschiedlicher Zusammenhänge herausgearbeitet werden, in denen der lokale Kontext eine Bedeutung für die Entwicklung ebenjener Orientierungen hat. Es erscheint somit durchaus sinnvoll, dieses und vergleichbare Phänomene aus einer räumlichen Perspektive zu betrachten – sofern dieser Raum nicht als statische Gegebenheit ge-

dacht, sondern in Bezug auf die ihn konstituierenden individuellen und gruppenspezifischen Alltagspraktiken und Wahrnehmungen sowie in seinen komplexen Relationen zu weiteren alltagsrelevanten Kontexten analysiert wird.

Literaturverzeichnis

Albrow M (1997): Travelling Beyond Local Cultures. Socioscapes in a Global City. In: Eade J (Ed.): Living the Global City. Globalization as a Local Process. London: Routledge, pp. 37-55

Alisch M, May M (2011): Integrationspotenziale in kleinen Städten – Rekonstruktion der Interessenorientierung von Zuwanderern. Beiträge zur Sozialraumforschung Band 6. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich

Alisch M, May M (2013): Sozialraumentwicklung und Raumaneignung von Kindern und Jugendlichen. Beiträge zur Sozialraumforschung Band. 9. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich

Anderson E (1990): Streetwise. Race, Class and Change in an Urban Community. Chicago: University of Chicago Press

Appadurai A (1996): Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization. Minneapolis and London: University of Minnesota Press

Atkinson R (2006): Padding the Bunker. Strategies of Middle-Class Disaffiliation and Colonisation in the City. Urban Studies 43 (4), pp. 819-832

Atkinson R, Kintrea K (2001): Disentangling Area Effects. Evidence from Deprived and Non-deprived Neighbourhoods. Urban Studies 38 (12), pp. 2277-2298

Atkinson W (2011): From Sociological Fictions to Social Fictions. Some Bourdieusian Reflections on the Concept of 'Institutional Habitus' and 'Family Habitus'. British Journal of Sociology of Education 32 (3), pp. 331-347

Auletta K (1982): The underclass. New York: Random House

Back L (1993): Race, identity and nation within an adolescent community in South London. New Community 19 (2), pp. 217-233

Baier D, Pfeiffer C (2007): Hauptschulen und Gewalt. Aus Politik und Zeitgeschichte 28, S. 17-26

Bandura A (1977): Social learning theory. New York: General Learning Press

Barwick C (2014): Moving out or staying put? Neighborhood choice, notions of community and identification(s) of upwardly mobile Turkish-Germans. Dissertation am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin

Bauernschuster S, Falck O, Wößmann L (2011): Surfing Alone? The Internet and Social Capital: Evidence from an Unforseeable Technological Mistake. IZA Discussion Paper No. 5747. http://ftp.iza.org/dp5747.pdf (Letzter Zugriff 05.06.2014)

Becker H, Eigenbrodt J, May M (2003): Der Kampf um Raum – Von den Schwierigkeiten Jugendlicher, sich eigene Sozialräume zu verschaffen. Neue Praxis 2 (10), S. 125-137

Bennett J (2013): Doing Belonging: a sociological study of belonging in place as the outcome of social practices. PhD thesis at the University of Manchester, Faculty of Humanities. https://www.escholar.manchester.ac.uk/api/datastream?publicationPid=uk-ac-man-scw:184723&datastreamId=FULL-TEXT.PDF (Letzter Zugriff 21.03.2017)

Bertelsmann-Stiftung (o.J.): Wegweiser Kommune. http://www.wegweiser-kommune.de (Letzter Zugriff 04.03.2014)

Bertelsmann-Stiftung (2005): Jugend und Beruf. Repräsentativumfrage zur Selbstwahrnehmung der Jugend in Deutschland.
https://www.bertelsmann-stif-tung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/GP_Jugend_und_Beruf_Repraesentativumfrage.pdf
(Letzter Zugriff 21.03.2017)

Blasius J, Friedrichs J, Klöckner J (2008): Doppelt benachteiligt? Leben in einem deutschtürkischen Stadtteil. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Blokland T (2003): Urban Bonds. Cambridge, Oxford and Malden: Polity Press

Blokland T, Giustozzi C, Krüger D, Schilling H (2016): Introduction. In: dies. (Eds.): Creating the Unequal City. The Exclusionary Consequences of Everyday Routines in Berlin. Farnham: Ashgate, pp. 1-28

Blokland T, Nast J (2014): From Public Familiarity to Comfort Zone. The Relevance of Absent Ties for Belonging in Mixed Neighbourhoods. International Journal for Urban and Regional Research 38 (4), S. 1142-1159

Blokland T, van Eijk G (2010): Do people who like diversity practice diversity in neighbourhood life? Neighbourhood use and social networks of 'diversity seekers' in a mixed neighbourhood. Journal of Ethnic and Migration Studies 36 (2), pp. 313-332

BMBF – Bundesministerium für Bildung und Forschung (2008): Von der Hauptschule in Ausbildung und Erwerbsarbeit: Ergebnisse des DJI-Übergangspanels.
http://www.koop-son.de/fileadmin/user/Dokumente/2008/dji_uebergangspanel.pdf
(Letzter Zugriff 21.03.2017)

Böhm U (2006): Soziales Lernen und Soziales Engagement. Verantwortungsübernahme Jugendlicher im schulischen Kontext. Baltmannsweiler: Schneider

Böhnisch L (2002): Räume, Zeiten, Beziehungen und der Ort der Jugendarbeit. Zeitschrift Deutsche Jugend 50 (2), S. 70-77

Booth A, Crouter A (Eds.) (2001): Does it Take a Village? Neighbourhood Effects on Children, Adolescents and Families. London and Malwah: Lawrence Erlbaum Publishers

Bourdieu P (1982): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2. Göttingen: Schwartz, S. 183-198

Bourdieu P (1986): The Forms of Capital. In: Richardson, John G. (Ed.), Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education. New York: Greenwood, pp. 241-258

Bourdieu P (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter sozialer Raum. In: Wentz A (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt a. M. und New York: Campus, S. 25-34

Bourdieu P (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur I. Herausgegeben von Margareta Steinrücke. Hamburg: VSA-Verlag

Bourdieu P (2005a): Ortseffekte. In: ders. (Hrsg.): Das Elend der Welt. Studienausgabe. Konstanz: UVK, S. 117-123

Bourdieu P (2005b) (Hrsg.): Das Elend der Welt. Studienausgabe. Konstanz: UVK

Braun F, Gaupp N, Hofmann-Lun I (2006): Und sie bewegen sich doch, aber wohin? Strategien von Hauptschulen zur Prävention von Ausbildungslosigkeit. In: Otto H-U, Oelkers J (Hrsg.): Zeitgemäße Bildung. Herausforderung für Erziehungswissenschaft und Bildungspolitik. München und Basel: Ernst Reinhard Verlag, S. 316–331

Briggs X (1998): Brown Kids in White Suburbs: Housing Mobility and Many Faces of Social Capital. Housing Policy Debate 9 (1), pp. 177-221

Bronfenbrenner U (1979): The Ecology of Human Development. Cambridge: Harvard University Press

Bronfenbrenner U (1994): Ecological models of human development. In: International Encyclopedia of Education. Volume 3, 2nd Edition. Oxford: Elseviewer. Reprinted in Gauvain M, Cole M (Eds.): Readings in the development of children. 2nd Edition. New York: Freeman, pp. 37-43

Buck N (2001): Identifying Neighbourhood Effects on Social Exclusion. In: Urban Studies 38 (12), S. 2251-2275

Buckingham D (2008): Introducing Identity. In: ders. (Hrsg.): Youth, Identity, and Digital Media. Cambridge: The MIT Press, pp. 1–24

Bude H, Medicus T, Willisch A (2011): ÜberLeben im Umbruch. Am Beispiel Wittenberge. Ansichten einer fragmentierten Gesellschaft. Hamburg: Hamburger Edition

Burke C T, Emmerich N, Ingram N (2013): Well-founded social fictions: a defence of the concepts of institutional and familiar habitus. British Journal of Sociology of Education 34 (2), pp. 165-182

Burt R S (2004): Structural Holes and Good Ideas. The American Journal of Sociology 10 (2), pp. 349-399

Butler T, Robson G (2003a): Negotiating Their Way in: the Middle Classes, Gentrification and their Deployment of Capital in a Globalizing Metropolis. Urban Studies 40 (9), pp. 1791-1809

Butler T, Robson G (2003b): London Calling. The Middle-Classes and the Remaking of Inner London. Oxford and New York: Berg

Castells M (2001): Die Netzwerkgesellschaft. Band 1 der Trilogie ‚Das Informationszeitalter'. Opladen: Leske + Budrich

Ceylan R (2006): Ethnische Kolonien. Entstehung, Funktion und Wandel am Beispiel türkischer Moscheen und Cafés. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Chombart de Lauwe P-H (1977): Aneignung, Eigentum, Enteignung. Sozialpsychologie der Raumaneignung und Prozesse gesellschaftlicher Veränderung. Arch plus 34, S. 2-6

Coleman J S (1988): Social capital in the creation of human capital. American Journal of Sociology, 94. Supplement: Organizations and Institutions: Sociological and Economic Approaches to the Analysis of Social Structure, pp. 95-121

Dangschat J S. (2007): Soziale Ungleichheit, gesellschaftlicher Raum und Segregation. In: ders. / Hamedinger A (Hrsg.): Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen. Hannover: Akademie für Raum- und Landesplanung, S. 21-50

Dangschat J S (2008): Segregation(-sforschung) – quo vadis? Vhw Forum Wohneigentum, Heft 3 (2008), S. 126-130.

Deinet U (2011): „Aneignung" und „Raum" – zentrale Begriffe des sozialräumlichen Konzepts. In: ders. (Hrsg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. 3. Überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 27-58

Deinet U, Krisch R (2010): Zeitbudgets von Kindern und Jugendlichen. http://www.sozialraum.de/zeitbudgets-von-kindern-und-jugendlichen.php (Letzter Zugriff 03.03.2014)

Della Porta D (2008): Comparative Analysis – Case Oriented versus Variable Oriented Research. In: dies. / Keating M (eds.): Approaches and Methodologies in the Social Sciences. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 198-222

Dietz B, Roll H (1998): Jugendliche Aussiedler – Portrait einer Zuwanderergeneration. Frankfurt a. M.: Campus

Dirksmeier P (2009): Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land. Bielefeld: transcript

Ditton H, Krüsken J (2006): Sozialer Kontext und schulische Leistungen. Zur Bildungsrelevanz segregierter Armut. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 26 (2), S. 135-157

Doff W (2010): Puzzling neighbourhood effects. Spatial selection, ethnic concentration and neighbourhood impacts. PhD Thesis at the Delft University of Technology. http://repository.tudelft.nl/islandora/object/uuid:74b04de2-c3f3-40e1-87b1-2c1d82d79dd6?collection=research (Letzter Zugriff 21.03.2017)

Döring J, Thielmann T (2008): Einleitung: Was lesen wir im Raume? Der Spatial Turn und das geheime Wissen der Geographen. In: dies. (Hrsg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript, S. 7-45

Dürrschmidt J (1997): The delinking of locale and milieu. On the situadness of extended milieux in a global environment. In: Eade, John (Ed.): Living the Global City. Globalization as a Local Process. London: Routledge, pp. 56-72

Eade J (1997) (ed.): Living the global city. Globalization as local process. London: Routledge

Elias N (1994 [1984]): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Elias N, Scotson J L (2002 [1965]): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Elliott J R (1999): Social isolation and labor market insulation: Network and neighborhood effects on less-educated urban workers. Sociological Quarterly, 40 (2), pp. 199-216

Elliott D S, Menard S, Rankin B, Elliott A, Wilson W J, Huizinga D (2006): Good kids from bad neighborhoods: Successful development in social context. Cambridge: Cambridge University Press

Evans B (2008): Geographies of Youth/Young people. Geography Compass. 5 (2), pp. 1659 – 1680

Farwick A (2001): Segregierte Armut in der Stadt. Opladen: Leske + Budrich

Farwick A (2007): Die räumliche Polarisierung von Armut in der Stadt – Ursachen, Ausprägungen und soziale Folgen. In: Arbeitnehmerkammer Bremen (Hrsg.): Armutsbericht 2007. Bremen, S. 38-53

Feld S L (1981): The Focused Organization of Social Ties. American Journal of Sociology 86 (5), pp. 1015-1035

Fischer C S (1982): To Dwell Among Friends: Personal Networks in Town and City. Chicago: University of Chicago Press

Flick U (2002): Qualitative Forschung. Eine Einführung. Reinbek: Rowohlt

Flick U (2008): Triangulation: Eine Einführung. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Friedrichs J, Blasius J (2000): Leben in benachteiligten Wohngebieten. Opladen: Leske + Budrich.

Friedrichs J (2013): Sozialräumliche Kontexteffekte der Arbeit. In: Oberwittler D, Rabold S, Baier D (Hrsg.): Städtische Armutsquartiere – Kriminelle Lebenswelten? Studien zu sozialräumlichen Kontexteffekten auf Jugendkriminalität und Kriminalitätswahrnehmungen. Wiesbaden: Springer VS, S. 11-44

Gajdosikiené I (2004): Oscar Lewis' Culture of Poverty: Critique and further development. Sociologija. Mintis ir veiksmas 2004 (1), pp. 88-96

Galster G (2008): Quantifying the Effect of Neighbourhood on Individuals: Challenges, Alternatives Approaches, and Promising Directions. Schmollers Jahrbuch 128, pp. 1-42

Gans H J (1967): Urban Villagers. New York City: The Free Press of Glencoe

Geographische Kommission für Westfalen (2006): Bildungsdisparitäten in Westfalen. Schulübergänge und Abschlüsse. https://www.lwl.org/westfalen-regional-download/PDF/S236_Bildungsdisparitaeten.pdf (Letzter Zugriff 21.03.2017)

Gestring N, Janßen A, Polat A (2006): Prozesse der Integration und Ausgrenzung. Türkische Migranten der 2. Generation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

G.I.B. – Gesellschaft für innovative Beschäftigungsförderung mbH (2011): Arbeitsmarktreport NRW 2011. 2. Quartalsbericht Juni http://www.gib.nrw.de/service/downloaddatenbank/arbeitsmarktreport-nrw-2-quartalsbericht-juni-2011 (Letzter Zugriff 29.07.2014)

Giddens A (1995 [1988]): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt a. M. und New York: Campus

Gluckman M (1958): Analysis of a social situation in Modern Zululand. Bantu Studies 14 (1), pp. 1-30

Glaser B G, Strauss A L(1998 [1967]): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Verlag Huber

Goetz E (2011): Putting neighborhood effects in its place. Vortrag im Rahmen der Konferenz 'From neighbourhood effects to urban policy An international outlook', am 24. November 2011 in Paris

Goffmann E (1967): Stigma. Über Techniken zur Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Gohde-Ahrens R (1998): Jugendliche in städtischen Freiräumen und ihre Berücksichtigung in der räumlichen Planung. Ermittlung von Freiraumansprüchen Jugendlicher im Hamburger Stadtteil Wilhelmsburg. Beiträge zur räumlichen Planung. Schriftenreihe des Fachbereichs Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der Universität Hannover. Band 56. Hannover

Granovetter M (1973): The strength of weak ties. American Journal of Sociology 78 (6), pp. 1360-80

Hall T (2009): Footwork: Moving and knowing in local space(s). Qualitative Research 9 (5), pp. 571-585

Hamedinger A (1998): Raum, Struktur und Handlung als Kategorien der Entwicklungstheorie. Eine Auseinandersetzung mit Giddens, Foucault und Levebvre. Frankfurt a. M. und New York: Campus

Hamm B (2000): Nachbarschaft. In: Häußermann, Hartmut (Hrsg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen: Leske + Budrich, S. 173-182

Hannemann C (2004): Marginalisierte Städte. Probleme, Differenzierungen und Chancen ostdeutscher Kleinstädte im Schrumpfungsprozess. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag

Hanhörster H, Weck S (2011): Räumliche Nähe und soziale Distanz? – Interkulturelle Vergesellschaftung im ländlichen Raum durch Vereine und Initiativen. Migration und Soziale Arbeit 33 (4), S. 303–310

Hanhörster H, Barwick C (2013): Soziale Brücken und Grenzziehungen in der Stadt: Türkeistämmiger Mittelstand in Migrantenvierteln. Raumforschung und Raumordnung 71 (3), S. 207–219

Hannerz U (1969): Soulside: Inquiries into Ghetto Culture and Community. New York and London: Columbia University Press

Hannerz U (2003): Being there…and there…and there! Reflections on Multi-Side Ethnography. Ethnography 4 (2), pp. 201-216

Harding A, Blokland T (2014): Urban Theory. A critical introduction to power, cities and urbanism in the 21st century. London, Thousand Oaks, New Dehli and Singapore: Sage

Harding D J (2010): Living the drama. Community, conflict and culture among inner-city boys. Chicago: Chicago University Press

Harring M, Böhm-Kasper O (2011): Individualisierungsbarrieren in der schulischen Sozialisation – Die Bildungsaspirationen von Hauptschülerinnen und Hauptschülern im Kontext des Unterstützungspotenzials des sozialen Nahraums. In: Heitmeyer, Wilhelm / Mansel, Jürgen / Olk, Thomas (Hrsg.): Individualisierung von Jugend. Zwischen kreativer Innovation, Gerechtigkeitssuche und gesellschaftlichen Reaktionen. Weinheim: Juventa, S. 43-65

Haug S (2003): Die soziale Integration junger türkischer und italienischer Migranten. In: Swiaczny, Frank / Haug, Sonja (Hrsg.): Migration – Integration – Minderheiten. Neuere interdisziplinäre Forschungsergebnisse. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft 107, S. 97-127

Häußermann H (1997): Armut in den Großstädten – eine neue städtische Unterklasse? Leviathan 25 (1), S. 12-27

Häußermann H (2003): Armut in der Großstadt. Die Stadtstruktur verstärkt soziale Ungleichheit. In: Informationen zur Raumentwicklung Heft 3/4 (2003), S. 147-159

Häußermann H (2008): Wohnen und Quartier: Ursachen sozialräumlicher Segregation. In: Huster, Ernst-Ulrich / Boeckh, Jürgen / Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.): Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 335-349

Häußermann H, Kronauer M (2009): Räumliche Segregation und innerstädtisches Ghetto. In: Stichweh, Rudolph / Windolf, Paul (Hrsg.): Inklusion und Exklusion. Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 157-173

Häußermann H, Siebel W (2001): Integration und Segregation – Überlegungen zu einer alten Debatte. Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften Heft 1/2001, S. 68-79

Häußermann H, Siebel W (2004): Stadtsoziologe. Eine Einführung. Frankfurt a. M. und New York: Campus

Herlyn U, Lakemann U, Lettko B (1991): Armut und Milieu. Benachteiligte Bewohnerin großstädtischen Quartieren. Boston, Basel und Berlin: Birkhäuser

Holzinger E (2007): Räume verloren, Räume gewonnen – Veränderungstendenzen der räumlichen Organisation der Gesellschaft. In: Dangschat, Jens S. / Hamedinger, Alexander (Hrsg.): Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen. Hannover: Akademie für Raum- und Landesplanung, S. 52-70

Hurrelmann K (1983): Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 3 (1), S. 91-104

ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung gGmbH (2006): Sozialraumanalyse. Soziale, demographische und ethnische Segregation in den nordrhein-westfälischen Städten. Dortmund: ILS NRW-Schriften

Ingoldsby E M, Shaw, D S, Winslow E, Schonberg M, Gilliom M, Criss M M (2006): Neighborhood disadvantage, parent–child conflict, neighborhood peer relationships, and early antisocial behavior problem trajectories. Journal of Abnormal Child Psychology 34 (3), pp. 293–309

Ingram N (2009): Working-class boys, educational success and the misrecognition of working-class culture. British Journal of Sociology of Education 30 (4), pp. 421-434

Jencks C, Mayer S E (1991): The Social Consequences of Growing up in a Poor Neighbourhood. In: Lynn, Laurence E. Jr. / McGeary, Michael G. H. (eds.): Inner City Poverty in the United States. Washington, D.C.: National Academy Press, pp. 111-186

Jenkins R (2004): Social Identity. New York: Routledge

Kapphan A (2002): Das arme Berlin. Sozialräumliche Polarisierung, Armutskonzentration und Ausgrenzung in den 1990er Jahren. Opladen: Leske + Budrich

Kapphan A, Dorsch P, Siebert I (2002): Sozialräumliche Segregation in der Stadt. Literaturbericht. Berlin: Deutsches Jugendinstitut

Kasarda J D (1990). City Jobs and Residents on a Collision Course: The Urban Underclass Dilemma. Economic Development Quarterly 4 (4), pp. 313-319

Kauppinen T M (2008): Schools as mediators of neighbourhood effects on school choice between vocational and academic tracks of secondary education in Helsinki. European Sociological Review 24, pp. 379-391

Keckskes R (2000): Ethnische Homogenität in den Netzwerken türkischer Jugendlicher. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 23 (1), S. 48-64

Keller C (1999): Armut in der Stadt. Zur Segregation benachteiligter Gruppen in Deutschland. Opladen und Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Kessl F, Reutlinger C (2007): (Sozial)Raum – ein Bestimmungsversuch. In: dies. (Hrsg.): Sozialraum. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 19-35

Kilb R (2007): Kinder und Jugendliche in der Stadt. In: Baum, Detlef (Hrsg.): Die Stadt in der sozialen Arbeit: ein Handbuch für soziale und planende Berufe. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 262-275

Kingston B, Huizinga D, Elliott D S (2009): A Test of Social Disorganization Theory in High-Risk Urban Neighborhoods. Youth & Society 41(1), pp. 53-79

Kirk D S (2009): Unraveling the contextual effects on student suspension and juvenile arrest: the independent and interdependent influences of school, neighbourhood and family social controls. Criminology 47 (2), pp. 479-520

Kleit R G (2001): The role of neighborhood social networks in scattered-site public housing residents' search for jobs. Housing Policy Debate, 12 (3), pp. 541-573

Kleit R G (2002): Job search networks and strategies in scattered-site public housing. Housing Studies, 17 (1), pp. 83-100

Kozol J (1991): Savage Inequalities: Children in America's Schools. New York: Harper Perennial

Krämer-Badoni T (1991): Die Stadt als sozialwissenschaftlicher Gegenstand. In: Häußermann H, Ipsen D, ders. Läpple D, Rodenstein M, Siebel W (Hrsg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus , S. 1-29

Krämer-Badoni T (2003): Die Gesellschaft und ihr Raum – kleines verwundertes Nachwort zu einem großen Thema. In: ders. / Kuhm, Klaus (Hrsg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Opladen: Leske + Budrich, S. 275-286

Kronauer M, Vogel B (2004): Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartierseffekte, was Lageeffekte? In: Häußermann, Hartmut / Kronauer, Martin / Siebel, Walter (Hrsg.): An den Rändern der Städte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp,S. 235-257

Kusenbach M (2003): Street Phenomenology: The Go-Along as Ethnographic Research Tool. In: Ethnography 4 (3), pp. 455–485

Kusenbach M (2008a): Mitgehen als Methode. Der "Go Along" in der phänomenologischen Forschungspraxis. In: Dreher, Jochen / Pfadenhauer, Michaela / Raab, Jürgen / Schnettler, Bernd / Stegmaier, Peter (Hrsg.): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 349–358

Kusenbach M (2008b): A Hierarchy of Urban Communities. Observations on the nested Character of Place. City & Community 7 (3), pp. 225-249

Lamnek S (2003): Qualitative Interviews. In: König, Eckard / Zedler, Peter (Hrsg.): Qualitative Forschung, Grundlagen und Methoden. Weinheim: Beltz, S. 157-193

Lamont M, Molnár V (2002): The Study of Boundaries Across the Social Sciences. Annual Review of Sociology 28, pp. 167-195

Lange A (2008): Agency – eine Perspektive für die Jugendforschung. In: Homfeldt, Hans-Günther / Schroer, Wolfgang / Schweppe, Cornelia (Hrsg.): Vom Adressaten zum Akteur. Soziale Arbeit und Agency. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 155-79

Läpple D (1991a): Essay über den Raum. In: Häußermann H, Ipsen D, Krämer-Badoni T, Läpple D, Rodenstein M, Siebel W (Hrsg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 157-207

Läpple D (1991b): Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse. In: Wentz, Martin (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt a. M. und New York: Campus, S. 35-46

Lee B E. (2001): Taking Neighbourhoods Seriously. In: Booth, Alan / Crouter, Ann C. (Eds.): Does it Take a Village? Neighbourhood Effects on Children, Adolescents and Families. London and Malwah: Lawrence Erlbaum Publishers., pp. 31-40

Leontjew A N (1983): Probleme der Entwicklung des Psychischen. Frankfurt a. M.: Fischer

Levebvre H (1991 [1974]): The Production of Space. Oxford: Blackwell

Lewis O (1969): Five Families. Mexican Case Studies in the Culture of Poverty. New York: Basic Books

Lin N (2000): Inequality in Social Capital. Contemporary Sociology 29 (6), pp.785-795

Lin N (2001): Social Capital. A theory of Social Structure and Action. Cambridge: Cambridge University Press

Lin N, Dumin M (1986): Access to occupations through social ties. Social Networks, 8 (4), pp. 365-85

Lindner W, Kilb R (2005): Jugendarbeit und Kommune. In: Kessl F, Reutlinger C, Maurer S, Frey O (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 355–373

Lofland L H. (1998): The Public Realm: Exploring the City's Quintessential Social Territory. New York: Aldine de Gruyter

Löw M (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Löw M, Steets S, Stoetzer S (2007): Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen: Leske + Budrich

Lynch K (1977): Growing Up in Cities. Cambridge: MIT Press

Magnusson H, Stattin C (2006): The Person in the Environment: Towards a General Model of Scientific Inquiry. In: Damoin W, Lerner R M. (Eds.): Handbook of Child Psychology, volume I: Theoretical models of human development. 6th Edition. New York: Wiley, pp. 400-464

Malone K (2002): Street life: Youth, culture and competing uses of public space. Environment & Urbanization 14 (2), pp. 157-168

Manderscheid K (2004): Milieu, Urbanität und Raum. Soziale Prägung und Wirkung städtebaulicher Leitbilder und gebauter Räume. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Massey D (1994): Space, Place and Gender. Minneapolis: University of Minnesota Press

May M (2006): Raumaneignung und –Erfahrung von Jugendlichen in der Großstadt. RaumPlanung April 06, S. 79-84

May M (2011): Jugendliche in der Provinz. Ihre Sozialräume, Probleme und Interessen als Herausforderung an die soziale Arbeit. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich

Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest (2011): JIM 2011. Jugend, Information (Multi-) Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2011/JIM_Studie_2011.pdf (Letzter Zugriff 21.03.2017)

Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest (2012): JIM 2012. Jugend, Information (Multi-) Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2012/JIM_Studie_2012.pdf (Letzter Zugriff 21.03.2017)

Merkens H (2001): Die Nutzung sozialer Räume durch Jugendliche in ihrer Freizeit. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 4 (3), S. 437-455.

Ministerium für Schule und Weiterbildung – Ministerium für Schule und Weiterbildung des Landes Nordrhein-Westfalen (o.J.): Bildungsportal des Landes Nordrhein-Westfalen. http://www.schulministerium.nrw.de (Letzter Zugriff 20.03.2014)

Mollenhorst G, Völker B, Flap H (2008): Social contexts and personal relationships: the effect of meeting opportunities on similarity for personal relationships of different strength. Social Networks 30, pp. 60-68

Müller H-U (1983): Wo Jugendliche aufwachsen. Umweltaneignung in verschiedenen Lebensräumen – in der Neubausiedlung – im Altstadtviertel – in der Kleinstadt. München: Juventa

Musterd S, Ostendorf W, De Vos S (2003): Environmental Effects and Social Mobility. Housing Studies 18 (6), pp. 877-892

Nissen U (1998): Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumaneignung. Weinheim und München: Beltz

Oberwittler D (2003): Stadtstruktur, Freundeskreis und Delinquenz. Eine Mehrebenenanalyse zu sozialökologischen Kontexteffekten auf schwere Jugenddelinquenz. In: ders. / Karstedt S (Hrsg.): Soziologie der Kriminalität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 135-170

Oberwittler D (2007a): The effects of ethnic and social segregation on children and adolescents. Recent research and results from a German multilevel study (Discussion Paper Nr. SP IV 2007-603). Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung

Oberwittler D (2007b): The Effects of Neighbourhood Poverty on Adolescent Problem Behaviours: A Multi-Level Analysis Differentiated by Gender and Ethnicity. Housing Studies 22 (5), pp.781-803

Oberwittler D (2013): Wohnquartiere und Kriminalität. Überblick über die Forschung zu den sozialräumlichen Dimensionen urbaner Kriminalität. In: ders. / Rabold S, Baier D (Hrsg.): Städtische Armutsquartiere – Kriminelle Lebenswelten? Studien zu sozialräumlichen Kontexteffekten auf Jugendkriminalität und Kriminalitätswahrnehmungen. Wiesbaden: Springer VS, S. 45-89

Ohlin L E, Cloward R A. (1969): Delinquency and Opportunity: A Theory of Delinquent Gangs. New York: Free Press

Oldenburg R (1997):The Great Good Place: Cafes, Coffee Shops, Bookstores, Bars, Hair Salons, and Other Hangouts at the Heart of a Community. Cambridge: Da Capo Press

Park R E, Burgess E W, Mc Kenzie R (1925): The City. Chicago and London: Chicago University Press

Plöger J (2012): Jugendliche Lebenswelten – Die räumliche Ausprägung des Freizeitverhaltens Jugendlicher im Ruhrgebiet. Essen: Klartext

Portes A (1998). Social capital: Its Origins and Applications in Modern Sociology. Annual Reviews of Sociology 24, pp. 1-24

Pott A (2002): Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozess. Eine Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten türkischen Migrantengeneration. Opladen: Leske + Budrich

Priess L (1996): Transnationale soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeiterwanderungen Mexiko-USA. Zeitschrift für Soziologie 25 (6), S. 456-472

Probyn E (1996): Outside Belongings. London and New York: Routledge

Putnam R A (2000): Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community. New York: Simon and Schuster

Rainie L, Purcell K, Smith A (2011): The Social Side of the Internet. Technology Use has become deeply embedded in group life and is affecting the way civic and social groups behave and the way they impact their communities. PewResearchCenter. http://www.pewinternet.org/files/old-media/Files/Reports/2011/PIP_Social_Side_of_the_Internet.pdf (Letzter Zugriff 21.03.2017)

Rauschenbach B, Wehland G (1989): Zeitraum Kindheit. Zum Erfahrungsraum von Kindern in unterschiedlichen Wohngebieten. Heidelberg: Ries

Reay D (1998): 'Always Knowing' and 'Never Being Sure': Familial and institutional habituses and higher education choice. Journal of Education Policy 13 (4), pp. 519-529

Reay D, David M, Ball S (2001): Making a difference? Institutional habituses and higher education choice. http://www.socresonline.org.uk/5/4/reay.html (Letzter Zugriff 21.03.2017).

Reinders H, Sieler V, Varadi E (2008): Individuationsprozesse bei Jugendlichen deutscher und türkischer Herkunft. Ergebnisse einer Längsschnittstudie (Individuation of adolescents of German and Turkish origin. Longitudinal results). Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisationsforschung 28 (04), S. 429-444

Reutlinger C (2003): Jugend, Stadt und Raum. Sozialgeographische Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters. Opladen: Leske + Budrich

Reutlinger C (2008): Raum und soziale Entwicklung. Kritische Reflexion und neue Perspektiven für den sozialpädagogischen Diskurs. Weinheim und München: Juventa

Robinson C (2000): Creating Space, Creating Self: Street-frequenting Youth in the City and Suburbs. Journal of Youth Studies 3 (4), pp. 429-443

Robinson J (2006): Ordinary Cities. Between Modernity and Development. London: Routledge

Rutter M (1979): Fifteen Thousand Hours: Secondary Schools and Their Effects on Children. London: Open Books

Sampson R J (2001): How Do Communities Undergird or Undermine Human Development? Relevant Contexts and Social Mechanisms. In: Booth A, Crouter A C. (Eds.): Does it Take a Village? Community Effects on Children, Adolescents and Families. London and Mahwah: Lawrence Erlbaum Publishers, pp. 3–47

Saunders P (1987): Soziologie der Stadt. Frankfurt a. M. und New York: Campus

Savage M (2000): Class Analysis and Social Transformation. Buckingham: Open University Press

Savage M / Bagnall G / Longhurst B (2005): Globalization and Belonging. London: Sage

Schader-Stiftung (2011) (Hrsg.): Integrationspotenziale in kleinen Städten und Landkreisen. Ergebnisse des Forschungs-Praxis-Projekts. Darmstadt: Schader-Stiftung

Scherr A (2009): Jugendsoziologie – Einführung in Grundlagen und Theorien. 9. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Schmid C (2005): Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. Stuttgart: Franz Steiner Verlag

Schroer M (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Schwingel M (1995): Pierre Bourdieu – Zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag

Simmel G (1992 [1908]): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Small M L, Newman K S (2001): Urban Poverty after The Truly Disadvantaged: The Rediscovery of the Family, the Neighbourhood and Culture. Annual Review of Sociology 27, pp. 23-45

Straßburger G (2004): Am liebsten unter Ihresgleichen? Soziale Kontakte und soziale Eingliederung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In: Merkens H, Zinnecker J (Hrsg.): Jahrbuch Jugendforschung. 4. Ausgabe 2004. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 79-106

Strzoda C, Zinnecker J (1996): Das persönliche Zeitbudget zwischen 13 und 30. In: Silbereisen R, Vaskovic L, Zinnecker J (Hrsg.): Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991-1996. Opladen: Leske + Budrich, S. 281-300

Tilly C (2001): Relational Origins of Inequality. Anthropological Theory 1 (3), pp. 355-372

Tilly C (2004): Social Boundary Mechanisms. Philosophy of the Social Sciences 34 (2), pp. 211-236

Tönnies F (2005 [1887]): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft

Trautwein U, Baumert J, Maaz K (2007): Hauptschulen = Problemschulen?
Aus Politik und Zeitgeschichte 28, S. 3–9

Travlou P (2003): A Teenager's Survivor Guide to Public Spaces in Edinburgh.
http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/download?doi=10.1.1.619.5369&rep=rep1&type=pdf
(Letzter Zugriff 21.03.2017)

Valentine C A (1968): Culture and Poverty. Critique and Counter Proposals. Chicago and London: The University of Chicago Press

van Eijk G (2010): Unequal networks. Spatial segregation, relationships and inequality in the city. Thesis Delft University of Technology. Delft.
http://repository.tudelft.nl/islandora/object/uuid:38a9a18d-5ac1-4f94-9ee4-02e48f364f79?collection=research
(Letzter Zugriff 21.03.2017)

van Eijk G (2011): 'They Eat Potatoes, I Eat Rice'. Symbolic Boundary Making and Space in Neighbour Relations. Sociological Research Online 16 (4).
http://www.socresonline.org.uk/16/4/2.html
(Letzter Zugriff 14.03.2014)

van Ham M, Manley D, Bailey N, Simpson L, Maclennan D (2011): Neighbourhood Effects Research. New Perspectives. Dordrecht : Springer

Vascoviscs L A. (1982): Residentiale Segregation und soziale Probleme. In: ders. (Hrsg.): Raumbezogenheit sozialer Probleme. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 200-227

Venema M, Grimm C (2002): Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Angehörigen in der Bundesrepublik Deutschland: Repräsentativuntersuchung 2001. Teil A: Türkische, ehemalige jugoslawische, italienische sowie griechische Arbeitnehmer und ihre Familienangehörigen in den alten Bundesländern und im ehemaligen West-Berlin. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung. https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Studien/ram-studie-2001-berichtsband-teil-a.pdf?__blob=publicationFile (Letzter Zugriff 21.03.2017)

Wacquant L (2008): Urban Outcasts. A Comparative Sociology of Advanced Marginality. Cambridge: Polity Press

Wagner U, Brüggen N, Gerlicher P, Schemmerling M, Gebel C (2013): Identitätsarbeit und sozialraumbezogenes Medienhandeln in sozialen Netzwerkdiensten. JFF – Institut für Medienpädagogik.
https://www.blm.de/files/pdf1/JFF_Kurzfassung_Teilstudie_Identitaetsarbeit_Medienhandeln1.pdf (Letzter Zugriff 21.03.2017)

Watt P (2009): Living in an Oasis. Middle-Class Dissaffiliation and Selective Belonging in an English Suburb. Environment and Planning 41 (12), pp. 2874-2892

Wellgraf S (2012): Hauptschüler. Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung. Bielefeld: Transcript Verlag

Wellman B (2001). Physical Place and Cyberspace: The Rise of Personalized Networking. International Journal of Urban and Regional Research 25 (2), pp. 227-252

Wellman B, Leighton B (1979): Networks, Neighborhoods and Communities. Approaches to the Study of the Community Question. Urban Affairs Quarterly 14 (3), pp. 363-390

Werlen B (1997): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Globalisierung, Region und Regionalsierung. Stuttgart: Franz Steiner Verlag

Werlen B (2005): Raus aus dem Container! Ein sozialgeographischer Blick auf die aktuelle (Sozial) Raumdiskussion. In: Projekt Netzwerke im Stadtteil (Hrsg.): Grenzen des Sozialraums. Kritik eines Konzepts – Perspektiven für die Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15-35

Wikström P-O H (2010): Situational Action Theory. In: Cullen, Francis T. / Wilcox , Pamela K (Eds.): Encyclopedia of Criminological Theory. Thousand Oaks: Sage, pp. 1000-1008

Wikström P-O H, Oberwittler D, Treiber K, Hardie B (2012): Breaking Rules. The Social and Situational Dynamics of Young People's Urban crime. Oxford: Oxford University Press

Wilson J W (1987): The Truly Disadvantaged: The Inner City, the Underclass, and Public Policy. Chicago: University of Chicago Press

Winkler C (2005): Lebenswelten Jugendlicher. Eine empirisch-quantitative Exploration an Berufsschulen zur sonderpädagogischen Förderung im Regierungsbezirk Oberfranken. Dissertation an der Ludwig-Maximilian-Universität München, Fakultät für Psychologie und Pädagogik. http://edoc.ub.uni-muenchen.de/4202/1/Winkler_Christoph.pdf.pdf (Letzter Zugriff 19.02.2014)

Wirth L (1938): Urbanism as a Way of Life. The American Journal of Sociology 44 (1), pp. 1-24

Witzel A (1989): Das problemzierte Interview. In: Jüttemann, Gerd (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Heidelberg: Asanger, S.227-256

Woolfolk-Hoy A (2008): Pädagogische Psychologie. München: Pearson Studium

Worresch V (2011): Interethnische Freundschaften als Ressource. Die Rolle des kulturellen Austauschs in interethnischen Freundschaften. Schriftenreihe empirische Bildungsforschung – Band 16. http://www.jugendforschung.de/pdf/SEB-16.pdf (Letzter Zugriff 21.03.2017)

Zeiher H, Zeiher H. (1998): Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim und München: Juventa

Thünen Report

Bereits in dieser Reihe erschienene Hefte – *Volumes already published in this series*

1 - 32	siehe http://www.thuenen.de/de/infothek/publikationen/thuenen-report/
33	Anja-Kristina Techen, Elke Ries, Annett Steinführer **Evaluierung der Gewässerschutzberatung in Hessen im Kontext der EU-Wasserrahmenrichtlinie: Auswirkungen auf Wissen und Handeln von Landwirten**
34	Jan T. Benthien, Sabrina Heldner, Martin Ohlmeyer, Christian Bähnisch, Jörg Hasener, Clemens Seidl, Alfred Pfemeter, Christian Kathmann **Untersuchung der Faserqualität von TMP für die MDF-Produktion –** Abschlussbericht zum FNR-Vorhaben „Fiber-Impact“ (FKZ: 22013211)
35	Andreas Tietz **Überregional aktive Kapitaleigentümer in ostdeutschen Agrarunternehmen: Bestandsaufnahme und Entwicklung**
36	Nicole Wellbrock, Erik Grüneberg, Daniel Ziche, Nadine Eickenscheidt, Marieanna Holzhausen, Juliane Höhle, Rainer Gemballa, Henning Andreae **Entwicklung einer Methodik zur stichprobengestützten Erfassung und Regionalisierung von Zustandseigenschaften der Waldstandorte**
37	Andrea Ackermann, Claudia Heidecke, Ulrike Hirt, Peter Kreins, Petra Kuhr, Ralf Kunkel, Judith Mahnkopf, Michael Schott, Björn Tetzlaff, Markus Venohr und Frank Wendland **Der Modellverbund AGRUM als Instrument zum landesweiten Nährstoffmanagement in Niedersachsen**
38	Hermann Achenbach und Sebastian Rüter **Ökobilanz-Daten für die Erstellung von Fertighäusern in Holzbauweise**
39	Hans-Dieter Haenel, Claus Rösemann, Ulrich Dämmgen, Annette Freibauer, Ulrike Döring, Sebastian Wulf, Brigitte Eurich-Menden, Helmut Döhler, Carsten Schreiner, Bernhard Osterburg **Calculations of gaseous and particulate emissions from German agriculture 1990 - 2014** **Berechnung von gas- und partikelförmigen Emissionen aus der deutschen Landwirtschaft 1990 – 2014**
40	Frank Offermann, Martin Banse, Claus Deblitz, Alexander Gocht, Aida Gonzalez-Mellado, Peter Kreins, Sandra Marquardt, Bernhard Osterburg, Janine Pelikan, Claus Rösemann, Petra Salamon, Jürn Sanders **Thünen-Baseline 2015 – 2025: Agrarökonomische Projektionen für Deutschland**
41	Stefan Kundolf, Patrick Küpper, Anne Margarian und Christian Wandinger **Koordination, Lernen und Innovation zur Entwicklung peripherer ländlicher Regionen** **Phase II der Begleitforschung zum Modellvorhaben *LandZukunft***
42	Sebastian Rüter, Frank Werner, Nicklas Forsell, Christopher Prins, Estelle Vial, Anne-Laure Levet **ClimWood2030 ‘Climate benefits of material substitution by forest biomass and harvested wood products: Perspective 2030’ Final Report**
43	Nicole Wellbrock, Andreas Bolte, Heinz Flessa (eds) **Dynamik und räumliche Muster forstlicher Standorte in Deutschland – Ergebnisse der Bodenzustandserhebung im Wald 2006 bis 2008**

44	Walter Dirksmeyer, Michael Schulte und Ludwig Theuvsen (eds) **Aktuelle Forschung in der Gartenbauökonomie – Nachhaltigkeit und Regionalität – Chancen und Herausforderungen für den Gartenbau** – Tagungsband zum 2. Symposium für Ökonomie im Gartenbau
45	Mirko Liesebach (ed) **Forstgenetik und Naturschutz – 5. Tagung der Sektion Forstgenetik/Forstpflanzenzüchtung am 15./16. Juni 2016 in Chorin – Tagungsband**
46	Claus Rösemann, Hans-Dieter Haenel, Ulrich Dämmgen, Annette Freibauer, Ulrike Döring, Sebastian Wulf, Brigitte Eurich-Menden, Helmut Döhler, Carsten Schreiner, Bernhard Osterburg **Calculations of gaseous and particulate emissions from German agriculture 1990 - 2015** **Berechnung von gas- und partikelförmigen Emissionen aus der deutschen Landwirtschaft 1990 – 2015**
47	Niko Sähn, Stefan Reiser, Reinhold Hanel und Ulfert Focken **Verfügbarkeit umweltrelevanter Daten zur deutschen Süßwasseraquakultur**
48	Markus Ehrmann **Modellgestützte Analyse von Einkommens- und Umweltwirkungen auf Basis von Testbetriebsdaten**
49	Mirko Liesebach, Wolfgang Ahrenhövel, Alwin Janßen, Manuel Karopka, Hans-Martin Rau, Bernd Rose, Randolf Schirmer, Dagmar Schneck, Volker Schneck, Wilfried Steiner, Silvio Schüler, Heino Wolf **Planung, Anlage und Betreuung von Versuchsflächen der Forstpflanzenzüchtung** **Handbuch für die Versuchsanstellung**
50	Tobias Mettenberger **Jugendliche Zukunftsorientierungen in ländlichen Mittelstädten** Zur Rolle des alltäglichen (sozial-)räumlichen Kontexts beim Übergang von der Hauptschule in den weiteren Ausbildungsweg

THÜNEN

Thünen Report 50

Herausgeber/Redaktionsanschrift

Johann Heinrich von Thünen-Institut
Bundesallee 50
38116 Braunschweig
Germany

www.thuenen.de

ISBN 978-3-86576-170-5